This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

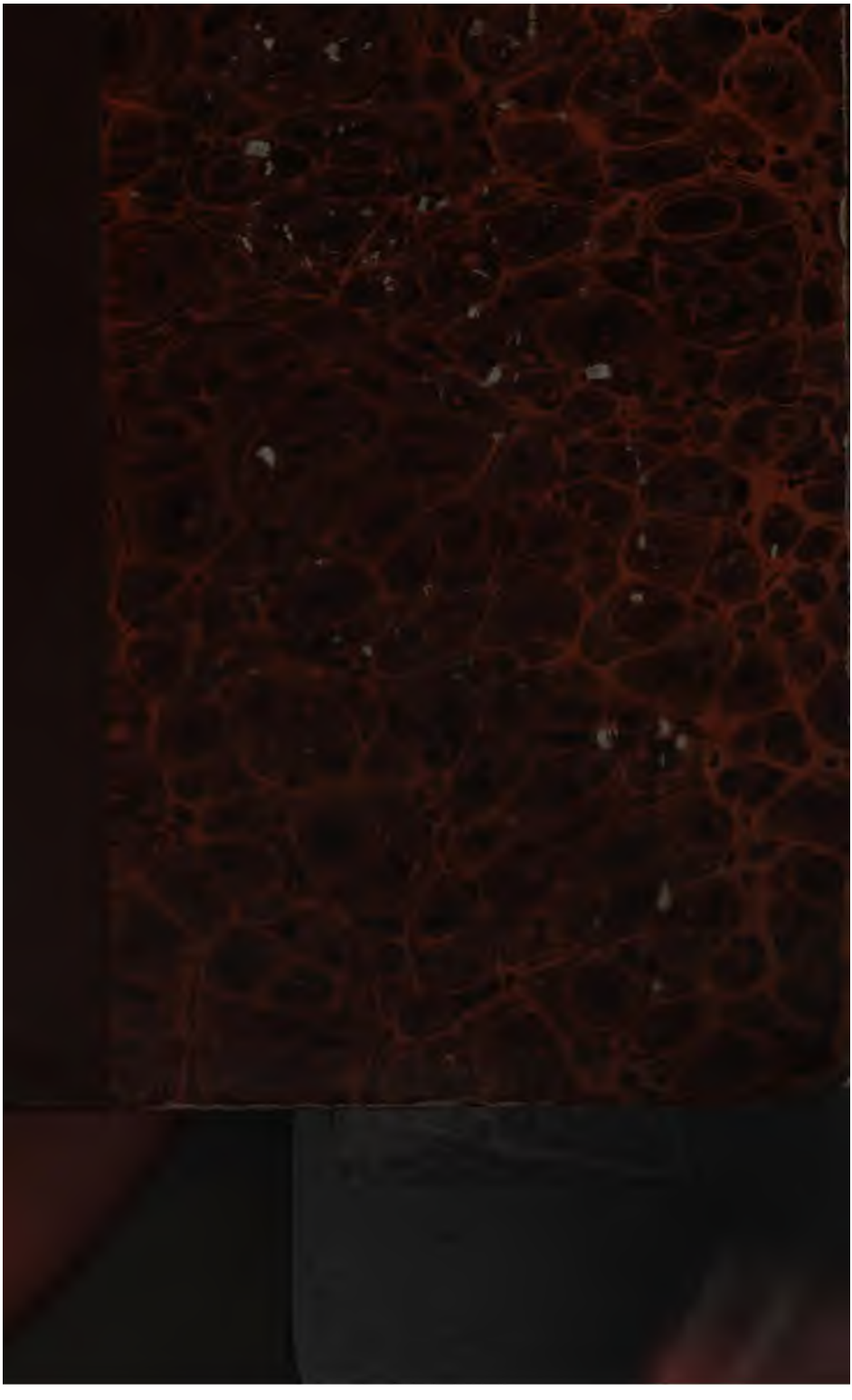
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

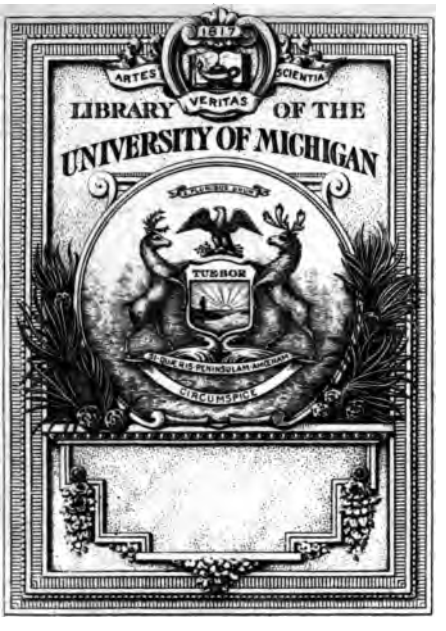
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





RECEIVED IN EXCHANGE
FROM
Library
University of Chicago

830
P 74

Das

Gesammtgebiet

der

teutschen Sprache,

nach

Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit

theoretisch und practisch dargestellt

von

Karl Heinrich Ludwig Pölitz.

Erster Band.

Philosophie der Sprache.

Leipzig, 1825.

J. C. Hinrichsche Buchhandlung.

Vorrede.

Es ward mir in neuerer Zeit mehrmals die Veranlassung, nach demselben Verhältnisse, in welchem meine größere Weltgeschichte in vier Bänden zu dem geschichtlichen Lehrbuche steht, das den Titel: kleine Weltgeschichte führt, eine vollständige Ausführung der Grundsätze und Lehren herauszugeben, welche ich im Jahre 1820 in meiner Schrift: „die Sprache der Teutschen, philosophisch und geschichtlich dargestellt", berechnet für den Unterricht, in compendiarischen Umrissen aufgestellt hatte.

Sollte nun eine systematische Behandlung des Gesammtgebietes der teutschen Sprache — nach dem Verhältnisse des bei meiner größern Weltgeschichte festgehaltenen Gesichtspuncts — dem doppelten Zwecke entsprechen, theils für den Bedarf des Lehrers, beim Gebrauche des Compendiums, als Commentar zu dienen, theils für den Kreis gebildeter Leser (die aber nicht, im strengern Sinne des Wortes, Gelehrte sind) eine befriedigende Uebersicht über das Gesammtgebiet der teutschen Sprache, ohne eigentliches Schulgerüst, zu enthalten; so mußte, nach meiner Ueberzeugung, der Darstellung des gegenwärtigen Standpuncts der teutschen Sprache, ein kurzer Umriß der Geschichte derselben vorausgehen, in welchem nicht alle teutsche Schriftsteller, selbst nicht einmal alle ausgezeichnete Schriftsteller im Einzelnen genannt, wohl aber

schen Sprachgesetze der teutschen Sprache (mit Rücksicht auf Archaismen, Barbarismen, Solöcismen, Provinzialismen, Synonymik, Interpunction, Prosodie u. s. w.), theils durch den Abgang aller erläuternden und versinnlichenden Beispiele, so wie durch manche, in dem vorliegenden Werke aufgestellte, neue oder berichtigte Ansicht, in vielfacher Beziehung von demselben sich unterscheidet.

Sollte aber das vorliegende Werk theils als Commentar über das Compendium für Lehrer, theils als Handbuch für die gebildeten Stände seiner Bestimmung entsprechen; so durfte dasselbe, nach meiner Ueberzeugung, weder die bloße trockene Theorie, noch auch eine bloße Chrestomathie aus teutschen Schriftstellern enthalten; es mußte vielmehr durchgehends die Theorie mit der Praxis verbunden, und jeder aufgestellte Grund- und Lehrsatz mit Beispielen aus den Schriften der Classiker unserer Nation belegt und dadurch versinnlicht werden.

Von dem Nutzen dieser Verbindung der Theorie und Praxis beim wissenschaftlichen Vortrage der teutschen Sprache habe ich seit 30 Jahren in meinen verschiedenen Lehrämtern an der Ritterakademie zu Dresden, und auf den beiden Hochschulen Wittenberg und Leipzig mich überzeugt, wo ich, aus reiner Vorliebe für unsere vaterländische Sprache, abwechselnd öffentliche Vorträge über dieselbe hielt. Durch diese Verbindung verliert nämlich die Theorie die Trockenheit der bloßen Abstraction; die Praxis aber gewinnt, sobald sie mit der Theorie verbunden wird, einen wissenschaftlichen Stützpunct und die bestimmte Anordnung der einzelnen Theile und Gegenstände. — Da nun in der an Sprachlehren, Theorieen des Styls und Chrestomathieen für den Schulbedarf fast

überreichen Literatur unserer Sprache doch bis jetzt noch kein Werk mir bekannt ist, das, wie das vorliegende, die Theorie mit der Praxis durchgehends verbände, und, mit Beseitigung alles blos Grammatischen und auf empirischen Gesetzen Beruhenden, zunächst die Sprache als ein lebendiges, aus der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes hervorgehendes, Ganzes auffaßte und durchführte; so wünsche ich, daß der erste Versuch dieser Art im Ganzen eben so wohlwollend aufgenommen werden möge, als meine größere Weltgeschichte und meine Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit.

Wohl wird Verschiedenheit der Ansichten und Grundsätze bei den Männern vom Fache sowohl in Hinsicht der von mir aufgestellten Theorie, als in Hinsicht der von mir ausgewählten — und zum Theile sehr mühsam aufgesuchten — Beispiele statt finden. Allein in Beziehung auf die letztern bemerke ich, daß ich in diesem Bande, so wie in den drei folgenden Bänden, die möglichst größte Mannigfaltigkeit und Abwechslung der teutschen Schriftsteller aus den verschiedensten Zeitaltern unsrer Sprachbildung beabsichtigte, weil ich die Einseitigkeit für nachtheilig halte, welche sich blos auf wenige — wenn gleich ausgezeichnete — Schriftsteller beschränkt; daß ich ferner solche Classiker (wie, Schiller, Göthe, Wieland u. a.) die durch mehrfache Ausgaben, zur Ehre der Nation und des vaterländischen Buchhandels, in neuerer Zeit über alle teutsche Gauen verbreitet wurden, nur selten anführe, weil sie zwar in einem Werke dieser Art nicht fehlen dürfen, aber doch auch im Kreise gebildeter Leser und der Jugendlehrer schon hinlänglich

bekannt ſind; und daß ich endlich, wie dies bereits in dieſem Bande geſchehen iſt, auch in den folgenden drei Bänden, ſehr oft Beiſpiele von den ältern Proſaikern, Dichtern und Rednern unſrer Nation aufnehmen werde, die theils noch jetzt verſtändlich, theils — wenn gleich bisweilen in einem beſchränkteren Sinne — als Claſſiker anerkannt, theils nach den aus ihren Werken entlehnten Bruchſtücken, für die Verdeutlichung und Verſinnlichung der aufgeſtellten Grundſätze geeignet ſind.

Möchten daher, ſo wünſche ich, die Beurtheiler dieſes Werkes zunächſt die Zweckmäßigkeit des feſtgehaltenen Planes, und dann, in Hinſicht der Ausführung, theils die Richtigkeit und Haltbarkeit der aufgeſtellten Grundſätze und Regeln, theils die Angemeſſenheit der für die Verſinnlichung dieſer Grundſätze gewählten Beiſpiele ihrer unpartheiiſchen Prüfung unterwerfen. Mit beſonderer Freude würde es mich aber erfüllen, wenn dieſes Werk geeignet wäre, den höhern Sinn für unſre, von ſo vielen Claſſikern in allen Gattungen und Formen des Styls reich ausgeſtattete, Sprache zu nähren, und namentlich den wiſſenſchaftlichen Anbau derſelben zu befördern, der, nach den Vorarbeiten der Claſſiker ſeit dem Jahre 1740, nun zum dringenden Bedürfniſſe geworden iſt, damit nicht die Theorie hinter der Praxis zurückbleibe, und die Philoſophie der Sprache nicht über den jährlich erſcheinenden Sprachlehren, Schulſchriften und Chreſtomathieen zu ſehr vernachläſſigt werde.

Leipzig, den 12. Febr. 1825.

Pölitz.

Inhalt des ersten Theiles.

Einleitung. . . . . S. 1
Umriß der Geschichte der teutschen Sprache. . . . 35

Philosophie der teutschen Sprache.

1. Uebergang von der Geschichte der Sprache zur Philosophie derselben. 138
2. Verhältniß der Philosophie der Sprache zur sogenannten Theorie des Styls. 140
3. Umfang der Philosophie der Sprache. . . . 142
4. Anwendung auf die teutsche Sprache. . . . 144
5. Theile der Philosophie der teutschen Sprache. . 145
6. a) Die ursprüngliche Gesetzmäßigkeit des menschl. Geistes, in Beziehung auf die Sprache betrachtet. 146
7. Fortsetzung. 147
8. α) Das Vorstellungsvermögen. 149
9. β) Das Gefühlsvermögen. 152
10. γ) Das Bestrebungsvermögen. 155
11. b) Wichtigkeit der Lehre von den drei selbstständigen Vermögen des menschlichen Geistes für die Philosophie der Sprache. 157
12. Fortsetzung. 159
13. Fortsetzung. 160
14. Beispiele aus der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit: 161
    1) der Prosa, von Fr. Jacobs.
    2) der Dichtkunst, von J. Andr. Cramer.
    3) der Beredsamkeit, von Franz V. Reinhard.
15. Fortsetzung der Anwendung der Lehre von den drei geistigen Vermögen auf die Sprachdarstellung; mit Beispiel von Jean Paul. 173
16. c) Der eigenthümliche (formelle) Charakter aller Sprachdarstellung; 179
    mit Beispiel von einem Ungenannten.
17. d) Verschiedenheit des Stoffes und der Form in der Sprachdarstellung. 183
18. Beispiele für den erkennbaren Unterschied der Abstammung des dargestellten Stoffes aus der äußern oder innern Anschauung von Kosegarten und Heydenreich. 186
19. Fortsetzung des §. 17. mit Beispielen von einem Ungenannten, Kastendieck u. Müllner. 190

20. e) Bedingungen für die Beurtheilung einer vollendeten Form der Darstellung. . . . S. 195
21. a) die logisch-grammatischen Bedingungen (mit Beispielen). 195
22. Fortsetzung. 204
23. Beispiel für den nach logischen Gesetzen abgegrenzten Periodenbau, von Tzschirner. . 210
24. β) die ästhetischen Bedingungen. 213
25. Beispiele von Hippel und Jean Paul. . 215
26. f) Das Gesetz der Form. 224
27. Folgerungen. 228
28. Beispiele von Rosenmüller, Salzmann, Johannes Müller, Kuhn und Reinhard. 232
29. g) Die untergeordneten Eigenschaften der beiden Grundeigenschaften des Gesetzes der Form. . 242
30. a) Die untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit der Form.
1) Die Deutlichkeit. 243
(mit Beispiel von Luther.)
31. 2) Die Klarheit. 250
(mit Beispiel von Kant.)
32 3) Die Reinheit. 254
(mit Beispiel von Schiller.)
33. 4) Die Ordnung. 259
(mit Beispielen von Joh. Eremita, Fr. Heinr. Jacobi und Zollikofer.)
34. 5) Die Treue. 267
(mit Beispiel von Herder.)
35. 6) Die Vollständigkeit. 269
(mit Beispielen v. Lessing u. Matthisson.)
36. 7) Die Kürze. 271
(mit Beispielen von Langbein, Halem, Schiller und Stolberg.)
37. 8) Die logische und grammatische Einheit. . 272
(mit Beispielen von Heinse und Bretschneider.)
38. Uebergang zu den untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form. 276
39. Fortsetzung. Ueber den Geschmack. 278
40. β) Die untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form.
1) Die freieste Versinnlichung des Stoffes. . 280

(mit Beispielen von Günther, Ungenannten und Lavater.)
41. 2) Die Natürlichkeit. . . . . S. 291
(mit Beispiel von Bürde.)
42. 3) Die Mannigfaltigkeit. 293
(mit Beispiel von Kosegarten.)
43. 4) Die ästhetische Einheit. 300
(mit Beispiel von Kuhn.)
44. 5) Die Schattirung. 303
(mit Beispielen von Voß u. Matthisson.)
45. 6) Die Vertheilung von Licht und Schatten. 306
(mit Beispiel von Klopstock.)
46. 7) Der Kontrast. 312
(mit Beispiel von Schubart.)
47. 8) Das Witzige und Scharfsinnige. . . . 317
(mit Beispielen von Weisser, Pfeffel, Abraham a Sancta Clara, Lichtenberg, und Zollikofer.)
48. 9) Das Neue. 324
(mit Beispiel von Jean Paul.)
49. 10) Anmuth, Lieblichkeit und Grazie. . . . 329
(mit Beispielen v. Matthisson, u. Kuhn.)
50. 11) Das Naive. 332
(mit Beispielen von einem Ungenannten und Mahler Müller.)
51. 12) Das Unerwartete und Wunderbare. . . 339
(mit Beispielen von Menke, Kästner, Panse und Schubart.)
52. 13) Die edle Einfalt. 347
(mit Beispiel von Heydenreich.)
53. 14) Die Kraft. 351
(mit Beispielen v. Voß, Fichte u. Tzschirner.)
54. 15) Das Kühne. 359
(mit Beispiel von Luther.)
55. 16) Das Edle, Würdevolle und Majestätische. 364
(mit Beispielen von Ernst Schulze, Mahlmann, und Klopstock.)
56. 17) Das Große. . . . . 37[illegible]
(mit Beispielen von Joh. Müller, und J. Geo. Jacobi.)
57. 18) Das Erhabene und Feierliche. 376
(mit Beispielen v. Kant, Haller, u. Tzschirner.)

58. 19) Das Pathetiſche. . . . . S. 385
(mit Beiſpiel von Ramler.)
59. 20) Das Rührende. 388
(mit Beiſpielen von Klopſtock, Mahlmann, und Schuderoff.)
60. 21) Das Romantiſche. 393
(mit Beiſpielen von Matthiſſon und Krummacher.)
61. 22) Das Humoriſtiſche. 397
(mit Beiſpielen von Abraham a S. Clara, Sterne, und Jean Paul.)
62. 23) Das Scherzhafte. 402
(mit Beiſpielen von Rabener und Weiße.)
63. 24) Das Lächerliche und Komiſche. . . . 406
(mit Beiſpiel von Fr. Wilh. Zachariä.)
64. 25) Das Satyriſche. 413
(mit Beiſpielen von Sebaſt. Brant und Friedrich.)
65. 26) Das Bildliche, oder über die Figuren und Tropen. 422
66. Fortſetzung. 425
(mit Beiſpielen von Jean Paul.)
67. α) Die Figuren. (durchgehends mit Beiſpielen.) 431
68. β) Die Tropen. (durchgehends mit Beiſpielen.) 451
69. h) Der Styl, nach ſeinen Gattungen, Arten und Formen. 469
70. i) Die Lehre von den drei Schreibarten, der niedern, mittlern und höhern. 474
(mit Beiſpielen von Gittermann, Mahlmann und Klopſtock.
71. 1) Die niedere Schreibart. 485
(mit Beiſpielen von Knigge, Schröckh, Chſtn. Fel. Weiße und Wedag.)
72. 2) Die höhere Schreibart. 490
(mit Beiſpielen von Jean Paul, Fr. Leop. Graf zu Stolberg, und Fichte.)
73. 3) Die mittlere Schreibart. 497
(mit Beiſpielen von Ancillon, Raupach und Reinhard.)
74. Schluß der Philoſophie der Sprache. . . . 503

Einleitung.

Für jedes Volk giebt es zwei Hauptgegenstände seiner Eigenthümlichkeit: seine Geschichte und seine Sprache. Beide setzen seine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit voraus; denn nur selbstständige, freie und unabhängige Völker haben eine Geschichte, die diesen ehrwürdigen Namen verdient, und nur bei freien und unabhängigen Völkern kann eine selbstständige Sprache sich gestalten, die, mit der allmähligen Fortbildung und Reife des Volkes, zur höhern Bildung und Reife gelangt. An beiden also, an ihrer Geschichte und an ihrer Sprache, erkennen wir alle Hauptvölker in den Kreisen des Alterthums, des Mittelalters, der neuern und der neuesten Zeit.

Soll aber ein Volk eine ihm eigenthümliche Geschichte erhalten und behaupten, und dadurch würdig werden, während seines politischen Daseyns mit Preis und Ruhm in der Mitte der gleichzeitigen Völker zu erscheinen, und mit einem unvergänglichen Namen auf die Nachwelt überzugehen; so muß es, durch seine physische und geistige, besonders aber durch seine sittliche Kraft, die wesentlichsten Bedingungen seines innern und äußern Lebens so selbstständig entwickelt und ausgeprägt haben, daß eben durch diese öffentliche Ankündigung seines innern und äußern Lebens in dem Kreise der übrigen Staaten die Eigenthüm-

58. 19) Das Pathetiſche. . . . . S. 385
(mit Beiſpiel von Ramler.)
59. 20) Das Rührende. 388
(mit Beiſpielen von Klopſtock, Mahlmann, und Schuderoff.)
60. 21) Das Romantiſche. 393
(mit Beiſpielen von Matthiſſon und Krummacher.)
61. 22) Das Hnmoriſtiſche. 397
(mit Beiſpielen von Abraham a S. Clara, Sterne, und Jean Paul.)
62. 23) Das Scherzhafte. 402
(mit Beiſpielen von Rabener und Weiße.)
63. 24) Das Lächerliche und Komiſche. . . . 406
(mit Beiſpiel von Fr. Wilh. Zachariä.)
64. 25) Das Satyriſche. 413
(mit Beiſpielen von Sebaſt. Brant und Friedrich.)
65. 26) Das Bildliche, oder über die Figuren und Tropen. 422
66. Fortſetzung. 425
(mit Beiſpielen von Jean Paul.)
67. α) Die Figuren. (durchgehends mit Beiſpielen.) 431
68. β) Die Tropen. (durchgehends mit Beiſpielen.) 451
69. h) Der Styl, nach ſeinen Gattungen, Arten und Formen. 469
70. i) Die Lehre von den drei Schreibarten, der niedern, mittlern und höhern. 474
(mit Beiſpielen von Gittermann, Mahlmann und Klopſtock.
71. 1) Die niedere Schreibart. 485
(mit Beiſpielen von Knigge, Schröckh, Chſtn. Fel. Weiße und Wedag.)
72. 2) Die höhere Schreibart. 490
(mit Beiſpielen von Jean Paul, Fr. Leop. Graf zu Stolberg, und Fichte.)
73. 3) Die mittlere Schreibart. 497
(mit Beiſpielen von Ancillon, Raupach und Reinhard.)
74. Schluß der Philoſophie der Sprache. . . . 503

Einleitung.

Für jedes Volk giebt es zwei Hauptgegenstände seiner Eigenthümlichkeit: seine Geschichte und seine Sprache. Beide setzen seine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit voraus; denn nur selbstständige, freie und unabhängige Völker haben eine Geschichte, die diesen ehrwürdigen Namen verdient, und nur bei freien und unabhängigen Völkern kann eine selbstständige Sprache sich gestalten, die, mit der allmähligen Fortbildung und Reife des Volkes, zur höhern Bildung und Reife gelangt. An beiden also, an ihrer Geschichte und an ihrer Sprache, erkennen wir alle Hauptvölker in den Kreisen des Alterthums, des Mittelalters, der neuern und der neuesten Zeit.

Soll aber ein Volk eine ihm eigenthümliche Geschichte erhalten und behaupten, und dadurch würdig werden, während seines politischen Daseyns mit Preis und Ruhm in der Mitte der gleichzeitigen Völker zu erscheinen, und mit einem unvergänglichen Namen auf die Nachwelt überzugehen; so muß es, durch seine physische und geistige, besonders aber durch seine sittliche Kraft, die wesentlichsten Bedingungen seines innern und äußern Lebens so selbstständig entwickelt und ausgeprägt haben, daß eben durch diese öffentliche Ankündigung seines innern und äußern Lebens in dem Kreise der übrigen Staaten die Eigenthüm-

lichkeit seiner Bildung und politischen Gestaltung, so wie seine Verschiedenheit von allen übrigen Völkern und Staaten, unverkennbar hervortritt.

Diese Eigenthümlichkeit des innern und äußern Lebens in allen einzelnen Beziehungen eines Volkes aufzufassen; die mannigfaltigen Schattirungen seiner Cultur, in Hinsicht auf Anbau des Bodens, auf Gewerbsfleiß und Handel, auf selbstständige Regsamkeit in den Kreisen der Wissenschaften und Künste, besonders aber in der Bildung seiner Staatsverfassung, seiner Regierungsform und in den einzelnen Zweigen der Staatsverwaltung nachzuweisen, und zu zeigen, wie ein Volk, von den kleinsten Anfängen an bis zu seinem ersten Auftreten in der Geschichte fortschritt zu seiner festern politischen Gestaltung und zu seiner eigenthümlichen Blüthe und Kraft; das ist die reiche und große Aufgabe für die besondere Volks- und Staatsgeschichte. Diese Geschichte wird und kann daher nur dann ein reines Interesse haben, wenn das Volk selbst in die Reihe der gesitteten und in der Bildung fortschreitenden Völker und Staaten gehört; denn für Horden und Völker, die im Nomadenleben wieder erlöschen oder mit andern verschmelzen, und für Staaten, die blos der Zufall der Eroberung auf kurze Zeit zu einem locker verbundenen Ganzen, ohne innere organische Einheit, zusammenwürfelte, giebt es keine eigenthümliche Geschichte im höhern Sinne des Wortes. Nie wird also der Geschichtsschreiber, der aus dem Standpuncte der Cultur und Staatskunst die Völker des Erdbodens und die Zeitalter der Geschichte auffaßt, die Cimmerier, die Numidier, die Hunnen, die Petschenegen und andere culturlose Völkerschaften auf gleiche Linie mit Phönicien,

Athen und Rom, wie die Staaten von Delhi, Teheran und Stambul auf gleiche politische Höhe mit Frankreich und Großbritannien stellen. Denn weshalb sind die Sprachen des alten Aegyptens und Karthago's so aus der Geschichte verschwunden, daß jetzt nur aus dunkeln Spuren ein sehr dürftiges Ergebniß über ihr inneres Wesen sich vermitteln läßt? Weil weder Aegypten noch Karthago eine Nationalliteratur hatten; weil sie der Dichter, der Redner, der Geschichtsschreiber ermangelten, und ohne diese keine Sprache des Erdbodens dem Sturme der Zeit widersteht. Nicht Landbau und Gewerbsfleiß, nicht Handel und Kolonialwesen, nicht innerer Reichthum und weitverbreiteter auswärtiger Verkehr retten die Sprachen vor ihrem Erlöschen; sonst würden die Sprachen Phöniciens, Karthago's, Aegyptens und Arams uns noch eben so geläufig seyn, wie die hebräische, die griechische und römische. Das aber hat die Sprache der Hebräer auf die Nachwelt gebracht, daß sie das Organ einer eigenthümlichen Dichtkunst, Religion und Gesetzgebung ward, wenn gleich kein eigentlicher Redner durch sie zu einer begeisterten Menge im Tempel und im Forum sprach. Auf gleiche Weise liegt das fortdauernde Lebensprincip der parsischen Sprache in Zoroasters Gesetzgebung und Religion, im Parsismus durchgebildet mit einem hohen Reichthume dichterischer Farben; und eben so das Lebensprincip der indischen und arabischen Sprache in ihren Dichtern, Gesetzgebern und Religionsstiftern. Jede selbstständige Religion, die in irgend einem Zeitalter bei einem Volke des Erdbodens ins öffentliche Staatsleben eintrat, wirkte fortbildend auf die Sprache; denn jede Religion, selbst die sinnlichste,

lichkeit seiner Bildung und politischen Gestaltung, so wie seine Verschiedenheit von allen übrigen Völkern und Staaten, unverkennbar hervortritt.

Diese Eigenthümlichkeit des innern und äußern Lebens in allen einzelnen Beziehungen eines Volkes aufzufassen; die mannigfaltigen Schattirungen seiner Cultur, in Hinsicht auf Anbau des Bodens, auf Gewerbsfleiß und Handel, auf selbstständige Regsamkeit in den Kreisen der Wissenschaften und Künste, besonders aber in der Bildung seiner Staatsverfassung, seiner Regierungsform und in den einzelnen Zweigen der Staatsverwaltung nachzuweisen, und zu zeigen, wie ein Volk, von den kleinsten Anfängen an bis zu seinem ersten Auftreten in der Geschichte fortschritt zu seiner festern politischen Gestaltung und zu seiner eigenthümlichen Blüthe und Kraft; das ist die reiche und große Aufgabe für die besondere Volks- und Staatsgeschichte. Diese Geschichte wird und kann daher nur dann ein reines Interesse haben, wenn das Volk selbst in die Reihe der gesitteten und in der Bildung fortschreitenden Völker und Staaten gehört; denn für Horden und Völker, die im Nomadenleben wieder erlöschen oder mit andern verschmelzen, und für Staaten, die blos der Zufall der Eroberung auf kurze Zeit zu einem locker verbundenen Ganzen, ohne innere organische Einheit, zusammenwürfelte, giebt es keine eigenthümliche Geschichte im höhern Sinne des Wortes. Nie wird also der Geschichtsschreiber, der aus dem Standpuncte der Cultur und Staatskunst die Völker des Erdbodens und die Zeitalter der Geschichte auffaßt, die Cimmerier, die Numidier, die Hunnen, die Petschenegen und andere culturlose Völkerschaften auf gleiche Linie mit Phönicien,

Athen und Rom, wie die Staaten von Delhi, Teheran und Stambul auf gleiche politische Höhe mit Frankreich und Großbritannien stellen. Denn weshalb sind die Sprachen des alten Aegyptens und Karthago's so aus der Geschichte verschwunden, daß jetzt nur aus dunkeln Spuren ein sehr dürftiges Ergebniß über ihr inneres Wesen sich vermitteln läßt? Weil weder Aegypten noch Karthago eine Nationalliteratur hatten; weil sie der Dichter, der Redner, der Geschichtsschreiber ermangelten, und ohne diese keine Sprache des Erdbodens dem Sturme der Zeit widersteht. Nicht Landbau und Gewerbsfleiß, nicht Handel und Kolonialwesen, nicht innerer Reichthum und weitverbreiteter auswärtiger Verkehr retten die Sprachen vor ihrem Erlöschen; sonst würden die Sprachen Phöniciens, Karthago's, Aegyptens und Arams uns noch eben so geläufig seyn, wie die hebräische, die griechische und römische. Das aber hat die Sprache der Hebräer auf die Nachwelt gebracht, daß sie das Organ einer eigenthümlichen Dichtkunst, Religion und Gesetzgebung ward, wenn gleich kein eigentlicher Redner durch sie zu einer begeisterten Menge im Tempel und im Forum sprach. Auf gleiche Weise liegt das fortdauernde Lebensprincip der parsischen Sprache in Zoroasters Gesetzgebung und Religion, im Parsismus durchgebildet mit einem hohen Reichthume dichterischer Farben; und eben so das Lebensprincip der indischen und arabischen Sprache in ihren Dichtern, Gesetzgebern und Religionsstiftern. Jede selbstständige Religion, die in irgend einem Zeitalter bei einem Volke des Erdbodens ins öffentliche Staatsleben eintrat, wirkte fortbildend auf die Sprache; denn jede Religion, selbst die sinnlichste,

lichkeit seiner Bildung und politischen Gestaltung, so wie seine Verschiedenheit von allen übrigen Völkern und Staaten, unverkennbar hervortritt.

Diese Eigenthümlichkeit des innern und äußern Lebens in allen einzelnen Beziehungen eines Volkes aufzufassen; die mannigfaltigen Schattirungen seiner Cultur, in Hinsicht auf Anbau des Bodens, auf Gewerbsfleiß und Handel, auf selbstständige Regsamkeit in den Kreisen der Wissenschaften und Künste, besonders aber in der Bildung seiner Staatsverfassung, seiner Regierungsform und in den einzelnen Zweigen der Staatsverwaltung nachzuweisen, und zu zeigen, wie ein Volk, von den kleinsten Anfängen an bis zu seinem ersten Auftreten in der Geschichte fortschritt zu seiner festern politischen Gestaltung und zu seiner eigenthümlichen Blüthe und Kraft; das ist die reiche und große Aufgabe für die besondere Volks- und Staatsgeschichte. Diese Geschichte wird und kann daher nur dann ein reines Interesse haben, wenn das Volk selbst in die Reihe der gesitteten und in der Bildung fortschreitenden Völker und Staaten gehört; denn für Horden und Völker, die im Nomadenleben wieder erlöschen oder mit andern verschmelzen, und für Staaten, die blos der Zufall der Eroberung auf kurze Zeit zu einem locker verbundenen Ganzen, ohne innere organische Einheit, zusammenwürfelte, giebt es keine eigenthümliche Geschichte im höhern Sinne des Wortes. Nie wird also der Geschichtsschreiber, der aus dem Standpuncte der Cultur und Staatskunst die Völker des Erdbodens und die Zeitalter der Geschichte auffaßt, die Cimmerier, die Numidier, die Hunnen, die Petschenegen und andere culturlose Völkerschaften auf gleiche Linie mit Phönicien,

Athen und Rom, wie die Staaten von Delhi, Teheran und Stambul auf gleiche politische Höhe mit Frankreich und Großbritannien stellen. Denn weshalb sind die Sprachen des alten Aegyptens und Karthago's so aus der Geschichte verschwunden, daß jetzt nur aus dunkeln Spuren ein sehr dürftiges Ergebniß über ihr inneres Wesen sich vermitteln läßt? Weil weder Aegypten noch Karthago eine Nationalliteratur hatten; weil sie der Dichter, der Redner, der Geschichtsschreiber ermangelten, und ohne diese keine Sprache des Erdbodens dem Sturme der Zeit widersteht. Nicht Landbau und Gewerbsfleiß, nicht Handel und Kolonialwesen, nicht innerer Reichthum und weitverbreiteter auswärtiger Verkehr retten die Sprachen vor ihrem Erlöschen; sonst würden die Sprachen Phöniciens, Karthago's, Aegyptens und Arams uns noch eben so geläufig seyn, wie die hebräische, die griechische und römische. Das aber hat die Sprache der Hebräer auf die Nachwelt gebracht, daß sie das Organ einer eigenthümlichen Dichtkunst, Religion und Gesetzgebung ward, wenn gleich kein eigentlicher Redner durch sie zu einer begeisterten Menge im Tempel und im Forum sprach. Auf gleiche Weise liegt das fortdauernde Lebensprincip der parsischen Sprache in Zoroasters Gesetzgebung und Religion, im Parsismus durchgebildet mit einem hohen Reichthume dichterischer Farben; und eben so das Lebensprincip der indischen und arabischen Sprache in ihren Dichtern, Gesetzgebern und Religionsstiftern. Jede selbstständige Religion, die in irgend einem Zeitalter bei einem Volke des Erdbodens ins öffentliche Staatsleben eintrat, wirkte fortbildend auf die Sprache; denn jede Religion, selbst die sinnlichste,

kann ſich der Erklärung und Deutung metaphyſiſcher Fragen nicht ganz entziehen, und durch die Beantwortung derſelben erweitert ſich das Gebiet jeder Sprache für die Kreiſe der Abſtraction.

Weil aber in der Welt des Alterthums nirgends ſo, wie in Griechenland, und ſpäter theilweiſe auch in Rom, Dichtkunſt, Religion, Staatsverfaſſung, Staatsberedſamkeit, Kunſtentwickelung und eigentliche Philoſophie auf die feſte Geſtaltung und auf die reichſte Ausbildung der Sprache, nach allen Formen und Schattirungen derſelben, gemeinſchaftlich einwirkten; ſo mußten auch unter allen Sprachen des Alterthums die griechiſche und die römiſche die reichſten, die gebildeteſten, die unvergänglichſten werden, wenn gleich die Völker ſelbſt ſpäterhin unterjocht wurden, die ſie ſprachen, und die Staatsformen zertrümmerten, die noch jetzt, im vollen Glanze der damaligen Sprache der politiſchen Beredſamkeit, unſre Theilnahme und unſre Bewunderung erregen. Ein Volk, das Claſſiker gehabt hat, kann untergehen; allein ſeine Sprache bleibt. Dagegen geht ein Volk ohne claſſiſche Sprache nicht blos ruhmlos, ſondern ſelbſt weit ſchneller im Strome der Zeiten unter, als ein Volk, deſſen gebildete Sprache den edelſten und reichſten Theil ſeiner Bürger aufs innigſte vereiniget, und als ein Volk, das in ſeiner Cultur und Sprache mehr zu verlieren hat, als den Boden, den es bewohnt und bebaut. Mag dieſer Boden, im Wechſel der Begebenheiten, in ſpätern Zeiten, als Eigenthum an andere Staaten übergehen; die Claſſiker, die er trug, werden, bis ans Ende irdiſcher Dinge, nach dem Volke genannt, dem ſie angehörten.

Nur Völker und Staaten alſo, welche in den

gesammten wesentlichen Bedingungen der Cultur fortschreiten und, in Folge der eigenthümlichen und kräftigen Gestaltung ihres innern Lebens, Antheil nehmen an den großen politischen Ereignissen des Zeitalters, haben eine eigenthümliche Nationalliteratur, den Wiederschein ihres selbstständigen Lebens.

Ein selbstständiges Volk auf dieser Höhe der Cultur und politischen Gestaltung, die beide zugleich den reichen Stoff seiner eigenthümlichen Geschichte vermitteln, kann nicht ohne eine ihm eigenthümliche, und gleichmäßig mit seinem Fortschreiten in der Cultur ausgebildete, Sprache gedacht werden. So in der Welt des Alterthums Griechenland in seiner Blüthenzeit, Rom in den Zeiträumen seiner weltherrschenden Macht; so in der neuern Zeit Italien im ausgehenden funfzehnten und im ersten Viertheile des sechszehnten Jahrhunderts, Frankreich seit Ludwig dem vierzehnten, Großbritannien seit Wilhelm dem dritten, Teutschland seit Friedrich dem zweiten und Maria Theresia.

Sind selbstständige Geschichte und Sprache die sichersten Kennzeichen der Volksthümlichkeit (Nationalität); so steht das teutsche Volk, nach seiner Eigenthümlichkeit, hinter keinem gebildeten Volke des Alterthums und der neuern Zeit. Denn seit zweitausend Jahren, und wahrscheinlich noch länger — mithin seit einem Drittheile der ganzen bekannten Geschichte — gehört die teutsche Sprache, als eine ursprüngliche, als eine Stammsprache, der Geschichte der Menschheit an, während alle übrige gegenwärtige lebende Sprachen der gebildeten Völker

kann sich der Erklärung und Deutung metaphysischer Fragen nicht ganz entziehen, und durch die Beantwortung derselben erweitert sich das Gebiet jeder Sprache für die Kreise der Abstraction.

Weil aber in der Welt des Alterthums nirgends so, wie in Griechenland, und später theilweise auch in Rom, Dichtkunst, Religion, Staatsverfassung, Staatsberedsamkeit, Kunstentwickelung und eigentliche Philosophie auf die feste Gestaltung und auf die reichste Ausbildung der Sprache, nach allen Formen und Schattirungen derselben, gemeinschaftlich einwirkten; so mußten auch unter allen Sprachen des Alterthums die griechische und die römische die reichsten, die gebildetesten, die unvergänglichsten werden, wenn gleich die Völker selbst späterhin unterjocht wurden, die sie sprachen, und die Staatsformen zertrümmerten, die noch jetzt, im vollen Glanze der damaligen Sprache der politischen Beredsamkeit, unsre Theilnahme und unsre Bewunderung erregen. Ein Volk, das Classiker gehabt hat, kann untergehen; allein seine Sprache bleibt. Dagegen geht ein Volk ohne classische Sprache nicht blos ruhmlos, sondern selbst weit schneller im Strome der Zeiten unter, als ein Volk, dessen gebildete Sprache den edelsten und reichsten Theil seiner Bürger aufs innigste vereiniget, und als ein Volk, das in seiner Cultur und Sprache mehr zu verlieren hat, als den Boden, den es bewohnt und bebaut. Mag dieser Boden, im Wechsel der Begebenheiten, in spätern Zeiten, als Eigenthum an andere Staaten übergehen; die Classiker, die er trug, werden, bis ans Ende irdischer Dinge, nach dem Volke genannt, dem sie angehörten.

Nur Völker und Staaten also, welche in den

gesammten wesentlichen Bedingungen der Cultur fortschreiten und, in Folge der eigenthümlichen und kräftigen Gestaltung ihres innern Lebens, Antheil nehmen an den großen politischen Ereignissen des Zeitalters, haben eine eigenthümliche Nationalliteratur, den Wiederschein ihres selbstständigen Lebens.

Ein selbstständiges Volk auf dieser Höhe der Cultur und politischen Gestaltung, die beide zugleich den reichen Stoff seiner eigenthümlichen Geschichte vermitteln, kann nicht ohne eine ihm eigenthümliche, und gleichmäßig mit seinem Fortschreiten in der Cultur ausgebildete, Sprache gedacht werden. So in der Welt des Alterthums Griechenland in seiner Blüthenzeit, Rom in den Zeiträumen seiner weltherrschenden Macht; so in der neuern Zeit Italien im ausgehenden funfzehnten und im ersten Viertheile des sechszehnten Jahrhunderts, Frankreich seit Ludwig dem vierzehnten, Großbritannien seit Wilhelm dem dritten, Teutschland seit Friedrich dem zweiten und Maria Theresia.

Sind selbstständige Geschichte und Sprache die sichersten Kennzeichen der Volksthümlichkeit (Nationalität); so steht das teutsche Volk, nach seiner Eigenthümlichkeit, hinter keinem gebildeten Volke des Alterthums und der neuern Zeit. Denn seit zweitausend Jahren, und wahrscheinlich noch länger — mithin seit einem Drittheile der ganzen bekannten Geschichte — gehört die teutsche Sprache, als eine ursprüngliche, als eine Stammsprache, der Geschichte der Menschheit an, während alle übrige gegenwärtige lebende Sprachen der gebildeten Völker

kann sich der Erklärung und Deutung metaphysischer Fragen nicht ganz entziehen, und durch die Beantwortung derselben erweitert sich das Gebiet jeder Sprache für die Kreise der Abstraction.

Weil aber in der Welt des Alterthums nirgends so, wie in Griechenland, und später theilweise auch in Rom, Dichtkunst, Religion, Staatsverfassung, Staatsberedsamkeit, Kunstentwickelung und eigentliche Philosophie auf die feste Gestaltung und auf die reichste Ausbildung der Sprache, nach allen Formen und Schattirungen derselben, gemeinschaftlich einwirkten; so mußten auch unter allen Sprachen des Alterthums die griechische und die römische die reichsten, die gebildetesten, die unvergänglichsten werden, wenn gleich die Völker selbst späterhin unterjocht wurden, die sie sprachen, und die Staatsformen zertrümmerten, die noch jetzt, im vollen Glanze der damaligen Sprache der politischen Beredsamkeit, unsre Theilnahme und unsre Bewunderung erregen. Ein Volk, das Classiker gehabt hat, kann untergehen; allein seine Sprache bleibt. Dagegen geht ein Volk ohne classische Sprache nicht blos ruhmlos, sondern selbst weit schneller im Strome der Zeiten unter, als ein Volk, dessen gebildete Sprache den edelsten und reichsten Theil seiner Bürger aufs innigste vereiniget, und als ein Volk, das in seiner Cultur und Sprache mehr zu verlieren hat, als den Boden, den es bewohnt und bebaut. Mag dieser Boden, im Wechsel der Begebenheiten, in spätern Zeiten, als Eigenthum an andere Staaten übergehen; die Classiker, die er trug, werden, bis ans Ende irdischer Dinge, nach dem Volke genannt, dem sie angehörten.

Nur Völker und Staaten also, welche in den

gesammten wesentlichen Bedingungen der Cultur fortschreiten und, in Folge der eigenthümlichen und kräftigen Gestaltung ihres innern Lebens, Antheil nehmen an den großen politischen Ereignissen des Zeitalters, haben eine eigenthümliche Nationalliteratur, den Wiederschein ihres selbstständigen Lebens.

Ein selbstständiges Volk auf dieser Höhe der Cultur und politischen Gestaltung, die beide zugleich den reichen Stoff seiner eigenthümlichen Geschichte vermitteln, kann nicht ohne eine ihm eigenthümliche, und gleichmäßig mit seinem Fortschreiten in der Cultur ausgebildete, Sprache gedacht werden. So in der Welt des Alterthums Griechenland in seiner Blüthenzeit, Rom in den Zeiträumen seiner weltherrschenden Macht; so in der neuern Zeit Italien im ausgehenden funfzehnten und im ersten Viertheile des sechszehnten Jahrhunderts, Frankreich seit Ludwig dem vierzehnten, Großbritannien seit Wilhelm dem dritten, Teutschland seit Friedrich dem zweiten und Maria Theresia.

Sind selbstständige Geschichte und Sprache die sichersten Kennzeichen der Volksthümlichkeit (Nationalität); so steht das teutsche Volk, nach seiner Eigenthümlichkeit, hinter keinem gebildeten Volke des Alterthums und der neuern Zeit. Denn seit zweitausend Jahren, und wahrscheinlich noch länger — mithin seit einem Drittheile der ganzen bekannten Geschichte — gehört die teutsche Sprache, als eine ursprüngliche, als eine Stammsprache, der Geschichte der Menschheit an, während alle übrige gegenwärtige lebende Sprachen der gebildeten Völker

kann ſich der Erklärung und Deutung metaphyſiſcher Fragen nicht ganz entziehen, und durch die Beantwortung derſelben erweitert ſich das Gebiet jeder Sprache für die Kreiſe der Abſtraction.

Weil aber in der Welt des Alterthums nirgends ſo, wie in Griechenland, und ſpäter theilweiſe auch in Rom, Dichtkunſt, Religion, Staatsverfaſſung, Staatsberedſamkeit, Kunſtentwickelung und eigentliche Philoſophie auf die feſte Geſtaltung und auf die reichſte Ausbildung der Sprache, nach allen Formen und Schattirungen derſelben, gemeinſchaftlich einwirkten; ſo mußten auch unter allen Sprachen des Alterthums die griechiſche und die römiſche die reichſten, die gebildeteſten, die unvergänglichſten werden, wenn gleich die Völker ſelbſt ſpäterhin unterjocht wurden, die ſie ſprachen, und die Staatsformen zertrümmerten, die noch jetzt, im vollen Glanze der damaligen Sprache der politiſchen Beredſamkeit, unſre Theilnahme und unſre Bewunderung erregen. Ein Volk, das Claſſiker gehabt hat, kann untergehen; allein ſeine Sprache bleibt. Dagegen geht ein Volk ohne claſſiſche Sprache nicht blos ruhmlos, ſondern ſelbſt weit ſchneller im Strome der Zeiten unter, als ein Volk, deſſen gebildete Sprache den edelſten und reichſten Theil ſeiner Bürger aufs innigſte vereiniget, und als ein Volk, das in ſeiner Cultur und Sprache mehr zu verlieren hat, als den Boden, den es bewohnt und bebaut. Mag dieſer Boden, im Wechſel der Begebenheiten, in ſpätern Zeiten, als Eigenthum an andere Staaten übergehen; die Claſſiker, die er trug, werden, bis ans Ende irdiſcher Dinge, nach dem Volke genannt, dem ſie angehörten.

Nur Völker und Staaten alſo, welche in den

gesammten wesentlichen Bedingungen der Cultur fortschreiten und, in Folge der eigenthümlichen und kräftigen Gestaltung ihres innern Lebens, Antheil nehmen an den großen politischen Ereignissen des Zeitalters, haben eine eigenthümliche Nationalliteratur, den Wiederschein ihres selbstständigen Lebens.

Ein selbstständiges Volk auf dieser Höhe der Cultur und politischen Gestaltung, die beide zugleich den reichen Stoff seiner eigenthümlichen Geschichte vermitteln, kann nicht ohne eine ihm eigenthümliche, und gleichmäßig mit seinem Fortschreiten in der Cultur ausgebildete, Sprache gedacht werden. So in der Welt des Alterthums Griechenland in seiner Blüthenzeit, Rom in den Zeiträumen seiner weltherrschenden Macht; so in der neuern Zeit Italien im ausgehenden funfzehnten und im ersten Viertheile des sechszehnten Jahrhunderts, Frankreich seit Ludwig dem vierzehnten, Großbritannien seit Wilhelm dem dritten, Teutschland seit Friedrich dem zweiten und Maria Thereſia.

Sind selbstständige Geschichte und Sprache die sichersten Kennzeichen der Volksthümlichkeit (Nationalität); so steht das teutsche Volk, nach seiner Eigenthümlichkeit, hinter keinem gebildeten Volke des Alterthums und der neuern Zeit. Denn seit zweitausend Jahren, und wahrscheinlich noch länger — mithin seit einem Drittheile der ganzen bekannten Geschichte — gehört die teutsche Sprache, als eine ursprüngliche, als eine Stammsprache, der Geschichte der Menschheit an, während alle übrige gegenwärtige lebende Sprachen der gebildeten Völker

und Staaten des Süden und Westen von Europa — mit Ausnahme der Sprachen der slavischen Völker und Reiche im europäischen Osten — aus einer Mischung mehrerer Sprachen hervorgegangen sind.

Gleicherweise verhält es sich mit der Geschichte des teutschen Volkes. Mit Flammenschrift ist es in der Geschichte des weltbeherrschenden Roms geschrieben, daß seine unbezwingbaren Legionen, seit Hannibals Tagen, zuerst im Zeitalter des Marius vor den bewaffneten Massen der Teutschen zitterten; daß Varus gegen die Teutschen mit einem Römerheere zu einer Zeit unterging, wo Roms Gesetze von den brittischen Eilanden bis zu den Katarakten des Nils, bis zum Orakel des Jupiter Ammon in Libyens Wüste, und bis zu den Mündungen des Euphrats galten; daß dieser große Tag im Teutoburger Walde für immer die politische Freiheit Teutschlands und die Selbstständigkeit der teutschen Sprache sicherte; daß Roms Westreich im fünften christlichen Jahrhunderte von Teutschen aufgelöset, und der ganze Westen und Süden Europa's, in Frankreich, Helvetien, Niederland und Britannien, so wie in Italien, Spanien und Lusitanien, von teutschen Völkerschaften zu neuen Staaten umgebildet ward. Mag immer aus der Mischung der teutschen Stammsprache mit der in den eroberten Provinzen vorgefundenen römischen das neue Gebilde der französischen, italienischen, spanischen, portugiesischen und englischen Sprache hervorgegangen seyn; so läßt sich doch jetzt noch mit geschichtlicher Bestimmtheit in allen diesen Sprachen der Antheil des ursprünglich Teutschen an denselben nachweisen. Dasselbe gilt von den Sprachen in den drei skandinavischen Reichen. Im eigentlichen Teutschlande aber, wo, nach den Stürmen der Völker-

wanderung, die Oſtfranken, die Thüringer, die Sachſen, die Frieſen, die Bayern und Alemannen zurückblieben, bildete ſich die teutſche Sprache, ohne Beimiſchung fremder Idiome, aus ihrem urſprünglichen Stamme zwar langſam zu einer höhern Bildung aus; doch wirkte dieſer langſame Gang ihrer Entwickelung und Bildung im Ganzen mehr vortheilhaft, als nachtheilig, auf die im Ablaufe der Jahrhunderte erreichte Gediegenheit und Claſſicität dieſer Sprache.

Halten wir die teutſche Sprache an die wichtigſten Ergebniſſe, welche die Geſchichte über die Sprachen des Erdbodens überhaupt aufſtellt; ſo finden wir, unſre Sprache hat nichts von den Ausſagen der Geſchichte zu fürchten; ſie ſteht vielmehr in vielfacher Hinſicht höher, als die meiſten übrigen erloſchenen und lebenden Sprachen der cultivirten Völker.

Sie iſt eine Urſprache, und kein Miſchling aus mehrern Sprachen. Mag ſie immer im Mythenalter der Vorzeit, wie neuere Forſcher nicht ohne Wahrſcheinlichkeit zu beweiſen verſuchten, mit der perſiſchen, und rückwärts ſogar mit der indiſchen verwandt ſeyn; ſo trägt ſie doch, ſeit der Einwanderung der germaniſchen Völkerſtämme in Europa, das Gepräge einer europäiſchen Sprache, und ſeit der bleibenden Anſiedelung der Teutſchen in dem Lande zwiſchen den Alpen und der Nord- und Oſtſee, zwiſchen der Moſel, dem Rheine und der Elbe, das Gepräge der ſelbſtſtändigen Sprache eines freien, ungebeugten und unabhängigen Volkes, und der eigenthümlichen Cultur deſſelben. Als Urſprache ſteht daher die teutſche Sprache auf glei-

cher Höhe mit der Sprache der Inder, der Griechen, der Römer, der Araber und der Slaven, und höher, als die abgeleiteten und die Mischlingssprachen; als hochgebildete Sprache aber auf gleicher Stufe mit der griechischen und römischen. Denn so rasch und kräftig auch die Mischlingsvölker, unter günstigen Verhältnissen ihres zur Selbstständigkeit ausgeprägten Staatslebens, in der Cultur, und, mit derselben, in der Ausbildung der Sprache fortschreiten mögen; so erhalten sich doch die Spuren der Vermischung zweier Sprachen in der entstehenden Form eines neuen Sprachganzen länger, als selbst die Spuren der Vermischung verschiedener Stämme im öffentlichen Volksleben. Für dieses Ergebniß spricht wenigstens die allmählig entstandene neue Form der französischen, italienischen, spanischen, portugiesischen und englischen Sprache, wo Sieger und Besiegte allmählig zu Einem Staatsleben, zu Einer Religion und zu Einer Sprache mit einander verschmolzen. Nothwendig ist das Ergebniß anders, wo entweder die Sieger cultivirter sind, als die Besiegten, und die Besiegten die Sprache der Sieger annehmen, (wie es in Asien und Aegypten mit der griechischen Sprache nach Alexanders Siegen geschah,) oder wo die Besiegten in der Cultur höher stehen, als die Sieger. Vieles hängt, im letztern Falle, von der größern oder geringern Volksmasse der Sieger, viel von ihrer geistigen Empfänglichkeit, viel von der Art und Weise der Unterwerfung der Besiegten, und viel von örtlichen Verhältnissen ab. So sind weder in Indien, noch in China, die eindringenden erobernden Völker der Mahratten und Mongolen mit den Eingebohrnen zu Einem Ganzen verschmolzen, so wenig, wie die osmanischen Türken

und die Griechen seit dem verhängnißvollen 29 Mai 1453, an welchem das Kreuz auf der Sophienkirche zu Konstantinopel dem halben Monde weichen mußte. Im schroffen Gegensatze stehen in diesen Ländern Sieger und Besiegte mit wesentlich verschiedenen Religionsbegriffen, bürgerlichen Verhältnissen, und ganz von einander abweichenden Sprachen, sich gegen über, und bleiben in dieser feindlichen Stellung, bis die Macht der ablaufenden Zeit von neuem über sie gebietet. Allein die Franken, Westgothen und Burgunder im römischen Gallien, die Westgothen und Sueven in Spanien, die Westgothen, die Ostgothen und Langobarden in Italien, die Sachsen und Angeln in Britannien, die Normänner in Sicilien und Neapel verschmolzen im Laufe der Zeit mit den Eingebohrnen zu Einem Volke, zu Einer Religion und Staatsform, und zu Einer Sprache. Wo aber entweder im Sturme der Eroberung, oder im Verlaufe der Zeit ein besiegtes Volk seine Selbstständigkeit, seinen Namen, seine eigenthümliche Verfassung und Regierungsform völlig verliert; da erlöscht auch, zugleich mit der untergehenden Volksthümlichkeit, die eigenthümliche Sprache. Dies bestätigen Phönicien und Karthago, Syrien seit der Herrschaft der Seleuciden, Aegypten seit der Zeit der Lagiden, und in Italien das cisalpinische Gallien, so wie Großgriechenland, seit beide der römischen Uebermacht unterlagen.

Nie dürfen wir Teutsche, die wir die Zeit des Rheinbundes erlebten, es vergessen, was, nach dem Untergange der selbstständigen teutschen Reichsform, der eigenthümlichen Cultur und Sprache unsers Volkes bevorstand. Wie unsre herrliche Sprache

cher Höhe mit der Sprache der Inder, der Griechen, der Römer, der Araber und der Slaven, und höher, als die abgeleiteten und die Mischlingssprachen; als hochgebildete Sprache aber auf gleicher Stufe mit der griechischen und römischen. Denn so rasch und kräftig auch die Mischlingsvölker, unter günstigen Verhältnissen ihres zur Selbstständigkeit ausgeprägten Staatslebens, in der Cultur, und, mit derselben, in der Ausbildung der Sprache fortschreiten mögen; so erhalten sich doch die Spuren der Vermischung zweier Sprachen in der entstehenden Form eines neuen Sprachganzen länger, als selbst die Spuren der Vermischung verschiedener Stämme im öffentlichen Volksleben. Für dieses Ergebniß spricht wenigstens die allmählig entstandene neue Form der französischen, italienischen, spanischen, portugiesischen und englischen Sprache, wo Sieger und Besiegte allmählig zu Einem Staatsleben, zu Einer Religion und zu Einer Sprache mit einander verschmolzen. Nothwendig ist das Ergebniß anders, wo entweder die Sieger cultivirter sind, als die Besiegten, und die Besiegten die Sprache der Sieger annehmen, (wie es in Asien und Aegypten mit der griechischen Sprache nach Alexanders Siegen geschah,) oder wo die Besiegten in der Cultur höher stehen, als die Sieger. Vieles hängt, im letztern Falle, von der größern oder geringern Volksmasse der Sieger, viel von ihrer geistigen Empfänglichkeit, viel von der Art und Weise der Unterwerfung der Besiegten, und viel von örtlichen Verhältnissen ab. So sind weder in Indien, noch in China, die eindringenden erobernden Völker der Mahratten und Mongolen mit den Eingebohrnen zu Einem Ganzen verschmolzen, so wenig, wie die osmanischen Türken

und die Griechen seit dem verhängnißvollen 29 Mai 1453, an welchem das Kreuz auf der Sophienkirche zu Konstantinopel dem halben Monde weichen mußte. Im schroffen Gegensatze stehen in diesen Ländern Sieger und Besiegte mit wesentlich verschiedenen Religionsbegriffen, bürgerlichen Verhältnissen, und ganz von einander abweichenden Sprachen, sich gegen über, und bleiben in dieser feindlichen Stellung, bis die Macht der ablaufenden Zeit von neuem über sie gebietet. Allein die Franken, Westgothen und Burgunder im römischen Gallien, die Westgothen und Sueven in Spanien, die Westgothen, die Ostgothen und Langobarden in Italien, die Sachsen und Angeln in Britannien, die Normänner in Sicilien und Neapel verschmolzen im Laufe der Zeit mit den Eingebohrnen zu Einem Volke, zu Einer Religion und Staatsform, und zu Einer Sprache. Wo aber entweder im Sturme der Eroberung, oder im Verlaufe der Zeit ein besiegtes Volk seine Selbstständigkeit, seinen Namen, seine eigenthümliche Verfassung und Regierungsform völlig verliert; da erlöscht auch, zugleich mit der untergehenden Volksthümlichkeit, die eigenthümliche Sprache. Dies bestätigen Phönicien und Karthago, Syrien seit der Herrschaft der Seleuciden, Aegypten seit der Zeit der Lagiden, und in Italien das cisalpinische Gallien, so wie Großgriechenland, seit beide der römischen Uebermacht unterlagen.

Nie dürfen wir Teutsche, die wir die Zeit des Rheinbundes erlebten, es vergessen, was, nach dem Untergange der selbstständigen teutschen Reichsform, der eigenthümlichen Cultur und Sprache unsers Volkes bevorstand. Wie unsre herrliche Sprache

cher Höhe mit der Sprache der Inder, der Griechen, der Römer, der Araber und der Slaven, und höher, als die abgeleiteten und die Mischlingssprachen; als hochgebildete Sprache aber auf gleicher Stufe mit der griechischen und römischen. Denn so rasch und kräftig auch die Mischlingsvölker, unter günstigen Verhältnissen ihres zur Selbstständigkeit ausgeprägten Staatslebens, in der Cultur, und, mit derselben, in der Ausbildung der Sprache fortschreiten mögen; so erhalten sich doch die Spuren der Vermischung zweier Sprachen in der entstehenden Form eines neuen Sprachganzen länger, als selbst die Spuren der Vermischung verschiedener Stämme im öffentlichen Volksleben. Für dieses Ergebniß spricht wenigstens die allmählig entstandene neue Form der französischen, italienischen, spanischen, portugiesischen und englischen Sprache, wo Sieger und Besiegte allmählig zu Einem Staatsleben, zu Einer Religion und zu Einer Sprache mit einander verschmolzen. Nothwendig ist das Ergebniß anders, wo entweder die Sieger cultivirter sind, als die Besiegten, und die Besiegten die Sprache der Sieger annehmen, (wie es in Asien und Aegypten mit der griechischen Sprache nach Alexanders Siegen geschah,) oder wo die Besiegten in der Cultur höher stehen, als die Sieger. Vieles hängt, im letztern Falle, von der größern oder geringern Volksmasse der Sieger, viel von ihrer geistigen Empfänglichkeit, viel von der Art und Weise der Unterwerfung der Besiegten, und viel von örtlichen Verhältnissen ab. So sind weder in Indien, noch in China, die eindringenden erobernden Völker der Mahratten und Mongolen mit den Eingebohrnen zu Einem Ganzen verschmolzen, so wenig, wie die osmanischen Türken

und die Griechen seit dem verhängnißvollen 29 Mai 1453, an welchem das Kreuz auf der Sophienkirche zu Konstantinopel dem halben Monde weichen mußte. Im schroffen Gegensatze stehen in diesen Ländern Sieger und Besiegte mit wesentlich verschiedenen Religionsbegriffen, bürgerlichen Verhältnissen, und ganz von einander abweichenden Sprachen, sich gegen über, und bleiben in dieser feindlichen Stellung, bis die Macht der ablaufenden Zeit von neuem über sie gebietet. Allein die Franken, Westgothen und Burgunder im römischen Gallien, die Westgothen und Sueven in Spanien, die Westgothen, die Ostgothen und Langobarden in Italien, die Sachsen und Angeln in Britannien, die Normänner in Sicilien und Neapel verschmolzen im Laufe der Zeit mit den Eingebohrnen zu Einem Volke, zu Einer Religion und Staatsform, und zu Einer Sprache. Wo aber entweder im Sturme der Eroberung, oder im Verlaufe der Zeit ein besiegtes Volk seine Selbstständigkeit, seinen Namen, seine eigenthümliche Verfassung und Regierungsform völlig verliert; da erlöscht auch, zugleich mit der untergehenden Volksthümlichkeit, die eigenthümliche Sprache. Dies bestätigen Phönicien und Karthago, Syrien seit der Herrschaft der Seleuciden, Aegypten seit der Zeit der Lagiden, und in Italien das cisalpinische Gallien, so wie Großgriechenland, seit beide der römischen Uebermacht unterlagen.

Nie dürfen wir Teutsche, die wir die Zeit des Rheinbundes erlebten, es vergessen, was, nach dem Untergange der selbstständigen teutschen Reichsform, der eigenthümlichen Cultur und Sprache unsers Volkes bevorstand. Wie unsre herrliche Sprache

cher Höhe mit der Sprache der Inder, der Griechen, der Römer, der Araber und der Slaven, und höher, als die abgeleiteten und die Mischlingssprachen; als hochgebildete Sprache aber auf gleicher Stufe mit der griechischen und römischen. Denn so rasch und kräftig auch die Mischlingsvölker, unter günstigen Verhältnissen ihres zur Selbstständigkeit ausgeprägten Staatslebens, in der Cultur, und, mit derselben, in der Ausbildung der Sprache fortschreiten mögen; so erhalten sich doch die Spuren der Vermischung zweier Sprachen in der entstehenden Form eines neuen Sprachganzen länger, als selbst die Spuren der Vermischung verschiedener Stämme im öffentlichen Volksleben. Für dieses Ergebniß spricht wenigstens die allmählig entstandene neue Form der französischen, italienischen, spanischen, portugiesischen und englischen Sprache, wo Sieger und Besiegte allmählig zu Einem Staatsleben, zu Einer Religion und zu Einer Sprache mit einander verschmolzen. Nothwendig ist das Ergebniß anders, wo entweder die Sieger cultivirter sind, als die Besiegten, und die Besiegten die Sprache der Sieger annehmen, (wie es in Asien und Aegypten mit der griechischen Sprache nach Alexanders Siegen geschah,) oder wo die Besiegten in der Cultur höher stehen, als die Sieger. Vieles hängt, im letztern Falle, von der größern oder geringern Volksmasse der Sieger, viel von ihrer geistigen Empfänglichkeit, viel von der Art und Weise der Unterwerfung der Besiegten, und viel von örtlichen Verhältnissen ab. So sind weder in Indien, noch in China, die eindringenden erobernden Völker der Mahratten und Mongolen mit den Eingebohrnen zu Einem Ganzen verschmolzen, so wenig, wie die osmanischen Türken

und die Griechen seit dem verhängnißvollen 29 Mai 1453, an welchem das Kreuz auf der Sophienkirche zu Konstantinopel dem halben Monde weichen mußte. Im schroffen Gegensatze stehen in diesen Ländern Sieger und Besiegte mit wesentlich verschiedenen Religionsbegriffen, bürgerlichen Verhältnissen, und ganz von einander abweichenden Sprachen, sich gegen über, und bleiben in dieser feindlichen Stellung, bis die Macht der ablaufenden Zeit von neuem über sie gebietet. Allein die Franken, Westgothen und Burgunder im römischen Gallien, die Westgothen und Sueven in Spanien, die Westgothen, die Ostgothen und Langobarden in Italien, die Sachsen und Angeln in Britannien, die Normänner in Sicilien und Neapel verschmolzen im Laufe der Zeit mit den Eingebohrnen zu Einem Volke, zu Einer Religion und Staatsform, und zu Einer Sprache. Wo aber entweder im Sturme der Eroberung, oder im Verlaufe der Zeit ein besiegtes Volk seine Selbstständigkeit, seinen Namen, seine eigenthümliche Verfassung und Regierungsform völlig verliert; da erlöscht auch, zugleich mit der untergehenden Volksthümlichkeit, die eigenthümliche Sprache. Dies bestätigen Phönicien und Karthago, Syrien seit der Herrschaft der Seleuciden, Aegypten seit der Zeit der Lagiden, und in Italien das cisalpinische Gallien, so wie Großgriechenland, seit beide der römischen Uebermacht unterlagen.

Nie dürfen wir Teutsche, die wir die Zeit des Rheinbundes erlebten, es vergessen, was, nach dem Untergange der selbstständigen teutschen Reichsform, der eigenthümlichen Cultur und Sprache unsers Volkes bevorstand. Wie unsre herrliche Sprache

bereits im Elsaß und in Lothringen, die Frankreich seit noch nicht zwei vollen Jahrhunderten dem teutschen Reiche entriß, der französischen weichen mußte; so würde sie auch, unter dem Einflusse französischer Gesetzbücher, französischer Gerichtshöfe und französischer Verwaltungsformen, zuerst und bald auf dem linken Rheinufer, und dann in den Departementen Frankreichs zwischen der Weser, Ems und Elbe, von der französischen verdrängt und auf die untern Stände der Gesellschaft zurückgedrückt worden seyn, während die höhern Volksklassen der von der Regierung beabsichtigten Herrschaft der französischen Sprache nicht widerstanden hätten. Denn sehr gut erkannte Napoleon, daß ein Volk seine Eigenthümlichkeit am schnellsten verliert, wenn es gelingt, ihm seine selbstständige Sprache zu verkümmern. Wie leicht aber konnte dies, bei aller Vortrefflichkeit der teutschen Sprache, in abgetretenen Provinzen erfolgen, wo die höhern Stände, gleich Sonnenblumen, nach dem Lichte der neuen Regierung sich hinwandten, und wo in Gesetzgebung, Verfassung, Verwaltung und Erziehung eben so, wie in den gesellschaftlichen Kreisen und in den Tage- und Zeitblättern, die französische Sprache die vorherrschende war! Die Völkerschlacht bei Leipzig hat diese vom Westen her der teutschen Sprache drohende Gefahr vernichtet; kann aber nicht im wunderbaren Geflechte der Weltbegebenheiten über kurz und lang derselben Sprache ein ähnliches Schicksal vom Osten, oder vom Norden und vom Süden drohen? Wälzte sich nicht Attila mit seinen Horden durch Teutschland hin bis über den Rhein? War nicht im Jahre 1241 eine mongolische Heeresmasse unter Batu bis Liegnitz in Schlesien vorgedrungen? Standen nicht die Türken

noch im Jahre 1683 vor der ehrwürdigen Kaiserstadt Wien? Gab nicht das Schwert der Schweden in der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges in Teutschland den Ausschlag? Stand nicht Karl der zwölfte im ersten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts siegreich in Sachsen? Fanden nicht in unsrer Zeit mächtige französische Heere den Weg bis Moskau, und zahlreiche russische Massen durch Teutschland den Weg nach Paris?

Und droht auch kein nahes Ereigniß der teutschen Sprache den förmlichen Untergang; so hat doch die Einführung der französischen Sprache in das Privatleben der höhern Stände und in die amtlichen Verhandlungen der Regierungen, seit den Zeiten Ludwigs des vierzehnten, höchst nachtheilig auf die teutsche Sprache gewirkt. Denn unverkennbar wurden über ein halbes Jahrhundert hinaus die höhern Stände Teutschlands dem Anbaue, dem Gebrauche und der richtigen Würdigung ihrer Muttersprache, durch Einführung der französischen Sprache ins Privatleben, bedeutend entfremdet, bis in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein Theil dieser höhern Stände die große, der Muttersprache wiederfahrne, Ungerechtigkeit einsah und vergütete, während ein anderer zahlreicher Theil derselben noch immer das wälsche Idiom der Muttersprache vorzieht. Eben so hat die Einführung der französischen Sprache in die amtlichen Verhandlungen der Regierungen, der französischen Diplomatie seit Ludwig dem vierzehnten ein stillschweigendes aber unverkennbares Uebergewicht verschafft. — Mit Ernst erinnerte daher, noch in der Zeit, wo Napoleons eiserner Wille hart auf Teutschland ruhte, Heeren*) an die Beibehal-

*) in der Abhandlung: über die Mittel zur Er-

tung und Rettung der teutschen Sprache. „Achtung für die Mutterſprache zeigt ſich darin, daß man ſie gebraucht, wo man ſie irgend gebrauchen kann. Freiwilliger Gebrauch einer fremden Sprache ohne Noth, iſt immer Entäußerung der Nationalität für den Augenblick. Der Teutſche, der franzöſiſch, der engliſch ſpricht, muß während deſſen aufhören, Teutſcher zu ſeyn, ſo weit er es kann. Er muß franzöſiſch, engliſch denken, wenn er nicht ſchülerhaft ſprechen will. Sey es auch nur vorübergehend; das oft Wiederkehrende wird zur Gewohnheit. — Mit Achtung für die Mutterſprache ſteht aber ihre Bildung, das zweite Mittel ihrer Erhaltung, in einem engen Verhältniſſe. Es iſt unmöglich, daß eine Sprache ſinken oder gar untergehen kann, ſo lange die erſten Geiſter einer Nation mit ihrer Fortbildung ſich beſchäftigen. Daß aber dieſe Fortbildung durch große Schriftſteller geſchehe, braucht kaum erſt erinnert zu werden. Auf dieſem Wege alſo wird Nationalliteratur das unfehlbare Mittel zur Erhaltung der Nationalität, weil ſie das Mittel zur Erhaltung der Sprache iſt. In welchem glorreichen Lichte erſcheinen alſo hier jene friedlichen Heroen der Völker! Sie ſind es eigentlich, die ihre Fortdauer begründen, feſter, als ſie durch noch ſo viel Siege begründet werden kann. Haltet feſt an Eurer Literatur! iſt daher die Vorſchrift, welche Vernunft und Erfahrung den Nationen zurufen, die Nationen bleiben wollen.“

Wenn ferner die Geſchichte in Beziehung auf

haltung der Nationalität beſiegter Völker; im vaterländ. Muſeum (Hamburg, 1810. 8. Auguſt.) S. 129 ff.

die Sprachen des Erdbodens als Ergebniß aufstellt, daß die Sprachen mit dem Fortschreiten der Völker in der Cultur sich heben, mit dem Stillstande und Sinken derselben in der Cultur aber rückwärts schreiten und sinken; so bestätigt dies auch die besondere Geschichte der teutschen Sprache in den verschiedenen Zeiträumen, welche das teutsche Volk, während der tausendjährigen Dauer seines Reiches, verlebt hat. Denn kaum war die teutsche Sprache in dem Zeitalter Karls des Großen aus ihrer ursprünglichen Roheit und Unförmlichkeit herausgetreten, als sie, wie das Volk selbst, unter seinen schwachen Nachfolgern Stillstand machte. Von neuem ermannte sie sich in der Zeit der fränkischen, und besonders der hohenstaufischen Kaiser; sie sank aber wieder nach dem Untergange des hohenstaufischen Hauses. Einen neuen Schwung nahm sie in den unvergeßlichen Tagen der Kirchenverbesserung; doch schon nach dem schmalkaldischen, noch mehr aber nach dem dreißigjährigen Kriege ging sie wieder rückwärts, weil diese Kriege das teutsche Volk selbst bei seinem Fortschritte in der Cultur gelähmt hatten. Erst seit der kräftigen Aufregung und fortschreitenden Bildung des gesammten Volkslebens der Teutschen, seit dem Jahre 1740 gewann auch die teutsche Sprache ihre höhere Reife und ihre Gediegenheit nach Stoff und Form. Denn seit dieser Zeit erhielt sie Schriftsteller, die, im vollen Sinne des Wortes, den Namen Classiker verdienten, während bis dahin nur einzelne ausgezeichnete Schriftsteller in der teutschen Sprache, und unter diesen besonders Luther, diese ehrenvolle Benennung ansprechen dürfen. Weil aber das classische Zeitalter einer Sprache weder durch ein-

tung und Rettung der teutschen Sprache. „Achtung für die Mutterſprache zeigt ſich darin, daß man ſie gebraucht, wo man ſie irgend gebrauchen kann. Freiwilliger Gebrauch einer fremden Sprache ohne Noth, iſt immer Entäußerung der Nationalität für den Augenblick. Der Teutſche, der franzöſiſch, der engliſch ſpricht, muß während deſſen aufhören, Teutſcher zu ſeyn, ſo weit er es kann. Er muß franzöſiſch, engliſch denken, wenn er nicht ſchülerhaft ſprechen will. Sey es auch nur vorübergehend; das oft Wiederkehrende wird zur Gewohnheit. — Mit Achtung für die Mutterſprache ſteht aber ihre Bildung, das zweite Mittel ihrer Erhaltung, in einem engen Verhältniſſe. Es iſt unmöglich, daß eine Sprache ſinken oder gar untergehen kann, ſo lange die erſten Geiſter einer Nation mit ihrer Fortbildung ſich beſchäftigen. Daß aber dieſe Fortbildung durch große Schriftſteller geſchehe, braucht kaum erſt erinnert zu werden. Auf dieſem Wege alſo wird Nationalliteratur das unfehlbare Mittel zur Erhaltung der Nationalität, weil ſie das Mittel zur Erhaltung der Sprache iſt. In welchem glorreichen Lichte erſcheinen alſo hier jene friedlichen Heroen der Völker! Sie ſind es eigentlich, die ihre Fortdauer begründen, feſter, als ſie durch noch ſo viel Siege begründet werden kann. Haltet feſt an Eurer Literatur! iſt daher die Vorſchrift, welche Vernunft und Erfahrung den Nationen zurufen, die Nationen bleiben wollen.“

Wenn ferner die Geſchichte in Beziehung auf

---

haltung der Nationalität beſiegter Völker; im vaterländ. Muſeum (Hamburg, 1810. 8. Auguſt.) S. 129 ff.

die Sprachen des Erdbodens als Ergebniß aufstellt, daß die Sprachen mit dem Fortschreiten der Völker in der Cultur sich heben, mit dem Stillstande und Sinken derselben in der Cultur aber rückwärts schreiten und sinken; so bestätigt dies auch die besondere Geschichte der teutschen Sprache in den verschiedenen Zeiträumen, welche das teutsche Volk, während der tausendjährigen Dauer seines Reiches, verlebt hat. Denn kaum war die teutsche Sprache in dem Zeitalter Karls des Großen aus ihrer ursprünglichen Roheit und Unförmlichkeit herausgetreten, als sie, wie das Volk selbst, unter seinen schwachen Nachfolgern Stillstand machte. Von neuem ermannte sie sich in der Zeit der fränkischen, und besonders der hohenstaufischen Kaiser; sie sank aber wieder nach dem Untergange des hohenstaufischen Hauses. Einen neuen Schwung nahm sie in den unvergeßlichen Tagen der Kirchenverbesserung; doch schon nach dem schmalkaldischen, noch mehr aber nach dem dreißigjährigen Kriege ging sie wieder rückwärts, weil diese Kriege das teutsche Volk selbst bei seinem Fortschritte in der Cultur gelähmt hatten. Erst seit der kräftigen Aufregung und fortschreitenden Bildung des gesammten Volkslebens der Teutschen, seit dem Jahre 1740 gewann auch die teutsche Sprache ihre höhere Reife und ihre Gediegenheit nach Stoff und Form. Denn seit dieser Zeit erhielt sie Schriftsteller, die, im vollen Sinne des Wortes, den Namen Classiker verdienten, während bis dahin nur einzelne ausgezeichnete Schriftsteller in der teutschen Sprache, und unter diesen besonders Luther, diese ehrenvolle Benennung ansprechen dürfen. Weil aber das classische Zeitalter einer Sprache weder durch ein-

zelne emporragende Schriftsteller, noch blos durch den erfolgreichen Anbau irgend eines Feldes der stylistischen Darstellung, (z. B. der Dichtkunst,) sondern durch eine gleichzeitige bedeutende Mehrzahl ausgezeichneter und origineller Köpfe, so wie durch den gelungenen Anbau der meisten Hauptformen der Sprachdarstellung — der Dichtkunst, der Prosa und der Beredsamkeit — vermittelt wird; so kann auch der Anfang dieses classischen Zeitalters in Hinsicht der teutschen Sprache erst von dem Jahre 1740 an gerechnet, und nur von da an der freie und gelungene Anbau der meisten einzelnen Formen der stylistischen Darstellung nachgewiesen werden. So vieles sich nun in den einzelnen Formen und Schattirungen des Ausdruckes, bei den raschen Fortschritten der Sprache in ihrem reichsten und vielseitigsten Anbaue, seit dem Jahre 1740 bis jetzt verändert haben mag; so dürfen doch, nach den beiden Grundeigenschaften jeder classischen Form, nach der Correctheit und Schönheit, die ausgezeichneten teutschen Schriftsteller in der Zeit von 1740 bis 1770 nicht aus der Reihe der vaterländischen Classiker ausgeschlossen werden, wenn gleich im Einzelnen ein jüngeres und reiferes Zeitalter noch manche Unebenheiten und Mängel der Darstellung in ihren Schriften finden sollte.

Ein Volk gewinnt aber nur erst im Zeitalter seiner Classiker eine Nationalliteratur, und mit derselben für die Zukunft eine feste Grundlage seiner gesammten geistigen und sittlichen Bildung und seines Sprachreichthums. Denn nur dann, wenn die Schriften der entschiedenen Classiker eines Volkes nicht blos in den höhern Kreisen der Gesellschaft gelesen werden, sondern auch die Unterlage der ei-

genthümlichen Entwickelung und geistigen Richtung der mittlern, ja selbst zum Theile der untern Stände des Volkes bilden; nur dann, wenn das wirklich Classische in der vaterländischen Dichtkunst in dem Munde der großen Masse lebt, in den Jugendunterricht übergeht, und gleichmäßig das lebende, wie das aufblühende Geschlecht erhebt, begeistert und durchdringt; nur dann entsteht bei einem Volke eine allseitige Nationalliteratur, ein hohes Interesse an derselben, und der Einfluß dieser Nationalliteratur auf die ganze öffentliche Ankündigung des Volkes. Dies zeigte in der Welt des Alterthums besonders Griechenland, nicht minder Rom, und in neuerer Zeit die Nationalliteratur der Italiener, Spanier, Franzosen und Britten. Die gefeierten Namen Cervantes, Tasso, Petrarca, Ariost, Racine, Corneille, Shakesspeare, Thomson, Pope u. a. leben in dem Munde aller gebildeten Individuen dieser Völker, und unberechenbar ist der stille Einfluß solcher Classiker auf die Entwickelung und Fortbildung der lebenden und der aufblühenden Geschlechter. Selbst das verdient nicht blos Entschuldigung, sondern offene Anerkennung und Achtung, wenn ein Volk diese seine Classiker über die Classiker der andern Völker setzt. Denn wenn gleich in dieser Art von Vergötterung an sich eine Ueberschätzung des wirklichen Gehalts jener Classiker liegt; so verbürgt sie doch zugleich das völlig selbstständige und eigenthümliche Gepräge der Nationalliteratur und den gerechten Stolz eines Volkes auf die Männer, die ihm in der Bildung voran gingen, und derselben oft auf Jahrhunderte hin eine bestimmte Richtung gaben, — so wie aber auch diese Classiker die Farbe ihres Volkes und ihres Zeit-

alters nicht verläugnen können. Wenn namentlich in dem Grundcharakter der Teutſchen die Tiefe des Gemüths liegt; ſo werden nie die franzöſiſchen Claſſiker den Teutſchen das werden können, was ihnen ihr Göthe und Schiller iſt. Eben ſo darf es aber auch nicht befremden, wenn die Ausländer unſerm Klopſtock, Schiller, Jean Paul u. a. nur ſelten volle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und darüber ſich wundern, daß eben dieſe Dichter in der Meinung des teutſchen Volkes ſo hoch ſtehen. Allein ſo wie der ausgezeichneteſte Claſſiker die Farbe ſeines Volkes trägt, und in ſeinen gefeierteſten Darſtellungen den Grundcharakter ſeiner Nation nicht verläugnen kann; ſo wird auch der Forſcher der Literärgeſchichte ſogleich das Zeitalter erkennen, in welchem der Claſſiker ſchrieb, ſelbſt wenn ihm zufällig daſſelbe unbekannt geblieben wäre. Denn der Einfluß der in einem Zeitalter herrſchenden Begriffe über philoſophiſche, religiöſe und bürgerliche Angelegenheiten tritt, freilich mehr oder weniger, uns in den Darſtellungen jedes Claſſikers entgegen. Nie wird der Forſcher der Geſchichte und der Kenner der verſchiedenen Zeitalter den Shakeſpeare in die Tage Wilhelms 3, oder Hume und Pitt in die Regierungszeit der Stuarts verſetzen. In Schillers Werken läßt ſich der Einfluß der Ergebniſſe der kritiſchen Philoſophie nicht verkennen, ſo wenig wie bei Schlözer und Johannes Müller der Einfluß der politiſchen Grundſätze ihres Zeitalters auf ihre geſchichtlichen Formen. Eine Henriade würde, unter der ihr eigenthümlichen Geſtalt, im beginnenden neunzehnten Jahrhunderte ſo wenig, wie die Meſſiade gedichtet werden, und Thümmels Reiſe, im Zeitalter von Napoleons Herrſchaft geſchrieben,

müßte in vielfacher Hinsicht anders sich ankündigen, als unter der Form, unter welcher sie uns jetzt vorliegt. Doch ist dies kein Mangel und keine Unvollkommenheit, sondern vielmehr ein Beweis des Reichthums und der Mannigfaltigkeit der Formen in einer Nationalliteratur, wenn an jedem Classiker die Farbe seines Volkes und seines Zeitalters erkannt werden kann. Nur dann dürfte diese Eigenthümlichkeit zur Einförmigkeit führen, wenn die gesammten Classiker eines Volkes auf einen sehr kleinen und streng abgegrenzten Zeitraum beschränkt wären, und sich nicht über mehrere auf einander folgende Zeiträume mit der Fülle ihrer Schöpfungen verbreiteten!

Was aber, nach dem Zeugnisse der Geschichte, zunächst den Ausschlag giebt in Hinsicht der bei einem Volke auftretenden Classiker überhaupt, in Hinsicht der Zeiträume, in welchen ihre Werke entstehen, in Hinsicht der eigenthümlichen Ankündigung eines jeden, und in Betreff ihres Gesammteinflusses auf den allgemeinen Charakter einer Nationalliteratur; das sind die Verhältnisse, in welchen Staatsverfassung, Religion, geistige Bildung und Sitten zu der Entwickelung des Geistes der Classiker stehen. In Despotieen mag wohl hier und da die Dichtkunst zu einer gewissen Reife gelangen; fehlen werden aber die Classiker in der Philosophie, in der Geschichte, in der politischen Prosa und Beredsamkeit. Je freisinniger hingegen eine Verfassung ist; je mehr sie, ohne Pöbelherrschaft zu begünstigen, die bürgerliche Freiheit begründet und sichert; je leichter, vermittelst der unzähligen Anstrengungen aller physischen und geistigen Kräfte

im Umfange des Staates, unter dem Einfluſſe einer zeitgemäßen Verfaſſung, der menſchliche Geiſt überhaupt ſich bewegt und vielſeitig ſich bildet; deſto ſchneller wird auch die Sprache ſich entwickeln, und deſto früher werden ihre Claſſiker das goldene Zeitalter derſelben herbeiführen. Kaum iſt es nöthig, für den Beweis dieſes Satzes an Griechenland, an Toſkana im Zeitalter der Mediceer, an Großbritannien ſeit Wilhelm dem dritten zu erinnern. — Auf ähnliche Weiſe verhält ſich die Religion zu der claſſiſchen Geſtaltung der Sprache. Je reiner und edler eine Religion iſt; deſto kräftiger ſtrebt die Sprache empor; beſonders muß, mit der Ausbildung der Wahrheiten, welche der überſinnlichen Ordnung der Dinge angehören, auch im Umfange der Sprache ein Reichthum von abſtracten Begriffen ſich entwickeln, welcher allen den Sprachen fehlt, wo die Völker, die ſie reden, auf den Stufen blos ſinnlicher Religionsbegriffe und eines äußern, der Sinnlichkeit zuſagenden, Cultus ſtehen geblieben ſind. — Die geiſtige Bildung eines Volkes, abhängig von dem Anbaue der Künſte und der Wiſſenſchaften, verlangt, wenn ihre Wirkungen in den Fortſchritten der Sprache ſichtbar werden ſollen, unter den Künſten die Blüthe der Dichtkunſt und Beredſamkeit, und unter den Wiſſenſchaften hauptſächlich die Blüthe der Philoſophie und Geſchichte. Nie kann die abgeglätteſte geſellſchaftliche Unterhaltungsſprache den Abgang der höhern Kraft in der Darſtellung und Behandlung dichteriſcher, redneriſcher, philoſophiſcher und geſchichtlicher Gegenſtände erſetzen; nie wird eine Sprache nach ihrem ganzen Umfange claſſiſch genannt zu werden verdienen, die blos Dichter

und Redner, nicht aber auch Philosophen und Geschichtsschreiber in den Reihen ihrer Classiker aufführen kann. Dabei darf nicht übersehen werden, daß die Eigenthümlichkeit und Classicität einer Sprache um so höher steigt, je mehr die lyrischen, dramatischen und epischen Dichter derselben die Stoffe aus der Mitte des Lebens, der Geschichte, und aus dem Geiste ihres Volkes selbst entlehnen; je mehr das Feuer der politischen Redner aus der Begeisterung für die vaterländische Verfassung stammt, und je vielseitiger und ergreifender die Ansichten sind, welche die Geschichtsschreiber der vaterländischen Geschichte abzugewinnen wissen. Nur aus diesen Ergebnissen erhellt, weshalb Homer höher steht, als der Epiker Virgil; weshalb die Philosophen der Römer weit hinter den Philosophen der Griechen zurückblieben; weshalb aber die politischen Redner beider Völker, nach Abrechnung ihrer Einzelnheiten, auf gleicher Linie der classischen Vollkommenheit erscheinen und eben so ihre classischen Geschichtsschreiber die gegenseitige Vergleichung im Ganzen aushalten. — Dasselbe bewährt sich wieder in der neuern Zeit. Italien hat seine Dichter und seinen Guicciardini; eigenthümliche Philosophen und politische Redner aber sind ihm fremd geblieben. Auf gleiche Weise zählt Frankreichs Literatur einen reichen Dichterkreis, einige ausgezeichnete politische Redner, und einzelne gediegene Geschichtsschreiber; allein der eklektischen Philosophie der Franzosen fehlt es an Tiefe, Reichthum und Eigenthümlichkeit. Deshalb ist auch ihre Sprache zu spröde, um in derselben Kant und Fichte nach der ganzen Tiefe ihres Wesens wieder zu geben. Dagegen haben aber die Britten classische Dichter, Redner und Geschichtsschreiber; nur

in der Sprache der Philoſophie bleiben ſie hinter den Teutſchen zurück. Die Teutſchen endlich dürfen getroſt ihre Dichter, ihre Philoſophen und ihre Geſchichtsſchreiber neben den Dichtern, Philoſophen und Geſchichtsſchreibern der eben genannten drei gebildeten Völker der neuern Zeit nennen; auch ragen ſie in der religiöſen Beredſamkeit ehrenvoll über jene Völker empor; allein in Hinſicht der politiſchen Beredſamkeit können ſie nicht die Vergleichung mit Britten und Franzoſen aushalten.

Zuletzt darf der Einfluß der Sitten eines Volkes auf das Fortſchreiten ſeiner Sprache zur Claſſicität nicht übergangen werden; denn die Sitten eines Volkes ſind der Wiederſchein der in der Maſſe ſeiner Individuen herrſchenden Sittlichkeit. Je einfacher und reiner die Sitten eines Volkes ſind; deſto edler und keuſcher wird auch ſeine Sprache ſeyn. Je tiefer die Sitten unter den verſchiedenen Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft ſinken; deſto mehr wird die Sprache an ihrer innern Würde verlieren, wenn ſie auch durch die Witzſpiele und Zweideutigkeiten einer unter äußerem Anſtande verhüllten Sittenloſigkeit bereichert werden ſollte. Je mehr ferner die Sitten eines Volkes mit der gleichmäßigen Bildung der geſammten Kräfte des Geiſtes in Verbindung ſtehen; deſto mehr wird die Sprache eben ſo an Adel und Würde, wie an Tiefe, Umfang und Kraft gewinnen, und der gute Geiſt reiner Sitten wird unverkennbar in dem Fortſchreiten der intellectuellen Cultur ſich abſpiegeln. Hören wir die warnende Stimme der Geſchichte! Wie entartete doch von der Reife ihres goldenen Zeitalters die Sprache der Griechen, als die Sittenloſigkeit über die einzelnen griechiſchen Freiſtaaten und Inſeln ſich

verbreitete, und endlich ganz Griechenland, das in dem Zeitalter seiner Volkskraft die Macht Persiens brach, unter dem Namen Achaja in die Reihe der römischen Provinzen gehörte! Noch tiefer fiel, mit den Sitten der Römer, die Sprache des weltbeherrschenden Roms vom goldenen zum silbernen, und endlich zum eisernen Zeitalter herab, bis das Eisen der germanischen Völkerschaften das Schicksal des römischen Westreichs entschied!

Es ist ein hoher Vorzug der teutschen Sprache vor vielen andern gebildeten Sprachen, daß sie dieselben an innerer Reinheit (sehr verschieden von der äußern Correctheit der stylistischen Form) und sittlicher Würde übertrifft; daß sie, selbst in dem Zeitalter ihres höchsten Reichthums, in allen Zweideutigkeiten sinnlicher Bezeichnungen zu ihrer Ehre hinter der französischen Sprache zurückgeblieben ist; und daß eben die sittlich reinsten teutschen Classiker — Männer, wie Gellert, Joh. Andreas Cramer, Haller, Klopstock, Herder, Joh. Georg Jacobi, Schiller, Voß, Tiedge, Matthisson — Luther, Mosheim, Spalding, Jerusalem, Zollikofer, Reinhard, — dem innigsten teutschen Wesen am sichersten zugesagt, und am tiefsten auf dasselbe eingewirkt haben! So glänzend auch das Farbenspiel des Oberons seyn mag; Klopstocks Messias wird länger bei den Teutschen sich behaupten, als Oberon. So rauschend der augenblickliche Beifall war, mit welchem viele, zunächst auf die Sinnlichkeit berechnete, dramatische Erzeugnisse Kotzebue's aufgenommen wurden; so werden sie doch längst vergessen seyn, wenn noch der Geist teutscher Jünglinge am Don Carlos, am Wallenstein, an der Jungfrau von Orleans, am Egmont

und Taſſo ſich aufrichtet! Dieſer ſittliche Sinn liegt urſprünglich im teutſchen Nationalcharakter, und hängt weſentlich mit der Eigenthümlichkeit des Teutſchen, mit der Tiefe ſeines Gemüths zuſammen, welche eine andere Befriedigung von ſeinen Claſſikern verlangt, als üppige Spiele des Witzes und leicht verhüllte Aufregungen der Sinnlichkeit.

Lehrreich und intereſſant iſt die Vergleichung der Sprachen nach ihrer Aehnlichkeit und Verſchiedenheit; doch kann in dieſer Einleitung ein Wort darüber ſeine Stelle nur in ſteter Beziehung auf die teutſche Sprache finden.

Man kann die Aehnlichkeit der Sprachen in philoſophiſcher und geſchichtlicher Hinſicht darzuſtellen verſuchen. In philoſophiſcher Hinſicht tritt dieſe Aehnlichkeit hervor, ſobald man — bei aller Verſchiedenheit der einzelnen Sprachen nach ihrer Wortbildung, Wortbiegung, Wortverbindung, nach ihrer Proſodie und Dichtkunſt, nach ihrer Proſa und Beredſamkeit — doch in ihnen allen dieſelbe urſprüngliche Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes wieder findet, in welcher der letzte Grund der Entſtehung und Ausbildung jeder einzelnen geſchichtlich vorhandenen Sprache enthalten iſt. — In geſchichtlicher Hinſicht kündigt ſich die Aehnlichkeit der einzelnen Sprachen an, je nachdem ſie urſprüngliche, oder abgeleitete Sprachen ſind, und je ähnlicher die innern und äußern Verhältniſſe der Staaten, in welchen ſie geſprochen wurden, in Hinſicht auf eigenthümliche Volkscultur und auf die Verbindung und Wechſelwirkung mit andern Völkern waren. So ſind die griechiſche und teutſche

Sprache einander ähnlicher, als die römiſche und teutſche; man mag dabei entweder den gleichmäßigen Reichthum beider an Muſtern in der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit berückſichtigen, oder ſich der Aehnlichkeit der Griechen und Teutſchen in Beziehung der einzelnen Völkerſchaften erinnern, von welchen, durch mehrere Jahrhunderte hin, bei beiden die Entwickelung und fortſchreitende Bildung ihrer Sprache abhing. Selbſt aus der Aehnlichkeit der politiſchen Schickſale der Völker und Staaten tritt manches lehrreiche geſchichtliche Ergebniß für die Aehnlichkeit der Sprachen hervor, weil der Aufſchwung der Völker und Staaten zu politiſcher Macht und Kraft, ſo wie ihr Culminiren, und ihr Sinken bis zum politiſchen Tode, jedesmal ſich abſpiegelt in den Veränderungen des innern und äußern Charakters der Sprachen.

So wie die Aehnlichkeit der Sprachen, ſo kann auch ihre Verſchiedenheit philoſophiſch und geſchichtlich aufgefaßt werden. Geht man, bei der Beſtimmung der Verſchiedenheit der Sprachen, von dem philoſophiſchen Standpuncte aus; ſo erſcheinen ſie als cultivirte oder uncultivirte Sprachen. Hält man den geſchichtlichen Geſichtspunct feſt; ſo theilt man ſie ein in erloſchene oder lebende Sprachen.

Cultivirt iſt eine Sprache, die in materieller und formeller Hinſicht möglichſt vollendet iſt. Sie reicht dann hin in materieller Hinſicht — d. h. in Beziehung auf den darzuſtellenden Stoff — zur Bezeichnung aller Zuſtände und Verhältniſſe der von einem Volk erreichten phyſiſchen,

intellectuellen, äſthetiſchen und ſittlichen Cultur. Es iſt dann in der Sprache für jeden Zuſtand des häuslichen und öffentlichen Lebens, für jeden Begriff, für jedes Gefühl und für jede Beſtrebung des menſchlichen Geiſtes ein erſchöpfendes und vollſtändig bezeichnendes Wort vorhanden, das entweder urſprünglich der Sprache des Volkes angehört, oder, fremdher entlehnt, doch durch langen Gebrauch derſelben eingebürgert iſt. Eine cultivirte Sprache iſt aber zugleich in formeller Hinſicht — d. h. in Beziehung auf die einzelnen Formen der Darſtellung — völlig entwickelt und ausreichend zur gleichmäßigen Behandlung der einzelnen Formen der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit. — Dagegen gehört es zu den Merkmalen einer uncultivirten Sprache, daß ſie in einigen, oder in mehrern, oder faſt in allen dieſen materiellen und formellen Beziehungen mangelhaft und unvollkommen erſcheint. Der geſchichtliche Grund davon liegt darin, daß dem Volke, das ſie ſpricht, entweder das Bedürfniß einer freiern geiſtigen Entwickelung während ſeines ganzen politiſchen Daſeyns fehlte, oder daß ſeiner Sprache die bei allen cultivirten Sprachen wahrnehmbare, Aufeinanderfolge der Bedingungen ihrer Fortbildung abging. Dieſe Aufeinanderfolge beruht aber darauf, daß zuerſt die Dichter in der Mitte eines Volkes auftreten, und der Sprache Reichthum, Neuheit der Wörter und Wortbildungen, Wohlklang und Volksthümlichkeit geben; daß den Dichtern die Philoſophen ſich anſchließen, durch welche die Sprache die Berichtigung, genauere Beſtimmtheit und wiſſenſchaftliche Ausprägung ihres geſammten Umfangs und Reichthums gewinnt; daß dieſen die Redner folgen, welche den vorliegenden und philoſophiſch ge-

ordneten Reichthum der Sprache auf die Kreise des religiösen und politischen Lebens beziehen, bis endlich de Geschichtsschreiber die Sprache bereits als ein völlig ausgebildetes Organ vorfinden, um vermittelst derselben alle Verhältnisse und Ankündigungen des innern und äußern Volks- und Staatslebens unter lebensvollen Schilderungen zu vergegenwärtigen.

In geschichtlicher Hinsicht beruht die Verschiedenheit der Sprachen darauf, ob sie bereits erloschene, oder lebende Sprachen sind. Erloschen ist eine Sprache, die von keinem gegenwärtig bestehenden Volke gesprochen wird. Wie groß muß die Zahl der erloschenen Sprachen seyn, wenn man sich der Massen von Völkernamen erinnert, welche in den verschiedensten Zeiträumen der Geschichte genannt werden, und zum Theile so bald und so spurlos wieder verschwanden, daß selbst über ihre Benennung, und über den Ort, die Zeit und die Dauer ihrer öffentlichen Ankündigung in der kritisch beglaubigten Geschichte manche Unbestimmtheit und manche Lücke bleibt! Denn, selbst abgesehen von den herumstreifenden Horden und Völkerschaften in den unermeßlichen Steppenländern der einzelnen Erdtheile; wer möchte nur mit Sicherheit die gesammten ältesten einzelnen Völkerschaften der Teutschen und der Slaven nachweisen? wer die Völkerstämme aufzählen, die in einer dunkeln Vorzeit in Indien, in China, in Japan, in Mexiko und Peru allmählig zu größern und abgeschlossenern Staatskörpern zusammenschmolzen? und wer die dürftigen Sprachüberreste sammeln, die sich von ihnen erhalten haben? Sind doch diese Ueberreste von den vormals in cultivirten Staaten mit festen Regierungen bestehenden

Sprachen der Phönicier, Aegypter und Karthager so gering und unbedeutend, daß aus denselben durchaus kein befriedigendes Ergebniß über den Grundcharakter, Reichthum und Umfang dieser Sprachen hervorgeht! — Doch dürfte der Verlust der Ueberreste so vieler erloschenen Sprachen des Erdbodens kein wirklicher Verlust für die Geschichte der menschlichen Cultur im Großen seyn; denn für diese haben nur diejenigen erloschenen Sprachen einen eigenthümlichen Werth, von welchen schriftliche Denkmäler, und zwar aus dem Zeitalter der höhern geistigen und politischen Reife des Volkes, ich erhalten haben. Unter diesen erloschenen Sprachen ragen aber die der Griechen und der Römer hervor, die in ihren Classikern eben so die verschiedensten Zeitalter der fortschreitenden Sprachbildung, und den bereits in der Welt des Alterthums vorhandenen großen Reichthum an verschiedenen Formen in den Darstellungen der Dichtkunst, Prosa und Beredsamkeit vergegenwärtigen, wie sie zugleich ein bestimmtes Bild der von diesen Völkern erreichten Stufe der Cultur und politischen Höhe vermitteln. Sie hatten Dichter, Philosophen, Redner und Geschichtsschreiber, die für alle Zeiten als classisch gelten; so verschieden auch von den Sprachen der Griechen und Römer sich die Sprachen der jüngern abendländischen Völker in Hinsicht auf Classicität entwickelt haben. Und daß die Welt des Alterthums diese Classiker gehabt, und daß von diesen Classikern das Beste und Gediegenste sich erhalten hatte; wie unermeßlich wirkte dies ein auf die Bildung der jüngern europäischen Völker, als sie, bald nach den Zeiten der Kreuzzüge, an dem Geiste und der Kraft dieser Classiker sich aufrichten und bilden

lernten, während schon vorher in den Klosterschulen die mechanische Erlernung der römischen Sprache fortgesetzt worden war. Ohne die Classiker des Alterthums hätte es kein Zeitalter der Wiederherstellung der Wissenschaften, wenigstens nicht in dem Sinne gegeben, wie dasselbe eintrat; und unverkennbar sind in der ganzen classischen Bildung der gesitteten abendländischen Völker die Spuren des Einflusses, welchen das Studium der Classiker des Alterthums auf sie behauptete. — Damit wird aber nicht behauptet, daß die classische Bildung der jüngern europäischen Völker der Eigenthümlichkeit ermangele, und daß sie nichts weiter, als ein Wiederschein der Classicität der alten Welt sey. Sie ist thatsachlich von der letzten ausgegangen; dies ist unläugbar. Sie hat aber, unter den mächtigen Einflüssen eines andern Bodens und Klima's, einer andern Religion, der christlichen, und anderer volksthümlichen und bürgerlichen Verhältnisse, nothwendig auch einen andern äußern Charakter und ein von der Classicität des Alterthums wesentlich verschiedenes Gepräge erhalten, wodurch ihre Selbstständigkeit für alle künftige Zeiten entschieden ward. Dadurch geschah, daß die echten Classiker unsrer Zeit, in den bis zu ihrem goldenen Zeitalter durchgebildeten Sprachen, eben so wenig unter, als über den Classikern des Alterthums, sondern mit denselben auf gleicher Linie stehen, sobald man die Verschiedenheit der Zeitalter und der Völker nicht vergißt, welchen diese Musterschriftsteller angehören.

Durch diese Rücksicht auf die Classiker der neuen europäischen Völker ist zugleich der Uebergang von den erloschenen zu den lebenden Sprachen vermittelt. Denn unter einer lebenden Sprache denken wir

die, welche von einem geschichtlich bestehenden Volke gesprochen und geschrieben wird, und welche die Schicksale dieses Volkes in Hinsicht auf seine gesammte Cultur, so wie auf das Bestehen, auf das Fortschreiten, oder auf das Veralten seiner Staatsverfassung mit demselben theilt. In einer lebenden Sprache werden daher Classiker auftreten, sobald diese Sprache für alle Gegenstände des häuslichen, gesellschaftlichen und öffentlichen Lebens, und für alle Zwecke der Wissenschaft und Kunst völlig gleichmäßig durchgebildet, und in den verschiedensten Gattungen und Formen der Prosa, der Dichtkunst und Beredsamkeit angebauet worden ist. Das goldene Zeitalter einer Sprache wird also mit dem höchsten Puncte der von einem Volke erreichten physischen, intellectuellen, ästhetischen und sittlichen Cultur, und mit der stylistischen Darstellung dieser Cultur in vollendeten (classischen) Formen zusammen fallen. Denn so wie die Fortschritte eines Volkes in der Cultur wesentlich erforderlich sind zu dem Fortschreiten seiner Sprache; so befördert auch wieder der rasche Fortschritt der Sprache das Fortschreiten in der Cultur.

Doch darf man bei einer lebenden Sprache nie vergessen, daß die Classicität in derselben aus einem andern Gesichtspuncte gefaßt werden muß, als in einer erloschenen; daß überhaupt die Classicität in einer lebenden Sprache nur beziehungsweise (relativ) gilt. Denn bei einer lebenden Sprache bleibt immer gedenkbar, daß ein Zeitraum der höhern Ausbildung und Reife derselben eintritt, in welchem die Classiker der vorigen Zeiträume durch vollendetere Muster verdunkelt werden; völlig abgesehen davon, daß, im strengen Sinne des Wortes,

nur erſt nach dem Erlöſchen einer Sprache mit Sicherheit über das goldene Zeitalter und über die gediegenſten Claſſiker derſelben entſchieden, ſo wie der Maasſtab für die Abgrenzung der einzelnen Zeiträume ihres Fortſchreitens, ihres Culminirens, und ihres Sinkens feſtgeſetzt werden kann.

Sobald man aber in Hinſicht auf ihren claſſiſchen Gehalt das Verhältniß der erloſchenen und der lebenden Sprachen gegen einander mit völliger Unpartheilichkeit erwägt; ſobald ergiebt ſich, daß beide durch eigenthümliche Vorzüge die gegenſeitige Vergleichung auszuhalten vermögen. Denn wenn die erloſchenen claſſiſchen Sprachen des Alterthums den großen Vorzug vor den lebenden behaupten, daß ſie unveränderte Formen des gereiften Geſchmacks darbieten, weil bei einer erloſchenen Sprache das goldene Zeitalter derſelben genau, nach ſeinem Eintritte und nach ſeiner Abgrenzung, gegen die übrigen Zeitalter des Steigens und Sinkens der Sprache ausgemittelt, und darnach feſtgeſetzt werden kann, welche Schriftſteller wirklich, und in welchen Beziehungen ſie in die Reihe der Claſſiker gehören; ſo muß dagegen den lebenden claſſiſchen Sprachen der wichtige Vorzug zugeſprochen werden, daß ſie den gegenwärtigen hohen Standpunct der von einem Volke erreichten und in ſeiner Sprache ausgeprägten intellectuellen, äſthetiſchen und ſittlichen Cultur in lebenden Formen ausdrücken, und daß an dieſe lebensvollen Bezeichnungen der Fortſchritt des Volkes ſelbſt in Cultur und Sprache ſich anſchließt. Wenn daher das Claſſiſche in den erloſchenen Sprachen als ein in ſich abgeſchloſſenes, unveränderliches, zugleich aber auch in todter Ruhe zu feſter Form gebrachtes Ganzes erſcheint; ſo tritt

getrost seinen Schlözer, Spittler, Johannes Müller, Posselt, Woltmann, Manso, Wachler und Luden stellen. Ein ähnlicher Geist, wie Lessing, fehlt in jeder außerteutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts; selbst die Namen Herders, Engels, Heydenreichs und Hamanns stehen eigenthümlich da in der prosaischen Literatur der Teutschen. Und halten wir unsre Dichter an die Dichter des Auslandes; so werden wohl J. Andr. Cramer, Klopstock, Göthe, Schiller, Fr. Leop. v. Stolberg, Voß, v. Thümmel, Jean Paul, Tiedge, Matthisson, und mit ihnen noch Viele, die nach dem Kranze der Unsterblichkeit streben, mit den geachtetsten gleichzeitigen Dichtern des Auslandes eben so gewiß auf die Nachwelt übergehen, wie kein außerteutsches Volk geistliche Redner aufzuweisen hat, wie Teutschland in seinem Zollikofer, Reinhard, Marezoll, Ammon, Schleiermacher, Tzschirner, Schott, Bretschneider, Röhr u. a.

Schon frühzeitig theilte sich die teutsche Sprache, wie die Sprache eines jeden, über große Erdstriche ausgebreiteten Volkes, in mehrere Mundarten; die aber im Ganzen auf zwei Hauptdialecte, auf den härtern und weichern, sich zurückführen lassen. Die härtere Mundart verbreitete sich über den teutschen Süden, und umschloß Oestreich, Bayern, Franken, Schwaben, die Schweiz, die oberrheinischen und zum Theile auch die obersächsischen Länder; die weichere Mundart hingegen ward einheimisch im teutschen Norden, und verbreitete sich über die niedersächsischen, west-

phälischen, niederrheinischen und belgischen Provinzen. Zwei, seit Jahrhunderten bereits von Teutschland getrennte, und im westphälischen Frieden nach ihrer Selbstständigkeit anerkannte, Freistaaten, die Schweiz und die Niederlande (die letztern seit 1815 in ein Königreich umgewandelt), haben noch die altteutsche Unterlage in ihrer Sprache, so daß in der Schweiz zwar die härtere Mundart vorherrscht, aber die eigentliche teutsche Sprache weit unveränderter blieb, als in den Niederlanden, wo aus der dort frühzeitig einheimischen weichern Mundart mehrere Verzweigungen derselben hervorgingen, die in dem Niederländischen, oder dem Niederteutschen im engsten Verstande, (wozu das Holländische, Flandrische und Brabantische gehören,) im Friesischen (einer Tochter der Angelsächsischen) und im Plattteutschen sichtbar werden. Während daher die Literatur der Schweizer (mit Ausnahme der sogenannten italienischen Schweiz) noch immer zur teutschen Literatur gerechnet wird, bildete sich in dem Freistaate der Niederlande eine eigene und selbstständige Literatur, die von der teutschen so wesentlich verschieden ist, daß sie bereits seit Jahrhunderten von der Geschichte der teutschen Sprache und Literatur ausgeschlossen wird.

Von beiden teutschen Hauptmundarten muß das eigentliche Hochteutsche unterschieden werden, unter welchem keine besondere, irgend einer teutschen Landschaft ausschließend eigenthümliche, Mundart verstanden werden darf. Denn das Hochteutsche bezeichnet die von den vorzüglichsten Schriftstellern des gesammten teutschen Volkes allmählig ausgebildete, und von den Provinzialismen des Geburtslandes der Classiker möglichst gereinigte, Bücherſprache.

Dabei darf aber zweierlei nicht übersehen werden: daß *erstens*, nach den verschiedenen Zeiträumen der Aus- und Fortbildung der Sprache, das *Hochteutsche* zunächst in denjenigen Provinzen Teutschlands einheimisch war, wo jedesmal das freieste Leben in der Sprachbildung des Volkes sich entfaltete; so im germanischen *Franken* bis ungefähr zum Jahre 1137, in *Schwaben* bis zum Erlöschen des hohenstaufischen Kaiserhauses, und in *Obersachsen* seit der Kirchenverbesserung und seit Luthers Bibelübersetzung; und *zweitens*, daß die stillschweigende Vereinigung der vorzüglichsten teutschen Schriftsteller über die Bücherſprache erst *seit der Erfindung der Buchdruckerkunst* auf teutschem Boden möglich ward.

Umriß der Geschichte der teutschen Sprache.

Von selbst führen die aufgestellten Ergebnisse über die Aus- und Fortbildung der teutschen Sprache auf die Geschichte derselben zurück; doch kann diese Geschichte hier nur insofern in einem kurzen Umrisse verzeichnet werden, inwiefern in den folgenden Untersuchungen, Lehrsätzen und Resultaten auf die Geschichte der Sprache Rücksicht genommen werden muß. Dazu kommt, daß, abgesehen von vielen einzelnen gediegenen, zur Geschichte der teutschen Sprache gehörenden, Abhandlungen, einige sehr verdienstliche Werke theils über das gesammte Gebiet der Geschichte der teutschen Sprache, theils über die wichtigsten dahin eingreifenden Gegenstände sich verbreiten. Zu den ersten gehören: Geschichte der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Teutschen bis auf die neuesten Zeiten, von Theodor Heinsius. Dritte Ausgabe. Berl. 1823. 8., und Ludw. Wachlers Vorlesungen über die Geschichte der teutschen Nationalliteratur. 2 Theile. Frankf. am Main 1818 und 1819. 8. — Zu den zweiten aber muß vor allen die Geschichte der teutschen Dichtkunst und Beredsamkeit im neunten, zehnten und eilften Theile von Bouterweks

Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit ſeit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts; Göttingen, 1812—1819. 8., gerechnet werden; doch behaupten neben derſelben, unter den frühern Schriften, Naſſers Vorleſungen über die Geſchichte der teutſchen Poeſie, 2 Theile, Altona und Leipzig, 1798 und 1800. 8. für die ältere und mittlere Zeit ihr Verdienſt, — und Franz Horns Schrift: die Poeſie und Beredſamkeit der Teutſchen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart; 3 Theile, Berl. 1822 — 24. 8. enthält, abgeſehen von vielen dem Verfaſſer eigenthümlichen und ſonderbaren Behauptungen, manches treffende Urtheil über teutſche Schriftſteller und literäriſche Erſcheinungen in den auf dem Titel angegebenen Zeitabſchnitten der teutſchen Sprachbildung.

Die Anfänge der teutſchen Sprache verlieren ſich in die Mythenzeit des teutſchen Volkes, wo die Urſtämme deſſelben aus Aſien in Europa einwanderten. Die teutſche Sprache iſt eine Urſprache, wenn auch durch neuere Sprachvergleichungen und durch mehrere geſchichtliche Spuren die Meinung der Verwandtſchaft der germaniſchen Urſtämme mit den Perſern, vielleicht ſelbſt mit den Indiern, nicht ohne einige Wahrſcheinlichkeit aufgeſtellt worden iſt. Doch kann der Zeitpunct, in welchem dieſe Urſtämme die aſiatiſche Heimath verließen, ſo wenig mit Beſtimmtheit nachgewieſen werden, als die Trennung derjenigen germaniſchen Stämme, die nach dem europäiſchen Norden zogen und die nachmaligen ſkandinaviſchen Reiche bevölkerten, von den Völkerſchaften, die im eigentlichen Teutſchlande ſich ausbrei-

teten. Es führen ſogar mehrere geſchichtliche Spuren darauf hin, daß Skandinavien und Teutſchland nicht zu Einer Zeit, ja vielleicht ſelbſt Nord- und Südteutſchland nicht zu gleicher Zeit und von einem und demſelben teutſchen Hauptſtamme bevölkert worden ſind, wenn gleich alle Völkerſchaften in Skandinavien, ſo wie in Nord- und Südteutſchland, zu Einem germaniſchen Urvolke gehören. Auch ſcheint die Cultur der germaniſchen Stämme im ſkandinaviſchen Norden früher, als im eigentlichen Teutſchlande, begonnen, und die ältere zwiſchen beiden beſtandene Stammesverbindung, nach der Trennung der im Norden und im eigentlichen Teutſchlande ſich ausbreitenden Hauptvölkerſchaften von einander, nur ſehr ſchwach fortgedauert zu haben, bis, nach der Begründung feſter Staatsformen im ſkandinaviſchen Norden und in Teutſchland, beide in ſpätern Zeiten, durch Reiſen, Handel und andern Verkehr, wieder in neue Berührungen kamen. So erſchienen, ſeit dem zwölften Jahrhunderte, Isländer und andere Skandinavier in Teutſchland, theils um zu geiſtlichen Aemtern ſich vorzubereiten, theils um als Erzähler und Vorleſer wunderbarer Heldengedichte — als wandernde Declamatoren — aufzutreten; ſo wie, ſeit derſelben Zeit, teutſche Dichter an den Höfen nordiſcher Fürſten gefunden werden, und der mächtig aufblühende hanſeatiſche Bund einen neuen Völkerverkehr zwiſchen dem Norden und dem eigentlichen Teutſchlande vermittelte.

Die germaniſchen (gothiſchen) Stämme, welche in Zeiten, die keine beglaubigte Geſchichte erreicht, nach dem Norden zogen, verbreiteten ſich über die däniſchen Inſeln, über Island, Norwegen

und Schweden; namentlich erſcheint Island bereits im fernſten Alterthume im Glanze einer ſelbſtſtändigen und vielſeitig ſchattirten Cultur. Die Kenner der gegenwärtig im Norden beſtehenden Sprachen betrachten dieſelben als abweichende Dialecte Einer alten ſkandinaviſchen Mutterſprache, welcher das jetzige Isländiſche am treueſten blieb. Ihm zunächſt kommt das Schwediſche, obgleich ſchon ſehr abweichend; die Dänen und Norweger hingegen haben eine und dieſelbe Schriftſprache, doch daß die der Norweger manche eigenthümliche Ausdrücke behauptet, und ihre Ausſprache, beſonders in den Grenzprovinzen, mehr der ſchwediſchen, als der däniſchen, ſich nähert *).

Während der Zeit, daß germaniſche Stämme nach dem ſkandinaviſchen Norden zogen, und dort, unter örtlichen Verhältniſſen, ihre mitgebrachte unvollkommene Stammſprache, ihre eigenthümliche Mythologie und Dichtkunſt (Edda), ſo wie ihre Staatsverfaſſung ausbildeten, folgten, vom ſchwarzen Meere und von den Mündungen der Donau her, die andern teutſchen Völkerſchaften dem Laufe der Donau. Von ihnen wurden die Alpenländer, die hercyniſchen Wälder, die Niederungen an der Saale und Elbe, am Main und an der Lahn, die Ufer des Rheins, und die Binnenländer zwiſchen der Nord- und Oſtſee beſetzt. Die Römer lernten dieſe Stämme un-

---

*) Vergl. Raſk, über die norwegiſchen, ſchwediſchen und isländiſchen Literaturen und Sprachen; in den Wiener Jahrbüchern 1819, Thl. 2. Anzeigeblatt S. 12 ff.

gefähr 120 Jahre vor dem Anfange der chriſtlichen Zeitrechnung in der Nähe ihrer Grenzprovinzen kennen, nachdem ſich die Macht Roms über Illyrien (ungefähr 168 Jahre vor Chriſtus), über das cisalpiniſche Gallien in Oberitalien, und über die Rhoneländer bis an die Pyrenäen ausgedehnt hatte. Der älteſte Name dieſer Völker war nicht Germanen, ſondern Teutſche (Teutonen), als Nachkommen und Verehrer eines ihrer vergötterten Anführers, des Teut; denn nach dem Tacitus entſtand der Name Germanen in Gallien, nachdem der Stamm der Tungern daſelbſt vorgedrungen war, welche die galliſchen Celten Hermannen (Kriegsmänner) nannten; eine Benennung, die allmählig von dem einzelnen Stamme auf das ganze Volk übergetragen ward. —

Schon dieſe Abſtammung des Volkes von dem Teut ſpricht für den Gebrauch des T in der Schreibung des teutſchen Volkes und Landes; auch haben Ulphilas im vierten und Jornandes im ſechſten Jahrhunderte die Schreibung thiud, und Ulphilas namentlich wählte für gothiſche Worte die in den griechiſchen Buchſtaben entſprechende Bezeichnung. Auf gleiche Weiſe gebrauchten, ſeit der Erfindung der Buchdruckerkunſt, mehrere der bedeutendſten ältern Schriftſteller — z. B. Sebaſtian Brant in ſeinem Narrenſchiffe, Luther, Hans Sachs u. a. — die Schreibung teutſch, ſtatt deutſch. Die ſpätere Ausſprache des Wortes kann daher nicht über die Schreibung entſcheiden, weil ohnehin der Nordteutſche die meiſten Buchſtaben weicher ausſpricht, die bei dem Südteutſchen im Tone härter lauten. — Doch wird, weil in neuerer Zeit beide Formen der Schreibung in den Werken der Claſſiker

unſers Volkes gleichmäßig vorkommen, weder das T ganz über das D, noch dieſes völlig über jenes ſiegen; nur ſollte hier, im Vorbeigehen, der Gründe gedacht werden, weshalb in dieſem Werke das Teutſch dem Deutſch vorgezogen wird.

So wie aber die Vorgeſchichte eines Volkes und Reiches den Zeitabſchnitt umſchließt, bis ſich bei einem Volke die feſte Form des innern Lebens bildet, weshalb zu dem Kreiſe der Vorgeſchichte das Mythenalter eines Volkes mit den wenigen und in ſich ſelten zuſammenhängenden Thatſachen dieſes Zeitabſchnitts gerechnet werden muß; ſo hat gleichfalls die Sprache eines Volkes ihre Vorgeſchichte, die bis dahin reicht, wo mit der feſtern Geſtaltung des innern Staatslebens auch die höhere Bildung und der Fortſchritt der Sprache des Volkes beginnt. Tragen wir dieſen Maasſtab auf die Geſchichte der teutſchen Sprache über; ſo reicht die Vorgeſchichte dieſer Sprache eben ſo weit, als die Vorgeſchichte des teutſchen Volkes ſelbſt, d. h. bis zu der Zeit, wo Karl der Große die Mehrheit der einzelnen teutſchen Völkerſchaften zu Einem politiſchen Ganzen vereinigte, obgleich das eigentliche Teutſchland unter ihm und ſeinem Sohne Ludwig dem Frommen nur einen Theil des großen Frankenreiches bildete, und Teutſchland erſt unter dem Enkel Karls, unter Ludwig dem Teutſchen, zur politiſchen Selbſtſtändigkeit und zur Unabhängigkeit von dem Reiche der Franken gelangte.

Zur Vorgeſchichte des teutſchen Volkes und Reiches gehören aber alle die Züge, Kämpfe und Anſiedelungen der einzelnen germaniſchen Stämme ſeit den Zei-

ten der Völkerwanderung bis zu der Regierung Karls des Großen. So erſcheinen am Anfange des fünften Jahrhunderts die Weſtgothen in Italien; bald aber verlaſſen ſie, nach vielfachen Verheerungen, die reiche Halbinſel, und ziehen, in Verbindung mit den Sveven, nach Gallien und Spanien, wo ſie ein Reich ſtiften, das von der Loire bis Luſitanien reicht. Darauf durchwandern die Oſtgothen die ſüdlichen Länder Teutſchlands, und gründen, am Ende des fünften Jahrhunderts, unter dem größten Fürſten teutſcher Stämme, unter dem in Byzanz gebildeten Theoderich, in Italien eine Herrſchaft, die nur einer tiefern innern Geſtaltung und Männer auf dem Throne in Theoderichs Geiſte bedurfte, um ihren Stifter lange zu überleben. Auf den Trümmern der oſtgothiſchen Macht und Herrlichkeit errichteten bald darauf die aus Südteutſchland (Pannonien) nach Italien ziehenden Langobarden ein Reich, das zweihundert Jahre beſtanden hatte, als es Karl der Große bezwang, und das den Franken wahrſcheinlich nicht unterlegen wäre, wenn Alboin, oder ſpäter Deſiderius das Exarchat aufgelöſet, und die ganze Halbinſel zu Einem gemeinſamen Reiche vereinigt hätte. So wenig die Weſt- und Oſtgothen, und die Langobarden im eigentlichen Teutſchlande beſondere Reiche bildeten; ſo wenig auch die Franken und Burgunder, welche über dem Rheine feſte Wohnſitze aufſchlugen, und in Gallien, der vormaligen Provinz Roms, ſelbſtſtändige Reiche ſtifteten. Faſt gleichzeitig bemächtigten ſich die Sachſen und Angeln der brittiſchen Inſeln. Alle dieſe Völker brachten ihre unvollkommene teutſche Urſprache nach Spanien, Gallien, Italien und Britannien mit, wo, aus der Vermiſchung der urſprünglichen teutſchen

Sprache mit der römiſchen, die ſogenannten romaniſchen Sprachen allmählig ſich bildeten, in welchen das Teutſche, wie namentlich in der engliſchen, um ſo mehr vorherrſchte, je weniger römiſche Bildung in dieſen Provinzen tief gewurzelt hatte, wogegen wieder das Römiſche über das Teutſche das Uebergewicht behauptete, wo die Cultur der Beſiegten auf die Sieger überging.

Während dieſer über das Schickſal der Provinzen des römiſchen Weſtreiches entſcheidenden Ereigniſſe, blieben in der Mitte des eigentlichen Teutſchlands die Oſtfranken und Thüringer, im Süden die Alemannen und Bayern, und im Norden die Sachſen und Frieſen zurück, bei welchen die teutſche Sprache höchſt unvollkommen, aber doch unvermiſcht ſich erhielt. Zwar rückten vom Oſten her die ſlaviſchen Völkerſtämme den Teutſchen nach, beſetzten mehrere, beim Weiterziehen der Teutſchen nach dem Weſten, von dieſen erledigte Wohnſitze, und überſchritten ſogar, nach der Auflöſung des thüringiſchen Königreiches durch die Franken und Sachſen, die Elbe (ums Jahr 534), worauf ſie ſich zwiſchen der Elbe, Mulde und Saale anſiedelten. Allein eben in dieſen Landſtrichen begannen hartnäckige Kämpfe zwiſchen den Teutſchen und Slaven, die allmählig zur Unterwerfung der Slaven unter die Herrſchaft der Teutſchen und zur Unterdrückung ihrer Sprache in den von den Teutſchen errichteten Marken Meißen, Salzwedel und Brandenburg führten. Selbſt als in der Folge Schleſien, Pommern, Mecklenburg und die Lauſitzen dem teutſchen Reiche einverleibt wurden, behauptete in dieſen Ländern die teutſche Sprache das Uebergewicht in den Kreiſen der gebildeten Stände, wäh-

rend die ſlaviſche nur in dem Munde des Volkes, neben der teutſchen, ſich erhielt. Doch bildete ſich in Böhmen, das ebenfalls zu Teutſchland gerechnet ward, eine ſlaviſche Nationalliteratur, wenn gleich im Zeitalter der Luxemburgiſchen Könige die teutſche Sprache die Sprache des Hofes und der höhern Volksklaſſen war.

Nur wenige Ueberreſte der teutſchen Sprache haben aus dem Zeitalter ſich erhalten, der im Kreiſe dieſer Vorgeſchichte liegt. Das älteſte vorhandene Denkmal teutſcher Sprache bleibt die Bibelüberſetzung des Ulphilas; denn ob es früher bei den Teutſchen, die gegen die Römer kämpften, Schlachtgeſänge (Baritus, oder Barditus) gab, läßt ſich nicht beweiſen, weil, bei der Unbekanntſchaft der Teutſchen mit der Buchſtabenſchrift, keine Spur derſelben ſich erhalten hat. Noch weniger kann die Stelle beim Tacitus, wo er des Schlachtgeſchreis der Teutſchen gedenkt, dahin gedeutet werden, daß die älteſten Teutſchen (wie die Gallier und Skandinavier in ihren Barden und Skalden) eine beſondere Schule, oder einen ſelbſtſtändigen Kreis von Sängern gehabt hätten. Mit dieſer ſpätern Hypotheſe läßt ſich die Roheit der Teutſchen, die unter dem Hermann die Legionen des Varus bezwangen, ſo wenig, wie der tiefe Stand ihrer Civiliſation in den erſten vier Jahrhunderten der chriſtlichen Zeitrechnung vereinbaren.

Noch als die Weſtgothen in Dacien, Thracien und in Möſien am ſchwarzen Meere wohnten, war Ulphilas, zwiſchen den Jahren 360 und 380 nach Chriſtus, Biſchoff derſelben. Er hatte ſeine Bildung im griechiſchen Reiche erhalten. Die möſogothiſche Sprache, in welche Ulphilas die Evan-

gelien aus dem Griechiſchen mit ängſtlicher Treue überſetzte, war eine ſelbſtſtändige teutſche Mundart, in welche er aber für die Bezeichnung von Begriffen, die damals noch nicht im Bildungskreiſe und in dem Sprachumfange ſeines Volkes lagen, Wörter aus dem Griechiſchen, Celtiſchen und Scythiſchen aufnahm, und nach dieſen auch das damals übliche Alphabet geſtalten mußte. Die Ueberſetzung der Evangelien iſt nur mit vielen Lücken, und von der Ueberſetzung des Briefes an die Römer ſind blos Bruchſtücke auf uns gekommen. Aus einem, in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel aufgefundenen, codex rescriptus, welcher urſprünglich die Ueberſetzung des Ulphilas mit einer lateiniſchen Ueberſetzung enthielt, auf welche aber, wahrſcheinlich im neunten Jahrhunderte, origines Isidori Hispalensis geſchrieben waren, doch ſo, daß die ältere Schrift ſich beſſer, als die ſpätere erhalten hatte, gab, im Jahre 1761, der Conſiſtorialrath Knittel zu Wolfenbüttel die Bruchſtücke der möſogothiſchen Ueberſetzung des Briefes an die Römer heraus. Wichtiger aber war die von Ihre beſorgte, und von Büſching im Jahre 1773 herausgegebene, möſogothiſche Ueberſetzung der Evangelien, aus dem ſogenannten codex argenteus (ſo genannt, weil er ganz in Silber gebunden iſt), der wahrſcheinlich im Anfange des ſechſten Jahrhunderts geſchrieben ward, und ehemals im Kloſter Werden in der Grafſchaft Mark ſich befand, jetzt aber der Bibliothek zu Upſala angehört. Nach dem Texte des Ihre gab, im Jahre 1805, der bereits verſtorbene Prediger Zahn den codex argenteus mit einer wörtlichen lateiniſchen Interlinearüberſetzung, und mit Ihre's lateiniſcher Ueberſetzung neben

dem Texte, mit einer eigenen, ſorgfältig gearbeiteten, hiſtoriſch-kritiſchen Einleitung, mit einer möſogothiſchen Sprachlehre und einem, von Fulda gearbeiteten, Gloſſar heraus. Durch dieſe gründliche Bearbeitung iſt Ulphilas in der teutſchen Literatur bekannter und brauchbarer geworden. — Ergänzungen zu dieſer Ueberſetzung des Ulphilas ließ der berühmte Maj (zu Mailand, 1819) aus den Schätzen der Ambroſianiſchen Bibliothek in Mailand erſcheinen, wobei er Hoffnung zur Herſtellung der möſogothiſchen Ueberſetzung der geſammten 13 Briefe des Apoſtels Paulus machte. Allein dieſe Hoffnung iſt, ſeit der Verſetzung des Maj von Mailand an die vatikaniſche Bibliothek in Rom, bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen.

Außer dieſem Hauptdenkmale der teutſchen Sprache im vierten Jahrhunderte hat ſich, aus der Zeit vor Karl dem Großen, nur wenig von teutſchen Sprachüberreſten erhalten. Dahin gehört eine proſaiſche fränkiſche Ueberſetzung *) der Schrift des ſpaniſchen Erzbiſchoffs Iſidor von der Geburt Jeſu aus dem ſiebenten — vielleicht ſchon aus dem ſechſten — Jahrhunderte; das Bruchſtück aus einer alten Rittergeſchichte, aus der erſten Hälfte des achten Jahrhunderts **), in welcher eine Miſchung altfränkiſcher und niederſächſiſcher Wörter angetroffen wird;

*) Sie ſteht in Schilter's thesaurus antiquitatum teutonicarum (3 T. Ulm. 1728. fol.), in der zweiten Abtheilung des erſten Theiles, und in Michaeler's tabul. antiq. teut. linguae dialectorum. Part. 3. p. 84.

**) Es ſteht in Eckharti comment. de rebus Franciae orientalis. T. I. p. 864.

die proſaiſche Ueberſetzung *) der Regel des heiligen Benedicts in die fränkiſche Mundart, doch mit ängſtlicher Nachahmung des lateiniſchen Originals, von dem Mönche Kero zu St. Gallen, in der erſten Hälfte des achten Jahrhunderts; das Lied vom Hildebrand und Hadubrand, ſo wie das Weißenbrunner Gebet **). Dieſe beiden Gedichte ſind, bis jetzt, die älteſten bekannt gewordenen in teutſcher Sprache. Sie gehören dem achten, vielleicht erſt dem neunten, Jahrhunderte an. — In dieſelbe Zeit fällt auch ein dichteriſches, dem Inhalte und der poetiſchen Form nach unbedeutendes, Gebet, das Gräter in der Bragur mit Kinderlings Ueberſetzung mittheilte. Seiner wird blos gedacht, weil Mehrere aus dem fränkiſchen Worte Kazungali (Gezüngel, oder Redekunſt) einen beſondern Dichter Kazungali gemacht hatten. (Selbſt Heinſius hat erſt in der driten Aufl. ſeiner Geſchichte ꝛc. aus dem Dichter Kazungali ein Gedicht gemacht; Hellmuth Winter aber in ſ. Literärgeſchichte der Sprach-, Dicht- und Redekunſt der Teutſchen, Berl. 1821. 8., den Dichter Kazungali getroſt beibehalten, den bereits Docen in ſ. Miſcell. Th. 1. S. 24 beſeitigt hatte.)

Große Männer, die zur rechten Zeit auf den Thronen erſcheinen, ſtehen an der Spitze ihrer Völker und ihrer Zeitalter; durch ſie kommt Licht und

*) Beim Goldaſt, scriptt. rer. alem. T. 2. P. I. p. 71.

**) Herausgegeben von den Gebrüdern Grimm. Kaſſel, 1812. 4.

Kraft in die Mitte ihrer Staaten; sie heben die Völker zu sich empor, und Jahrhunderte hindurch erhalten sich die wohlthätigen Spuren ihres Daseyns. So Karl der Große, der im Jahre 768 den fränkischen Thron bestieg, und am 28 Jan. 814 seine große irdische Rolle endigte. Erst sein Vater, Pipin, war aus den untergeordneten Verhältnissen eines königlichen Hausmeiers (Major domus) auf den Thron gestiegen, den seit Chlodowigs Zeiten die Dynastie der Merovinger besaß. Während der Regierung der Merovinger war die teutsche Stammsprache die Sprache des Hofes und des fränkischen Volkes geblieben; allein die Geistlichkeit gebrauchte, nach der Annahme des Christenthums von den Franken, beim Gottesdienste und in allen schriftlichen Urkunden die lateinische Sprache, weil die teutsche für kirchliche und bürgerliche Bestimmungen noch zu roh und unbehülflich war. Doch beweisen es die Verordnungen der Kirchenversammlungen zu Tours im Jahre 813 und zu Arles im Jahre 851, daß noch im neunten Jahrhunderte im Reiche der Franken in teutscher Sprache gepredigt ward. Auf gleiche Weise blieb unter den ersten Karolingern, unter Pipin, Karl dem Großen, und Ludwig dem Frommen, die teutsche Sprache die herrschende, bis, nach der Theilung des Reiches in dem Vertrage zu Verdun im Jahre 843, Ludwigs jüngster Sohn, Karl der Kahle, der erste König des, nun von dem eigentlichen Teutschlande und Lothringen für immer getrennten, Frankreichs ward. Wie wenig während der Jahrhunderte, wo die Merovinger regierten, für die Ausbildung der Sprache, so wie für die gesammte geistige Entwickelung des Volkes geschehen war, erhellt aus den dürftigen, in der

Vorgeschichte angeführten, Sprachüberresten, die sich erhalten haben.

Karl der Große gab dem Frankenreiche neue Kraft und Haltung. Er besiegte den König der Langobarden, und trug die lombardische Krone; doch ließ er diesem Reiche seine besondere Verfassung und seine eigenthümlichen Gesetze. Er verband die spanische Mark, das Land zwischen den Pyrenäen und dem Ebro, mit seinem Reiche; auch bezwang er, nach einem dreißigjährigen hartnäckigen Kampfe, die Sachsen, denen er ihre Verfassung und Sprache ließ, und nur die Annahme des Christenthums zur Hauptbedingung ihrer Unterwerfung machte. Bis an die Elbe und Eider trug er seine Siege; die Slaven am Ufer der Elbe wurden ihm zinsbar; in Bayern setzte er den Herzog Thassilo ab, der seiner Oberhoheit sich entziehen wollte, und ließ das Land durch fränkische Grafen regieren; die Avaren unterwarf er, und verband ihr Land bis an den Einfluß des Raabflusses in die Donau mit seinem Reiche; auch war er der erste teutsche Fürst, der die römische Kaiserkrone trug.

Allein Karl war nicht blos Herrscher und Eroberer; er sorgte auch für die Cultur der Teutschen in Hinsicht auf Religion, Verfassung, Verwaltung, Wissenschaft und Kunst. Das Christenthum kam durch ihn zu den Sachsen und über den Norden Teutschlands, wo er zur Erhaltung der Religion und für die Bildung junger Geistlichen bischöffliche Sitze und Domschulen stiftete. Der Willkühr der Regierungsform in Hinsicht auf Verfassung und Verwaltung setzte er Schranken durch zeitgemäße Gesetze, besonders in Beziehung auf Gerechtigkeitspflege, Abgaben und Kriegswesen. Für den Anbau der Wissen-

schaften bestand nicht nur an seinem Hofe eine Akademie, deren Mitglied er selbst war; er rief auch Männer, wie Alcuin aus Britannien, Paul von Aquileja und Paul Warnefried aus Italien; er gründete viele Schulen, ließ ältere Volkslieder sammeln (obgleich es ungewiß bleibt, welche es waren), verbesserte den Kirchengesang, ließ Predigten aus dem Griechischen ins Fränkische zum Vorlesen in den Kirchen übersetzen, und gab den Monaten und Winden fränkische Namen. Ob die Masse seiner Geschäfte ihm verstattete, an einer teutschen Sprachlehre zu arbeiten, wie Eginhard, sein Privatsecretair, versichert, bleibt dahin gestellt. Wenigstens hat sich nichts davon erhalten. — Obgleich unter ihm die Geistlichkeit die römische Sprache liebte; so sprach doch der Kaiser und der Hof teutsch. Schon dies mußte der Sprache mehr Reichthum und Gewandtheit geben, und zugleich als Beispiel auf die höhern Stände wirken. Dadurch, daß er den besiegten Sachsen ihre alte Sassensprache und ihr bis dahin geltendes Recht ließ, geschah, daß das eigentliche Niederteutsche bis auf unsere Zeit sich erhielt, und daß später das altsächsische Gewohnheitsrecht in dem Sachsenspiegel zu einem Ganzen zusammengestellt werden konnte.

So hatte während Karls glanzvoller Regierung die teutsche Sprache einen Schritt vorwärts gethan; nur daß, nach seinem Tode, dem großen Reiche es an einem Regenten gebrach, der mit Karls Geist und Kraft darüber gewaltet, und die begonnene Blüthe zur Frucht gezeitigt hätte. Seinem einzigen, ihn überlebenden, Sohn und Nachfolger, Ludwig dem Frommen, fehlten die ausgezeichneten Eigenschaften des Vaters. Geleitet von

der Geistlichkeit, wollte er das Gute; allein ohne die Kraft, es durchzuführen, und traurige Zwiste zwischen ihm und seinen Söhnen erschöpften durch innere Kämpfe das Reich. Für die Fortbildung der Sprache nennt die Geschichte aus seiner Zeit das einzige Ereigniß, daß er für die Sachsen die Bibel, besonders die Psalmen, in reimlose niederteutsche Verse übersetzen ließ.

Nach seinem Tode dauerte der Kampf unter seinen drei Söhnen fort, bis sie im Vertrage zu Verdun, im August 843, das Reich des Vaters theilten. Seinem Sohne Ludwig fiel in dieser Theilung das eigentliche Teutschland zu, das seit dieser Zeit ein selbstständiges, vom Frankenreiche für immer getrenntes, Reich bildete. Noch hat sich aus dieser wichtigen Theilung der Eid erhalten, welchen die beiden Brüder Ludwig und Karl ihren Völkern schworen. Damit nämlich jedes der beiden Völker, die nun für immer getrennt werden sollten, verstände, was der König des andern Volkes feierlich gelobte, schwor Karl, der König Frankreichs, in der teutschen, Ludwig, der König Teutschlands, in der entstehenden französischen, oder romanischen, Sprache. Die Völker aber schworen in ihrer Muttersprache. Entschieden sicherte dieser Vertrag zu Verdun, so wie die Selbstständigkeit des teutschen Reiches, so auch die Selbstständigkeit der teutschen Sprache. Es war aber die stürmische Zeit unter den Karolingern in Teutschland, bis zu dem Erlöschen dieses Stammes im Jahre 911, der Fortbildung der Sprache wenig günstig, weil Ludwig der Teutsche und seine Nachfolger fortdauernd mit den Slaven und Ungarn zu kämpfen hatten. Doch dauerten die bestehenden Schulanstalten

fort, und namentlich bewirkte Rhabanus Maurus, ein Zögling Alcuins, unter Ludwig dem Teutſchen auf der Kirchenverſammlung zu Mainz im Jahre 848 den Beſchluß, daß jede Predigt entweder romaniſch (franzöſiſch), oder theotiſch (teutſch) gehalten würde; auch ſchrieb er ſelbſt ein (noch ungedrucktes, in der Handſchrift aber zu München ſich befindendes) lateiniſch-teutſches Gloſſar über das alte und neue Teſtament *). Ein Zögling des Rhabanus, der Mönch Ottfried im Kloſter Weißenburg im Elſaß, ſtellte gleichzeitig eine Geſchichte des Lebens Jeſu nach den vier Evangeliſten in teutſchen Verſen zuſammen, in welcher er die fränkiſche Mundart feſthielt. Dieſes, in fünf Bücher getheilte, Werk, das ſich bis jetzt erhalten hat **), verräth zwar mehr Fleiß, als Geiſt; es iſt aber das erſte bekannte gereimte Gedicht in teutſcher Sprache, und zeigt eben ſo von den Unvollkommenheiten des Reims in damaliger Zeit, wie von den Schwierigkeiten, mit welchen der Ausdruck in einer Sprache zu kämpfen hatte, die für wiſſenſchaftliche Stoffe noch zu wenig durchgebildet war. Anderthalbhundert Jahre ſpäter ſchrieb der Abt Notker zu St. Gallen in fränkiſcher Mundart eine proſaiſche Paraphraſe der Pſalmen, und der Abt Willeram zu Ebersberg in Bayern eine proſaiſche Paraphraſe des hohen Liedes ***).

*) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß in dieſem kurzen Umriſſe nicht aller, ſondern nur der wichtigern Ueberreſte der teutſchen Sprache aus alter Zeit gedacht werden kann.

**) Es ſteht beim Schilter, T. I. p. 20.

***) Beide ſtehen beim Schilter, T. I.

Wenn Willeram bereits unter dem fränkiſchen Kaiſerhauſe in Teutſchland blühte; ſo gehörten Notker und die Nonne Roswitha von Gandersheim noch in die Zeit des ſächſiſchen Kaiſerhauſes, das — bald nach dem Erlöſchen der Karolingiſchen Dynaſtie — mit Heinrich dem erſten den teutſchen Thron (im Jahre 919) beſtieg. Die Roswitha ſchrieb mehreres, und namentlich geiſtliche Schauſpiele in lateiniſcher, Legenden aber in teutſcher Sprache. Noch älter iſt das Loblied *) eines Ungenannten auf den König Ludwig 3 von Frankreich, der an der Schelde (im Jahre 883) die Normänner geſchlagen hatte, welchem aber, bei aller Freiheit des Sylbenmaaßes, doch Gleichheit des Tones und echter Dichtergeiſt fehlt. — Höher ſtehet an Erfindung, dichteriſchem Geiſte und Tone der übriggebliebene Anfang eines Lobgedichts auf den heiligen Erzbiſchoff Hanno von Köln **), das in die zweite Hälfte des eilften Jahrhunderts, in die vielbewegte Regierungszeit Heinrichs 4, gehört. Nicht ohne Grund kann dieſes Loblied als die Vorbereitung zur romantiſchen Dichtkunſt des ſchwäbiſchen Zeitalters betrachtet werden. — Befremden darf es übrigens nicht, daß in allen zuletzt genannten Sprachüberreſten die fränkiſche Mundart vorherrſcht. Die Franken in Teutſchland waren damals in politiſcher Hinſicht die erſte, und in religiöſer und wiſſenſchaftlicher Hinſicht die am längſten und am weiteſten kultivirte teutſche Völkerſchaft, hinter welcher die Alemannen und Sachſen zurück ſtanden, wenn gleich einzelne Spuren darauf hinführen, daß

*) beim Schilter, T. 2.

**) von Goldmann neu herausgegeben; Leipz. 1816. 8.

auch ſie bereits damals Gedichte in ihrer eigenthümlichen Mundart beſaßen.

Die Blüthenzeit der teutſchen Sprache während des Mittelalters war aber der Zeitabſchnitt des hohenſtaufiſchen Kaiſerhauſes. Denn mit dieſem Hauſe, das dem erloſchenen fränkiſchen auf dem Throne Teutſchlands folgte, erhob die ſchwäbiſche Mundart ſich zu dem Range des damaligen Hochteutſchen, und die fränkiſche Mundart, die bis dahin dafür gegolten hatte, trat hinter ſie zurück. Viel im innern Leben der einzelnen teutſchen Völker, viel auch in der ausgezeichneten Individualität mehrerer Regenten aus dem hohenſtaufiſchen Geſchlechte, trug zu dem Aufſchwunge der teutſchen Sprache in dieſem hochgefeierten Zeitraume bei. Die Kreuzzüge, und mit ihnen die höhere Richtung des ritterlichen Geiſtes, hatten bereits in den letzten Zeiten des fränkiſchen Kaiſerhauſes begonnen. Bei allen Völkern aber ſteht das Heldenalter und der aufſtrebende Geiſt der Dichtkunſt in unmittelbarer Wechſelwirkung; ſo bei den Hebräern, ſo bei den Griechen, Römern, Arabern und Teutſchen. Dazu kam in dieſem Zeitraume die beginnende nähere Verbindung zwiſchen mehrern europäiſchen Völkern und Staaten. So wie in Teutſchland zur Zeit des ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſerhauſes an der Sprache theilweiſe gebildet worden, und der erſte dichteriſche Ton in den teutſchen Gauen erklungen war; ſo hatte auch in Frankreich, während der Regierungszeit der erſten Capetinger, die aus der Miſchung des Römiſchen und Teutſchen hervorgehende neue Sprache ihre eigenthümliche Farbe, und früher, als die teutſche, an

Bildung und Wohlklang gewonnen, weil noch aus der Römerzeit die Unterlage der geiſtigen Cultur der Franzoſen ſtammte. So wie aber in Teutſchland frühzeitig der Unterſchied zwiſchen zweien Hauptmundarten, der ober- und niederteutſchen, hervortrat; ſo auch in Frankreich zwiſchen der Mundart in den Rhoneländern und im Norden. Selbſt der Charakter der Völkerſchaften und ihrer Cultur war in beiden Landſtrichen weſentlich verſchieden; denn fröhlich, leicht beweglich, und dem Grundtone nach lyriſch, war die Dichtkunſt der Provenzalen; kälter, ernſter, abenteuerlicher, und im Ganzen epiſch der Grundton der nordfranzöſiſchen Dichtkunſt. Zugleich ſind in der letztern die Spuren nordiſcher Sagen nicht zu verkennen, welche die Normänner mitbrachten, die ſeit dem Jahre 911 feſten Fuß in Nordfrankreich faßten. Deshalb läßt ſich auch die Verwandtſchaft der ſkandinaviſchen und der nordfranzöſiſchen Mythen nur aus dieſer Thatſache der Geſchichte, aus der Begründung des Herzogthums der Normandie durch Robert (wie er nach dem Uebergange zum Chriſtenthume hieß) erklären. Der Kreis dieſer Mythen ward wahrſcheinlich noch erweitert, als ein Nachfolger Roberts in der Normandie, Wilhelm der Eroberer, im Jahre 1066 eine normänniſche Herrſchaft in England gründete, und die fortdauernde politiſche Verbindung zwiſchen England und der Normandie auch die gegenſeitigen geiſtigen Berührungen beider Staaten beförderte, obgleich die beſiegten Angelſachſen von den normänniſchen Siegern der drückenden Härte des aus Frankreich mitgebrachten Lehnsſyſtems unterworfen wurden.

Bei der im Zeitalter der Kreuzzüge begonnenen und immer mehr geſteigerten Verbindung der Teut-

ſchen mit den Franzoſen und mit den Normännern in England, gingen auch die geiſtigen Begriffe, ſo wie die dichteriſchen Sagen und Mythen des einen Volkes allmählig, doch unter mannigfaltigen örtlichen Schattirungen bei ihrer Weiterverpflanzung, auf die andern Völker über. Beſonders war vom ſüdlichen Frankreiche und vom Königreiche Burgund aus dieſer Einfluß auf Teutſchland unverkennbar; denn das, aus den Trümmern der großen karolingiſchen Monarchie am Ende des neunten Jahrhunderts entſtandene, Königreich Burgund (regnum Arelatense) kam bereits im Jahre 1032, nach dem Erlöſchen des einheimiſchen Regentenhauſes, an Teutſchland, und bildete, nächſt Italien, das zweite Nebenreich des teutſchen Königs. Zunächſt kam der Ton und die Farbe der lyriſchen Dichtkunſt der Provenzalen durch den Elſaß in die ſüdlichen Gaue Teutſchlands, namentlich nach Schwaben, das, nebſt dem Elſaße und Franken, ein Familienbeſitzthum des hohenſtaufiſchen Kaiſerhauſes war. Aus dieſem Geſchlechte waren ſelbſt Dichter, und begünſtigten die Blüthe der teutſchen Dichtkunſt Friedrich 1 († 1190), Heinrich 6 († 1197), Friedrich 2 († 1250), und Konrad 4 († 1254), vielleicht auch der unglückliche Konradin, der in voller Jugendblüthe ſein Leben und ſein Geſchlecht auf dem Schaffote zu Neapel (1268) beſchloß.

Das Beiſpiel des Kaiſerhauſes wirkte mächtig ein auf die gleichzeitigen teutſchen Fürſten und Ritter. Nicht nur, daß die Fürſten die Dichtkunſt an ihren Höfen, ſo wie die Ritter auf ihren Burgen begünſtigten; mehrere der erſten traten ſelbſt nicht ohne Erfolg in die ehrenvollen Reihen der damaligen Dichter. War gleich in jener Zeit Schwaben und

Elſaß der Mittelpunct der jugendlichen Dichterblüthe Teutſchlands; ſo erklang doch auch in Thüringen, Sachſen, Meißen und Brandenburg der Ton der Lyra, und manches Minnelied aus dieſer Zeit ward ſo verbreitet, daß man es aus einer teutſchen Mundart in die andere übertrug. Namentlich erſcheinen in den Reihen der Dichter des dreizehnten Jahrhunderts die nordteutſchen Fürſten: der Landgraf Herrmann von Thüringen, der König Wenzel von Böhmen, der Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen, der Markgraf Otto von Brandenburg, der Herzog Heinrich von Breslau, und der Herzog Johann von Brabant.

Der Anfangspunct der in Teutſchland aufblühenden Dichtkunſt fällt in die Zeit, wo der Kaiſer Friedrich 1 den Grafen von Provençe, Raimund Berengar, im Jahre 1154 zu Turin ſprach, der von mehrern Troubadours begleitet ward. Denn wenn gleich nur von den wenigſten Minneſängern, (wie die Dichter dieſer Zeit genannt werden, weil Minne der Hauptgegenſtand ihrer Lieder war,) der Zeitpunct ihres dichteriſchen Wirkens und Glanzes genau nach einzelnen Jahren angegeben werden kann; ſo wird doch bereits zum Jahre 1170 ein nicht kleiner Dichterkreis in Teutſchland genannt. Zwar herrſchte die Schilderung der Frauenliebe in den meiſten Gedichten dieſer Zeit vor; es wurden aber auch Gegenſtände der Religion, ritterliche Thaten und beſtandene Abenteuer von ihnen dargeſtellt, und man würde irren, wenn man die Erzeugniſſe dieſer Zeit ausſchließend der lyriſchen Dichtkunſt zuweiſen wollte. Die epiſche ward gleichmäßig angebauet; weniger die didactiſche, und die dramatiſche, im neuern Sinne des

Wortes, gar nicht. So reich aber auch das Gebiet dichteriſcher Erzeugniſſe aus dem Zeitabſchnitte von 1170 bis 1268 iſt; ſo kann doch in unſern Tagen nicht mehr völlig ausgemittelt werden, wie viel von den behandelten dichteriſchen Stoffen der Eigenthümlichkeit und der erfinderiſchen Kraft der damaligen teutſchen Dichter angehört. Denn bei einzelnen kleinern lyriſchen und bei größern epiſchen Stoffen ſind die Spuren des aus der Fremde Entlehnten unverkennbar; nur daß es nöthig ſeyn würde, den ganzen Kreis der damaligen und ſchon früher blühenden ſüd- und nordfranzöſiſchen Dichtkunſt zu überſchauen, um mit Gewißheit angeben zu können, was die teutſchen Dichter entlehnten und nachbildeten, und was ſie aus eigenthümlicher Kraft erzeugten. Der Wendepunct dieſer reichen und fröhlichen Dichterzeit in Teutſchland war der Untergang des hohenſtaufiſchen Geſchlechts; denn während der darauf eintretenden Stürme verhallte der freie Ton des Minnegeſanges, und ging über in die ſchulgerechten Formen des Meiſtergeſanges.

Würdigt man übrigens den Zeitraum der Hohenſtaufen in Beziehung auf die Fortſchritte der Sprache mit Unpartheilichkeit, ohne entweder die Männer dieſer Zeit zu überſchätzen, oder ihren wirklichen Werth zu verkennen; ſo ergiebt ſich, theils daß die meiſten Schriftſteller dieſer Zeit aus den Kreiſen der Fürſten, der Ritter und des kräftig aufſtrebenden Bürgerſtandes, nur wenige aus den Klöſtern, und aus der eigentlichen Geiſtlichkeit gar keine hervorgingen; theils daß den damaligen Dichtern, unbeſchadet ihres Werthes, doch der hohe Aufſchwung der Einbildungskraft mangelte (es giebt keinen Klopſtock und Schiller des dreizehnten

Elſaß der Mittelpunct der jugendlichen Dichterblüthe Teutſchlands; ſo erklang doch auch in Thüringen, Sachſen, Meißen und Brandenburg der Ton der Lyra, und manches Minnelied aus dieſer Zeit ward ſo verbreitet, daß man es aus einer teutſchen Mundart in die andere übertrug. Namentlich erſcheinen in den Reihen der Dichter des dreizehnten Jahrhunderts die nordteutſchen Fürſten: der Landgraf Herrmann von Thüringen, der König Wenzel von Böhmen, der Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen, der Markgraf Otto von Brandenburg, der Herzog Heinrich von Breslau, und der Herzog Johann von Brabant.

Der Anfangspunct der in Teutſchland aufblühenden Dichtkunſt fällt in die Zeit, wo der Kaiſer Friedrich 1 den Grafen von Provençe, Raimund Berengar, im Jahre 1154 zu Turin ſprach, der von mehrern Troubadours begleitet ward. Denn wenn gleich nur von den wenigſten Minneſängern, (wie die Dichter dieſer Zeit genannt werden, weil Minne der Hauptgegenſtand ihrer Lieder war,) der Zeitpunct ihres dichteriſchen Wirkens und Glanzes genau nach einzelnen Jahren angegeben werden kann; ſo wird doch bereits zum Jahre 1170 ein nicht kleiner Dichterkreis in Teutſchland genannt. Zwar herrſchte die Schilderung der Frauenliebe in den meiſten Gedichten dieſer Zeit vor; es wurden aber auch Gegenſtände der Religion, ritterliche Thaten und beſtandene Abenteuer von ihnen dargeſtellt, und man würde irren, wenn man die Erzeugniſſe dieſer Zeit ausſchließend der lyriſchen Dichtkunſt zuweiſen wollte. Die epiſche ward gleichmäßig angebauet; weniger die didactiſche, und die dramatiſche, im neuern Sinne des

Wortes, gar nicht. So reich aber auch das Gebiet dichteriſcher Erzeugniſſe aus dem Zeitabſchnitte von 1170 bis 1268 iſt; ſo kann doch in unſern Tagen nicht mehr völlig ausgemittelt werden, wie viel von den behandelten dichteriſchen Stoffen der Eigenthümlichkeit und der erfinderiſchen Kraft der damaligen teutſchen Dichter angehört. Denn bei einzelnen kleinern lyriſchen und bei größern epiſchen Stoffen ſind die Spuren des aus der Fremde Entlehnten unverkennbar; nur daß es nöthig ſeyn würde, den ganzen Kreis der damaligen und ſchon früher blühenden ſüd- und nordfranzöſiſchen Dichtkunſt zu überſchauen, um mit Gewißheit angeben zu können, was die teutſchen Dichter entlehnten und nachbildeten, und was ſie aus eigenthümlicher Kraft erzeugten. Der Wendepunct dieſer reichen und fröhlichen Dichterzeit in Teutſchland war der Untergang des hohenſtaufiſchen Geſchlechts; denn während der darauf eintretenden Stürme verhallte der freie Ton des Minnegeſanges, und ging über in die ſchulgerechten Formen des Meiſtergeſanges.

Würdigt man übrigens den Zeitraum der Hohenſtaufen in Beziehung auf die Fortſchritte der Sprache mit Unpartheilichkeit, ohne entweder die Männer dieſer Zeit zu überſchätzen, oder ihren wirklichen Werth zu verkennen; ſo ergiebt ſich, theils daß die meiſten Schriftſteller dieſer Zeit aus den Kreiſen der Fürſten, der Ritter und des kräftig aufſtrebenden Bürgerſtandes, nur wenige aus den Klöſtern, und aus der eigentlichen Geiſtlichkeit gar keine hervorgingen; theils daß den damaligen Dichtern, unbeſchadet ihres Werthes, doch der hohe Aufſchwung der Einbildungskraft mangelte (es giebt keinen Klopſtock und Schiller des dreizehnten

Jahrhunderts), und daß, bei allen auf uns gekommenen Maſſen ihrer Erzeugniſſe, nur den wenigſten Gedichten dieſer Zeit echt teutſche Stoffe zum Grunde lagen. Dabei beſchränkte ſich die Fortbildung der Sprache in dieſer Zeit zunächſt nur auf dichteriſche Formen; die Proſa und Beredſamkeit ermangelten jedes lebenskräftigen Anbaues.

Allein verkannt darf es nicht werden, daß ein einfacher, ungekünſtelter Naturton in den lyriſchen und epiſchen Erzeugniſſen dieſer Zeit vorherrſchte; daß aber auch, neben den zarten Zeichnungen der Minne, und neben den ſtarken Schilderungen der ritterlichen Tapferkeit, nicht ſelten Rauheit der Sitten, und, in religiöſer Hinſicht, Aberglauben und Myſticismus angetroffen werden. Hält man übrigens die lyriſchen und epiſchen Erzeugniſſe dieſer Zeit gegen einander; ſo ſtehen unverkennbar, nach ihrem äſthetiſchen Gehalte, die kleinern lyriſchen Ergüſſe höher, als die größern epiſchen Gedichte. Den letztern fehlt durchgehends die Anlegung eines tiefen, die mannigfaltigen Einzelnheiten gleichmäßig umſchließenden Planes; dafür ſind ſie reich an Epiſoden, die nicht immer glücklich gewählt, und in ihrer Ausführung oft ermüdend ſind; ſo wie auch ihre Sprache, bei größern Gedichten, nicht ſelten den dichteriſchen Anſtrich, und die Gleichmäßigkeit und Haltung des Tones verlor.

Befremdend bleibt es, daß während des achtzehnten Jahrhunderts im Ganzen ſo wenig für die Auffindung, ſo wie für die kritiſche und äſthetiſche Würdigung der lyriſchen und epiſchen Dichter aus den letzten Jahrzehenden des zwölften, und aus der erſten

Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts geſchah, wenn man die beiden bekannten Sammlungen, die ſogenannte Maneſſe'ſche (vom Jahre 1758) und die Müller'ſche (vom Jahre 1784), und einzelne gediegene geſchichtliche Abhandlungen von Adelung, Manſo, Gräter und einigen andern abrechnet. Die Theilnahme der Teutſchen an dieſem Wiederauffinden ihrer ältern Dichter war in der That nicht groß. Deſto lebhafter ward ſie im beginnenden neunzehnten Jahrhundert, welchem nicht nur eine gerechte Würdigung des Geiſtes und Charakters jenes Zeitraumes, ſondern auch die kritiſche Bearbeitung der meiſten, beſonders epiſchen, Erzeugniſſe deſſelben angehört. Doch können in dieſer kurzen Ueberſicht der geſammten teutſchen Sprachbildung die hochverdienſtlichen Bemühungen gründlicher Sprachforſcher und Herausgeber der dichteriſchen Ueberreſte jener Zeit nicht im Einzelnen aufgeführt werden. Wohl aber tritt als Ergebniß der neuern Forſchungen über die geſammten Erzeugniſſe jener an Blüthen und Früchten der Dichtkunſt reichen Zeit hervor, daß, in Hinſicht der Stoffe, die eigentlichen Minneſänger zwar häufig die Troubadours der Provence nachahmten, ſehr oft aber auch das unverkennbare Gepräge der Originalität tragen; daß die Fabelkreiſe des ſogenannten Heldenbuches und des Nibelungen Liedes echt teutſchen Urſprungs zu ſeyn ſcheinen; daß hingegen drei andere, von teutſchen Dichtern behandelte, Sagenkreiſe entſchieden ausländiſchen Urſprungs ſind: ſo die aus Britannien ſtammende Sage vom Könige Artus und ſeinen Rittern der runden Tafel; ſo die nordfranzöſiſche Sage vom heiligen Graal, und der, den Teutſchen und Franzoſen gemeinſame, Sagenkreis von Karl dem

Jahrhunderts), und daß, bei allen auf uns gekommenen Maſſen ihrer Erzeugniſſe, nur den wenigſten Gedichten dieſer Zeit echt teutſche Stoffe zum Grunde lagen. Dabei beſchränkte ſich die Fortbildung der Sprache in dieſer Zeit zunächſt nur auf dichteriſche Formen; die Proſa und Beredſamkeit ermangelten jedes lebenskräftigen Anbaues.

Allein verkannt darf es nicht werden, daß ein einfacher, ungekünſtelter Naturton in den lyriſchen und epiſchen Erzeugniſſen dieſer Zeit vorherrſchte; daß aber auch, neben den zarten Zeichnungen der Minne, und neben den ſtarken Schilderungen der ritterlichen Tapferkeit, nicht ſelten Rauheit der Sitten, und, in religiöſer Hinſicht, Aberglauben und Myſticismus angetroffen werden. Hält man übrigens die lyriſchen und epiſchen Erzeugniſſe dieſer Zeit gegen einander; ſo ſtehen unverkennbar, nach ihrem äſthetiſchen Gehalte, die kleinern lyriſchen Ergüſſe höher, als die größern epiſchen Gedichte. Den letztern fehlt durchgehends die Anlegung eines tiefen, die mannigfaltigen Einzelnheiten gleichmäßig umſchließenden Planes; dafür ſind ſie reich an Epiſoden, die nicht immer glücklich gewählt, und in ihrer Ausführung oft ermüdend ſind; ſo wie auch ihre Sprache, bei größern Gedichten, nicht ſelten den dichteriſchen Anſtrich, und die Gleichmäßigkeit und Haltung des Tones verlor.

Befremdend bleibt es, daß während des achtzehnten Jahrhunderts im Ganzen ſo wenig für die Auffindung, ſo wie für die kritiſche und äſthetiſche Würdigung der lyriſchen und epiſchen Dichter aus den letzten Jahrzehenden des zwölften, und aus der erſten

Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts geſchah, wenn man die beiden bekannten Sammlungen, die ſogenannte Maneſſe'ſche (vom Jahre 1758) und die Müller'ſche (vom Jahre 1784), und einzelne gediegene geſchichtliche Abhandlungen von Adelung, Manſo, Gräter und einigen andern abrechnet. Die Theilnahme der Teutſchen an dieſem Wiederauffinden ihrer ältern Dichter war in der That nicht groß. Deſto lebhafter ward ſie im beginnenden neunzehnten Jahrhundert, welchem nicht nur eine gerechte Würdigung des Geiſtes und Charakters jenes Zeitraumes, ſondern auch die kritiſche Bearbeitung der meiſten, beſonders epiſchen, Erzeugniſſe deſſelben angehört. Doch können in dieſer kurzen Ueberſicht der geſammten teutſchen Sprachbildung die hochverdienſtlichen Bemühungen gründlicher Sprachforſcher und Herausgeber der dichteriſchen Ueberreſte jener Zeit nicht im Einzelnen aufgeführt werden. Wohl aber tritt als Ergebniß der neuern Forſchungen über die geſammten Erzeugniſſe jener an Blüthen und Früchten der Dichtkunſt reichen Zeit hervor, daß, in Hinſicht der Stoffe, die eigentlichen Minneſänger zwar häufig die Troubadours der Provençe nachahmten, ſehr oft aber auch das unverkennbare Gepräge der Originalität tragen; daß die Fabelkreiſe des ſogenannten Heldenbuches und des Nibelungen Liedes echt teutſchen Urſprungs zu ſeyn ſcheinen; daß hingegen drei andere, von teutſchen Dichtern behandelte, Sagenkreiſe entſchieden ausländiſchen Urſprungs ſind: ſo die aus Britannien ſtammende Sage vom Könige Artus und ſeinen Rittern der runden Tafel; ſo die nordfranzöſiſche Sage vom heiligen Graal, und der, den Teutſchen und Franzoſen gemeinſame, Sagenkreis von Karl dem

Großen und ſeinen Paladinen. Außer dieſen, den verſchiedenen teutſchen Völkerſchaften urſprünglich zukommenden, Sagenkreiſen entlehnten einzelne epiſche Dichter dieſer Zeit, wie z. B. Wolfram von Eſchenbach in ſeinem trojaniſchen Kriege, ihre Stoffe aus den Mythen und Ereigniſſen der alten Welt.

Aus der großen Reihe der ſogenannten Minneſänger können hier nur die wichtigſten genannt werden. Der erſte, der hieher gehört, iſt Heinrich von Veldeck, ein Niederteutſcher, der ums Jahr 1170 lebte, von welchem, außer einigen kleinern Gedichten, zwei größere epiſche Ganze, eine „ſchwäbiſche Eneidt" und „Herzog Ernſt" ſich erhalten haben. Gleichzeitig mit ihm lebte der fränkiſche Ritter, Hartmann von der Aue. Er ſchrieb Lieder, und die Erzählung: der arme Heinrich (welche die Brüder Grimm beſonders im Jahre 1815 herausgaben). Drei größere epiſche Dichtungen ſtellte der Pfälzer, Wolfram von Eſchenbach, ein Zeitgenoſſe Veldecks, auf, der am Hofe des Herzogs Otto von Oeſtreich lebte: den Titurel, den Parzival, und den trojaniſchen Krieg. In ſeinen Liedern blieb er hinter dem Ritter Walther von der Vogelweide zurück, der Gefühl mit Anmuth verband, und mehrere Fürſtenhöfe ſeiner Zeit, beſonders den des Herzogs Leopold von Oeſtreich, beſuchte. Derſelbe Herzog begünſtigte auch den Heinrich von Oſterdingen, und den rheinländiſchen Ritter, Reinmar den ältern. Die beiden letztgenannten Dichter und Nicolaus Klingsohr, ſo wie Veldeck, Eſchenbach, Walther von der Vogelweide und Bieterolf, waren die Theilnehmer des ſogenannten Krieges auf der Wartburg.

Dieſer Krieg beſtand in einem dichteriſchen Wettkampfe, welchen der für ſeine Zeit hochgebildete Landgraf Herrmann von Thüringen im Jahre 1206 auf der Wartburg veranſtaltete. Der Wettſtreit betraf die dichteriſche Verherrlichung des Herzogs Leopold von Oeſtreich, den Ofterdingen feierte, und des Landgrafen Herrmann, welchen die übrigen Dichter prieſen. Mit dem Beſchluſſe, den beſiegten Dichter aufzuhenken, war es wohl nicht ernſtlich gemeint. Ofterdingen hatte bereits ſeine Nebenbuhler überglänzt, als ihn der Eintritt der Landgräfin Sophia aus der Faſſung brachte. Die Landgräfin nahm ihn in Schutz, und Ofterdingen verlangte, daß Klingsohr, der am Hofe des Königs Andreas von Ungarn lebte, zwiſchen ihm und ſeinen Gegnern entſcheiden ſollte. Klingsohr erſchien daher im Jahre 1207 auf der Wartburg. Der Wettſtreit begann von neuem in Gegenwart der Familie des Landgrafen, und Klingsohr entſchied für Ofterdingen gegen deſſen vorzüglichſten Nebenbuhler, den Wolfram von Eſchenbach. Die wetteifernden Dichter gingen verſöhnt aus einander; den Sieger ſchmückte eine goldene Kette, von der Landgräfin Sophia ertheilt.

Zunächſt aus brittiſchen Sagen ſchrieb Gottfried von Straßburg ums Jahr 1232 den Triſtan (in zwei Abtheilungen herausgegeben von E. von Groote. Berl. 1821. 4.); doch haben ſich auch moraliſche Lieder von ihm erhalten. — Ein Vorfahrer der noch jetzt blühenden fürſtlichen Familie Lichtenſtein, Ulrich von Lichtenſtein, ſchrieb, im dreizehnten Jahrhunderte, leichte, gefällige Lieder, und das größere Gedicht: den Frauendienſt (beſonders herausgegeben von Ludw. Tieck. Stuttg.

Großen und ſeinen Paladinen. Außer dieſen, den verſchiedenen teutſchen Völkerſchaften urſprünglich zukommenden, Sagenkreiſen entlehnten einzelne epiſche Dichter dieſer Zeit, wie z. B. Wolfram von Eſchenbach in ſeinem trojaniſchen Kriege, ihre Stoffe aus den Mythen und Ereigniſſen der alten Welt.

Aus der großen Reihe der ſogenannten Minneſänger können hier nur die wichtigſten genannt werden. Der erſte, der hieher gehört, iſt Heinrich von Veldeck, ein Niederteutſcher, der ums Jahr 1170 lebte, von welchem, außer einigen kleinern Gedichten, zwei größere epiſche Ganze, eine „ſchwäbiſche Eneidt" und „Herzog Ernſt" ſich erhalten haben. Gleichzeitig mit ihm lebte der fränkiſche Ritter, Hartmann von der Aue. Er ſchrieb Lieder, und die Erzählung: der arme Heinrich (welche die Brüder Grimm beſonders im Jahre 1815 herausgaben). Drei größere epiſche Dichtungen ſtellte der Pfälzer, Wolfram von Eſchenbach, ein Zeitgenoſſe Veldecks, auf, der am Hofe des Herzogs Otto von Oeſtreich lebte: den Titurel, den Parzival, und den trojaniſchen Krieg. In ſeinen Liedern blieb er hinter dem Ritter Walther von der Vogelweide zurück, der Gefühl mit Anmuth verband, und mehrere Fürſtenhöfe ſeiner Zeit, beſonders den des Herzogs Leopold von Oeſtreich, beſuchte. Derſelbe Herzog begünſtigte auch den Heinrich von Oſterdingen, und den rheinländiſchen Ritter, Reinmar den ältern. Die beiden letztgenannten Dichter und Nicolaus Klingsohr, ſo wie Veldeck, Eſchenbach, Walther von der Vogelweide und Bieterolf, waren die Theilnehmer des ſogenannten Krieges auf der Wartburg.

Dieſer Krieg beſtand in einem dichteriſchen Wettkampfe, welchen der für ſeine Zeit hochgebildete Landgraf Herrmann von Thüringen im Jahre 1206 auf der Wartburg veranſtaltete. Der Wettſtreit betraf die dichteriſche Verherrlichung des Herzogs Leopold von Oeſtreich, den Ofterdingen feierte, und des Landgrafen Herrmann, welchen die übrigen Dichter prieſen. Mit dem Beſchluſſe, den beſiegten Dichter aufzuhenken, war es wohl nicht ernſtlich gemeint. Ofterdingen hatte bereits ſeine Nebenbuhler überglänzt, als ihn der Eintritt der Landgräfin Sophia aus der Faſſung brachte. Die Landgräfin nahm ihn in Schutz, und Ofterdingen verlangte, daß Klingsohr, der am Hofe des Königs Andreas von Ungarn lebte, zwiſchen ihm und ſeinen Gegnern entſcheiden ſollte. Klingsohr erſchien daher im Jahre 1207 auf der Wartburg. Der Wettſtreit begann von neuem in Gegenwart der Familie des Landgrafen, und Klingsohr entſchied für Ofterdingen gegen deſſen vorzüglichſten Nebenbuhler, den Wolfram von Eſchenbach. Die wetteifernden Dichter gingen verſöhnt aus einander; den Sieger ſchmückte eine goldene Kette, von der Landgräfin Sophia ertheilt.

Zunächſt aus brittiſchen Sagen ſchrieb Gottfried von Straßburg ums Jahr 1232 den Triſtan (in zwei Abtheilungen herausgegeben von E. von Groote. Berl. 1821. 4.); doch haben ſich auch moraliſche Lieder von ihm erhalten. — Ein Vorfahrer der noch jetzt blühenden fürſtlichen Familie Lichtenſtein, Ulrich von Lichtenſtein, ſchrieb, im dreizehnten Jahrhunderte, leichte, gefällige Lieder, und das größere Gedicht: den Frauendienſt (beſonders herausgegeben von Ludw. Tieck. Stuttg.

1812. 8.). — Gegen das Ende des ſchwäbiſchen Zeitraumes zeichnete ſich beſonders durch die hohe Fruchtbarkeit ſeiner Dichtungen Konrad von Würzburg aus. Er hinterließ viele lyriſche, didactiſche und epiſche Gedichte; ſeine Hauptwerke aber waren ſein, dem Provenzaliſchen nachgebildeter, trojaniſcher Krieg, und ſein Lobgeſang auf die heilige Jungfrau. Mehrere haben ihn, aber irrig, für den Verfaſſer des Niebelungen Liedes gehalten. (Der Lobgeſang auf die heilige Jungfrau ward, unter dem Titel: die goldene Schmiede von Konrad von Würzburg, beſonders herausgegeben von W. C. Grimm. Frkfrt. am M. 1816. 8.)

Schon in der Reihe der genannten Dichter werden viele angetroffen, die, neben der lyriſchen, die epiſche Dichtkunſt anbauten. So weſentlich die epiſchen Darſtellungen des Mittelalters von dem modernen Epos verſchieden ſind; ſo ſind doch die in dieſen dichteriſchen Formen auf uns gekommenen Ueberreſte zwar nicht von gleichem äſthetiſchen Gehalte, nach ihrem Stoffe aber und nach ihrer Behandlungsweiſe von hohem Intereſſe. — Manche dieſer Stoffe ſcheinen, ihrem Urſprunge nach, einer weit frühern Zeit, als dem ſogenannten ſchwäbiſchen Zeitraume, anzugehören; vielleicht wird es, bei fortgeſetzten kritiſchen Forſchungen ſogar möglich, die Verwandtſchaft mehrerer dieſer Stoffe mit den Sagenkreiſen des Nordens nachzuweiſen, und dadurch über die urſprüngliche Verbindung der teutſchen und ſkandinaviſchen Völkerſtämme ein helleres Licht zu verbreiten.

Wahrſcheinlich echtteutſchen Urſprunges ſind die epiſchen Dichtungen aus dem Sagenkreiſe des Heldenbuches und der Niebelungen. — Das

Heldenbuch ist eine Sammlung teutscher Heldensagen, deren Grundlage wahrscheinlich uralt, deren vorliegende Bearbeitung aber aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte ist. Weiset gleich die erste Unterlage dieser Sagen auf Italien, und auf die stürmischen Tage des Attila hin; so sind doch in einzelnen Gedichten, die zum Heldenbuche gerechnet werden, die verschiedenartigsten ostgothischen, langobardischen, fränkischen und sächsischen Stammsagen, die sich im Munde des Volkes erhalten hatten, nicht zu verkennen. Für die Ausmittelung des richtigen Textes und des Stammlandes einzelner Sagen bleibt, selbst nach den geschehenen Vorarbeiten, der Kritik noch ein weites Feld übrig, besonders aber in der Würdigung des Verhältnisses, in welchem die spätere Ausbildung der Sagen zu ihrer ältern einfachen Grundlage steht. Unverkennbar fehlt mehrern dieser Sagen der innere Zusammenhang, und, in ästhetischer Hinsicht, wechselt mit einzelnen romantischen Schönheiten und ansprechenden Schilderungen die höchste Geschmacklosigkeit ab. — Der Otnit in diesem Heldenbuche ist wahrscheinlich Odoacer; die Sagen von ihm sind italischen Ursprunges. Dagegen stammt der gehörnte Siegfried aus fränkischen und rheinländischen, und der Hug- und Wolf-Dietrich aus ostgothischen Sagen. Selbst in das Lied der Niebelungen sind mehrere dieser Stoffe übergegangen. (Schon im Jahre 1811 erschien der erste Theil des Heldenbuches von Fr. Heinr. von der Hagen, in welchem er sechs Gedichte: Hörnen Siegfried, Etzels Hofhaltung, das Rosengartenlied, Alpharts Tod, Ecken Ausfahrt, und den Riesen Siegenot mittheilte. — Die Fortsetzung blieb aus; allein in

einer kritiſch vollendeten Form begann von der Hagen mit Ant. Primiſſer eine neue Ausgabe des Heldenbuches in der Urſprache [Berlin, 1820. 4.], wovon der bis jetzt erſchienene erſte Theil: Gudrun, „die wunderbare Nebenſonne der Niebelungen" nach Hagens Bezeichnung, — Bitterolf und Dietlieb, den großen Roſengarten, „die ältern bedeutſamen Vorſpiele der letztern ernſten Kämpfe in der Niebelungen Noth, und vor allen zunächſt damit verwandt", — Kaſpars von der Roen Heldenbuch, den Otnit und den Wolf-Dietrich enthält. Der zweite, angekündigte Theil ſoll den Kreis der Sagen des Heldenbuches beſchließen. — Der Otnit ward auch beſonders herausgegeben von Mone. Berl. 1821. 8.)

Mit dem Otnit und dem Wolf-Dietrich ſteht das altteutſche Epos: König Rother in mehrfacher Verbindung. Doch iſt der Held eine blos mythiſche Perſon; denn, nach dem Epos, ſoll der langobardiſche König Rotharis (Rothhaar) der Vater des fränkiſchen Pipins, und Karls des Großen Großvater ſeyn. In dieſem mythiſchen Ganzen ſind langobardiſche und byzantiniſche Sagen unverkennbar verſchmolzen. Die letztern fanden entweder ſchon ſeit den Zeiten des Exarchats in Italien den Weg nach dem Abendlande, oder erſt ſpäter im Zeitalter der Kreuzzüge. (Die im erſten Theile der teutſchen Gedichte des Mittelalters, herausgegeben von Fr. H. von der Hagen und Büſching [Berl. 1808. 4.], enthaltene Darſtellung des Rother ſtammt wahrſcheinlich aus dem zwölften Jahrhunderte.)

Höher aber, als die epiſchen Gedichte des Heldenbuches, ſteht das Lied der Niebelungen.

Denn wenn dasselbe auch, nach seinem dichterischen Werthe, in neuerer Zeit überschätzt worden ist, und wenn gleich der Urheber desselben nicht mehr ausgemittelt werden kann, wiewohl es unverkennbar dem Ende des zwölften, oder dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts angehört; so ist es doch, seinem Stoffe nach, echtteutsch, und nach seiner Form eine dichterische Einheit, wo namentlich in den beiden ersten Abtheilungen ein bestimmter Plan und eine gleichmäßige Haltung der Sprache erkannt wird.

Scheint gleich der Name Niebelungen auf den Norden hinzudeuten; so bildet doch weder eine skandinavische, noch eine brittische, oder eine nordfranzösische Sage die Unterlage des Stoffes. Der Name Niebelungen wird vielmehr in diesem epischen Gedichte auf die Franken oder Burgunder übergetragen; die Gegend von Worms ist der Schauplatz der Burgunder; die Namen aller Personen sind rein teutsch; die oberrheinische Mundart ist vorherrschend. Das Gedicht schildert keine eigentlichen Helden im höhern Sinne des Wortes; die Hauptpersonen aber sind Gunthar, Siegfried, Brunehilde und Chriemhilde. Der Knoten wird dadurch geschürzt, daß der aus den Niebelungen (den nordischen Gegenden) abstammende Siegfried vom Gunthar, dem Könige der Burgunder, dessen Schwester Chriemhilde zur Gemahlin erhält, Brunehilde aber, Gunthars Gemahlin, Siegfrieds Ermordung bewirkt. Dadurch wird Chriemhilde zur Rache gereizt, und diese durch die Erlegung der Mörder ihres Gemahls befriedigt. Der Dichter, der nach seinem Namen nicht mehr ausgemittelt werden kann, schildert heftige Leidenschaften und

einer kritiſch vollendeten Form begann von der Hagen mit Ant. Primiſſer eine neue Ausgabe des Heldenbuches in der Urſprache [Berlin, 1820. 4.], wovon der bis jetzt erſchienene erſte Theil: Gudrun, „die wunderbare Nebenſonne der Niebelungen" nach Hagens Bezeichnung, — Biterolf und Dietlieb, den großen Roſengarten, „die ältern bedeutſamen Vorſpiele der letztern ernſten Kämpfe in der Niebelungen Noth, und vor allen zunächſt damit verwandt", — Kaſpars von der Roen Heldenbuch, den Otnit und den Wolf-Dietrich enthält. Der zweite, angekündigte Theil ſoll den Kreis der Sagen des Heldenbuches beſchließen. — Der Otnit ward auch beſonders herausgegeben von Mone. Berl. 1821. 8.)

Mit dem Otnit und dem Wolf-Dietrich ſteht das altteutſche Epos: König Rother in mehrfacher Verbindung. Doch iſt der Held eine blos mythiſche Perſon; denn, nach dem Epos, ſoll der langobardiſche König Rotharis (Rothhaar) der Vater des fränkiſchen Pipins, und Karls des Großen Großvater ſeyn. In dieſem mythiſchen Ganzen ſind langobardiſche und byzantiniſche Sagen unverkennbar verſchmolzen. Die letztern fanden entweder ſchon ſeit den Zeiten des Exarchats in Italien den Weg nach dem Abendlande, oder erſt ſpäter im Zeitalter der Kreuzzüge. (Die im erſten Theile der teutſchen Gedichte des Mittelalters, herausgegeben von Fr. H. von der Hagen und Büſching [Berl. 1808. 4.], enthaltene Darſtellung des Rother ſtammt wahrſcheinlich aus dem zwölften Jahrhunderte.)

Höher aber, als die epiſchen Gedichte des Heldenbuches, ſteht das Lied der Niebelungen.

Denn wenn daſſelbe auch, nach ſeinem dichteriſchen Werthe, in neuerer Zeit überſchätzt worden iſt, und wenn gleich der Urheber deſſelben nicht mehr ausgemittelt werden kann, wiewohl es unverkennbar dem Ende des zwölften, oder dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts angehört; ſo iſt es doch, ſeinem Stoffe nach, echtteutſch, und nach ſeiner Form eine dichteriſche Einheit, wo namentlich in den beiden erſten Abtheilungen ein beſtimmter Plan und eine gleichmäßige Haltung der Sprache erkannt wird.

Scheint gleich der Name Niebelungen auf den Norden hinzudeuten; ſo bildet doch weder eine ſkandinaviſche, noch eine brittiſche, oder eine nordfranzöſiſche Sage die Unterlage des Stoffes. Der Name Niebelungen wird vielmehr in dieſem epiſchen Gedichte auf die Franken oder Burgunder übergetragen; die Gegend von Worms iſt der Schauplatz der Burgunder; die Namen aller Perſonen ſind rein teutſch; die oberrheiniſche Mundart iſt vorherrſchend. Das Gedicht ſchildert keine eigentlichen Helden im höhern Sinne des Wortes; die Hauptperſonen aber ſind Gunthar, Siegfried, Brunehilde und Chriemhilde. Der Knoten wird dadurch geſchürzt, daß der aus den Niebelungen (den nordiſchen Gegenden) abſtammende Siegfried vom Gunthar, dem Könige der Burgunder, deſſen Schweſter Chriemhilde zur Gemahlin erhält, Brunehilde aber, Gunthars Gemahlin, Siegfrieds Ermordung bewirkt. Dadurch wird Chriemhilde zur Rache gereizt, und dieſe durch die Erlegung der Mörder ihres Gemahls befriedigt. Der Dichter, der nach ſeinem Namen nicht mehr ausgemittelt werden kann, ſchildert heftige Leidenſchaften und

von dem Liede der Niebelungen, und Chriemhildens Rache. Der dritte Theil: die Klage, iſt nur Anhang, iſt umſtändlich bis zur Weitſchweifigkeit, und in einem andern Tone und Versmaaße gehalten, als die beiden erſten, welche ein geſchloſſenes Ganzes bilden. (Von ſo vielen Schriften über das Niebelungenlied gehört hieher zunächſt folgende: Der Niebelungen Lied, zum erſtenmale in der älteſten Geſtalt aus der St. Galler Urſchrift, mit Vergleichung aller übrigen Handſchriften, herausgegeben von Fr. Heinr. von der Hagen. Dritte berichtigte, mit Einleitung und Wörterbuch vermehrte, Auflage. Bresl. 1820. 8.)

Wenn, nach den Ergebniſſen der Kritik, der Stoff zum Heldenbuche und zum Niebelungenliede echtteutſchen Urſprungs iſt; ſo gehören doch auch dem ſogenannten ſchwäbiſchen Zeitraume epiſche Gedichte an, in welchen teutſche Dichter ausländiſche Stoffe, welche ihnen wahrſcheinlich aus der Provence und aus Nordfrankreich zukamen, durch Ueberſetzungen bearbeiteten, oder durch Umbildungen und Nachahmungen ſich eigen machten. Dahin gehören die bereits angeführten Sagenkreiſe vom Könige Artus, von Karl dem Großen, und vom heiligen Graal.

Eine reiche und ſehr alte Quelle epiſcher Dichtungen für mehrere Völker des Mittelalters, für Britten, Franzoſen und Teutſche, floß aus den Sagen von dem Könige Artus (oder Arthur) und ſeinen Rittern der Tafelrunde. Er ſoll im ſechſten Jahrhunderte das ſüdliche Wallis beherrſcht, die Angelſachſen aus verjährtem Haſſe

verfolgt, und vier und zwanzig ſeiner Ritter ſo gleichmäßig geſchätzt und geliebt haben, daß er für ihre Zuſammenkünfte eine runde Tafel beſtimmte, um keinen dem andern vorzuziehen. Schweigt gleich die beglaubigte Geſchichte über ihn und ſeine Ritter; ſo lebte doch ſein Lob, und die Feier ſeines Hofes und ſeiner Ritter, in dem Munde der ſpätern Dichter.

Verwandt mit den, im Heldenbuche behandelten, Sagen von dem Könige Rother iſt der Sagenkreis von Karl dem Großen, einem Fürſten und Helden, der zweien Völkern, den Teutſchen und Franzoſen, als Begründer und Regent des größten Reiches während des Mittelalters, gemeinſchaftlich angehörte. Die erſte dichteriſche Behandlung der Sagen von ihm und den Rittern in ſeiner Umgebung (ſeinen Paladinen), enthalten in der Schilderung ſeines Zuges gegen die Saracenen in Spanien (welcher geſchichtlich dem Jahre 778 angehört), ſcheint von Südfrankreich ausgegangen, und namentlich aus der lateiniſchen — angeblich von dem Erzbiſchoffe Turpin van Rheims abgefaßten — wahrſcheinlich aber in Barcellona, dem Mittelpuncte der fränkiſch-ſpaniſchen Mark, mit arabiſch-ſpaniſchen Farben aufgefriſchten Lebensbeſchreibung Karls gefloſſen zu ſeyn. In der vorhandenen Form derſelben iſt die Mundart mehr ſchwäbiſch, als fränkiſch. Dieſe Bearbeitung ſcheint daher von der Bearbeitung eines jüngern Dichters aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter herzurühren, der unter dem Beinamen der Stricker aufgeführt wird. — Zu den Schilderungen der Kampfgenoſſen Karls gehörte auch ein größeres epiſches Gedicht in drei Theilen, wovon blos der erſte: Wilhelm der Heilige von

Franke, und der mittlere der Markgraf von Narbonne (herausgegeben von Caſparſon, Kaſſel 1781 und 1784. 4.) gedruckt ſind, der dritte aber, der ſtarke Rennewart, welcher Wilhelms des Heiligen ſpäteres Leben und Mönchsthum ſchildert, nur nach Handſchriften (zu Kaſſel und München) bekannt iſt. Der Markgraf von Narbonne iſt vom Wolfram von Eſchenbach; allein der erſte und dritte Theil wird einem Zeitgenoſſen Eſchenbachs, dem Ulrich von Türheim (oder Türkheim) beigelegt.

Der dritte Sagenkreis begreift die Sagen vom heiligen Graal in ſich, welcher an die Sagen der Tafelrunde ſich innig anſchließt, und dieſelben in ſich aufnimmt. Alle Dichtungen von der runden Tafel gehen von einer gemeinſamen Unterlage aus. Der heilige Graal bezeichnet den Kelch, oder die Schüſſel, deren Jeſus, bei der Einſetzung des Abendmahls, ſich bediente, und in welcher Joſeph von Arimathia das Blut auffing, das, bei der Kreuzigung, aus der Seite Jeſu floß. Mit dieſem heiligen Graal verrichtete Joſeph auf ſeinen Reiſen in verſchiedenen Ländern, beſonders in England, bedeutende Wunder. Er erbte daher als ein wichtiges Eigenthum auf ſeine Nachkommen fort, welche ähnliche Wunder durch ihn bewirkten. Allein nach einigen Geſchlechtern ging der heilige Graal verloren. Ihn wieder aufzuſuchen, ſtiftete Utter Pandragor, der Vater Arthurs, den Orden der Tafelrunde, deſſen Rittern als erſte Pflicht oblag, die ganze Welt zu durchziehen, um den heiligen Graal aufzuſuchen. Arthur, der Sohn Utter's, gab dieſem Ritterinſtitute eine noch vollkommnere Geſtaltung, durch welche es unter ſeiner Regierung zu dem Gipfel ſeines

Ruhmes gelangte. — Die Erzählung von den Rittern der Tafelrunde ward zuerſt im zwölften Jahrhunderte lateiniſch, dann in nordfranzöſiſchen Verſen, und ſpäter von Guiot, dem Provenzalen, dargeſtellt. Dem letztern folgte, nach ſeiner eigenen Erklärung, Wolfram von Eſchenbach im Titurel und Parzival; denn mehrere epiſche Gedichte gehören zu dieſem Sagenkreiſe. — Von den beiden epiſchen Dichtungen des Wolfram von Eſchenbach behauptet der Titurel weſentliche Vorzüge vor dem Parzival. Er iſt nicht bloße Ueberſetzung des Guiot, und mit Liebe geſchrieben. Er iſt ziemlich regelmäßig gereimt in Stanzen von ſieben Zeilen, deren vorletzte keinen Reim hat; der Parzival hingegen iſt in unregelmäßigen kurzen Zeilen gereimt. Allein dem Stoffe nach ſind beide einander nahe verwandt. Ritterthum und Chriſtenthum ſchmelzen in beiden zuſammen, und, abgeſehen von der Myſtik des Stoffes, herrſcht in ihnen eine hohe Fülle dichteriſchen Lebens. Das wirklich Geſchichtliche des Stoffes, dafern es eins gab, iſt wahrſcheinlich in der dichteriſchen Behandlung ganz untergegangen, weil dieſe nicht einmal diejenige geſchichtliche Wahrſcheinlichkeit zuläßt, welche ſich im mythiſchen Epos der Griechen findet. — Außerdem gehören zu dieſem Sagenkreiſe vom heiligen Graal: der Lohengrin (der angebliche Sohn des Parzival), von einem Unbekannten nach dem Eſchenbach fortgeſetzt und überarbeitet; der Iwain (ein Ritter der Tafelrunde), nach einem franzöſiſchen Originale bearbeitet von Hartmann von der Aue; der Triſtan, ein Ritterroman des Thomas von Britannien, vom Gottfried von Strasburg in die ſchwäbiſche Mundart übergetragen; der Wigamur, einer der Gefährten

des Königs Artus, dargeſtellt in einem Epos, deſſen Dichter nicht näher bekannt iſt, dem aber die Sagen von der Tafelrunde und von dem heiligen Graale nicht fremd waren; der Lancelot von Ulrich von Zazichoven; und der Wigalois, der Ritter mit dem Rade, der gleichfalls, ſeinem Stoffe nach, in den Sagenkreis des Artus gehört, und zunächſt aus Frankreich zu den Teutſchen kam. (Noch fehlt den meiſten dieſer Epopöen eine genügende kritiſche und äſthetiſche Bearbeitung, wie ſie dem Wigalois, gedichtet von Wirnt von Gravenberch, durch Benecke — mit Vorbericht, Anmerkungen und Gloſſar, Berl. 1819. 8. — zu Theil ward.)

Waren die Stoffe zu dieſen epiſchen Dichtungen theils echtteutſchen, theils brittiſchen und franzöſiſchen Urſprungs; ſo kleideten dagegen andere Dichter dieſes Zeitalters größere epiſche Stoffe, die ſie aus den Mythenkreiſen des Alterthums entlehnten, ins romantiſche Gewand. Wieder andere entlehnten ihre Stoffe aus einheimiſchen geſchichtlichen Sagen. Aus Stoffen des Alterthums bildete Heinrich von Veldeck die bereits angeführte Aeneide, und Wolfram von Eſchenbach ſeine Schilderung des trojaniſchen Krieges. Für den Landgrafen Herrmann von Thüringen geſtaltete Albrecht von Halberſtadt die Verwandlungen des Ovids; doch hat dieſes Werk Albrechts nur in der Umarbeitung des Wickram ſich erhalten, die dem ſechszehnten Jahrhunderte angehört. In Hinſicht der Bearbeitung alterthümlicher Stoffe ſcheinen aber die Dichter dieſes Zeitalters nicht die klaſſiſchen Muſter des Alterthums ſelbſt, ſondern nur die bereits vorhandenen provenzaliſchen Umbildungen derſelben, zum Grunde gelegt zu haben.

Unter den Verarbeitungen einheimiſcher geſchichtlicher Sagen iſt die vom Herzog Ernſt, welche Heinrich von Veldeck ums Jahr 1200 zu Einem Ganzen geſtaltete (das in dem erſten Theile der Sammlung von Hagen und Büſching enthalten iſt), eine der wichtigſten. Doch erſcheint der Held dieſes Gedichts in der Behandlung als eine ganz mythiſche Perſon, gebildet aus den Thaten und Begebenheiten verſchiedener Helden und Zeitalter, ſo daß ſelbſt das eigentlich gemeinte geſchichtliche Individuum durch allen kritiſchen Scharfſinn bis jetzt nicht ausgemittelt werden konnte.

An dieſe größern epiſchen Dichtungen, ſo wie an die lyriſchen Gedichte von kleinerm Umfange, welche dieſem Zeitalter angehören, ſchließt ſich eine Minderzahl von andern dichteriſchen Formen an, die zu dem Kreiſe der biographiſchen Legenden, der Fabel und der didactiſchen Dichtkunſt gerechnet werden müſſen; denn namentlich tritt es als Ergebniß in dieſem Zeitalter hervor, daß einzelne Dichter deſſelben, aus Abneigung gegen die aus dem Heldenkreiſe ſtammenden Stoffe, abſichtlich Gegenſtände aus der chriſtlichen Mythologie für ihre Zwecke verarbeiteten. So gehören der heilige Georg des Reinbot von Doren (im erſten Theile der Sammlung von Hagen und Büſching), — und Barlaam und Joſaphat des Rudolph von Montfort (beſonders herausgegeben von Köpke, Königsb. 1818. 8.) ins Gebiet der frommen biographiſchen Legenden; Salomon und Markolf aber (enthalten im erſten Theile der Sammlung von Hagen und Büſching) in den Kreis der ſatyriſchen Erzählungen und Schwänke. Zur didactiſchen Dichtkunſt müſſen der König Tyro von Schot-

ten, und der Winsbeck und die Winsbeckin (welche beide in der Maneſſiſchen Sammlung ſtehen) gerechnet werden. Denn die Geſchichte kennt keinen König von Schottland, der jenen Namen führt, und der unbekannte Dichter erfand dieſen Namen, um einem weiſen Könige von Schottland ſeinem Sohne Friedebrand gute Regeln ertheilen zu laſſen. Der König Tyro von Schotten gehört daher zur didactiſchen Dichtkunſt, und hat mehr moraliſchen, als äſthetiſchen Werth. Eben ſo ſchildert der Winsbeck und die Winsbeckin ein achtungswerthes Ehepaar, die ihrem Sohne und ihrer Tochter gute Lehren geben; beſonders erklärt ſich die Mutter an die Tochter mit Einfachheit, Ernſt und Würde. — Auf gleiche Weiſe muß das Spruchgedicht Beſcheidenheit des Meiſter Freidank zur didactiſchen Dichtkunſt gerechnet werden. Es ward dem Kaiſer Friedrich 2 gewidmet, und gehört daher zum ſchwäbiſchen Zeitraume; doch hat die ſchwäbiſche Mundart deſſelben in der ſpätern Bearbeitung (durch Sebaſtian Brant) weſentliche Veränderungen erfahren. Der Inhalt dieſes Gedichts, den auch der Name Freidank bezeichnen ſollte (welcher nicht als Familienname des Dichters gilt), umſchließt einzelne Sittenſprüche, nach Art und Weiſe der griechiſchen und morgenländiſchen Gnomen. — Eine bunte Miſchung von Sittenſprüchen, ſatyriſchen Schilderungen, Fabeln, Schwänken und andern Erzählungen enthält die, im Jahre 1300 vollendete, Sammlung, welche der Schullehrer zu Thürſtadt bei Bamberg, der Hugo von Trymberg, unter dem Namen: der Renner zuſammenſtellte. Der Mann hatte viel abgeſchrieben und geſammelt. Sein Buch ſollte den verloren ge-

gangenen Büchern nachrennen und ihren Inhalt erſetzen. Bald berührt er ſittliche, bald naturgeſchichtliche Gegenſtände; bald ſchildert er böſe Herrſchaften, Bauern, Pfaffen, Mönche, bald böſe Wirthe und Räuber; zuletzt gedenkt er des jüngſten Tages. Sein eigener erzählender Ton iſt gutmüthig und launig, im Ganzen aber mehr ſatyriſch komiſch, als ernſthaft. — Von hohem Intereſſe für ihr Zeitalter iſt die Fabelleſe aus dem dreizehnten Jahrhunderte, die unter dem Namen: „der Edelſtein, gedichtet von Bonerius“ (und unter dieſem Titel herausgegeben von Geo. Fr. Benecke, Berl. 1816. 8.) ſich erhalten hat, wenn gleich mehrere Stoffe dazu aus dem Aeſop, und aus provenzaliſchen Vorgängern entlehnt wurden.

Die Sprache der Proſa und Beredſamkeit ſtand bei den Teutſchen dieſes Zeitabſchnittes, wie bei den übrigen geſitteten Völkern, während ihres Heldenalters hinter der Sprache der Dichtkunſt zurück. Beide folgen nur langſamen Schrittes der Fortbildung der Sprachen durch die Dichter, beſonders die Sprache der Beredſamkeit, für welche auf teutſchem Boden nur die Kanzel übrig blieb, ſeit durch die Aufnahme des römiſchen Rechts, die urſprüngliche teutſche Gerichtsverfaſſung verdrängt und die von ihr ausgehende bürgerliche Beredſamkeit verhindert ward. — Nur einzelne Bruchſtücke aus Predigten über bibliſche Sprüche, und in dieſen nicht die entfernteſte Spur eines Anklanges wahrer Beredſamkeit *), haben ſich aus dem eilften Jahr-

---

*) Sie ſtehen in Eckharti comment. de rebus Francine orientalis, T. 2. p. 943.

hunderte, in fränkiſcher Mundart, erhalten. Das Meiſte in dieſen Predigten iſt dogmatiſche Erklärung und Paraphraſe bibliſcher Lehren; doch hat die Form der Darſtellung Klarheit, Leichtigkeit und einige Würde. — Reichhaltiger ſind die teutſchen Predigten des Franziſkaners Berthold, aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts (welche Chſtn. Fr. Kling, theils vollſtändig, theils in Auszügen herausgab. Berl. 1824. 8.). — Noch höher aber ſtehen die Predigten und Erbauungsſchriften des Dominicaners Johann Tauler zu Straßburg, aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, welche in der Sprache des tiefen Gefühls zwar einen Anſtrich des Myſticismus, zugleich aber auch das damalige erſte Gepräge der teutſchen geiſtlichen Beredſamkeit an ſich tragen, wenn gleich in den zahlreichen ſpätern Ausgaben ſeiner Schriften die Sprache derſelben einer jüngern Zeit angepaßt ward. — In daſſelbe vierzehnte Jahrhundert gehörte auch die teutſche Ueberſetzung der Bibel aus der Vulgata durch Matthias von Behaim in Halle, und die Ueberſetzung eines Theiles der Bibel, welche ſich im teutſchen Ordensarchive in Preußen vorfand. (Ueber die letztere ſchrieb: Ernſt Hennig, hiſtoriſch-kritiſche Würdigung eines anſehnlichen Theiles der Bibel aus dem vierzehnten Jahrhunderte. Königsb. 1812. 8.) Ueberhaupt werden vor Luther 14 verſchiedene Bibelüberſetzungen gezählt.

Die erſten Spuren des geſchichtlichen Styls in teutſcher Sprache enthält die Heſſiſche Chronik von Riedeſel, der gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts lebte. Schmincke nahm ſie, nach einem von Gerſtenberger gemachten Auszuge, in die Monimenta hassiaca auf. Eben ſo gehört in

die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts die Elsassische Chronik von Jacob Twinger aus Königshofen, die Schilter (Straßb. 1698. 4.) verbessert herausgab. —

Obgleich im Zeitalter der Hohenstaufen das Studium des römischen und des canonischen Rechts zu Bologna lebhaft betrieben, und allmählig auch auf Teutschland übergetragen ward, weil es die Könige Teutschlands schmeichelte, als unmittelbare Nachfolger der römischen Imperatoren, sowohl in Hinsicht der unumschränkten Regentengewalt, als in Hinsicht der Oberherrschaft in Italien, betrachtet zu werden; so dauerten doch in Teutschland, als einem Wahlreiche, die Rechte der Reichsstände fort; so wie der Gebrauch der teutschen Sprache bei den Reichstagsverhandlungen und bei den Reichstagsabschieden (den Ergebnissen der beendigten Reichstagsverhandlungen) unverändert blieb. Selbst der in Sicilien erzogene und gebildete Kaiser Friedrich 2, der funfzehn Jahre von Teutschland abwesend gewesen war, ließ, während seiner Gegenwart auf dem Reichstage zu Mainz im Jahre 1235, den daselbst beschlossenen Landfrieden in teutscher Sprache niederschreiben. Eben so galt der Gebrauch der teutschen Sprache in den Urkunden des Reiches unter dem Könige Rudolph 1, der ohnehin keine andere Sprache verstand.

Je mehr aber in diesem Zeitalter der Gebrauch des römischen Rechtes in Teutschland sich ausbreitete; desto verdienstlicher war es, daß in demselben auch zwei Privatsammlungen der altteutschen Gewohnheitsrechte entstanden, wahrscheinlich damit das fremde Recht das einheimische nicht völlig verdrängen möchte. So erhielten der Sachsenspiegel ums Jahr-

hunderte, in fränkiſcher Mundart, erhalten. Das Meiſte in dieſen Predigten iſt dogmatiſche Erklärung und Paraphraſe bibliſcher Lehren; doch hat die Form der Darſtellung Klarheit, Leichtigkeit und einige Würde. — Reichhaltiger ſind die teutſchen Predigten des Franziſkaners Berthold, aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts (welche Chſtn. Fr. Kling, theils vollſtändig, theils in Auszügen herausgab. Berl. 1824. 8.). — Noch höher aber ſtehen die Predigten und Erbauungsſchriften des Dominicaners Johann Tauler zu Straßburg, aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, welche in der Sprache des tiefen Gefühls zwar einen Anſtrich des Myſticismus, zugleich aber auch das damalige erſte Gepräge der teutſchen geiſtlichen Beredſamkeit an ſich tragen, wenn gleich in den zahlreichen ſpätern Ausgaben ſeiner Schriften die Sprache derſelben einer jüngern Zeit angepaßt ward. — In daſſelbe vierzehnte Jahrhundert gehörte auch die teutſche Ueberſetzung der Bibel aus der Vulgata durch Matthias von Behaim in Halle, und die Ueberſetzung eines Theiles der Bibel, welche ſich im teutſchen Ordensarchive in Preußen vorfand. (Ueber die letztere ſchrieb: Ernſt Hennig, hiſtoriſch-kritiſche Würdigung eines anſehnlichen Theiles der Bibel aus dem vierzehnten Jahrhunderte. Königsb. 1812. 8.) Ueberhaupt werden vor Luther 14 verſchiedene Bibelüberſetzungen gezählt.

Die erſten Spuren des geſchichtlichen Styls in teutſcher Sprache enthält die Heſſiſche Chronik von Riedeſel, der gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts lebte. Schmincke nahm ſie, nach einem von Gerſtenberger gemachten Auszuge, in die Monimenta hassiaca auf. Eben ſo gehört in

die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts die Elſaſſiſche Chronik von Jacob Twinger aus Königshofen, die Schilter (Straßb. 1698. 4.) verbeſſert herausgab. —

Obgleich im Zeitalter der Hohenſtaufen das Studium des römiſchen und des canoniſchen Rechts zu Bologna lebhaft betrieben, und allmählig auch auf Teutſchland übergetragen ward, weil es die Könige Teutſchlands ſchmeichelte, als unmittelbare Nachfolger der römiſchen Imperatoren, ſowohl in Hinſicht der unumſchränkten Regentengewalt, als in Hinſicht der Oberherrſchaft in Italien, betrachtet zu werden; ſo dauerten doch in Teutſchland, als einem Wahlreiche, die Rechte der Reichsſtände fort; ſo wie der Gebrauch der teutſchen Sprache bei den Reichstagsverhandlungen und bei den Reichstagsabſchieden (den Ergebniſſen der beendigten Reichstagsverhandlungen) unverändert blieb. Selbſt der in Sicilien erzogene und gebildete Kaiſer Friedrich 2, der funfzehn Jahre von Teutſchland abweſend geweſen war, ließ, während ſeiner Gegenwart auf dem Reichstage zu Mainz im Jahre 1235, den daſelbſt beſchloſſenen Landfrieden in teutſcher Sprache niederſchreiben. Eben ſo galt der Gebrauch der teutſchen Sprache in den Urkunden des Reiches unter dem Könige Rudolph 1, der ohnehin keine andere Sprache verſtand.

Je mehr aber in dieſem Zeitalter der Gebrauch des römiſchen Rechtes in Teutſchland ſich ausbreitete; deſto verdienſtlicher war es, daß in demſelben auch zwei Privatſammlungen der altteutſchen Gewohnheitsrechte entſtanden, wahrſcheinlich damit das fremde Recht das einheimiſche nicht völlig verdrängen möchte. So erhielten der Sachſenſpiegel ums Jahr

1219, der Schwabenſpiegel ums Jahr 1282, der erſte fürs nördliche, der zweite fürs ſüdliche Teutſchland ihr öffentliches Daſeyn. Der Sachſenſpiegel umſchloß eigentlich das ſächſiſche Landrecht, und war, im ſtrengen Sinne, ein Inbegriff der niederſächſiſchen Rechte und Geſetze, weil Karl der Große den Sachſen, bei ihrer Vereinigung mit den Franken, ihr Gewohnheitsrecht gelaſſen hatte. Dem Ecco von Repgow gehört das Verdienſt, den Sachſenſpiegel geſammelt zu haben, wobei er ſich nicht der niederſächſiſchen Mundart, ſondern des damaligen Hochteutſchen bediente, welches auf der im damaligen Zeitalter vorherrſchenden ſchwäbiſchen Mundart beruhte. — Der Name deſſen, der den Schwabenſpiegel ſammelte, hat ſich nicht erhalten; wahrſcheinlich war es ein Geiſtlicher, der auch den Sachſenſpiegel und altbayriſche und alemanniſche Geſetze benutzte, wenn gleich das alte Frankenrecht die Unterlage deſſelben bildete. Beide Geſetzbücher wurden bald bei der Gerichtspflege angewandt, ob ſie gleich ſo wenig, wie das frembher gekommene römiſche und canoniſche Recht, eine förmliche Annahme und öffentliche Beſtätigung im teutſchen Reiche erhielten. Beide Geſetzbücher haben aber nicht blos geſchichtlichen und politiſchen Werth; ſie ſind auch als die älteſten Denkmäler der teutſchen Sprache in Hinſicht auf Geſetzgebung und Gerichtspflege von hohem Intereſſe. — Aus ſpäterer Zeit, namentlich aus dem dreizehnten Jahrhunderte, ſtammt das Geſetzbuch der alten Frieſen (das, unter dem Namen: Aſega-Buch, Wiarda zu Berlin, 1805. 4. herausgab).

Bevor wir aber des Zeitabſchnitts gedenken, welcher dem Zeitalter der Hohenſtaufen folgte, muß

wenigstens daran erinnert werden, daß der Aufschwung der teutschen Sprache in diesem Zeitalter mit dem Aufschwunge des ganzen teutschen Volkes in der innigsten Verbindung stand. Es war das Zeitalter, wo die altteutsche Baukunst ihre herrlichen, noch jetzt angestaunten, Werke hervorbrachte: die Dome zu Köln, Straßburg, Freiburg, Wien, Naumburg, Meißen u. a.; es war das Zeitalter, wo die teutsche Mahlerei entstand, für welche Albrecht Dürer und Lucas Kranach bald darauf ihre neuen Bahnen brachen; es war das Zeitalter, wo in den einzelnen teutschen Staaten, deren Regenten zur Erblichkeit ihrer Reichswürden und Reichsländer gelangt waren, die ständische Verfassung ihre bestimmt Gestalt erhielt; — wo die Städte durch steigende Bevölkerung, durch Gewerbsfleiß und Handel zu kräftigem Wohlstande und zur höhern Blüthe gelangten, so wie die Stiftung des weitverzweigten hanseatischen Bundes diesem Zeitalter angehört; es war endlich das Zeitalter, wo Teutschland in die erste größere Verbindung mit dem Auslande trat, die theils durch den lebhaften Handelsverkehr mit Italien und mit dem Norden, theils durch die fortdauernden Kreuzzüge, theils durch den friedlichen Austausch wissenschaftlicher und künstlerischer Ideen, und durch die gegenseitige Berührung der Dichter und Sänger der damaligen gesittetsten Völker Europa's befördert ward. Nothwendig mußte unter diesen Einflüssen der sich fortbildenden Verfassung der einzelnen teutschen Staaten und ihres Wohlstandes, ihres Reichthums und ihres erweiterten Verkehrs, auch die Sprache an Umfang und Vielseitigkeit, an Reichthum, Fülle und Wohlklang gewinnen.

Dieſes Zeitalter voller reicher Blüthen und Früchte verſchwand aber mit dem gewaltſamen Untergange des hohenſtaufiſchen Geſchlechts. Unmittelbar folgte demſelben in Teutſchland ein Zeitabſchnitt der Unordnung und Verwirrung, bekannt in der Geſchichte unter dem Namen des großen Zwiſchenreiches, bis mit der Königswahl Rudolphs von Habsburg (1273) zwar theilweiſe der eingeriſſenen Zügelloſigkeit und dem auflebenden Fauſtrechte geſteuert, die beſſere verſchwundene Zeit aber auf keine Weiſe zurückgeführt ward. Es iſt wahr, die Fürſtenmacht in den einzelnen teutſchen reichsunmittelbaren Gebieten verſtärkte und vergrößerte ſich, weil die meiſten Könige Teutſchlands in dieſer Zeit mindermächtig und mit der Sorge für die Erweiterung ihrer Hausbeſitzungen beſchäftigt waren; es iſt unverkennbar, daß in dieſem Zeitalter politiſcher und geiſtiger Gährung nicht nur mehrere Hochſchulen entſtanden, ſondern auch das Schießpulver und die Buchdruckerkunſt erfunden, der europäiſche Geſichtskreis durch Entdeckung neuer Inſelländer und Handelswege erweitert, und durch Huß der erſte mächtige Anſtoß zur darauf folgenden Kirchenverbeſſerung in der Mitte Teutſchlands gegeben ward; allein es war auch dies das Zeitalter, wo der teutſche Adel, unter ſeinen ſteten Befehdungen, der früher auf ſeinen Burgen blühenden Dichtkunſt vergaß, wo an den teutſchen Fürſtenhöfen der milde Ton des ritterlichen und Minne-Liedes verſtummte, wo die Femgerichte ihr wildes Unweſen trieben, und wo alles, Ritterſchaft, Städte, Zünfte und Hochſchulen, in Corporationen zuſammentreten mußte, um Eigenthum, Recht und Freiheit zu ſchützen, weil in Teutſchland von oben her, von dem ſeine ſchwachen Könige

oft wechselnden Wahlthrone, weder Kraft, noch Einheit und Haltung des Ganzen, noch Sicherheit für Personen und Eigenthum ausging. Ein anderer politischer Geist war über Teutschland gekommen; nach dem Aufhören der ritterlichen Züge nach Palästina blieb der fehdelustige Geist des teutschen Adels auf seine Kämpfe gegen sich selbst und gegen die kräftigen Städte beschränkt; und nicht ohne Nachtheil war es, selbst für mehrere folgende Jahrhunderte, daß der fortgesetzte Anbau der Wissenschaften, der Dichtkunst und der vaterländischen Sprache während dieser stürmischen Zeit fast ausschließend dem Bürgerstande in den Städten angehörte, und der Adel dieses Zeitraumes es völlig vergaß, wie viel durch seine Ahnen in den Tagen der Hohenstaufen für wissenschaftliche, dichterische und Sprach-Bildung überhaupt geschehen war.

So geschah, daß die Dichter dieser Zeit größtentheils aus dem Bürger- und zum Theile aus dem Handwerkerstande auftraten, die, im vorherrschenden Geiste des Zeitalters, zünftig zusammenhielten, mit förmlichen Statuten, Gesetzen und Gebräuchen. Zwar fehlte es nicht ganz an Einzelnen aus dem Ritterstande und aus der Geistlichkeit, welche in dem Kreise damaliger Sänger genannt werden; was waren sie aber gegen die Masse! und wie wenig kümmerten beide Stände — der Geistlichkeit und des Adels — sich damals um die hohen Interessen der Wissenschaft und Kunst! Das damalige und das spätere Zeitalter nannte die Dichter dieser Zeit Meistersänger, ein Name, der im schwäbischen Zeitraume denjenigen Rhapsoden beigelegt worden war, welche die Lieder der gleichzeitigen Dichter declamatorisch vortrugen oder absangen. Auch war der

Meiſtername, ſo wie noch jetzt, ein Ehrenname, der aus der Zunftgeſtaltung jener Zeit hervorging, und den erreichten Grad der Gediegenheit und Vollendung in einem Handwerke und in einer Kunſt bezeichnete. Von Bodmer an bis auf Docen und Jacob Grimm iſt viel über den Unterſchied zwiſchen Minne- und Meiſterſängern geſtritten worden. Wenn denn nun auch zugeſtanden werden muß, daß es ſchwer ſey, das Ende des Minnegeſanges und den Anfang des Meiſtergeſanges nach einem beſtimmten Zeitpuncte geſchichtlich zu bezeichnen, weil die Meiſterſänger unmerklich an die letzten bekannten Minneſänger ſich anſchließen; wenn ferner Grimm beſtimmt nachgewieſen hat, daß die metriſchen Formen der Meiſterſänger von den Minneſängern herrühren; ſo tritt doch als feſtes Ergebniß hervor, daß im Zeitalter der Meiſterſänger der Geiſt und Ton der Dichtkunſt ein anderer war, als im Zeitalter der Minneſänger, weil das öffentliche Volksleben ſich völlig umgeſtaltet hatte, und daß, ungeachtet des unmerklichen Ueberganges des letzten Minnegeſanges in die Anfänge des Meiſtergeſanges, doch in den Tagen der Hohenſtaufen ſo wenig vom eigentlichen Meiſtergeſange geſprochen werden kann, wie im Zeitalter Albrechts von Oeſtreich und Karls des vierten von der Fortdauer des Minnegeſanges. — Es hat geſchichtlich ſich erhalten, daß der Kaiſer Karl 4 im Jahre 1378 den Meiſterſängern einen Freiheitsbrief, und das Recht ertheilte, ein eigenes Wappen führen zu dürfen; allein unerwieſen bleibt die eigene Behauptung der Meiſterſänger, die Zeit ihrer Stiftung und Einrichtung zurückzuführen bis auf die Zeiten Otto's des erſten im zehnten Jahrhunderte.

Ihre Hauptversammlungsplätze waren Mainz, Straßburg, Colmar, Augsburg, Nürnberg, Ulm, Memmingen und Heilbronn. Man band sich an eine sogenannte Tabulatur, welche zunächst prosodische Vorschriften für Reim und Sylbenmaas enthielt. Man eröffnete Singschulen, öfters in Kirchen, wo dichterische Wettstreite begannen, und der Sänger, nach dem Ausspruche der Richter, durch Preise belohnt ward. Andere Zusammenkünfte wurden freilich in Wirthshäusern gehalten. — Allein so zunftmäßig auch der Zuschnitt dieser Einrichtungen war; so betrachteten sich doch die Mitglieder derselben mehr als eine dichterische Gesellschaft, denn als eine förmliche Gilde. Da mußte theils durch die zunftmäßige Gestaltung des Ganzen, theils durch die Beschränkung des Dichterwesens auf Handwerker, welchen die höhere Freiheit des geistigen Lebens abging, der frühere Dichtergeist untergehen, wie, selbst abgesehen von der Unvollkommenheit der dichterischen Formen, die Auswahl der meisten Stoffe von den Meistersängern beweiset, die bald Gegenstände des wirklichen Lebens, besonders der untern Stände des Volkes, bald biblische Geschichten, bald politische Ereignisse in gereimten Chroniken betrafen. Bei großer Fruchtbarkeit dieser Dichter trägt doch die Mehrheit ihrer Erzeugnisse nur das Gepräge kraftloser Reimerei; dies war nicht anders möglich, weil sie das Höchste der Dichtkunst nicht im Gedichte selbst, sondern im Festhalten metrischer Formen, in Wortkram, Sylbenmaas und Sylbenstecherei suchten. — Aus der großen Zahl der Meistersänger dürften als die vorzüglichern hervorgehoben zu werden verdienen: der Satyriker Spervogel, der gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts

lebte, und im lyrischen Sylbenmaaße viele — für eine spätere Zeit dunkele — Anspielungen auf die Thorheiten seiner Zeitgenossen sich erlaubte; der Meister Regenbogen, der in den Rheingegenden lebte, das Schmiedehandwerk betrieb, dasselbe aber aufgab, um, nach seinem eignen Ausdrucke, nothdürftig von der Dichtkunst zu leben; der Heinrich von Meißen, und Hadlaub der Zürcher. Heinrich von Meißen, Doctor der Theologie zu Mainz, der im Jahre 1317 oder 1318 starb, und, nach der Sage, von tugendhaften und schönen Frauen zu Grabe getragen ward, erhielt seinen Beinamen: Meister Frauenlob wahrscheinlich von der Achtung, mit welcher er als Dichter das weibliche Geschlecht feierte. An sich stand er, als Dichter, nicht über seiner Zeit; allein in dieser Zeit, wo die Dichtkunst größtentheils an die Handwerker gekommen war, gehörte es zu den Seltenheiten, daß ein Doctor der Theologie in den Reihen der Dichter erschien. Zwar durfte von einem solchen die Erneuerung des frühern Minne- und Rittergesanges nicht erwartet werden; doch schildert er, in Nachklängen jener bessern Zeiten, die Liebe Gottes, die Vortrefflichkeit der heiligen Jungfrau, und die Reize keuscher Frauenliebe. Im Ganzen herrscht in seinen Liedern der Lehrton vor und eine Hinneigung zum Mysticismus; auch ist sein Witz nicht selten verfehlt und dunkel, und manches Wort fand blos des Reimes wegen seine Stelle. Höher an dichterischem Gehalte, als Frauenlob, stand der Zürcher Hadlaub, der in seinen Schilderungen unglücklicher Liebe den Minnesängern nicht ohne Erfolg nachstrebte, und in seinen Liedern den alten Ritterton der Liebe zu treffen verstand.

Der kriegeriſche Geiſt des Zeitalters wirkte auf die Dichtkunſt zurück; dies beweiſen die Kriegslieder, die ſich aus jener Zeit erhalten haben. Es ſcheint, daß zu den damaligen Kriegsliedern die republikaniſche Geſtalt und Verfaſſung der Reichsſtädte und der nach Freiheit ſtrebenden Schweiz die nächſte Veranlaſſung gegeben haben; denn die meiſten auf uns gekommenen Kriegslieder jener Zeit ſtammen aus den Kämpfen der Reichsſtädte und der Schweizer gegen ihre Feinde. So feierte der Nürnberger Meiſterſänger Hans Roſenblüt den Sieg der Nürnberger (im Jahre 1450) über die benachbarten Reichsritter; ſo beſchrieb ein Ungenannter in platteutſcher Mundart den Kampf der Stadt Soeſt mit dem Kurfürſten von Köln gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts; ſo ſchilderte Hans Eberhard Tüſch den letzten Feldzug des Herzogs Karl des Kühnen (1477) gegen die Schweizer; Veit Weber ward der Tyrtäus der Schweizer während des Burgundiſchen Krieges (ſeine Lieder ſtehen in Schillings Beſchreibung des Burgundiſchen Krieges. Bern, 1743. Fol.), und der Lucerner Schreiber, Nicolaus Schradin, hinterließ eine Reimchronik von der hartnäckigen Fehde zwiſchen dem Kaiſer Maximilian und dem ſchwäbiſchen Bunde.

Zu den eigenen Erſcheinungen dieſes Zeitalters gehört, daß, ungeachtet der ununterbrochen fortdauernden Kämpfe und Fehden, doch kein epiſches Gedicht, im Geiſte der epiſchen Bildungen im ſchwäbiſchen Zeitraume, entſtand; es traten vielmehr an die Stelle der frühern Epopöen proſaiſche Romane und weit ausgeführte Erzählungen, doch ohne allen dichteriſchen Geiſt. Den Teutſchen war zwar der Sinn für das Abenteuerliche geblieben; es

fehlte aber die gehaltene dichteriſche Einkleidung und Durchführung. Mehrere dieſer Romane wurden beſonders in der erſten Zeit nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt weit verbreitet; doch iſt, in Beziehung auf dieſelben, der Kritik noch ein großes Feld übrig geblieben, um auszumitteln, welche von dieſen romantiſchen Dichtungen aus Ueberarbeitungen älterer epiſcher Gedichte hervorgegangen, welche, nach ihren Stoffen, aus dem Auslande gekommen, und welche aus der Mitte des teutſchen Volkslebens ſelbſt entſprungen ſind. Zu dieſen ältern romantiſchen Gedichten gehören die Meluſine, die Magelone, der Kaiſer Octavianus u. a., beſonders aber im funzehnten Jahrhunderte der allgemein beliebte, zuerſt niederteutſch geſchriebene, Roman: Till Eulenſpiegel.

Selbſt die eigentliche Geſchichte, welche in damaliger Zeit zunächſt auf Welt-, Land- und Stadt-Chroniken beruhte, trug die Farbe dichteriſcher Einkleidung; denn noch fehlte denen, welche Chroniken ſchrieben, der kritiſche Tact und der ſtrenge Sinn für geſchichtliche Wahrheit. Sie miſchten deshalb Wahrheit und Dichtung, und verſchmähten eben ſo wenig die Aufnahme der unwahrſcheinlichſten Sagen und Fabeln, beſonders aus dem Mythenalter der teutſchen Völkerſtämme, wie die Uebertreibung in der Erzählung der wirklichen Ereigniſſe. Nur mit großer Vorſicht können daher die Limburgiſche Chronik von Gensbein, die Twingerſche Elſaſſiſche Chronik, die Thüringiſche von Rothe, und ſelbſt die Schriften von Thurmayer über Bayern, von Kantzow über Pommern, von Spangenberg über viele Länder des nördlichen Teutſchlands, u. a., für geſchichtliche Zwecke benutzt werden.

Der erſte, welcher über dieſe Chronikenſchreiber durch einen geſchichtlichen Sinn und durch eine beſſere Darſtellung ſich erhob, war Sebaſtian Frank in ſeinem „Zeytbuche" (Straßb. 1531. Fol.). Ihm verdient Sebaſtian Münſter an die Seite geſtellt zu werden, der durch ſeine Kosmographey die Bahn der Weltbeſchreibung und der Staatenkunde brach.

Von den älteſten dramatiſchen Erzeugniſſen der Teutſchen haben ſich einige Faſtnachtsſpiele von zweien Nürnbergern, Roſenblüt (einem Wappenmaler) und Folz (einem Barbier), erhalten, die der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts angehören. Ihr Ton war derb, ſtark komiſch, bisweilen ariſtophaniſch ſchmutzig. Die Sitten des Zeitalters erſchienen bei ihnen in einem treuen Spiegel.

In der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts bildete ſich überhaupt die Satyre bei den Teutſchen aus. Das Licht, das von den vielen auf teutſchem Boden begründeten Hochſchulen, von der Wiederherſtellnng der altclaſſiſchen Literatur im Abendlande, und von der ſchnellen Verbreitung neuer Ideen ſeit der Erfindung der Buchdruckerkunſt ausging, regte mächtig die Geiſter auf. Je mehr die Maſſe neuer Anſichten über Kirchenthum und Staatsform in den Köpfen gährte; deſto ſtärker fühlte man die Gegenſätze zwiſchen der Idee und dem damaligen wirklichen Leben. Die Unwiſſenheit und die Sittenloſigkeit der Geiſtlichkeit und der Mönche machten beide lächerlich und verächtlich; und was Wicliff auf den brittiſchen Eilanden, Huß und andere in Teutſchland lehrten, bedrohte ſelbſt die Untrüglichkeit und Heiligkeit der dreifachen Krone. Dazu kam, beſonders in den durch Gewerbsfleiß und Handel reich

gewordenen Städten, das größere Wohlleben, der steigende Luxus in Hausrath, Kleidung und Gesellschaftlichkeit, und der erwachte, durch Druckschriften vielfach genährte und erstarkte, Sinn für wissenschaftliche Forschung und Bildung. Noch kämpfte freilich überall das Licht mit der Finsterniß; noch stand — wie in allen Uebergangszeiträumen — der Aberglaube neben der allmählig sich emporarbeitenden Wahrheit; noch drohten den kühnen Männern, die auf Hochschulen getrost das Irdische an das Ewige setzten, Bannstrahl, Interdict und Scheiterhaufen; so wie der furchtbare Hussitenkrieg, der gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts die schönsten Länder des innern Teutschlands erschütterte, es verkündigte, daß selbst die gereinigte Wahrheit ihre Anhänger nicht von Grausamkeiten zurückhält, sobald die Leidenschaften derselben durch den Druck des Reactionssystems mächtig aufgeregt werden.

Unter allen satyrischen Schriftstellern des ausgehenden funfzehnten Jahrhunderts waren aber entschieden die bedeutendsten und einflußreichsten: Sebastian Brant, der ungenannte Verfasser von Reineke der Fuchs, und Thomas Murner. Sebastian Brant wagte es, in seinem Narrenschiffe alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft nach der damaligen Fehlerhaftigkeit ihrer Sitten mit der Schelle erscheinen zu lassen. Es ist wahr, der dichterische Gehalt dieser Schilderungen kann nicht hoch angeschlagen werden; Keiner kann es aber verkennen, daß sie aus dem Leben gegriffen sind, daß der Satyriker seine Geisel mit einem klaren Verstande und mit einem tiefen sittlichen Gefühle schwingt. Wie groß der Eindruck dieses Narrenschiffes auf

Brants Zeitalter war, beweisen nicht blos die vielfachen Abdrücke, Umgestaltungen und Uebersetzungen desselben in andere Mundarten, sondern daß auch der Theolog zu Straßburg, D. Johann Gayler von Kaisersberg, im Jahre 1498, darüber, wie nach biblischen Texten, 110 Predigten hielt, die ebenfalls im Drucke erschienen und ihres Einflusses nicht verfehlten. — Eine ähnliche weite Verbreitung erhielt (ums Jahr 1498) die allegorische satyrische Epopöe: Reineke der Fuchs. In ihr spielt der Fuchs die Hauptrolle; mit starken Farben zeichnet er die Ränke der Höflinge, die Ausschweifungen der Geistlichkeit, die Sitten und Gebrechen der bürgerlichen Stände. Lang ward Heinrich von Alkmaar für den Verfasser gehalten, der ums Jahr 1470 am Hofe des Herzogs Renatus von Lothringen gelebt haben soll. Allein schon Rollenhagen bezeichnete den Nicolaus Baumann als Verfasser, der früher am Hofe des Herzogs Magnus von Jülich als Rath, später als Professor zu Rostock sich befand. Doch scheint auch dieser nicht der eigentliche Urheber, sondern nur der Nachbildner eines auswärts entlehnten Originals zu seyn; denn der angebliche Heinrich von Alkmaar erklärt selbst, daß er seine Bücher aus wälscher und französischer Sprache ins Plattteutsche übergetragen habe. Da nun gleichzeitig auch in holländischer Sprache ein ähnlicher Reineke erschien; so lag wahrscheinlich diesem, wie dem teutschen, eine Reihe altfranzösischer Fabeln zum Grunde, so daß das Gedicht im Plattteutschen, wie im Holländischen, nur die Nachbildung eines frühern ausländischen Urbildes war. — Noch schärfer und bitterer aber im Tone der Satyre, als die Verfasser des Narrenschiffs und des

Reineke, war Thomas Murner, ein gebohrner Straßburger, der als Profeſſor der Theologie zu Lucern ſtarb. Seine bedeutendſten Erzeugniſſe ſind: die Narrenbeſchwörung, die Schelmenzunft (wobei ſeine zu Frankfurt gehaltenen Predigten zum Grunde liegen), und die Gauchmat, oder Narrenwieſe, worin er die Männer geiſelt, die ſich durch Frauen täuſchen laſſen.

Der Regierungszeit des Kaiſers Maximilian 1 gehören zwei Gedichte an, zu welchen er ſelbſt die Veranlaſſung gab, und wozu die Stoffe aus ſeinem Leben entlehnt wurden: der Teuerdank und der Weißkunig. Beiden fehlt der dichteriſche Gehalt; doch dürfen ſie als ſeltſame und eigenthümliche Erſcheinungen in der teutſchen Literatur nicht übergangen werden. Im Teuerdank ſchildert Maximilians Geheimſchreiber, Melchior Pfinzing, die Thaten ſeines Kaiſers von deſſen Jugend an bis zu ſeiner Vermählung mit der Prinzeſſin Maria, der Erbin von Burgund. Der Held wird Teuerdank genannt, weil er von Jugend auf ſeine Gedanken auf theure (große, herrliche) Dinge gerichtet, und mit ritterlich chriſtlichem Sinne viele Thaten gethan und große Gefahren beſtanden habe. (Die ſpätern Ausgaben dieſes epiſch-allegoriſchen Gedichts von Burcard Waldis und Matthäus Schultes enthalten viele Veränderungen des Originals.) — Ein Seitenſtück zu dem Teuerdank iſt der Weißkunig, behandelt von dem Secretair Maximilians Treitzſaurwein von Ehrentreitz. Das Ganze iſt durchgehends allegoriſch behandelt; denn alle geſchichtliche Perſonen erſcheinen in demſelben unter allegoriſchen Benennungen. Der Anfang der Schilderung reicht zurück in das Zeitalter des

Kaisers Friedrich 3; dann wird Maximilians Leben von seiner Erziehung an bis zum Ende des venetianischen Krieges dargestellt. Die Sprache selbst ist die östreichische Mundart. Der Weißkunig, von welchem nur eine einzige, zu Wien in 2 Theilen, 1775 in Folio erschienene Ausgabe mit vielen Holzschnitten besteht, ist weniger in der teutschen Literatur bekannt, als der Teuerdank, steht aber mit diesem auf gleicher niedern Stufe des ästhetischen Werthes.

Allein eben in diesem Zeitalter des Kaisers Maximilian des ersten trat ein Ereigniß in den Kreis des teutschen Volkslebens, das auf die ganze geistige Bildung der Nation, und durch dieselbe auch auf die Sprache derselben den mächtigsten und folgenreichsten Einfluß behauptete: die Kirchenverbesserung. Noch war der Scheiterhaufen zu Kostnitz nicht vergessen, auf welchem die irdische Hülle des Huß verbrannt, und darauf seine Asche in den Rhein geworfen ward, als, getrieben von einem unaufhaltbaren innern Drange, der über das äußere Schicksal ungewöhnlicher Menschen, und über ihre Stellung in der Weltgeschichte unwiderruflich entscheidet, Luther auf der neugestifteten sächsischen Hochschule zu Wittenberg am 31 October 1517 einen Schritt that, der über seine Person Bann und Reichsacht, seinen Namen aber zur Unsterblichkeit, und über die protestantische Christenheit das Licht der gereinigten evangelischen Lehre, und das heilige Recht der religiösen und kirchlichen Freiheit brachte. Es gehört der Kirchengeschichte an, in fortschreitender Folge zu entwickeln, wie Luther, von dem Anschlage der 95 Theses an, sein Riesenwerk — die

Erſchütterung des fünfhundertjährigen Gebäudes der geiſtlichen Hierarchie — raſtlos fortführte bis zum 18 Febr. 1546, wo er zu Eisleben entſchlief; es mag ſein Biograph ſelbſt die Schattenſeiten des groſſen Mannes nicht verſchweigen, weil ſie von der Maſſe der Lichtſeiten in ſeinem Leben und Wirken weit überwogen werden; der Geſchichte der vaterländiſchen Sprache gehört er aber als der Mann an, der — nach ſeiner geſammten Ankündigung aufgefaßt — keinen Aehnlichen vor ſich, und nur ſehr wenige verwandte Geiſter nach ſich hatte. Denn er konnte als religiöſer Dichter jede Vergleichung mit den Dichtern der Vorzeit ehrenvoll beſtehen; er war der erſte Proſaiker ſeiner Zeit und ſeines Volkes; er übertraf in der Kanzelberedſamkeit, nach Stoff und Form, alle ſeine Vorgänger; denn weder Tauler noch Kaiſersberg, noch Murner, reichen an die Tiefe von Luthers Geiſt, und an die Wärme, Kraft und Fülle ſeiner Sprache. Hinreichend bekannt mit den Sprachen des claſſiſchen Alterthums, verdankte er ihnen die Empfänglichkeit und Fähigkeit für claſſiſche Darſtellung in der teutſchen Sprache; tief eingedrungen in die Schriften des alten und neuen Teſtaments, deren vollſtändige und gediegene Ueberſetzung in die teutſche Sprache er im Jahre 1534 beendigte, war aus dieſer täglichen Beſchäftigung mit der Bibel ein reiner religiöſer Sinn auf ſeine Predigten, auf ſeine Gedichte, auf ſeine Katheder-vorträge, und auf alle ſeine Schriften übergegangen; und eben dieſem religiöſen Sinne, verbunden mit dem freieſten Gebieten über die ganze Kraft der teutſchen Sprache, muß die unermeßliche Wirkung ſeiner Schriften in ſeiner Zeit, und die Fortdauer

dieſer Wirkung in den drei Jahrhunderten zugeſchrieben werden, die ſeit ſeinem erſten öffentlichen Auftreten für die Sache der religiöſen und kirchlichen Freiheit verfloſſen ſind. Wer mag die Hunderttauſende zählen, die ſein Glaubenslied: Eine feſte Burg iſt unſer Gott, in der Zeit des Schwankens und der Gefahr von neuem erkräftigt und geſtärkt hat! wer die Millionen berechnen, die ſeine Bibelüberſetzung ſeit drei Jahrhunderten zu Gott geführt und, durch eigene Forſchung in der Schrift, als echte Proteſtanten in der Wahrheit ihrer Ueberzeugung befeſtigt hat! und wer den Einfluß nachweiſen, den das Leſen ſeiner Schriften auf alle Stände des teutſchen Volkes, zunächſt aber auf die wiſſenſchaftliche Reife und auf die fortſchreitende Sprachbildung der proteſtantiſchen Gelehrten behauptet hat! Oder meint ihr, daß Gellert, Joh. Andreas Cramer, Klopſtock, Leſſing, Schubart, Voß, Koſegarten, Schiller, ſelbſt Müllner und Raupach nicht von Luther gelernt, und Mosheim, Jeruſalem, J. Andr. Cramer, Reinhard, Ammon, Marezoll, Tzſchirner u. a. nicht den Mann geleſen hätten, der die Kanzelberedſamkeit der Teutſchen zuerſt zu einer eigenthümlichen Sprache ausprägte, die ſelbſt auf unſre chriſtlichen Brüder des katholiſchen und reformirten Bekenntniſſes nicht ohne Einfluß und allmählige Aneignung blieb!

Es iſt nicht ſchwer, daß wir im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts in Hinſicht der Sprachbildung höher ſtehen, als Luther im Anfange des ſechszehnten; denn zwiſchen ihm und uns liegen drei Jahrhunderte, verherrlicht durch Beſtrebungen und Fortſchritte des wiſſenſchaftlichen Geiſtes, namentlich

bei den Teutschen, wie sie selbst die geistigreichsten Zeiten des classischen Alterthums in diesem Umfange und mit diesen weltgeschichtlichen Folgen nicht aufzuweisen vermögen. Wer aber — so fragen wir mit Zuversicht, und zugleich mit männlichem Stolze auf Ihn, der dem teutschen Boden angehört — wer kann unter allen Schriftstellern der drei letzten Jahrhunderte, in Hinsicht auf die Unermeßlichkeit des geistigen Einflusses, mit ihm die Vergleichung aushalten? wer unter allen seinen teutschschreibenden Zeitgenossen kann so, wie er, noch jetzt von allen gebildeten Teutschen verstanden und mit den gediegensten Classikern der neuesten Zeit getrost auf gleiche Linie gestellt werden? Dadurch ward er aber auch, was — unbeschadet ihrer Verdienste — kein Reuchlin, kein Erasmus, kein Hutten, kein Melanthon werden konnte, der Mann des Volkes, und dies nicht blos des Pöbels, oder der untern Stände, sondern der gesammten Stände des teutschen Volkes vom Königsstuhle an bis zu der ländlichen Hütte! Denn so vielseitig, wie er, hatte noch kein Teutscher über alle Formen der Sprache geboten; in dieser Reinheit hatte sie noch Keiner gesprochen und geschrieben; mit dieser Würde und Kraft war sie bis dahin noch nicht gehandhabt worden!

Viel wirkte es auf den neuen Charakter ein, welchen die teutsche Sprache im Zeitalter der Kirchenverbesserung erhielt, daß es das heilige Reich religiöser Wahrheiten, daß es der Kreis der ewigen Ideen des menschlichen Geistes war, für welche Luther die vaterländische Sprache anwandte. Nie hätte sein Werk die Ausdehnung gewonnen, welche dasselbe erhielt, wenn er blos lateinisch geschrie-

ben hätte! nie wären aber auch ſeine teutſchen Schriften, — ob er gleich ein dafür empfängliches Volk vorfand — ſo weit unter allen Ständen verbreitet worden, wenn nicht ſeine Darſtellung gleich ſtark zum Verſtande durch Deutlichkeit, Klarheit und Beſtimmtheit der Begriffe, wie zum Herzen durch die innige Wärme für Religion, Sittlichkeit und Volksglück geſprochen hätte! Mögen immer mehrere heftige Aeußerungen und mehrere Derbheiten in einigen ſeiner polemiſchen Schriften nicht ganz dadurch entſchuldigt werden können, daß der, ſeines innern Willens und ſeines großen Zweckes ſich bewußte, Mann oft ſehr gereizt und gewaltſam durch ſeine Gegner aufgeregt ward; ſo darf man doch auch die Zeit nicht ganz vergeſſen, in welcher er ſchrieb, wo der Ton und Ausdruck, den er bisweilen annahm, noch nicht ſo ungewöhnlich war, wie unter den Einflüſſen der abgeglätteten ſtyliſtiſchen Formen unſers Zeitalters. Erinnern wollen wir vielmehr daran, was nicht immer gehörig gewürdigt worden iſt, daß das Gegründete und Muſikaliſche ſeiner Wortſtellung und ſeines ganzen Periodenbaues eine unmittelbare Folge ſeiner eignen gründlichen Kenntniß der Tonkunſt, und nicht ohne Wirkung auf die Leſer ſeiner Schriften war; denn ſeit den Zeiten der Claſſiker des Alterthums haben die vollendete Bildung und der Wohlklang des Periodenbaues ihre Rechte und ihren Einfluß unverkümmert behauptet.

Wenn bis auf Luthers Zeit das Hochteutſche zunächſt auf der ſüdteutſchen (ſchwäbiſchen) Mundart beruht hatte; ſo war ſeit den Zeiten der Kirchenverbeſſerung, und beſonders durch die Verbreitung von Luthers Bibelüberſetzung in allen Gauen

Teutſchlands, die meißniſche Mundart die Grundlage des Hochteutſchen. Doch dauerte der Aufſchwung der teutſchen Sprache in der damaligen Zeit nicht lang, ob es gleich ein Rieſenſchritt war, den ſie gethan hatte; denn nach Luthers Tode begannen unfruchtbare theologiſche Streitigkeiten innerhalb der neugebildeten proteſtantiſchen Kirche, und dieſe wurden, nach frühe.er Weiſe, in lateiniſcher Sprache verhandelt.

Noch aber gehören einige Dichter dem Zeitalter der Kirchenverbeſſerung an, die wegen ihrer Eigenthümlichkeit aufgeführt zu werden verdienen. Zuerſt muß Ulrich von Hutten genannt werden, in deſſen wenigen teutſchen Schriften neben Ernſt und Kraft, Leidenſchaftlichkeit und ſatyriſcher Ton vorherrſcht. — In einem ganz andern Charakter erſcheint Hans Sachs, ein Meiſterſänger und Schuhmacher zu Nürnberg. Sollten auch in neueſter Zeit Mehrere ihn, nach ſeiner geiſtigen Kraft und nach ſeiner dichteriſchen Fähigkeit, überſchätzt haben; ſo trägt er doch einen in vielfacher Hinſicht geachteten Namen. Seine erſte Kenntniß der Metrik und Dichtkunſt verdankte er dem Nürnberger Leineweber und Meiſterſänger Nunnenbeck; gelehrte Kenntniſſe hatte er ſich nicht angeeignet, ob er gleich öfters reiſete, und Regensburg, München, Frankfurt am Main, Köln und Aachen beſuchte. Er war ein fleißiger Schuhmacher, entſchieden aber einer der fruchtbarſten Dichter des teutſchen Volkes. Er überſetzte die meiſten Schriften des alten und neuen Teſtaments in teutſche Verſe; er ſchrieb 208 bibliſche und weltliche Komödien, Tragödien und ſoge-

nannte Fastnachtsspiele; 1700 Fabeln, Allegorieen und Erzählungen, Schwänke und kleinere Gedichte; überhaupt, nach seiner eigenen Angabe, 6048 Stücke, wovon aber höchstens der vierte Theil im Drucke erschienen ist. Mit Wärme nahm er die Sache der Kirchenverbesserung, wie sein Gedicht: die Wittenbergische Nachtigal bezeuget. Schon vorgerückt ins Greisesalter, veranstaltete er (1558) eine Sammlung seiner Gedichte in drei Büchern (Theilen), von welcher eine, mit 600 Gedichten vermehrte, Ausgabe (1570) in fünf Bänden erschien. Seine Erzeugnisse verkündigen ein reiches und vielseitiges Talent, völlige Eigenthümlichkeit in der Behandlung des Stoffes, frommen religiösen Sinn, ein sittliches Gemüth, und ernste Rüge der Thorheiten und Ausschweifungen aller Stände seines Zeitalters.

Höher aber, an Geist und Kenntnissen, als Hans Sachs, stand sein Zeitgenosse, Johann Fischart, Protestant und Doctor der Rechte, ein Sonderling, der unter keine, von den Theoretikern angenommene, Classification der Dichter gebracht werden kann. So wie ihm in seinen Darstellungen Witz und bittere Satyre zu Gebote standen; so trug er auch die Farben in denselben meistens stark und brennend auf; selbst schmutzige Schilderungen blieben ihm nicht fremd. Eigenthümlich aber vor allen seinen teutschen Zeitgenossen ist ihm die kühne und oft höchst abenteuerliche und gewaltsame Behandlung der teutschen Sprache, worin ihm der Franzose Rabelais zum Vorbilde diente. Dies gilt besonders von seinem — soll man sagen? — Roman mit der Ueberschrift: „Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung: Von Thaten vnd Rhaten der vor kurtzen

langen vnd je weilen Vollenwolbeschreiten Helden vnd Herren: Grandgoschier Gorgellantua vnd deß Eiteldurstlichen Durchdurstlechtigsten Fürsten Pantagruel von Durstwelten, Königen in Vtopien ꝛc." (Er erschien zuerst 1552 *). 8.) — In welchem Geiste und Style er dieses Original schrieb, das seit beinahe drei Jahrhunderten nicht nachgeahmt worden ist, mögen folgende Stellen bezeugen. Zuerst der Anfang der Vorrede, bei ihm „Ein vnd VorRitt" genannt (theilweise abgekürzt).

„Ihr meine Schlampampische gute Schlucker, kurtzweilige Stall- vnd Tafelbrüder; ihr Schlafftrunckene, wolbesoffene Kautzen vnd Schnautzhän, ihr landkündige vnd landschlündige Weinverderber vnd Bankbuben; ihr schnargakische Angsterdräher, Kutterofstorken, Birpausen, vnd meine Zeck vollzepfige Domini Winholdi von Holwin; Erzvilfraß, lapscheissige Scheißhausfüller vnd abteckerische Zäpfleinlüller; freßschnaufige Maulprocker, Collazbäuche, großbrockschlündige Zipfler vnd Schmazer; o ihr latzdeckige Bäuch, die mit einem Kind essen, das eine rotzige Nasen hat; ja den Löffel wiederholt, den man euch hinter die Thür wirft; ja auch ihr fußgrammige Kruckenstupfer, Stäbelherrn, pfatengrammische Kapaunen, Händgratler, Badenwalfahrter; Huderer, Gutschirer, Jarmeßbesucher; ihr gargantztunige Geiermundler vnd Gurgelmänner, Butterbrater, Safransucher, Meß- vnd Marktbesucher, Hochzeitschiffer; ihr Sontagsjüngkerlein mit dem feyertäglichen Angesicht, ihr Pflastertreter, Raupentückische Nasen- vnd Affen-

*) Das nachstehende Bruchstück ist aus der mir vorliegenden Ausgabe von 1594.

träher, lichtscheue Augennebler; vnd ihr honiggebeizte Spinnen. Siehe da, ihr feine Schnudelputzen; ihr lungkitzliche Backenhalter, ihr Entenschnackerige, langzüngige Krummschnäbel, Judenpapagoi, Scherenschleifer, Rorfinken, Kunkelstubische Gänsprediger, Trotzteufelsluckstellige Stichdenteufel vnd Poppenschiser; vnd endlich du mein Gassentretendes Bulerbürstlein, das hin vnd wieder umbschieler, vnd nach dem Holz stinket, auch sonst nichts bessers thut, dann rothe Nasen trinket, vnd an der Geyssen elenbogen hinket. Ihr all, sag ich noch einmal, verstaht mich wol, solt samt vnd sonders hir sein mein liebe Schuler Kindlein, euch will ich zuschreiben dieß mein Fündlein, Pfündlein vnd Pfründlein, u. s. w."

Sodann ein Bruchstück aus dem achten Kapitel „von der Trunkenen Litanei":

„Paule, liebster Stallbruder mein,
Wisch einmal herum,
Laß dir das Gläslein befohlen seyn,
rum, rum, wieder rum,
ich bitt dich all mein Lebtag drum,
Wisch einmal herum.
Hie Kunz Löffelstiel,
Hie diesen Spül.
Ihr Nasennetzer trinket den Wein,
Den guten Muscateller;
Die Frau hat den Pelz verbrannt,
Er kostet nicht drei Heller.
Trinkt ihr Latznasse desto völler,
Es ist noch mehr im Keller.
Holla mein lieber Stallbruder,
Nun hör' mir fleißig zu.
Ich lieg auch gern im Luder,
Hab Tag und Nacht kein Ruh." u. s. w.

Kaum darf hinzugesetzt werden, daß diese Stellen noch lange nicht die stärksten im Ausmahlen grobsinnlicher Gegenstände sind, und daß sehr viele derselben im neunzehnten Jahrhunderte schwerlich abgedruckt werden dürften. Als Zeiterscheinung kann aber Fischart nicht übergangen werden. — In seinem Bienenkorb des h. römischen Reichs Imenschwarms, seiner Hummelszellen u. s. w, den er unter dem Namen Jesuwalt Pickhart (1579) herausgab, geiselte er besonders die Sittenlosigkeit der Pfaffen. Im letzten Viertheile des sechszehnten Jahrhunderts erlebten Fischarts Schriften mehrere Auflagen.

In einem von Fischarts Darstellungen völlig verschiedenen Kreise zeichnete sich, im Zeitalter der Kirchenverbesserung, Burcard Waldis aus, der protestantische Caplan der Landgräfin Margaretha von Hessen. Von ihm erschien eine Fabellese in vier Büchern, jedes von hundert Fabeln unter dem Titel: „Esopus gantz neuw gemacht vnd in Reimen gefaßt.“ Diese Sammlung, welche zuerst im Jahre 1548 herauskam, ward bald in mehrern Auflagen verbreitet. Waldis bildete mehrere seiner Stoffe dem Aesop und Phädrus nach, andere erfand er selbst. Seine Sprache ist für das damalige Zeitalter größtentheils rein; seine Darstellung nicht ohne Witz und Salz; doch spinnt er die Erzählung nicht selten ins Breite. — Stärker in der Mischung der Farben, derber im Ausdrucke, und schneidender in der Rüge menschlicher Thorheiten war Erasmus Alberus in seinen 49 Fabeln, die unter dem Titel: Buch von der Tugend und Weisheit im Jahre 1550 erschienen.

Von höherer dichterischer Haltung, und reich

an lebendiger Zeichnung der Charaktere, an Weltkenntniß, und an humoriſtiſchem Witze war das komiſch-didactiſche Epos: der Froſchmeuſeler, von Georg Rollenhagen, der im Jahre 1595 zuerſt erſchien. Liegt gleich dem Stoffe im Allgemeinen Homers Batrachomyomachie zum Grunde; und war in den ſatyriſchen Schilderungen Reineke der Fuchs unverkennbar Rollenhagens Vorbild; ſo geſtaltete er doch ſeinen Froſchmeuſeler, in welchem ſelbſt der Papſt, als Oberprieſter der Fröſche, unter einem Spottnamen erſchien, zu einem echtteutſchen, nur etwas breiten, komiſchen Heldengedichte in drei Büchern, mit vielen Epiſoden ausgeſtattet. Er geiſelte, wie der Verfaſſer des Reineke, die Thorheiten ſeiner Zeit, und ſteht mit dieſem im Ganzen auf gleicher Linie des dichteriſchen Werthes.

Die dramatiſche Dichtkunſt ward, mit dem geſteigerten Wohlgefallen an der Schauſpielkunſt, nach dem Vorgange der Franzoſen und Italiener, von den Teutſchen dieſes Zeitabſchnitts reicher angebaut; doch wählte man Anfangs meiſtentheils bibliſche Stoffe. So namentlich die beiden Nürnberger, Hans Sachs und Jacob Ayrer. Doch bearbeitete der zweite auch mehrere geſchichtliche Gegenſtände. Im letzten Viertheile des ſechszehnten Jahrhunderts erſchienen bereits metriſche Ueberſetzungen der Iphigenia des Euripides, und des Eunuchs des Terenz. In den Poſſenſpielen, die in dieſer Zeit entſtanden, durfte aber der närriſche Knecht, ſpäterhin Hanswurſt genannt, nicht fehlen, bis ihn Gottſched von der teutſchen Bühne vertrieb, und er ſeit dem zweiten Viertheile des achtzehnten Jahrhunderts unter andern Formen über die Bühnen ſchreiten mußte. — Das religiöſe Lied ward

drittehalbhundert Jahre aufgehalten. Einzelne treffliche Männer ſuchten ein äſthetiſches Band zwiſchen der Gelehrſamkeit und der Literatur in der Mutterſprache anzuknüpfen; die Schullehrer und Profeſſoren aber blieben ſtolz auf ihren antiteutoniſchen Pedantismus. Sie würdigten das Studium der teutſchen Sprache und Literatur höchſtens als eine Nebenſache, mit der ſich der Gelehrte allenfalls beiläufig und ohne beſonderes Intereſſe beſchäftigen könne."

Eine zweite Urſache des Stillſtandes der teutſchen Sprache in dieſem Zeitabſchnitte beruhte auf der Nachahmung der Dichter der Italiener und Franzoſen von den Teutſchen, beſonders aber auf der, in der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts in ganz Teutſchland vorherrſchenden, Aufnahme franzöſiſcher Wörter, Wortendungen und Redensarten, ſo wie auf der Nachbildung des franzöſiſchen Periodenbaues in der teutſchen Sprache. Unverkennbar ſtand Frankreich, im Zeitalter Ludwigs 14, in Hinſicht auf volksthümliche Bildung ſeiner Sprache und ſeiner ſchönen Literatur, ſo wie in Hinſicht auf die Reinigung der Sprache von dem Roſte früherer Jahrhunderte und von den Mängeln der Provinzialismen nach Etymologie, Syntax und Orthographie, höher, als gleichzeitig die teutſche Sprache; dies hätte aber die Teutſchen auffordern ſollen, ein Gleiches für ihre treffliche Stammſprache zu thun, als in der Nachäffung der franzöſiſchen ſich zu gefallen. Daß dies nicht geſchah, lag in den damaligen Verhältniſſen der höhern Stände bei den Teutſchen, von welchen der gelehrte Stand, mit wenigen Ausnahmen, die lateiniſche Sprache der Mutterſprache vor-

zog, der Adel hingegen, nach dem Vorgange der teutſchen großen und kleinen Fürſtenhöfe, die franzöſiſchen Sitten, Gebräuche und Lebensweiſe nachahmte, und es als Mode gelten ließ, die franzöſiſche Sprache von Jugend auf zu erlernen, und ſie als Sprache der feinern geſellſchaftlichen Kreiſe zu gebrauchen. So ward und blieb ſie die Lieblingsſprache der teutſchen Höfe und des Adels bis herab in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wo der mächtige Aufſchwung der teutſchen Sprache, und der Rieſenſchritt in ihrer Fortbildung, theilweiſe wenigſtens die Verdrängung der franzöſiſchen Sprache aus der geſellſchaftlichen Unterhaltung bewirkte.

Zu den denkwürdigſten Erſcheinungen in der Zwiſchenzeit zwiſchen Luther und dem Jahre 1740 gehört die Stiftung mehrerer Sprachgeſellſchaften in Teutſchland, und der ſogenannte ſchleſiſche Dichterkreis.

An der Spitze aller, im Laufe des ſiebenzehnten Jahrhunderts gebildeten, Sprachgeſellſchaften ſteht die fruchtbringende Geſellſchaft oder der ſogenannte Palmenorden; denn die übrigen Vereine mit ähnlichem Zwecke waren mehr oder weniger Nachbildungen der fruchtbringenden Geſellſchaft *). Sie ward am 24 Aug. 1617 zu Weimar bei einem Mahle begründet, an welchem die drei Herzoge Johann Ernſt, Friedrich und Wilhelm von Sachſen-Weimar, die beiden Fürſten Lud-

*) Man vergleiche die ſchätzbare Vorleſung von Otto Schulz: die Sprachgeſellſchaften des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Berl. 1824. 8.

wig und Johann Kaſimir von Anhalt, und, außer mehreren von Adel, der Weimariſche Kammerrath von Koſpoth, der Weimariſche Hofmeiſter Kaſpar von Teutleben, und Chriſtoph von Krosigk Antheil nahmen. Den Vorſchlag dazu, nach der Art und Weiſe der in Italien blühenden academia della crusca, machte Teutleben; die anweſenden Fürſten gingen darauf ein. Ein teutſcher Fürſt ſollte jedesmal an der Spitze derſelben ſtehen, und jedes Mitglied einen, ſeine Eigenthümlichkeit bezeichnenden, Geſellſchaftsnamen, ein demſelben entſprechendes Sinnbild, und eine auf das Sinnbild ſich beziehende Deviſe annehmen. Der Fürſt Ludwig von Anhalt ward, an dieſem Tage der Gründung, das Oberhaupt, und Kaſpar von Teutleben der erſte Ritter des Ordens. Zum Verſammlungsorte beſtimmte der Fürſt das Schloß zu Köthen; viele teutſche Ritter und Gelehrte (im Ganzen 877 Mitglieder) wurden in den 63 Jahren ſeines Beſtehens (von 1617—1680) in dieſen Orden aufgenommen. Der Zweck deſſelben — wodurch er weit mehr den Charakter eines Ordens, nach Art und Weiſe der beſtehenden Ritterorden, als den Charakter einer bloßen gelehrten Geſellſchaft erhielt, — war die Beförderung der Reinheit der teutſchen Sprache, das Aufblühen der volksthümlichen Literatur, und ein Leben im Geiſte altteutſcher Denkart und Tugend; denn alle Mitglieder des Palmenordens mußten das Gelübde ablegen, teutſche Tugend und teutſche Sprache zu üben, und dem verderblichen Einfluſſe des Auslandes entgegen zu wirken. Das allgemeine Sinnbild des Ordens war der Palm- oder Kokosbaum, weil jeder Theil deſſelben nützlich gebraucht werden könne; daher auch die allgemeine Ordensdeviſe: „Alles zum

Nutzen.“ Mit der Auswahl der besondern Namen für die einzelnen Mitglieder des Ordens wollte man die lächerliche Titelsucht der Teutschen beseitigen; nur hätten die gewählten Benennungen das Gesuchte, Kleinliche und Gespielte von sich ausschließen sollen. So nannte sich Fürst Ludwig von Anhalt den Nährenden, und nahm ein ausgebacknes Weizenbrod zum Sinnbilde. Hans Georg von Anhalt nannte sich den Wohlriechenden, und wählte die Maiblume. Teutleben hieß der Mehlreiche, mit dem Bilde des reinen Weizenmehls, das durch den Beutel beim Mahlen fällt. Andere hießen der Gemästete, der Gekochte, der Steife, der Klebrichte, der Beregnete, der Faselnde, der Abtreibende, der den Wiesenkümmel zum Sinnbilde erhielt, u. s. w.

Zu den vorzüglichsten Mitgliedern des Palmenordens, die zum Theile noch jetzt in mehrfacher Beziehung auf die teutsche Sprache mit Achtung genannt werden, gehörten die Sprachforscher: Schottelius und Philipp von Zesen, und die Dichter: Siegmund von Birken, Andreas Gryphius, Moscherosch (der sich Philander von Sittewald nannte), Harsdörfer (der den pegnischen Blumenorden stiftete), Neumark (Dichter des Liedes: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“), Martin Opitz, und Johann Rist.

Je weiter der Palmenorden in seiner Zeit sich ausgebreitet, und Mitglieder aus allen Gegenden Teutschlands in seinen Kreis aufgenommen hatte; desto weniger darf es befremden, daß, nach dem Vorgange und Muster desselben, mehrere ähnliche Gesellschaften sich bildeten, wiewohl einige derselben bald wieder erloschen. Die erste derselben war die

aufrichtige Tannengeſellſchaft, von dem Elſaſſer Jeſaias Rempler von Löwenhalt zu Straßburg im Jahre 1633 geſtiftet. Der Stifter war kein Dichter im höhern Sinne des Wortes; allein reiner teutſcher Sinn, Vaterlandsliebe und Begeiſterung für die teutſche Sprache wohnten in ihm. Dies bezeuget die Sammlung ſeiner Gedichte, die im Jahre 1647 unter dem Titel: Erſtes Gebüſch ſeiner Reimgetichte erſchien, wo er mit ſtarken Farben die Leiden Teutſchlands während des dreißigjährigen Krieges ſchilderte. Das Meiſte waren Gelegenheitsgedichte. Außer ihm ſind als Mitglieder der aufrichtigen Tannengeſellſchaft nur noch zwei als Schriftſteller und Dichter bekannt: Georg Rudolph Weckherlin, und der Profeſſor Schneuber zu Straßburg. Die Geſellſchaft ging unter, ohne daß das Jahr ihres Erlöſchens beſtimmt angegeben werden kann.

Schon Schneuber, als Mitglied dieſer Geſellſchaft, machte Sprachreinigungsverſuche, die, weil ſie überſpannt waren, meiſtens fehlſchlugen. Noch beſtimmter widmete ſich die zu Hamburg im Jahre 1643 begründete teutſch-geſinnte Genoſſenſchaft dem ſogenannten Purismus, oder dem nächſten Zwecke, die Sprache von aller Ausländerei zu reinigen. Philipp von Zeſen, einer der überſpannteſten Puriſten, ſtiftete ſie mit Dietrich Peterſon. Sie theilte ſich in vier beſondere Klaſſen *) oder Zünfte: die Roſenzunft, Lilienzunft, Nägeleinzunft und Rautenzunft. Die Mitglieder führten, wie im Palmenorden, beſondere Zunftnamen. In den Schriften der einzelnen Mitglieder

*) Schulz, S. 28.

derselben herrschten Geschmacklosigkeit, gesuchte Spielerei und Ziererei vor; besonders gefiel sich der Stifter selbst in den größten orthographischen und grammatischen Sonderbarkeiten, und in den bizarrsten Uebertragungen fremder Wörter ins Teutsche. Die Gesellschaft erhielt sich bis zum Jahre 1705, wo der Rector Peisker zu Wittenberg „der hochpreiswürdigen teutschgesinnten Genossenschaft Zunft- und Geschlechtsnamen", als Fortsetzung eines frühern ähnlichen Werkes, herausgab. Die Gesellschaft hatte sogar Frauenzimmer als Mitglieder.

Berühmter und bleibender, als diese Gesellschaft, war der gekrönte Blumenorden, oder die Gesellschaft der Pegnitzschäfer, zu Nürnberg im Jahre 1644 von Georg Philipp Harsdörfer und Johann Klai gestiftet. Harsdörfer, als Gelehrter und Dichter in seiner Zeit rühmlich bekannt, und durch Reisen für die Welt gebildet, ward im Jahre 1642 Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, und stand mit den bedeutendsten Theilnehmern derselben im Briefwechsel. Er war allerdings durch seinen Ruf als Gelehrter und durch seine Verbindungen dazu geeignet, zwei Jahre später eine besondere Gesellschaft zu stiften, die noch jetzt besteht. Ihr Sinnbild war die Panflöte und die Passionsblume. Der Prediger Herdegen schrieb, unter dem Gesellschaftsnamen Amarantes, die Geschichte des Ordens in den ersten hundert Jahren seines Bestehens unter dem Titel: „Historische Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang, bis auf das durch göttliche Güte erreichte hundertste Jahr." Nürnb. 1744. Der Orden nahm zunächst Gelehrte in seine

aufrichtige Tannengeſellſchaft, von dem Elſaſſer Jeſaias Rempler von Löwenhalt zu Straßburg im Jahre 1633 geſtiftet. Der Stifter war kein Dichter im höhern Sinne des Wortes; allein reiner teutſcher Sinn, Vaterlandsliebe und Begeiſterung für die teutſche Sprache wohnten in ihm. Dies bezeuget die Sammlung ſeiner Gedichte, die im Jahre 1647 unter dem Titel: Erſtes Gebüſch ſeiner Reimgetichte erſchien, wo er mit ſtarken Farben die Leiden Teutſchlands während des dreißigjährigen Krieges ſchilderte. Das Meiſte waren Gelegenheitsgedichte. Außer ihm ſind als Mitglieder der aufrichtigen Tannengeſellſchaft nur noch zwei als Schriftſteller und Dichter bekannt: Georg Rudolph Weckherlin, und der Profeſſor Schneuber zu Straßburg. Die Geſellſchaft ging unter, ohne daß das Jahr ihres Erlöſchens beſtimmt angegeben werden kann.

Schon Schneuber, als Mitglied dieſer Geſellſchaft, machte Sprachreinigungsverſuche, die, weil ſie überſpannt waren, meiſtens fehlſchlugen. Noch beſtimmter widmete ſich die zu Hamburg im Jahre 1643 begründete teutſch-geſinnte Genoſſenſchaft dem ſogenannten Purismus, oder dem nächſten Zwecke, die Sprache von aller Ausländerei zu reinigen. Philipp von Zeſen, einer der überſpannteſten Puriſten, ſtiftete ſie mit Dietrich Peterſon. Sie theilte ſich in vier beſondere Klaſſen *) oder Zünfte: die Roſenzunft, Lilienzunft, Nägeleinzunft und Rautenzunft. Die Mitglieder führten, wie im Palmenorden, beſondere Zunftnamen. In den Schriften der einzelnen Mitglieder

*) Schulz, S. 28.

derſelben herrſchten Geſchmackloſigkeit, geſuchte Spielerei und Ziererei vor; beſonders gefiel ſich der Stifter ſelbſt in den größten orthographiſchen und grammatiſchen Sonderbarkeiten, und in den bizarrſten Uebertragungen fremder Wörter ins Teutſche. Die Geſellſchaft erhielt ſich bis zum Jahre 1705, wo der Rector Peisker zu Wittenberg „der hochpreiswürdigen teutſchgeſinnten Genoſſenſchaft Zunft- und Geſchlechtsnamen“, als Fortſetzung eines frühern ähnlichen Werkes, herausgab. Die Geſellſchaft hatte ſogar Frauenzimmer als Mitglieder.

Berühmter und bleibender, als dieſe Geſellſchaft, war der gekrönte Blumenorden, oder die Geſellſchaft der Pegnitzſchäfer, zu Nürnberg im Jahre 1644 von Georg Philipp Harsdörfer und Johann Klai geſtiftet. Harsdörfer, als Gelehrter und Dichter in ſeiner Zeit rühmlich bekannt, und durch Reiſen für die Welt gebildet, ward im Jahre 1642 Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, und ſtand mit den bedeutendſten Theilnehmern derſelben im Briefwechſel. Er war allerdings durch ſeinen Ruf als Gelehrter und durch ſeine Verbindungen dazu geeignet, zwei Jahre ſpäter eine beſondere Geſellſchaft zu ſtiften, die noch jetzt beſteht. Ihr Sinnbild war die Panflöte und die Paſſionsblume. Der Prediger Herdegen ſchrieb, unter dem Geſellſchaftsnamen Amarantes, die Geſchichte des Ordens in den erſten hundert Jahren ſeines Beſtehens unter dem Titel: „Hiſtoriſche Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang, bis auf das durch göttliche Güte erreichte hundertſte Jahr.“ Nürnb. 1744. Der Orden nahm zunächſt Gelehrte in ſeine

Mitte auf, die sich Schäfernamen (Myrtill, Damon, Daphnis u. s. w.) beilegten. Er wirkte für die beiden Zwecke: der Reinigung und Reinheit der teutschen Sprache, und des Emporblühens der vaterländischen Dichtkunst. Der Orden leistete noch im Ganzen etwas mehr für teutsche Sprachbildung, als die vor ihm gestifteten Gesellschaften; doch darf, nach geschichtlichen Zeugnissen, der Einfluß desselben auf die Fortbildung der Sprache nicht zu hoch angeschlagen werden.

Weit unbedeutender, und schnell vergänglich in seinem Daseyn, war der Schwanenorden an der Elbe, welchen im Jahre 1660 der Dichter und Prediger Johann Rist stiftete, der im Jahre 1667 als Mecklenburgischer Kirchenrath und Prediger zu Wedel an der Elbe starb. Rist war bereits Mitglied der Palmen- und des Blumenordens. In dem ersten hieß er: der Rüstige, in dem zweiten: Daphnis aus Cimbrien. Wahrscheinlich schmeichelte es aber seiner Eitelkeit, als Stifter eines besondern Ordens zu glänzen, dessen Sinnbild der Schwan an einem blauen Bande war. Der Zweck dieses neuen Ordens traf mit dem Zwecke der früher begründeten, in Hinsicht der Fortbildung der vaterländischen Sprache durch Erzeugnisse der Dichtkunst, zusammen. Seine Mitglieder bestanden meistens aus Gelehrten, die, abgerechnet von ihrer dichterischen Dürftigkeit, in vielen grammatischen und orthographischen Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten sich gefielen. Selbst der Geschichtsschreiber des Ordens, Konrad von Höveln, der unter dem Namen Candorin im Jahre 1666 zu Lübeck sein Werk erscheinen ließ, belegte schon durch die Schreibung des Titels dieser Geschichte den Hang

zur Sonderbarkeit: „Deſ hochlöbl. ädelen Swanen-Ordens deutſcher Zimber-Swan.“ — Riſt, der Stifter, war nur ein mittelmäßiger geiſtlicher Liederdichter, und ſtand hinter ſeinen Zeitgenoſſen: Simon Dach und Paul Gerhard; doch gehört ihm das Lied an: „O Ewigkeit du Donnerwort“, das in den kirchlichen Sammlungen lang ſich erhalten hat. — Nach Riſts Tode finden ſich keine Spuren der Fortdauer dieſes Ordens.

Verſchieden von demſelben war, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, die zu Hamburg gebildete teutſchübende Geſellſchaft, zu welcher Fabricius, Richey, Brockes und Hübner gehörten. Der Charakter der zu ihr gehörenden Dichter hat ſich in den ſechs Bänden „Poeſieen der Niederſachſen, ſonderlich der vormals in Hamburg blühenden teutſchübenden Geſellſchaft“ erhalten, welche Weichmann zu Hamburg 1735—38 herausgab. Die Gedichte erheben ſich nicht über das Mittelmäßige; nur in Richey's proſaiſchen Abhandlungen finden ſich einige zweckmäßig behandelte Stoffe.

Mehr leiſtete die von dem Profeſſor Johann Burcard Mencken im Jahre 1697 zu Leipzig geſtiftete, von Gottſched erneuerte, und noch jetzt beſtehende teutſche Geſellſchaft. Sie beſtand Anfangs aus ſtudirenden Jünglingen, die entweder zu Görlitz gebohren, oder doch daſelbſt auf der gelehrten Schule geweſen waren, und die, von Mencken veranlaßt, in der teutſchen Dichtkunſt ſich übten. Es hieß daher auch dieſe Geſellſchaft in der erſten Zeit die Görlitziſche poetiſche Geſellſchaft, und ihre Mitglieder ſandten ihre Gedichte, in Foliobände geſchrieben, an die Rathsbibliothek zu Gör-

Mitte auf, die sich Schäfernamen (Myrtill, Damon, Daphnis u. s. w.) beilegten. Er wirkte für die beiden Zwecke: der Reinigung und Reinheit der teutschen Sprache, und des Emporblühens der vaterländischen Dichtkunst. Der Orden leistete noch im Ganzen etwas mehr für teutsche Sprachbildung, als die vor ihm gestifteten Gesellschaften; doch darf, nach geschichtlichen Zeugnissen, der Einfluß desselben auf die Fortbildung der Sprache nicht zu hoch angeschlagen werden.

Weit unbedeutender, nnd schnell vergänglich in seinem Daseyn, war der Schwanenorden an der Elbe, welchen im Jahre 1660 der Dichter und Prediger Johann Rist stiftete, der im Jahre 1667 als Mecklenburgischer Kirchenrath und Prediger zu Wedel an der Elbe starb. Rist war bereits Mitglied der Palmen- und des Blumenordens. In dem ersten hieß er: der Rüstige, in dem zweiten: Daphnis aus Cimbrien. Wahrscheinlich schmeichelte es aber seiner Eitelkeit, als Stifter eines besondern Ordens zu glänzen, dessen Sinnbild der Schwan an einem blauen Bande war. Der Zweck dieses neuen Ordens traf mit dem Zwecke der früher begründeten, in Hinsicht der Fortbildung der vaterländischen Sprache durch Erzeugnisse der Dichtkunst, zusammen. Seine Mitglieder bestanden meistens aus Gelehrten, die, abgerechnet von ihrer dichterischen Dürftigkeit, in vielen grammatischen und orthographischen Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten sich gefielen. Selbst der Geschichtsschreiber des Ordens, Konrad von Höveln, der unter dem Namen Candorin im Jahre 1666 zu Lübeck sein Werk erscheinen ließ, belegte schon durch die Schreibung des Titels dieser Geschichte den Hang

zur Sonderbarkeit: „Deſ hochlöbl. ädelen Swanen-Ordens deutscher Zimber-Swan." — Riſt, der Stifter, war nur ein mittelmäßiger geiſtlicher Liederdichter, und ſtand hinter ſeinen Zeitgenoſſen: Simon Dach und Paul Gerhard; doch gehört ihm das Lied an: „O Ewigkeit du Donnerwort", das in den kirchlichen Sammlungen lang ſich erhalten hat. — Nach Riſts Tode finden ſich keine Spuren der Fortdauer dieſes Ordens.

Verſchieden von demſelben war, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, die zu Hamburg gebildete teutſchübende Geſellſchaft, zu welcher Fabricius, Richey, Brockes und Hübner gehörten. Der Charakter der zu ihr gehörenden Dichter hat ſich in den ſechs Bänden „Poeſieen der Niederſachſen, ſonderlich der vormals in Hamburg blühenden teutſchübenden Geſellſchaft" erhalten, welche Weichmann zu Hamburg 1735—38 herausgab. Die Gedichte erheben ſich nicht über das Mittelmäßige; nur in Richey's proſaiſchen Abhandlungen finden ſich einige zweckmäßig behandelte Stoffe.

Mehr leiſtete die von dem Profeſſor Johann Burcard Mencken im Jahre 1697 zu Leipzig geſtiftete, von Gottſched erneuerte, und noch jetzt beſtehende teutſche Geſellſchaft. Sie beſtand Anfangs aus ſtudirenden Jünglingen, die entweder zu Görlitz gebohren, oder doch daſelbſt auf der gelehrten Schule geweſen waren, und die, von Mencken veranlaßt, in der teutſchen Dichtkunſt ſich übten. Es hieß daher auch dieſe Geſellſchaft in der erſten Zeit die Görlitziſche poetiſche Geſellſchaft, und ihre Mitglieder ſandten ihre Gedichte, in Foliobände geſchrieben, an die Rathsbibliothek zu Gör-

litz. — Bei ihrer Erweiterung, wo ſie den Namen: „teutſchübende poetiſche Geſellſchaft“ annahm, verſammelte ſie ſich unter Menckens Vorſitze. — Als ſpäter Gottſched an ihrer Spitze ſtand, wird in der von ihm herausgegebenen „Nachricht von der teutſchen Geſellſchaft zu Leipzig“ ausdrücklich erwähnt, daß die Geſellſchaft nur ſolche Mitglieder wählen ſolle, welche entweder vom Adel, oder graduirt, oder in öffentlichen Aemtern angeſtellt, oder durch ihre Kenntniſſe ausgezeichnet wären. Unter Gottſcheds Leitung leiſtete dieſe Geſellſchaft Manches für die Fortbildung der Sprache, wenn gleich die dichteriſchen Erzeugniſſe derſelben nicht von höherm äſthetiſchen Gehalte waren. — In ſpäterer Zeit gehörten Männer wie Chr. Felix Weiße, Zollikofer, Morus, Garve, Huber, Adelung, Blankenburg und Panzer zu ihren Mitgliedern; ſo wie noch gegenwärtig Blümner, Mahlmann und Stieglitz den Verein derſelben bilden. — Nur im Vorbeigehen darf erwähnt werden, daß, nach dem Vorgange der Leipziger teutſchen Geſellſchaft, zu Jena (1728), Wittenberg, Greifswalde, Göttingen, Helmſtädt, Altona, Kiel, Königsberg und Duisburg, ſo wie auf andern teutſchen Hochſchulen, ähnliche Geſellſchaften ſich bildeten, deren öffentliches Wirken aber ſo wenig, wie die Zeit ihres Erlöſchens bekannt geworden iſt. — Von bleibenderem Einfluſſe war die zu Mannheim geſtiftete churfürſtlich pfälziſche Geſellſchaft, deren Schriften in dem Jahrzehend vor der franzöſiſchen Revolution, in ſieben Bänden erſchienen, die manche gehaltvolle Abhandlung in ſich faſſen. Das neunzehnte Jahrhundert endlich ſah zwei, der teutſchen

Sprache beſtimmte, Geſellſchaften kräftig aufblühen: die Berliniſche Geſellſchaft für teutſche Sprache, und den Frankfurter Gelehrtenverein für teutſche Sprache.

Kehren wir zurück von der kurzen Ueberſicht über dieſe geſammten, zur Fortbildung und Verbeſſerung der teutſchen Sprache geſtifteten Geſellſchaften zu der Zeit des dreißigjährigen Krieges, wo der erſte dieſer Vereine, der Palmenorden, auf teutſchem Boden entſtand. So verheerend dieſer Krieg auf Teutſchland wirkte, und ſo viel phyſiſches und geiſtiges Leben in dieſer verhängnißvollen Zeit unterging oder doch zurückgedrückt ward; ſo hatte er doch Schleſien weniger getroffen, als das eigentliche Teutſchland. In Schleſien, dieſem im Mittelalter von Slaven beſetzten Lande, war aber ſeit dem zwölften Jahrhunderte, durch die in Teutſchland erzogenen und gebildeten drei Söhne des Herzogs Wladislav von Schleſien, der mit einer Tochter des teutſchen Königs Konrad 3 vermählt geweſen war, mit teutſchen Koloniſten teutſche Sitte, teutſche Sprache, und Sinn für teutſche Dichtkunſt und Bildung verbreitet worden. Die Wirkungen davon kündigten ſich zunächſt in der Zeit des dreißigjährigen Krieges an, wo Martin Opitz, ein gebohrner Schleſier, und mehrere ſeiner Landsleute, doch mit Einſchluß des aus Sachſen ſtammenden Flemmings und einiger anderer, eine neue dichteriſche Bahn betraten, ſo daß nicht ohne Grund dieſer Zeitabſchnitt der ſchleſiſche genannt wird. Doch verlangt es die geſchichtliche Gerechtigkeit, zu bemerken, daß die meiſten Dichter dieſes Zeitabſchnitts der höhern ſchöpferiſchen Einbildungskraft er-

der Einbildungskraft und Innigkeit des Gefühls. Dies zeigen die lyriſchen Gedichte in ſeinen „poetiſchen Wäldern“, beſonders ſeine Oden. Eben ſo tragen ſeine poetiſchen Epiſteln, ſeine Sonette und Epigramme das dichteriſche Gepräge; nur ſeine Gelegenheitsgedichte haben geringern Werth.

Nächſt dem Flemming ſchwang ſich auch Andreas Gryphius höher, als Opitz; doch zeigte ſich ſelbſt in ſeinen lyriſchen und ſatyriſchen Gedichten der allgemeine Hang ſeines Zeitalters zur didactiſchen Darſtellung. In ſeinen Epigrammen übertraf er beide, Opitz und Flemming. Am meiſten aber wirkte er auf ſein Zeitalter durch die neue Geſtalt, die er der dramatiſchen Dichtkunſt in ſeinen dreizehn Trauer- und Luſtſpielen gab, wenn gleich auch dieſe, nach Stoff und Form, — wie z. B. ſein „Karl Stuart, oder die ermordete Majeſtät“ — die Farbe ihres Zeitalters nicht verläugnen konnten, und die Nachahmung niederländiſcher Vorgänger, die er auf ſeinen Reiſen kennen lernte, häufig hervortrat. Doch gehörte Andreas Gryphius zu den vorzüglichſten Dichtern aus der damaligen Zeit.

Der ſchleſiſche Dichter, Friedrich von Logau, verfertigte eine große Maſſe von Epigrammen, die aber ihrem Gehalte nach ſo ungleichartig ſind, daß nur wenige derſelben noch jetzt ſein Andenken zu erhalten verdienen. Viele andere gleichzeitige Dichter, wie z. B. Simon Dach, Johann Riſt, Georg Neumark, Paul Gerhard u. a. ſind zunächſt nur als Dichter von Kirchenliedern bekannt geworden. Die meiſten ihrer Erzeugniſſe tragen das Gepräge der Dogmatik ihrer Zeit, ohne durch Fülle des dichteriſchen Lebens ſich auszuzeich-

nen. — Als gleichzeitige Satyriker im nördlichen Teutſchlande kündigten ſich Laurenberg und Rachel an; jener mehr in der lachenden, dieſer in der ernſten Satyre.

Die ſogenannte zweite ſchleſiſche Dichterſchule begann mit Hoffmann von Hoffmannswaldau, einem Manne, der die reichen Anlagen, welche er der Natur verdankte, theils durch Kenntniß der alten und neuen Sprachen, theils durch häufige Reiſen ausgebildet hatte. Opitz war das Muſter ſeiner Jugendarbeiten; bald aber neigte er ſich zur Nachahmung der ſchwülſtigen Italiener, des Guarini, Marino und anderer hin. Unverkennbar wohnte in ihm ein tieferes Gefühl, als in Opitz und in den meiſten Sängern aus deſſen Schule; allein die meiſten ſeiner lyriſchen Schilderungen ſind im hohen Grade unſittlich, ob er gleich ſelbſt ein unbeſcholtenes Leben führte. Neben dieſen zügelloſen ſinnlichen Schilderungen, deren Wiederabdruck in unſern Tagen keine Cenſurbehörde erlauben würde, zeigte ſich in ſeinen dichteriſchen Ergüſſen ein verunglücktes Streben nach Witz, nach Bildern, Wortſpielen, Gleichniſſen und Antitheſen. Der Alexandriner blieb auch ihm das liebſte Versmaas. Die große Bewunderung und Nachahmung, die er fand, zeugen theils von dem verdorbenen Geſchmacke ſeiner Zeit, theils beſtätigen ſie es, daß man nach mehr Leichtigkeit und Gewandtheit in der Sprache, und nach mehr Ausdruck des Gefühls in der dichteriſchen Darſtellung ſich ſehnte, als bis dahin von der Opitziſchen Schule geleiſtet worden war. — Hoffmannswaldau gab, in großem Reichthume, ſogenannte galante Gedichte, Hochzeit- und Begräbnißgedichte, Sonette,

der Einbildungskraft und Innigkeit des Gefühls. Dies zeigen die lyriſchen Gedichte in ſeinen „poetiſchen Wäldern“, beſonders ſeine Oden. Eben ſo tragen ſeine poetiſchen Epiſteln, ſeine Sonette und Epigramme das dichteriſche Gepräge; nur ſeine Gelegenheitsgedichte haben geringern Werth.

Nächſt dem Flemming ſchwang ſich auch Andreas Gryphius höher, als Opitz; doch zeigte ſich ſelbſt in ſeinen lyriſchen und ſatyriſchen Gedichten der allgemeine Hang ſeines Zeitalters zur didactiſchen Darſtellung. In ſeinen Epigrammen übertraf er beide, Opitz und Flemming. Am meiſten aber wirkte er auf ſein Zeitalter durch die neue Geſtalt, die er der dramatiſchen Dichtkunſt in ſeinen dreizehn Trauer- und Luſtſpielen gab, wenn gleich auch dieſe, nach Stoff und Form, — wie z. B. ſein „Karl Stuart, oder die ermordete Majeſtät“ — die Farbe ihres Zeitalters nicht verläugnen konnten, und die Nachahmung niederländiſcher Vorgänger, die er auf ſeinen Reiſen kennen lernte, häufig hervortrat. Doch gehörte Andreas Gryphius zu den vorzüglichſten Dichtern aus der damaligen Zeit.

Der ſchleſiſche Dichter, Friedrich von Logau, verfertigte eine große Maſſe von Epigrammen, die aber ihrem Gehalte nach ſo ungleichartig ſind, daß nur wenige derſelben noch jetzt ſein Andenken zu erhalten verdienen. Viele andere gleichzeitige Dichter, wie z. B. Simon Dach, Johann Riſt, Georg Neumark, Paul Gerhard u. a. ſind zunächſt nur als Dichter von Kirchenliedern bekannt geworden. Die meiſten ihrer Erzeugniſſe tragen das Gepräge der Dogmatik ihrer Zeit, ohne durch Fülle des dichteriſchen Lebens ſich auszuzeich-

nen. — Als gleichzeitige Satyriker im nördlichen Teutſchlande kündigten ſich Laurenberg und Rachel an; jener mehr in der lachenden, dieſer in der ernſten Satyre.

Die ſogenannte zweite ſchleſiſche Dichterſchule begann mit Hoffmann von Hoffmannswaldau, einem Manne, der die reichen Anlagen, welche er der Natur verdankte, theils durch Kenntniß der alten und neuen Sprachen, theils durch häufige Reiſen ausgebildet hatte. Opitz war das Muſter ſeiner Jugendarbeiten; bald aber neigte er ſich zur Nachahmung der ſchwülſtigen Italiener, des Guarini, Marino und anderer hin. Unverkennbar wohnte in ihm ein tieferes Gefühl, als in Opitz und in den meiſten Sängern aus deſſen Schule; allein die meiſten ſeiner lyriſchen Schilderungen ſind im hohen Grade unſittlich, ob er gleich ſelbſt ein unbeſcholtenes Leben führte. Neben dieſen zügelloſen ſinnlichen Schilderungen, deren Wiederabdruck in unſern Tagen keine Cenſurbehörde erlauben würde, zeigte ſich in ſeinen dichteriſchen Ergüſſen ein verunglücktes Streben nach Witz, nach Bildern, Wortſpielen, Gleichniſſen und Antitheſen. Der Alexandriner blieb auch ihm das liebſte Versmaas. Die große Bewunderung und Nachahmung, die er fand, zeugen theils von dem verdorbenen Geſchmacke ſeiner Zeit, theils beſtätigen ſie es, daß man nach mehr Leichtigkeit und Gewandtheit in der Sprache, und nach mehr Ausdruck des Gefühls in der dichteriſchen Darſtellung ſich ſehnte, als bis dahin von der Opitziſchen Schule geleiſtet worden war. — Hoffmannswaldau gab, in großem Reichthume, ſogenannte galante Gedichte, Hochzeit- und Begräbnißgedichte, Sonette,

Lieder und Epigramme; auch führte er die Heroiden in die teutſche Dichtkunſt ein.

Der Schleſier von Lohenſtein war ein inniger Bewunderer und Nachahmer Hoffmannswaldau's in mehrern Formen der Dichtkunſt, namentlich in den Hyacinthen (Begräbnißgedichten), und in den Heldengedichten (Heroiden), auch übertraf er ihn an Schwulſt der Bilder; er bewährte aber in ſeinen Gedichten eine höhere ſittliche Reinheit der Darſtellung, und folgte in dem Trauerſpiele dem von ihm hochverehrten Gryphius. Im Ganzen beſaß er mehr Gelehrſamkeit, als Geſchmack. Außer einer beträchtlichen Anzahl von Trauerſpielen, und von geiſtlichen und weltlichen Liedern, iſt ſein vorzüglichſtes Werk ſein Heldenroman: Arminius und Thusnelda, (fortgeſetzt von ſeinem Bruder Hans Caſpar von Lohenſtein, und, nach deſſen Tode, beendigt von dem Prediger Wagner in Leipzig,) obgleich auch in dieſem, bei aller Würde der Geſinnung, ſein Styl aus dem Großen und Erhabenen, nach welchem er ſtrebte, ins Geſuchte und Schwülſtige fiel.

Mit weniger Schwulſt als Lohenſtein, mit mehr Schicklichkeit und reinerem Sinne als Hoffmannswaldau, im Ganzen aber ohne höheres dichteriſches Talent verſuchte ſich Chriſtian Gryphius, der Sohn des Andreas, in Kirchenliedern, Leichen- und Hochzeitgedichten, im Epigramm und in der dramatiſchen Dichtkunſt. — Allein der treueſte Nachahmer Hoffmannswaldau's war der Lauſitzer von Ziegler und Kliphauſen. Ungeachtet der aus den heiligen Urkunden entlehnten Stoffe, herrſcht doch eine ſtarke ſinnliche Farbengebung in ſeiner Heldenliebe der Schrift alten Teſtaments in

16 Liebesbegebenheiten vor; noch bekannter ward er durch den, im höchsten Schwulste durchgeführten, und von seinen Zeitgenossen angestaunten Roman: die asiatische Banise, oder das blutige doch muthige Pegu. — Selbst auf die wirkliche Geschichte versuchte er diesen verschrobenen Geschmack in seinem historischen Schauplatze der Zeit überzutragen; so wie überhaupt in diesem ganzen Zeitalter die Geschichtsschreibung auf einer sehr tiefen Stufe stehen blieb, und sich höchstens in schwerfälligen Chroniken, in breiten Schlachtberichten, und in langweiligen Erzählungen der wichtigsten Ereignisse gefiel. Vermochte doch selbst die Theorie der Dichtkunst und die Prosodie, so häufig auch beide angebaut wurden, sich nicht einmal zum Mittelmäßigen zu erheben, wenn gleich für die grammatische und lexikalische Behandlung der teutschen Sprache die Werke von Schottelius (ausführliche Arbeit von der teutschen Hauptsprache; Braunschw. 1663. 4.), Kaspar von Stieler (der teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs, oder teutscher Sprachschatz ꝛc. Nürnb. 1691. 4.), Johann Leonhard Frisch (teutsch-lateinisches Wörterbuch. 2 Thle. Berl. 1741. 4.), und Christoph Ernst Steinbach (vollständiges teutsches Wörterbuch. 2. Thle. Berl. 1734. 8.) nicht übergangen werden dürfen. Namentlich führte Steinbach, der im Ganzen das Werk von Stieler neu bearbeitete, häufig Stellen an aus den Classikern der damaligen Zeit — als Hoffmannswaldau, Günther u. a. — als Belege für den Sprachgebrauch.

So weit übrigens der schwülstige Ton der Hoffmannswaldquischen Schule in kurzer Zeit sich ver-

Lieder und Epigramme; auch führte er die Heroiden in die teutſche Dichtkunſt ein.

Der Schleſier von Lohenſtein war ein inniger Bewunderer und Nachahmer Hoffmannswaldau's in mehrern Formen der Dichtkunſt, namentlich in den Hyacinthen (Begräbnißgedichten), und in den Heldengedichten (Heroiden), auch übertraf er ihn an Schwulſt der Bilder; er bewährte aber in ſeinen Gedichten eine höhere ſittliche Reinheit der Darſtellung, und folgte in dem Trauerſpiele dem von ihm hochverehrten Gryphius. Im Ganzen beſaß er mehr Gelehrſamkeit, als Geſchmack. Außer einer beträchtlichen Anzahl von Trauerſpielen, und von geiſtlichen und weltlichen Liedern, iſt ſein vorzüglichſtes Werk ſein Heldenroman: Arminius und Thusnelda, (fortgeſetzt von ſeinem Bruder Hans Caſpar von Lohenſtein, und, nach deſſen Tode, beendigt von dem Prediger Wagner in Leipzig,) obgleich auch in dieſem, bei aller Würde der Geſinnung, ſein Styl aus dem Großen und Erhabenen, nach welchem er ſtrebte, ins Geſuchte und Schwülſtige fiel.

Mit weniger Schwulſt als Lohenſtein, mit mehr Schicklichkeit und reinerem Sinne als Hoffmannswaldau, im Ganzen aber ohne höheres dichteriſches Talent verſuchte ſich Chriſtian Gryphius, der Sohn des Andreas, in Kirchenliedern, Leichen- und Hochzeitgedichten, im Epigramm und in der dramatiſchen Dichtkunſt. — Allein der treueſte Nachahmer Hoffmannswaldau's war der Lauſitzer von Ziegler und Kliphauſen. Ungeachtet der aus den heiligen Urkunden entlehnten Stoffe, herrſcht doch eine ſtarke ſinnliche Farbengebung in ſeiner Heldenliebe der Schrift alten Teſtaments in

16 Liebesbegebenheiten vor; noch bekannter ward er durch den, im höchsten Schwulste durchgeführten, und von seinen Zeitgenossen angestaunten Roman: die asiatische Banise, oder das blutige doch muthige Pegu. — Selbst auf die wirkliche Geschichte versuchte er diesen verschrobenen Geschmack in seinem historischen Schauplatze der Zeit überzutragen; so wie überhaupt in diesem ganzen Zeitalter die Geschichtsschreibung auf einer sehr tiefen Stufe stehen blieb, und sich höchstens in schwerfälligen Chroniken, in breiten Schlachtberichten, und in langweiligen Erzählungen der wichtigsten Ereignisse gefiel. Vermochte doch selbst die Theorie der Dichtkunst und die Prosodie, so häufig auch beide angebaut wurden, sich nicht einmal zum Mittelmäßigen zu erheben, wenn gleich für die grammatische und lexikalische Behandlung der teutschen Sprache die Werke von Schottelius (ausführliche Arbeit von der teutschen Hauptsprache; Braunschw. 1663. 4.), Kaspar von Stieler (der teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs, oder teutscher Sprachschatz ꝛc. Nürnb. 1691. 4.), Johann Leonhard Frisch (teutsch-lateinisches Wörterbuch. 2 Thle. Berl. 1741. 4.), und Christoph Ernst Steinbach (vollständiges teutsches Wörterbuch. 2. Thle. Berl. 1734. 8.) nicht übergangen werden dürfen. Namentlich führte Steinbach, der im Ganzen das Werk von Stieler neu bearbeitete, häufig Stellen an aus den Classikern der damaligen Zeit — als Hoffmannswaldau, Günther u. a. — als Belege für den Sprachgebrauch.

So weit übrigens der schwülstige Ton der Hoffmannswaldquischen Schule in kurzer Zeit sich ver-

Lieder und Epigramme; auch führte er die Heroiden in die teutsche Dichtkunst ein.

Der Schlesier von Lohenstein war ein inniger Bewunderer und Nachahmer Hoffmannswaldau's in mehrern Formen der Dichtkunst, namentlich in den Hyacinthen (Begräbnißgedichten), und in den Heldengedichten (Heroiden), auch übertraf er ihn an Schwulst der Bilder; er bewährte aber in seinen Gedichten eine höhere sittliche Reinheit der Darstellung, und folgte in dem Trauerspiele dem von ihm hochverehrten Gryphius. Im Ganzen besaß er mehr Gelehrsamkeit, als Geschmack. Außer einer beträchtlichen Anzahl von Trauerspielen, und von geistlichen und weltlichen Liedern, ist sein vorzüglichstes Werk sein Heldenroman: Arminius und Thusnelda, (fortgesetzt von seinem Bruder Hans Caspar von Lohenstein, und, nach dessen Tode, beendigt von dem Prediger Wagner in Leipzig,) obgleich auch in diesem, bei aller Würde der Gesinnung, sein Styl aus dem Großen und Erhabenen, nach welchem er strebte, ins Gesuchte und Schwülstige fiel.

Mit weniger Schwulst als Lohenstein, mit mehr Schicklichkeit und reinerem Sinne als Hoffmannswaldau, im Ganzen aber ohne höheres dichterisches Talent versuchte sich Christian Gryphius, der Sohn des Andreas, in Kirchenliedern, Leichen- und Hochzeitgedichten, im Epigramm und in der dramatischen Dichtkunst. — Allein der treueste Nachahmer Hoffmannswaldau's war der Lausitzer von Ziegler und Kliphausen. Ungeachtet der aus den heiligen Urkunden entlehnten Stoffe, herrscht doch eine starke sinnliche Farbengebung in seiner Heldenliebe der Schrift alten Testaments in

16 Liebesbegebenheiten vor; noch bekannter ward er durch den, im höchſten Schwulſte durchgeführten, und von ſeinen Zeitgenoſſen angeſtaunten Roman: die aſiatiſche Baniſe, oder das blutige doch muthige Pegu. — Selbſt auf die wirkliche Geſchichte verſuchte er dieſen verſchrobenen Geſchmack in ſeinem hiſtoriſchen Schauplatze der Zeit überzutragen; ſo wie überhaupt in dieſem ganzen Zeitalter die Geſchichtsſchreibung auf einer ſehr tiefen Stufe ſtehen blieb, und ſich höchſtens in ſchwerfälligen Chroniken, in breiten Schlachtberichten, und in langweiligen Erzählungen der wichtigſten Ereigniſſe gefiel. Vermochte doch ſelbſt die Theorie der Dichtkunſt und die Proſodie, ſo häufig auch beide angebaut wurden, ſich nicht einmal zum Mittelmäßigen zu erheben, wenn gleich für die grammatiſche und lexikaliſche Behandlung der teutſchen Sprache die Werke von Schottelius (ausführliche Arbeit von der teutſchen Hauptſprache; Braunſchw. 1663. 4.), Kaſpar von Stieler (der teutſchen Sprache Stammbaum und Fortwachs, oder teutſcher Sprachſchatz ꝛc. Nürnb. 1691. 4.), Johann Leonhard Friſch (teutſch-lateiniſches Wörterbuch. 2 Thle. Berl. 1741. 4.), und Chriſtoph Ernſt Steinbach (vollſtändiges teutſches Wörterbuch. 2. Thle. Berl. 1734. 8.) nicht übergangen werden dürfen. Namentlich führte Steinbach, der im Ganzen das Werk von Stieler neu bearbeitete, häufig Stellen an aus den Claſſikern der damaligen Zeit — als Hoffmannswaldau, Günther u. a. — als Belege für den Sprachgebrauch.

So weit übrigens der ſchwülſtige Ton der Hoffmannswaldquiſchen Schule in kurzer Zeit ſich ver-

breitet hatte; ſo blieb er doch nicht lange die Modethorheit der Teutſchen, nur daß mit der darauf folgenden waſſerreichen und nüchternen Schule, welche mit Benjamin Neukirch ihre kurze Herrſchaft begann, weder dem Geſchmacke geholfen, noch die Blüthe der ſchönen Literatur unter den Teutſchen gefördert ward. Denn die meiſten Dichter dieſes Zeitabſchnitts waren dem höhern Leben des dichteriſchen Geiſtes und dem Schwunge der ſchöpferiſchen Einbildungskraft völlig entfremdet; ihnen genügte ein ziemlich reiner teutſcher Ausdruck und ein fließender und matter Reim. — An der Spitze dieſer kühlen und nüchternen Dichter ſtand der Schleſier Benjamin Neukirch, in frühern Zeiten ein warmer Anhänger Lohenſteins und Hoffmannswaldau's, deſſen Schriften er herausgab, der aber, durch das Leſen franzöſiſcher Dichter, durch den Umgang mit Canitz, und durch ſeine Verbindung mit den vornehmen Kreiſen der bürgerlichen Geſellſchaft, zur ſogenannten Natürlichkeit in den dichteriſchen Darſtellungen geführt ward. So finden ſich in ſeinen Oden, Satyren, Epiſteln, Elegieen und Schäfergedichten die gemeinſten Gedanken und alltäglichſten Stoffe in leichten Reimen zuſammengeſtellt. — Von gleicher dichteriſcher Unbedeutenheit waren Johann Burcard Mencken (unter dem Namen: Philander von der Linde), Auguſt Bohſe (unter dem Namen: Talander), Chriſtian Friedrich Hunold (unter dem Namen: Menantes), Erdmann Neumeiſter, Benjamin Schmolke, Johann Valentin Pietſch, und die beiden Hofpoeten zu Dresden: von Beſſer und König. — Nur wenig höher, als dieſe größtentheils erbärmlichen Reimer, ſtand Brockes in ſeinem irdiſchen Ver-

gnügen in Gott; es übertraf ſie aber an Feinheit und Schärfe des Urtheils, ſo wie an Gewandtheit des Ausdruckes: der Freiherr von Canitz, ein Nachahmer der Franzoſen in ſeinen poetiſchen Epiſteln, Fabeln und Satyren, wenn er gleich ebenfalls des eigentlichen Dichterſchwunges ermangelte. Kräftiger, als bei Canitz, war der Ton, und lebendiger die Farbengebung in den Sinngedichten des Wernicke. — Viel hätte, bei ſeinem innigen Gefühle und bei dem Reichthume ſeiner Naturanlagen und ſeiner Kenntniſſe, Johann Chriſtian Günther, ein Schleſier, zu leiſten vermocht; allein ſein ausſchweifendes Leben führte ihn frühzeitig ins Grab. Im Tone der Ode, und überhaupt in der lyriſchen Form der Dichtkunſt, übertraf ihn Drollinger. — Als geiſtvoller und ſcharfer Satyriker zeichnete ſich im zweiten Viertheile des achtzehnten Jahrhunderts Liſcov in Dresden aus; nur daß er durch die Derbheit in ſeinen Perſönlichkeiten ſich Feinde zuzog, die ſeine Dienſtentlaſſung bewirkten. — Bereits ſeit der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts verbreitete ſich der Geſchmack an Romanen über Teutſchland. Es wurden nicht nur mehrere ältere, wie der Eulenſpiegel, die Meluſine, der gehörnte Siegfried u. a. in neuen Formen aufgefriſcht; es erſchienen auch viele neue Romane, unter welchen die ausgeführte Volksſage von dem Schwarzkünſtler Fauſt — der aber nicht mit Gutenbergs Gehülfen bei der Erfindung der Buchdruckerkunſt verwechſelt werden darf — einen allgemeinen Beifall fand, ſo daß neue Bearbeitungen derſelben ſogar herabreichen bis in das ausgehende achtzehnte Jahrhundert.

Im ſiebenzehnten Jahrhunderte erregte der Sim-

breitet hätte; so blieb er doch nicht lange die Modethorheit der Teutschen, nur daß mit der darauf folgenden wasserreichen und nüchternen Schule, welche mit Benjamin Neukirch ihre kurze Herrschaft begann, weder dem Geschmacke geholfen, noch die Blüthe der schönen Literatur unter den Teutschen gefördert ward. Denn die meisten Dichter dieses Zeitabschnitts waren dem höhern Leben des dichterischen Geistes und dem Schwunge der schöpferischen Einbildungskraft völlig entfremdet; ihnen genügte ein ziemlich reiner teutscher Ausdruck und ein fließender und matter Reim. — An der Spitze dieser kühlen und nüchternen Dichter stand der Schlesier Benjamin Neukirch, in frühern Zeiten ein warmer Anhänger Lohensteins und Hoffmannswaldau's, dessen Schriften er herausgab, der aber, durch das Lesen französischer Dichter, durch den Umgang mit Canitz, und durch seine Verbindung mit den vornehmen Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft, zur sogenannten Natürlichkeit in den dichterischen Darstellungen geführt ward. So finden sich in seinen Oden, Satyren, Episteln, Elegieen und Schäfergedichten die gemeinsten Gedanken und alltäglichsten Stoffe in leichten Reimen zusammengestellt. — Von gleicher dichterischer Unbedeutenheit waren Johann Burcard Mencken (unter dem Namen: Philander von der Linde), August Bohse (unter dem Namen: Talander), Christian Friedrich Hunold (unter dem Namen: Menantes), Erdmann Neumeister, Benjamin Schmolke, Johann Valentin Pietsch, und die beiden Hofpoeten zu Dresden: von Besser und König. — Nur wenig höher, als diese größtentheils erbärmlichen Reimer, stand Brockes in seinem irdischen Ver-

gnügen in Gott; es übertraf ſie aber an Feinheit und Schärfe des Urtheils, ſo wie an Gewandtheit des Ausdruckes: der Freiherr von Canitz, ein Nachahmer der Franzoſen in ſeinen poetiſchen Epiſteln, Fabeln und Satyren, wenn er gleich ebenfalls des eigentlichen Dichterſchwunges ermangelte. Kräftiger, als bei Canitz, war der Ton, und lebendiger die Farbengebung in den Sinngedichten des Wernicke. — Viel hätte, bei ſeinem innigen Gefühle und bei dem Reichthume ſeiner Naturanlagen und ſeiner Kenntniſſe, Johann Chriſtian Günther, ein Schleſier, zu leiſten vermocht; allein ſein ausſchweifendes Leben führte ihn frühzeitig ins Grab. Im Tone der Ode, und überhaupt in der lyriſchen Form der Dichtkunſt, übertraf ihn Drollinger. — Als geiſtvoller und ſcharfer Satyriker zeichnete ſich im zweiten Viertheile des achtzehnten Jahrhunderts Liſcov in Dresden aus; nur daß er durch die Derbheit in ſeinen Perſönlichkeiten ſich Feinde zuzog, die ſeine Dienſtentlaſſung bewirkten. — Bereits ſeit der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts verbreitete ſich der Geſchmack an Romanen über Teutſchland. Es wurden nicht nur mehrere ältere, wie der Eulenſpiegel, die Meluſine, der gehörnte Siegfried u. a. in neuen Formen aufgefriſcht; es erſchienen auch viele neue Romane, unter welchen die ausgeführte Volksſage von dem Schwarzkünſtler Fauſt — der aber nicht mit Gutenbergs Gehülfen bei der Erfindung der Buchdruckerkunſt verwechſelt werden darf — einen allgemeinen Beifall fand, ſo daß neue Bearbeitungen derſelben ſogar herabreichen bis in das ausgehende achtzehnte Jahrhundert.

Im ſiebenzehnten Jahrhunderte erregte der Sim-

pliciſſimus des Samuel Greifenſon (der im dreißigjährigen Kriege Soldat geweſen war, und unter dem angenommenen Namen Schleifheim von Schulzfort ſchrieb,) große Theilnahme; denn er enthielt ſich der ſchwülſtigen Darſtellung der gleichzeitigen Romanenſchreiber, und ſchilderte in natürlichem Tone, wie wunderlich, abenteuerlich, luſtig und ſonderbar es in der wirklichen Welt herginge. — Am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts (ſeit dem Jahre 1721) machten die ſogenannten Robinſonaden ihr Glück; man rechnet, nach der erſten Verteutſchung des brittiſchen Robinſons des Daniel de Foe, von 1722 bis 1769 vierzig Robinſone, — ſächſiſche, thüringiſche, ſchleſiſche, weſtphäliſche, — auf welche zuletzt der Robinſon von Campe folgte. An dieſe Robinſonaden ſchloß ſich an: die Inſel Felſenburg, von Schnabel, die im Jahre 1731 zum erſtenmale erſchien.

Als einer ſeltenen ſchriftſtelleriſchen Erſcheinung in der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts muß des in Schwaben (1640) gebohrnen Ulrich Megerle gedacht werden, der in den Auguſtinerorden trat, und, unter dem Namen des Paters Abraham a sancta Clara, als Hofprediger in Wien lebte und ſchrieb. Seine Schriften, und namentlich ſeine Kanzelvorträge ſind Ausflüſſe eines reichen humoriſtiſchen Talents; bald verſpotten ſie mit ſcharfem Witze, bald beizen ſie mit der verwundenden Geiſel der Satyre die Thorheiten der bürgerlichen Geſellſchaft nach allen ihren Ständen. Doch iſt der Ton des Paters nirgends fein und geläutert; gerade und derb kündigt er ſich an; bisweilen wird er platt und geſchmacklos. Allein die Eigenthümlichkeit in dem Auffaſſen

und Verarbeiten des Stoffes, ſo wie die Kürze und Kraft in der Bezeichnung dürfen ihm durchaus nicht abgeſprochen werden.

Begann gleich ein neuer Zeitraum der teutſchen Sprachbildung, deſſen Wirkungen und Folgen noch jetzt fortdauern, in engerer Beziehung erſt mit dem Jahre 1740; ſo darf doch nicht überſehen werden, daß bereits in dem anhebenden zweiten Viertheile des achtzehnten Jahrhunderts innerhalb Teutſchlands ein friſches jugendliches Leben überhaupt, und namentlich im Anbaue der teutſchen Sprache ſich regte. Die furchtbaren Wunden des dreißigjährigen Krieges waren meiſtens geheilt; die Bevölkerung ſtieg mit dem wiederkehrenden Wohlſtande, der auf die neue Belebung des Ackerbaues und Gewerbsfleißes, ſo wie auf die junge Blüthe des Handels ſich ſtützte; der beginnende und ſich vermehrende Wohlſtand wirkte mächtig ein auf den regern Anbau der Wiſſenſchaften und Künſte; beſonders erhohlte ſich der dritte Stand, der Kern aller geſitteten Völker, von neuem in Teutſchland. Früher, als der Adel, entfernte er franzöſiſche Sitte und franzöſiſche Sprachnachäffung aus ſeiner Mitte; denn Männer von hohem Geiſte gaben der teutſchen Sprache eine neue Richtung. Unter dieſen muß der vielfach verkannte Chriſtian Thomaſius zuerſt genannt werden; nicht deshalb, weil er dem Hexenweſen in der teutſchen Gerichtsverfaſſung mit bittrem Ernſte ſteuerte, was anderwärts gehört, — ſondern daß er der Erſte war, der es wagte, in teutſcher Sprache auf teutſchen Hochſchulen zu teutſchen Jünglingen zu reden, und über wiſſenſchaft-

pliciſſimus des Samuel Greifenſon (der im dreißigjährigen Kriege Soldat geweſen war, und unter dem angenommenen Namen Schleifheim von Schulzfort ſchrieb,) große Theilnahme; denn er enthielt ſich der ſchwülſtigen Darſtellung der gleichzeitigen Romanenſchreiber, und ſchilderte in natürlichem Tone, wie wunderlich, abenteuerlich, luſtig und ſonderbar es in der wirklichen Welt herginge. — Am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts (ſeit dem Jahre 1721) machten die ſogenannten Robinſonaden ihr Glück; man rechnet, nach der erſten Verteutſchung des brittiſchen Robinſons des Daniel de Foe, von 1722 bis 1769 vierzig Robinſone, — ſächſiſche, thüringiſche, ſchleſiſche, weſtphäliſche, — auf welche zuletzt der Robinſon von Campe folgte. An dieſe Robinſonaden ſchloß ſich an: die Inſel Felſenburg, von Schnabel, die im Jahre 1731 zum erſtenmale erſchien.

Als einer ſeltenen ſchriftſtelleriſchen Erſcheinung in der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts muß des in Schwaben (1640) gebohrnen Ulrich Megerle gedacht werden, der in den Auguſtinerorden trat, und, unter dem Namen des Paters Abraham a sancta Clara, als Hofprediger in Wien lebte und ſchrieb. Seine Schriften, und namentlich ſeine Kanzelvorträge ſind Ausflüſſe eines reichen humoriſtiſchen Talents; bald verſpotten ſie mit ſcharfem Witze, bald beizen ſie mit der verwundenden Geiſel der Satyre die Thorheiten der bürgerlichen Geſellſchaft nach allen ihren Ständen. Doch iſt der Ton des Paters nirgends fein und geläutert; gerade und derb kündigt er ſich an; bisweilen wird er platt und geſchmacklos. Allein die Eigenthümlichkeit in dem Auffaſſen

und Verarbeiten des Stoffes, ſo wie die Kürze und Kraft in der Bezeichnung dürfen ihm durchaus nicht abgeſprochen werden.

Begann gleich ein neuer Zeitraum der teutſchen Sprachbildung, deſſen Wirkungen und Folgen noch jetzt fortdauern, in engerer Beziehung erſt mit dem Jahre 1740; ſo darf doch nicht überſehen werden, daß bereits in dem anhebenden zweiten Viertheile des achtzehnten Jahrhunderts innerhalb Teutſchlands ein friſches jugendliches Leben überhaupt, und namentlich im Anbaue der teutſchen Sprache ſich regte. Die furchtbaren Wunden des dreißigjährigen Krieges waren meiſtens geheilt; die Bevölkerung ſtieg mit dem wiederkehrenden Wohlſtande, der auf die neue Belebung des Ackerbaues und Gewerbsfleißes, ſo wie auf die junge Blüthe des Handels ſich ſtützte; der beginnende und ſich vermehrende Wohlſtand wirkte mächtig ein auf den regern Anbau der Wiſſenſchaften und Künſte; beſonders erhohlte ſich der dritte Stand, der Kern aller geſitteten Völker, von neuem in Teutſchland. Früher, als der Adel, entfernte er franzöſiſche Sitte und franzöſiſche Sprachnachäffung aus ſeiner Mitte; denn Männer von hohem Geiſte gaben der teutſchen Sprache eine neue Richtung. Unter dieſen muß der vielfach verkannte Chriſtian Thomaſius zuerſt genannt werden; nicht deshalb, weil er dem Hexenweſen in der teutſchen Gerichtsverfaſſung mit bittrem Ernſte ſteuerte, was anderwärts gehört, — ſondern daß er der Erſte war, der es wagte, in teutſcher Sprache auf teutſchen Hochſchulen zu teutſchen Jünglingen zu reden, und über wiſſenſchaft-

liche Gegenſtände teutſch zu ſchreiben, ſo geläufig ihm auch der lateiniſche Ausdruck war, wie mehrere ſeiner lateiniſchen Werke bezeugen. Sein Vorgang fand Nachahmung und Beifall; man erkannte, es ſey möglich, über tiefgedachte Wahrheiten und geiſtvolle Gegenſtände deutlich, beſtimmt, und mit Geiſt und Fülle in der Mutterſprache zu ſchreiben, und dadurch die große Angelegenheit der Wiſſenſchaften nicht blos den ſtudirenden Jünglingen näher zu bringen, ſondern auch das Heiligthum wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, vermittelſt der Darſtellungen in der Mutterſprache, den höhern und mittlern Ständen Teutſchlands aufzuſchließen, welche bald mit lebhafter Theilnahme die Ergebniſſe ſtrengwiſſenſchaftlicher Forſchungen aus den reichen Kreiſen der Philoſophie, der Geſchichte, der Naturwiſſenſchaften, ja ſelbſt aus dem Gebiete der practiſchen Theologie ſich anzueignen verſtanden. Die Gründlichkeit und die ſtreng mathematiſche Methode des philoſophiſchen Syſtems von Chriſtian Wolf beförderte dieſes höhere wiſſenſchaftliche Streben, und ſelbſt die Dichtkunſt blieb nicht ohne den Einfluß dieſes Syſtems auf viele ihrer Stoffe. — Denn eben der dichteriſche Geiſt erwachte gegen das Jahr 1740 bei den Teutſchen mit unverkennbarer Kraft und unter neuen friſchen Formen; allein gleichzeitig gewann auch die Kanzelberedſamkeit eine neue eigenthümliche Richtung.

Unverkennbar wirkte aber auf dieſe Entwickelung und freie Fortbildung des innern Volkslebens in Teutſchland ein König mächtig ein, den zwar zunächſt Preußen mit Stolz den Seinigen nennt, der aber durch die unberechenbaren Folgen ſeiner 46jährigen Regierung, nächſt Preußen, dem übrigen

Teutschland als Beispiel und Muster, und selbst dem ganzen Europa als der größte und gefeierteste Regent des achtzehnten Jahrhunderts angehört. Denn war gleich Friedrichs 2 wissenschaftliche Bildung zunächst auf die Unterlage der französischen Sprache gegründet, und lernte er erst im höhern Alter die Riesenschritte der teutschen Sprache während seiner Regierung etwas näher kennen; so war er es doch, der die Fesseln des menschlichen Geistes im Denken und Schreiben brach; der durch seinen eigenen wissenschaftlichen Geist die aufstrebenden Geister in ganz Teutschland aufregte und befruchtete, und selbst auf den Kaiser Joseph 2 nicht ohne bedeutenden Einfluß blieb; der, an der Spitze eines durch ihn in die Reihe der Mächte des ersten Ranges gebrachten Staates, die Geschichte seiner Zeit und seiner Thaten, nach Cäsars Vorgange, und kräftiger, ansprechender, als Cäsar schrieb; der endlich durch sein Herrscherbeispiel den edelsten Fürsten seiner Zeit, besonders im nördlichen Teutschlande, voranleuchtete, so daß es, hauptsächlich seit dem Hubertsburger Frieden im Jahre 1763, als allgemeiner Grundsatz der meisten Regierungen Teutschlands galt, die „Aufklärung" zu befördern; denn unter diesem bildlichen, viel umschließenden, nicht selten aber auch gemißdeuteten und gemißbrauchten Begriffe ward länger als 40 Jahre in Teutschland die weitere Verbreitung des Lichtes in den verschiedensten Theilen der menschlichen Erkenntniß, und namentlich der mächtige Fortschritt in der Philosophie, in den Staatswissenschaften, in der Theologie, so wie in den Naturwissenschaften und in der Geschichte verstanden.

So griff in der ewig denkwürdigen Zeit der

liche Gegenſtände teutſch zu ſchreiben, ſo geläufig ihm auch der lateiniſche Ausdruck war, wie mehrere ſeiner lateiniſchen Werke bezeugen. Sein Vorgang fand Nachahmung und Beifall; man erkannte, es ſey möglich, über tiefgedachte Wahrheiten und geiſtvolle Gegenſtände deutlich, beſtimmt, und mit Geiſt und Fülle in der Mutterſprache zu ſchreiben, und dadurch die große Angelegenheit der Wiſſenſchaften nicht blos den ſtudirenden Jünglingen näher zu bringen, ſondern auch das Heiligthum wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, vermittelſt der Darſtellungen in der Mutterſprache, den höhern und mittlern Ständen Teutſchlands aufzuſchließen, welche bald mit lebhafter Theilnahme die Ergebniſſe ſtrengwiſſenſchaftlicher Forſchungen aus den reichen Kreiſen der Philoſophie, der Geſchichte, der Naturwiſſenſchaften, ja ſelbſt aus dem Gebiete der practiſchen Theologie ſich anzueignen verſtanden. Die Gründlichkeit und die ſtreng mathematiſche Methode des philoſophiſchen Syſtems von Chriſtian Wolf beförderte dieſes höhere wiſſenſchaftliche Streben, und ſelbſt die Dichtkunſt blieb nicht ohne den Einfluß dieſes Syſtems auf viele ihrer Stoffe. — Denn eben der dichteriſche Geiſt erwachte gegen das Jahr 1740 bei den Teutſchen mit unverkennbarer Kraft und unter neuen friſchen Formen; allein gleichzeitig gewann auch die Kanzelberedſamkeit eine neue eigenthümliche Richtung.

Unverkennbar wirkte aber auf dieſe Entwickelung und freie Fortbildung des innern Volkslebens in Teutſchland ein König mächtig ein, den zwar zunächſt Preußen mit Stolz den Seinigen nennt, der aber durch die unberechenbaren Folgen ſeiner 46jährigen Regierung, nächſt Preußen, dem übrigen

Teutschland als Beispiel und Muster, und selbst dem ganzen Europa als der größte und gefeierteste Regent des achtzehnten Jahrhunderts angehört. Denn war gleich Friedrichs 2 wissenschaftliche Bildung zunächst auf die Unterlage der französischen Sprache gegründet, und lernte er erst im höhern Alter die Riesenschritte der teutschen Sprache während seiner Regierung etwas näher kennen; so war er es doch, der die Fesseln des menschlichen Geistes im Denken und Schreiben brach; der durch seinen eigenen wissenschaftlichen Geist die aufstrebenden Geister in ganz Teutschland aufregte und befruchtete, und selbst auf den Kaiser Joseph 2 nicht ohne bedeutenden Einfluß blieb; der, an der Spitze eines durch ihn in die Reihe der Mächte des ersten Ranges gebrachten Staates, die Geschichte seiner Zeit und seiner Thaten, nach Cäsars Vorgange, und kräftiger, ansprechender, als Cäsar schrieb; der endlich durch sein Herrscherbeispiel den edelsten Fürsten seiner Zeit, besonders im nördlichen Teutschlande, voranleuchtete, so daß es, hauptsächlich seit dem Hubertsburger Frieden im Jahre 1763, als allgemeiner Grundsatz der meisten Regierungen Teutschlands galt, die „Aufklärung" zu befördern; denn unter diesem bildlichen, viel umschließenden, nicht selten aber auch gemißdeuteten und gemißbrauchten Begriffe ward länger als 40 Jahre in Teutschland die weitere Verbreitung des Lichtes in den verschiedensten Theilen der menschlichen Erkenntniß, und namentlich der mächtige Fortschritt in der Philosophie, in den Staatswissenschaften, in der Theologie, so wie in den Naturwissenschaften und in der Geschichte verstanden.

So griff in der ewig denkwürdigen Zeit der

zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts das phyſiſche und geiſtige Leben der teutſchen Völkerſchaften gegenſeitig in einander ein. Der veredelte Ackerbau, der erhöhte Gewerbsfleiß und Handel beförderte den Wohlſtand und die Fortſchritte der Geſittung im geſellſchaftlichen und bürgerlichen Kreiſe, und der geiſtige Fortſchritt in den Wiſſenſchaften, in der Dichtkunſt und der Beredſamkeit warf die erquickenden Stralen ſeines Lichtes und ſeiner Wärme zurück auf das häusliche und öffentliche Leben der frei und glücklich ſich fühlenden teutſchen Staatsbürger. Mit dieſer großen und herrlichen Zeit ſeit dem Jahre 1763, wo überdies Teutſchland im Mittelpuncte aller gleichzeitigen politiſchen Intereſſen Europa's ſtand, kann ſelbſt der blüthen- und fruchtreiche Zeitraum der Hohenſtaufen die Vergleichung nicht aushalten; denn tiefer begründet durch die Buchdruckerkunſt und durch das aufgeregte ſchriftſtelleriſche Leben, als im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte, weiter verbreitet über alle höhere und mittlere Stände Teutſchlands, und gleichmäßiger vertheilt über die reichen Gebiete der Wiſſenſchaften und Künſte, war in dieſem jüngern Zeitabſchnitte der Sinn für die heilige Angelegenheit der Wahrheit, der Bildung, der echten Aufklärung, und des ſichern und gediegenen Fortſchreitens der vaterländiſchen Sprache.

Erſt ſeit dieſer Zeit erhielten die Teutſchen, was andere cultivirte Völker bereits beſaßen, eine ſelbſtſtändige Nationalliteratur, geſtützt auf die Grundbedingung aller volksthümlichen Bildung: auf die Fortbildung der Nationalſprache. Die Kritik, die früher auf teutſchem Boden in den Actis Eruditorum in lateiniſcher Sprache gehand-

habe worden war, geſtaltete ſich allmählig in teutſcher Sprache zu einer feſten Form, beſonders ſeit dem Erſcheinen der ſogenannten Literaturbriefe, der allgemeinen teutſchen Bibliothek, ſo wie der Literaturzeitungen in ſpäterer Zeit. Viele der einzelnen Wiſſenſchaften, und mehrere Künſte, wurden in kritiſchen Blättern, die ihnen ausſchließend beſtimmt waren, ſchärfer geſichtet und tiefer erforſcht. Gefeierte Namen, die mit Achtung auf die Nachwelt übergingen, glänzten auf in den beſondern Sprachgebieten der Proſa, der Dichtkunſt und der Beredſamkeit. Zuerſt begann die Dichtkunſt ein neues friſches Leben, und trieb, ſeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, in allen ihren Gattungen und Formen, ſchönere Blüthen, als in den Tagen der Hohenſtaufen und im Zeitabſchnitte der ſchleſiſchen Sänger. Beſonders gewann die lyriſche Form durch die Tiefe und Innigkeit des dichteriſchen Gefühls; die epiſche erreichte aber bereits in Klopſtocks Meſſias ihren Höhepunct. Später gedieh die dramatiſche Dichtkunſt durch den Reichthum und die Vielſeitigkeit ihrer Erzeugniſſe, und nur die didactiſche Form, ein Miſchling der Dichtkunſt bei allen cultivirten Völkern, zählte wenige Meiſter in der Mitte der Teutſchen. — Gleichzeitig mit dem Fortſchreiten der Dichtkunſt ward die geiſtliche Beredſamkeit von den Teutſchen zu einer ſo trefflichen und ſelbſtſtändigen Geſtalt ausgeprägt, daß ſie bald die geiſtliche Beredſamkeit der andern chriſtlichen Völker Europa's übertraf. Daß aber die weltliche Beredſamkeit hinter ihrer Schweſter zurückblieb, und kein politiſcher Redner der Teutſchen neben den beiden Pitten, Fox, Burke, Sheridan,

Brougham und andern Britten genannt werden konnte, lag in den politiſchen Verhältniſſen und in dem öffentlichen Leben Teutſchlands. — Dagegen nahm die teutſche Proſa, die, ſeit Luthers Zeit, beinahe zwei Jahrhunderte geruht hatte, einen neuen Aufſchwung, und blieb, auf der Bahn der Vervollkommnung und ſorgfältigſten Ausbildung, nicht zurück hinter der Dichtkunſt und Beredſamkeit. Zuerſt ward, für das Bedürfniß des wiſſenſchaftlichen und namentlich des philoſophiſchen Ausdrucks, die didactiſche Proſa, und bald auch die geſchichtliche Proſa von den Teutſchen angebaut; gleichzeitig erhielt ſelbſt der Styl des Briefes mehr Rundung, Gewandtheit und Reife, und nur der Geſchäftsſtyl folgte, aus leicht begreiflichen Urſachen, höchſt langſam den Fortſchritten aller übrigen Formen der Darſtellung durch Sprache.

Unter den ausgezeichneten Teutſchen, welche, gegen das Ende des ſiebenzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, eine mächtige Wirkung im Reiche der Geiſter hervorbrachten, ſtand Leibnitz höher, als Thomaſius, nur daß, wiewohl beide in Leipzig gebohren, Leibnitz mehr in lateiniſcher und franzöſiſcher Sprache, als in der teutſchen, ſchrieb, obgleich ſein philoſophiſches Syſtem, nach der weitern Ausprägung deſſelben durch Chriſtian Wolf, tief in die geiſtige Bildung des teutſchen Volkes eingriff, ſo daß im letzten Viertheile des achtzehnten Jahrhunderts die Lehre Kants bereits eine wiſſenſchaftlich ſehr ausgebildete Proſa bei den Teutſchen vorfand. Mochte nun auch Kant ſelbſt und mancher ſeiner erſten Anhänger eine neue,

bis dahin unbekannte, wiſſenſchaftliche Kunſtſprache gebrauchen; ſo verſchmolz doch, bei dem einmal erreichten hohen Standpuncte der teutſchen Proſa, das Neue und Fremdartige dieſes Syſtems bald in der gediegenen proſaiſchen Darſtellung der ſpätern philoſophiſchen Forſcher.

Geweckt durch den unter den Teutſchen entwickelten philoſophiſchen Geiſt, begann bereits im zweiten Viertheile des achtzehnten Jahrhunderts, neben der philoſophiſchen und wiſſenſchaftlichen Kritik, auch die äſthetiſche Kritik, und die ſtreng grammatiſch-kritiſche Behandlung der teutſchen Sprache ihre erſten gelungenen Verſuche. Die erſte, von den Franzoſen zu den Teutſchen gebrachte, Kunſttheorie des Batteux mußte bald der Anwendung der Grundſätze des Leibnitz-Wolfiſchen, und ſpäter des kritiſchen Syſtems auf die Philoſophie des Schönen weichen, ſo daß die Aeſthetik, nach der gegenwärtigen Ausprägung derſelben als Wiſſenſchaft, zunächſt den Teutſchen angehört. Unverkennbar trug der Fortſchritt der Teutſchen in der Praxis, d. h. es trug die große Zahl ihrer Claſſiker in den einzelnen Formen der Dichtkunſt und Beredſamkeit viel bei zum freiern Anbaue der Kunſttheorie; allein dieſe Theorie blieb gleichfalls nicht ohne vielſeitige Rückwirkung auf die Praxis. Denn überhaupt trifft die Teutſchen — es fragt ſich, ob der Vorwurf? oder der Ruhm? — daß ſie den Werth der Theorie und der durchgebildeten Syſteme höher anſchlagen, als die meiſten übrigen gebildeten Völker im Süden und Weſten von Europa.

Bevor aber noch die eigentliche Aeſthetik von den Teutſchen zu dieſer wiſſenſchaftlichen Form ausgeprägt, und von Alexander Gottlieb Baumgarten

Brougham und andern Britten genannt werden konnte, lag in den politiſchen Verhältniſſen und in dem öffentlichen Leben Teutſchlands. — Dagegen nahm die teutſche Proſa, die, ſeit Luthers Zeit, beinahe zwei Jahrhunderte geruht hatte, einen neuen Aufſchwung, und blieb, auf der Bahn der Vervollkommnung und ſorgfältigſten Ausbildung, nicht zurück hinter der Dichtkunſt und Beredſamkeit. Zuerſt ward, für das Bedürfniß des wiſſenſchaftlichen und namentlich des philoſophiſchen Ausdrucks, die didactiſche Proſa, und bald auch die geſchichtliche Proſa von den Teutſchen angebaut; gleichzeitig erhielt ſelbſt der Styl des Briefes mehr Rundung, Gewandtheit und Reife, und nur der Geſchäftsſtyl folgte, aus leicht begreiflichen Urſachen, höchſt langſam den Fortſchritten aller übrigen Formen der Darſtellung durch Sprache.

Unter den ausgezeichneten Teutſchen, welche, gegen das Ende des ſiebenzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, eine mächtige Wirkung im Reiche der Geiſter hervorbrachten, ſtand Leibnitz höher, als Thomaſius, nur daß, wiewohl beide in Leipzig gebohren, Leibnitz mehr in lateiniſcher und franzöſiſcher Sprache, als in der teutſchen, ſchrieb, obgleich ſein philoſophiſches Syſtem, nach der weitern Ausprägung deſſelben durch Chriſtian Wolf, tief in die geiſtige Bildung des teutſchen Volkes eingriff, ſo daß im letzten Viertheile des achtzehnten Jahrhunderts die Lehre Kants bereits eine wiſſenſchaftlich ſehr ausgebildete Proſa bei den Teutſchen vorfand. Mochte nun auch Kant ſelbſt und mancher ſeiner erſten Anhänger eine neue,

bis dahin unbekannte, wissenschaftliche Kunstsprache gebrauchen; so verschmolz doch, bei dem einmal erreichten hohen Standpuncte der teutschen Prosa, das Neue und Fremdartige dieses Systems bald in der gediegenen prosaischen Darstellung der spätern philosophischen Forscher.

Geweckt durch den unter den Teutschen entwickelten philosophischen Geist, begann bereits im zweiten Viertheile des achtzehnten Jahrhunderts, neben der philosophischen und wissenschaftlichen Kritik, auch die ästhetische Kritik, und die streng grammatisch-kritische Behandlung der teutschen Sprache ihre ersten gelungenen Versuche. Die erste, von den Franzosen zu den Teutschen gebrachte, Kunsttheorie des Batteux mußte bald der Anwendung der Grundsätze des Leibnitz-Wolfischen, und später des kritischen Systems auf die Philosophie des Schönen weichen, so daß die Aesthetik, nach der gegenwärtigen Ausprägung derselben als Wissenschaft, zunächst den Teutschen angehört. Unverkennbar trug der Fortschritt der Teutschen in der Praxis, d. h. es trug die große Zahl ihrer Classiker in den einzelnen Formen der Dichtkunst und Beredsamkeit viel bei zum freiern Anbaue der Kunsttheorie; allein diese Theorie blieb gleichfalls nicht ohne vielseitige Rückwirkung auf die Praxis. Denn überhaupt trifft die Teutschen — es fragt sich, ob der Vorwurf? oder der Ruhm? — daß sie den Werth der Theorie und der durchgebildeten Systeme höher anschlagen, als die meisten übrigen gebildeten Völker im Süden und Westen von Europa.

Bevor aber noch die eigentliche Aesthetik von den Teutschen zu dieser wissenschaftlichen Form ausgeprägt, und von Alexander Gottlieb Baumgarten

mit dieſem Namen bezeichnet ward, hatten bereits gelehrte und ſorgſame Männer in Sachſen und in der Schweiz der Kritik der teutſchen Sprache und Sprachlehre ihre Kraft und Zeit gewidmet. Mögen die Urtheile über Gottſched noch ſo getheilt, mag er, während ſeines Lebens, von Vielen mit und ohne ſeine Schuld verkannt und angefeindet, mag überhaupt das, was er ſelbſt als Dichter verſuchte und leiſtete, längſt, ohne Nachtheil für die Sprache, vergeſſen worden ſeyn; ſo gehört ihm doch für ſeinen Eifer, womit er die fremdher entlehnten Wörter und Redensarten bekämpfte und ausbürgerte, ſo wie für die Gründlichkeit ſeiner grammatiſchen Forſchungen, für die Erneuerung des Andenkens an die lyriſchen, epiſchen und dramatiſchen Dichter des Mittelalters, und für die Begeiſterung, die er, als akademiſcher Lehrer, unter ſeinen Zuhörern für den Anbau der vaterländiſchen Sprache bewirkte, — es gehört ihm für alle dieſe unbeſtreitbaren, und in ihren Folgen unberechenbaren Verdienſte ein unverwelklicher Kranz. Zugeſtanden, daß die Schweizer, Bodmer, Breitinger und die, welche ihnen ſich anſchloſſen, im Geſchmacksurtheile ſchärfer waren, als Gottſched; ſo übertraf er ſie doch in grammatiſcher Forſchung und Strenge, in Correctheit der Formen, und in ſeiner vielſeitigen und raſtloſen Thätigkeit für die Vervollkommnung des ganzen Gebiets der teutſchen Sprache, wohin beſonders ſein Einfluß auf die unter ſeiner Leitung ſtehende teutſche Geſellſchaft gehörte. Mögen daher ſeine eigenen Gedichte, Reden und Schauſpiele mit Recht ſich nicht in der Literatur der Teutſchen gehalten haben; ſeine Sprachlehre, ſeine kritiſche Dichtkunſt und ſeine aus-

führliche Redekunst behalten, als die ersten — seit der Zeit freilich vielfach übertroffenen — Versuche in der systematischen Begründung der Sprache, für den Kenner und Forscher ihren geschichtlichen Werth.

In einer gedrängten Uebersicht der Geschichte der teutschen Sprache können nicht die Einzelnen genannt werden, welche, in schneller Aufeinanderfolge, seit dem Jahre 1740 der teutschen Sprache bald als Dichter, bald als Redner, bald als Bearbeiter der sogenannten Theorie des Styls — angehörten; — Männer, die eben so in der Praxis, wie in der Theorie, das Gebiet der Sprache erweiterten, tiefer begründeten, und in allen Beziehungen vervollkommneten. Es ist die Aufgabe für eine besondere Schrift, diese neue Gestaltung der teutschen Sprache seit dem Jahre 1740 nach allen ihren Formen, und nach allen um diese Fortbildung hochverdienten Männern zu schildern. Nur an Einige kann hier erinnert werden, welche, nach ihrer Eigenthümlichkeit, und nach dem Wirken ihres Geistes, einen bleibenden Eindruck auf ihr Zeitalter und auf die Nachwelt behaupteten. Zu diesem engern Kreise gehört zunächst Gotthold Ephraim Lessing. Durch seine Hamburgische Dramaturgie gab er eben so der teutschen Bühne, wie durch seinen Antheil an den Literaturbriefen und an der Bibliothek der schönen Wissenschaften, und durch seinen Laokoon der Kritik überhaupt eine neue Richtung. Als Denkmäler dessen, was er selbst als Dichter leistete, gelten seine Emilia Galotti und sein Nathan; seine gediegene Prosa wird am sichersten in seinem Schwanengesange, in der Erziehung des Menschengeschlechts, erkannt. Wenn ihn

ſein Zeitalter nicht ganz begriff; ſo lag der Grund darin, daß er dieſem Zeitalter zu weit vorausgeeilt war. Tauſende nach ihm haben von ihm gelernt, und ſelbſt im neunzehnten Jahrhunderte giebt es noch viel von ihm zu lernen. — Stand Johann Chriſtoph Adelung an geiſtiger Fülle und philoſophiſcher Haltung hinter Leſſing; ſo gehörte doch eben das Maas von Adelungs Talenten, von ſeinem mühſamen Fleiße und von ſeiner gründlichen grammatiſchen und geſchichtlichen Gelehrſamkeit dazu, um das Wörterbuch zu vollenden, das in ſeiner Art noch immer unübertroffen daſteht, wenn gleich die Wörterbücher von Campe und Heinſius in mehrfachen Beziehungen eine ehrenvolle Stelle neben und nach ihm behaupten. In Hinſicht auf Synonymik ergänzten Eberhard und Maaß die Lücken und Mängel Adelungs. — Auch Adelungs Sprachlehren werden ſich erhalten, wenn ihnen gleich die logiſche Anordnung, die einfache Ueberſicht der Theile, und die philoſophiſche Durchbildung fehlt; allein was er für die Theorie des Styls zu leiſten verſuchte, hatte ſich bereits vor ſeinem Tode überlebt. In geſchichtlicher Behandlung der Sprachlehre hat Jacob Grimm in neuerer Zeit alle ſeine Vorgänger übertroffen; mit philoſophiſchem Geiſte pflegten ſie Moritz, Roth, Docen, Reinbeck, Schmitthenner.

Nur aus den Kreiſen der bereits verſtorbenen Dichter, Redner und Proſaiker können die Einzelnen genannt werden, welche ſeit dem Jahre 1740 der Fortbildung der vaterländiſchen Sprache mit Erfolg und Ruhm ſich weihten. Die lebenden gehören, im ſtrengen Sinne, noch nicht der Geſchichte der Sprache an; denn über ihre Stellung

in ihrem Zeitalter und über ihre gesammte Einwirkung auf die Sprache kann erst, nach ihrer beendigten irdischen Laufbahn, mit Sicherheit, so wie mit Unpartheilichkeit und Freimüthigkeit entschieden werden. Nie aber wird der Teutsche vergessen, wie, nach ihrer verschiedenen Eigenthümlichkeit und in den verschiedensten Gattungen und Formen der Dichtkunst, Haller, Hagedorn, Gellert, Rabener, Käſtner, J. Andr. Cramer, Zachariä, Uz, Kleiſt, Gleim, Ramler, Christian Felix Weiße, Wieland, Hölty, Schubart, Bürger, Herder, Gerſtenberg, J. Geo. Jacobi, Koſegarten, Pfeffel, Thümmel, Fr. Leop. v. Stolberg, beſonders aber Klopſtock und Schiller, — dieſe beiden, die mit den noch lebenden Göthe und Voß das innigſte Weſen der Teutſchheit zum lebendigſten dichteriſchen Bewußtſeyn in ſich entwickelten und in ihren unvergänglichen Formen darſtellten, — nie wird, davon ſind wir überzeugt, vergeſſen werden, wie dieſe Dichter auf ihre Zeitgenoſſen einwirkten und die teutſche Sprache zu ihrem goldenen Zeitalter fortführten.

Die Sprache der Beredſamkeit, deren erſte kräftige Ankündigung bei den Teutſchen den Predigten Luthers angehörte, ward in der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts und während des ganzen ſiebenzehnten Jahrhunderts völlig vernachläſſigt; denn die in die letztere Zeit gehörenden ſogenannten Predigtmethoden waren für die Kanzelberedſamkeit ungefähr daſſelbe, was im Zeitalter der Meiſterſänger ihre Tabulaturen waren. In beiden Zeitaltern haftete man an dem Außenwerke, und befremdend iſt allerdings die Erſcheinung, daß in beiden Zeitaltern kein origineller Geiſt die herge-

brachten Formen durchbrach und ſich über dieſelben emporhob, weder ein hervorragender Dichter in den Tagen der Meiſterſänger, noch ein Redner des ſiebenzehnten Jahrhunderts, der, nach der ihm einwohnenden Kraft, den homiletiſchen Pedantismus beſiegt hätte. Denn daß die weltliche Beredſamkeit in Teutſchland nicht wie in England gedeihen konnte, und ſich auf Schulreden, auf abgemeſſene, zierliche Univerſitätsreden, und höchſtens auf Lobreden, in der Mitte gelehrter Geſellſchaften abgeleſen, beſchränken mußte, ward bereits oben erwähnt.

Der Erſte, der die Form der Kanzelberedſamkeit bei den Teutſchen durch eine verbeſſerte und ſorgfältig behandelte Sprachdarſtellung veredelte, war Johann Lorenz von Mosheim, wenn er gleich über das hergebrachte homiletiſche Gerüſte ſich nicht erhob, das Melanthon aus der ariſtoteliſchen Philoſophie, und nach dem Vorgange der ſpätern Redner des Alterthums, auf die teutſche Kanzelberedſamkeit übergetragen hatte; denn Luther ſelbſt bewegte ſich bei ſeinen Vorträgen gewöhnlich ganz frei, ohne an ſcharfe logiſche Gliederung der einzelnen Theile ſich zu binden. Sind gleich Mosheims Kanzelvorträge als Muſter der Sprache für unſere Zeit veraltet; ſo darf doch nicht vergeſſen werden, daß er die Bahn zu den Fortſchritten ſeiner Nachfolger brach, und daß ſeine „heiligen Reden" durch Klarheit und Beſtimmtheit der Begriffe, durch tiefen religiöſen Sinn, durch zweckmäßige Verbindung der Glaubens- und Sittenlehre, nicht ſelten ſogar durch einiges redneriſches Leben, durchgehends aber durch eine reine und würdevolle Sprache ſich auszeichneten. Weniger Redner, als er, waren Sack, Reſewitz und Teller; Spalding ſtand, abgeſehen von der

Individualität beider Männer, mit ihm auf ziemlich gleicher Linie der Sprache der Beredſamkeit; entſchieden höher aber, als Mosheim, erhoben ſich Jeruſalem, Johann Andreas Cramer, Münter und Lavater. Einen ſehr bedeutenden Einfluß auf die Fortbildung der Kanzelberedſamkeit bei den Teutſchen behauptete Zollikofer durch die Reinheit, Haltung und Gediegenheit ſeiner Sprache, durch die Einfachheit in der Erfindung und Behandlung des Stoffes, und durch die Wärme, mit der er zum Gefühle ſprach, wenn gleich die Philoſophie, die ſeinen Vorträgen zum Grunde lag, aus dem Syſteme des Eudämonismus ſtammte. Tiefer, kräftiger, nicht ſelten aber auch trockener, als Zollikofer, ſprachen Löffler und Henke. Sie werden ihre Stelle in der Reihe ausgezeichneter Kanzelredner nicht verlieren, wenn gleich Keiner ſich nach ihnen bildete. Deſto mehr geſchah dies mit Reinhard, der — was auch im Einzelnen bald mit Grund, bald aus Scheelſucht an ſeinen Predigten ausgeſtellt worden iſt — doch alle ſeine Vorgänger in Hinſicht auf philoſophiſche Begründung, auf Reichthum und Neuheit der Erfindung des Stoffes, auf ſorgfältige logiſche Eintheilung und Gliederung, ſo wie auf Reinheit, Gleichmäßigkeit, Würde und Wärme der Sprache übertraf. Doch dürfen neben ihm die bereits Vollendeten, Wedag, Koſegarten und Sintenis — und in der weltlichen Beredſamkeit Engel, Leiſewitz, Heydenreich, Fichte und Mörlin nicht übergangen werden.

So wie die Sprache der Beredſamkeit bei den gebildeten Völkern erſt nach der Sprache der Dichtkunſt zu einer höhern Reife gelangt; ſo gewöhnlich auch die Sprache der Proſa. Dies beſtätigt we-

nigſtens der Gang der Entwickelung und Ausbildung der Proſa bei den Teutſchen. Denn entweder waren es ſelbſt Dichter, die zugleich gute Proſa ſchrieben, wie Gellert, Leſſing und andere, oder die beſſern Proſaiker traten ſpäter auf, nachdem bereits das teutſche Volk ausgezeichnete Dichter beſaß. So ſchrieben erſt nach dem Anfange der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Moſes Mendelsſohn, Sturz, Möſer, Zimmermann, Garve, Engel, Schloſſer, Herder, Kant, Eberhard, Fichte, Heydenreich, Hamann, Fr. Heinrich Jacobi u. a. im Lehrſtyle; den geſchichtlichen Styl bei den Teutſchen bildeten: Schlözer, Möſer, Spittler, Johannes v. Müller, Poſſelt, Schiller, Bredow, Woltmann, Breyer; im Briefſtyle zeichneten ſich aus: Gellert, Rabener, Klopſtock, Leſſing, Mendelsſohn, Garve, Chriſt. Felix Weiße, Zollikofer, Joh. v. Müller, Reinhard, Wieland, Fr. Heinr. Jacobi u. a.; nur von der Fortbildung des Geſchäftsſtyls läßt ſich, aus leicht begreiflichen Urſachen, im Allgemeinen nichts berichten.

In vielfacher Hinſicht bedrohte die Zeit des Rheinbundes die Fortbildung der teutſchen Sprache; dieſe Zeit ging aber ohne weſentliche Nachtheile für die vaterländiſche Sprache vorüber, weil ſie nur ſieben Jahre dauerte, und während dieſer ſieben Jahre das heilige Gefühl des Vaterlandes mehr genährt und geſteigert, als unterdrückt, und mit dieſem Gefühle der Sinn für die bereits erreichte Vollkommenheit der vaterländiſchen Sprache mächtig geweckt und geſtärkt ward. Unter dem fremden Drucke erkannte man, welch ein hohes Gut eine urſprüngliche

und ſelbſtſtändige Sprache ſey, und welche Fortſchritte die teutſche Sprache ſeit dem letzten halben Jahrhunderte gemacht hatte. Man überzeugte ſich, daß an das Erhalten dieſer Sprache die Nationalität des teutſchen Volkes ſelbſt geknüpft ſey, und daß die teutſche Sprache, unter den Einflüſſen der intellectuellen, äſthetiſchen und ſittlichen Cultur des teutſchen Volkes, nach allen Hauptformen der Sprache der Proſa, der Dichtkunſt und Beredſamkeit eben ſo, wie die claſſiſchen Sprachen des Alterthums, ihr goldenes Zeitalter erreicht habe.

Philoſophie der teutſchen Sprache.

Einleitung.

1.

Uebergang von der Geſchichte der Sprache zur Philoſophie derſelben.

Die Aufgabe der Geſchichte einer lebenden Sprache iſt: die allmählige Entwickelung und Ausbildung derſelben von ihrem Urſprunge an bis zu ihrem gegenwärtigen Standpuncte — oder, bei einer erloſchenen Sprache, bis zu ihrem Untergange — nach einzelnen Zeiträumen darzuſtellen, und mit gleicher Unpartheilichkeit ihre Fortſchritte, ſo wie ihre Rückſchritte zu vergegenwärtigen. Bei wenigen Sprachen der geſitteten Völker des Erdbodens dringt ſich dabei die eigenthümliche Erſcheinung auf, die bei der teutſchen Sprache wahrgenommen wird, daß ſie zu vier verſchiedenen Zeitabſchnitten — das erſtemal in den Tagen Karls des Großen, das zweitemal im ſchwäbiſchen Zeitalter, das drittemal im Zeitalter der Kirchenverbeſſerung, und das viertemal ſeit dem Jahre 1740 — einen bedeutenden Aufſchwung nahm und einen mächtigen Schritt vorwärts that, dreimal aber aber auch unverkennbar

wieder Rückſchritte machte, bis erſt ſeit dem Jahre 1740 im Ganzen ein bleibendes Fortſchreiten in der Ausbildung ihrer einzelnen Formen ſich ankündigte.

Der kurze Umriß der Geſchichte der teutſchen Sprache hat gezeigt, wie jedesmal das Fortſchreiten der Sprache durch das Fortſchreiten des Volkes in der Cultur bedingt war, und daß die Sprache Rückſchritte machte, ſobald entweder die Fortſchritte in den weſentlichſten Bedingungen des geiſtigen Volkslebens überhaupt gehemmt, oder, durch Verirrungen in der geiſtigen Bildung und durch falſche Richtungen in den Kreiſen der Wiſſenſchaften und der Künſte, auch auf die Sprache Einſeitigkeiten und Fehler übergetragen wurden, von welchen ſie ſich nur langſam in einer ſpätern Zeit befreien konnte.

Allein ſo wichtig und bildungsreich die Kenntniß der Geſchichte einer Sprache bleibt; ſo enthält doch die Geſchichte einer Sprache immer nur das Gegebene, d. h. es kann in ihr blos das in der Zeit Entſtandene und durch Erfahrung Wahrgenommene zu einem innern nothwendigen Zuſammenhange gebracht und zu einer beſtimmten wiſſenſchaftlichen Form ausgeprägt werden.

Verſchieden von dem geſchichtlichen Standpuncte der Sprache iſt daher die Philoſophie der Sprache. Soll unter dieſem Begriffe etwas Beſtimmtes gedacht werden; ſo iſt es die Aufgabe für die Philoſophie der Sprache: das Gegebene, d. h. das blos Erfahrungsmäßige in der Sprache zurückzuführen auf allgemeine, im Weſen des menſchlichen Geiſtes ſelbſt enthaltene, Grundbedingungen der Darſtellung durch Sprache, und in dieſen allgemeinen Bedingungen nicht blos den letzten Grund alles

Empiriſchen nachzuweiſen, ſondern auch, vermittelſt dieſer allgemeinen Bedingungen, das erfahrungsmäßige Gebiet einer Sprache einzutheilen, anzuordnen und im Einzelnen zu berichtigen und zu vervollkommnen. Es ſteht daher an der Spitze der Philoſophie der Sprache als höchſter Grundſatz:

„Alles, was in der Sprache als Wirkung geiſtiger Thätigkeit und als Wiederſchein innerer Zuſtände vorkommt, läßt ſich auf allgemeine (philoſophiſche) Grundſätze zurückführen, und wiſſenſchaftlich anordnen.“

2.

Verhältniß der Philoſophie der Sprache zur ſogenannten Theorie des Styls.

In dem letzten Viertheile des achtzehnten Jahrhunderts ward, unter der Benennung: Theorie des Styls, ein Inbegriff von Regeln und Grundſätzen aufgeſtellt, nach welchen das Empiriſche in der Sprache auf ein Höheres zurückgeführt und wiſſenſchaftlich geordnet werden ſollte. Einige hielten ſich dabei zunächſt an das Grammatiſche der Sprache, andere an das Aeſthetiſche, je nachdem ihre eigene geiſtige Richtung ſie mehr zu dem einen, oder zu dem andern führte. Nothwendig folgte daraus, daß die Theorie der erſtern mehr das Gepräge des Empiriſchen, die Theorie der letztern mehr die Farbe des Philoſophiſchen erhielt.

Allein wenn auch in denjenigen Theorieen des Styls, welche zunächſt auf äſthetiſche Regeln geſtützt wurden, mehr philoſophiſcher Geiſt enthalten war, als in denen, welchen zunächſt die erfahrungsmäßige Sprachforſchung zur Unterlage diente;

ſo erhob ſich doch keine zu den letzten Bedingungen aller Sprachdarſtellung im Weſen des Menſchen ſelbſt. Es ward vielmehr von den einzelnen Eigenſchaften des Schönen, des Erhabenen, des Bildlichen u. ſ. w. in Beziehung auf den Styl geſprochen; es ward, in einer bunten Miſchung, von einem bildlichen, mittlern und oratoriſchen Style gehandelt, ohne daß man zwiſchen der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit ihrem innern Weſen nach genau unterſchied, und rückwärts aufſtieg zu der Begründung aller Sprachdarſtellung in der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes.

Denn nur in dieſer urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes kann theils die Begründung des menſchlichen Sprachvermögens ſelbſt, theils die letzte allgemeine Bedingung aller vollendeten Darſtellung vermittelſt der Sprache, theils der höchſte Maasſtab für die wiſſenſchaftliche Anordnung und innere Geſtaltung des erfahrungsmäßig entſtandenen und gleichmäßig mit dem Fortſchreiten der Cultur des Volkes fortgebildeten Gebietes jeder einzelnen Sprache im Beſondern enthalten ſeyn.

Die Philoſophie der Sprache unterſcheidet ſich alſo dadurch weſentlich von der Theorie des Styls, daß ſie auf die urſprüngliche Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes in ſeinem Wirken durch die Sprache zurückführt, und durch dieſes Zurückführen die Aufſtellung der Grundſätze und Regeln vermittelt, welche, bis dahin, für die einzelnen Eigenſchaften, Gattungen und Formen des Styls in den ſogenannten Theorieen des Styls enthalten waren.

Das, was, ſeit Kant, die ſogenannte Metaphyſik der Sitten an der Spitze der ganzen

practiſchen Philoſophie gemeinſchaftlich für die philoſophiſche Sitten-, Rechts- und Religionslehre ward und leiſtete; das ſoll, in einer andern Beziehung, die Philoſophie der Sprache für das geſammte Gebiet der Darſtellungen durch Sprache leiſten. So wie dort ein höchſtes Sittengeſetz aufgeſtellt ward; ſo hier ein höchſtes Geſetz der Form. So wie dort alle einzelne Pflichten und Rechte freier Weſen mit Nothwendigkeit aus dem höchſten Sittengeſetze ſich ergaben, und auf daſſelbe, als auf ihren höchſten Maasſtab, zurückgeführt wurden; ſo müſſen auch hier alle einzelne Gattungen und Formen der Sprachdarſtellung, ſo wie die geſammten Eigenſchaften des Styls, mit Nothwendigkeit hervorgehen aus dem höchſten Geſetze der Form, und unter daſſelbe, als den höchſten Maasſtab aller ſtyliſtiſchen Gediegenheit und Vollendung, gebracht werden.

3.

Umfang der Philoſophie der Sprache.

Beruht die Philoſophie der Sprache überhaupt auf der Erforſchung und Entwickelung der letzten, in der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes enthaltenen, Gründe und Bedingungen aller vollendeten Darſtellung vermittelſt der Sprache; ſo gehört es in ihren Umfang, die urſprüngliche Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes in Beziehung auf Sprache aufzuſuchen, den Charakter der Sprachdarſtellung zu beſtimmen, die Verſchiedenheit des Stoffes und der Form in den Darſtellungen durch Sprache nachzuweiſen, das Geſetz der Form ſelbſt aufzuſtellen, die beiden Grundeigenſchaften dieſes Geſetzes anzugeben, und damit die Lehre von den

geſammten untergeordneten Eigenſchaften der beiden Grundeigenſchaften des Styls zu verbinden.

Wird dieſe Philoſophie der Sprache aus dem Weſen des menſchlichen Geiſtes folgerecht und erſchöpfend, ohne Lücken und Fehler, abgeleitet; ſo muß ſie zugleich den Maasſtab für die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit jeder einzelnen gegebenen — erloſchenen oder lebenden — Sprache enthalten. Denn jede einzelne Sprache des Erdbodens iſt eine Wirkung des bildenden menſchlichen Geiſtes; jede einzelne Sprache folgt, nach dem Zeugniſſe der Geſchichte, den Fortſchritten der geſammten Cultur des Volkes, das ſie ſpricht und ſchreibt; jede einzelne Sprache enthält daher den Wiederſchein der jedesmal erreichten Stufe der Cultur der Völker, und jede einzelne Sprache muß eben ſo nach Grammatik und Syntax, wie nach dem Standpuncte ihrer Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit, beurtheilt und gewürdigt werden durch Anwendung der Philoſophie der Sprache auf ihr geſammtes Gebiet.

In dieſer zweiten Beziehung muß es eine Philoſophie der Sprache für jede beſondere, namentlich für jede gebildete, Sprache geben. Denn obgleich die Geſammtheit der einzelnen Erſcheinungen einer geſchichtlich vorhandenen Sprache nur erfahrungsmäßig aufgefaßt und erlernt werden kann; ſo iſt doch die wiſſenſchaftliche Verbindung und Anordnung des Erfahrungsmäßigen in einer gegebenen Sprache, ſo wie die innere Geſtaltung, die Beurtheilung und die Prüfung des Beſondern und Eigenthümlichen derſelben, blos durch die Zurückführung deſſelben auf höhere — über die Erfahrung hinaus liegende — Grundſätze möglich, die in der Philoſophie der Sprache überhaupt enthalten ſind.

Empiriſchen nachzuweiſen, ſondern auch, vermittelſt dieſer allgemeinen Bedingungen, das erfahrungsmäßige Gebiet einer Sprache einzutheilen, anzuordnen und im Einzelnen zu berichtigen und zu vervollkommnen. Es ſteht daher an der Spitze der Philoſophie der Sprache als höchſter Grundſatz:

„Alles, was in der Sprache als Wirkung geiſtiger Thätigkeit und als Wiederſchein innerer Zuſtände vorkommt, läßt ſich auf allgemeine (philoſophiſche) Grundſätze zurückführen, und wiſſenſchaftlich anordnen.“

2.

Verhältniß der Philoſophie der Sprache zur ſogenannten Theorie des Styls.

In dem letzten Viertheile des achtzehnten Jahrhunderts ward, unter der Benennung: Theorie des Styls, ein Inbegriff von Regeln und Grundſätzen aufgeſtellt, nach welchen das Empiriſche in der Sprache auf ein Höheres zurückgeführt und wiſſenſchaftlich geordnet werden ſollte. Einige hielten ſich dabei zunächſt an das Grammatiſche der Sprache, andere an das Aeſthetiſche, je nachdem ihre eigene geiſtige Richtung ſie mehr zu dem einen, oder zu dem andern führte. Nothwendig folgte daraus, daß die Theorie der erſtern mehr das Gepräge des Empiriſchen, die Theorie der letztern mehr die Farbe des Philoſophiſchen erhielt.

Allein wenn auch in denjenigen Theorieen des Styls, welche zunächſt auf äſthetiſche Regeln geſtützt wurden, mehr philoſophiſcher Geiſt enthalten war, als in denen, welchen zunächſt die erfahrungsmäßige Sprachforſchung zur Unterlage diente;

ſo erhob ſich doch keine zu den letzten Bedingungen aller Sprachdarſtellung im Weſen des Menſchen ſelbſt. Es ward vielmehr von den einzelnen Eigenſchaften des Schönen, des Erhabenen, des Bildlichen u. ſ. w. in Beziehung auf den Styl geſprochen; es ward, in einer bunten Miſchung, von einem bildlichen, mittlern und oratoriſchen Style gehandelt, ohne daß man zwiſchen der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit ihrem innern Weſen nach genau unterſchied, und rückwärts aufſtieg zu der Begründung aller Sprachdarſtellung in der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes.

Denn nur in dieſer urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes kann theils die Begründung des menſchlichen Sprachvermögens ſelbſt, theils die letzte allgemeine Bedingung aller vollendeten Darſtellung vermittelſt der Sprache, theils der höchſte Maasſtab für die wiſſenſchaftliche Anordnung und innere Geſtaltung des erfahrungsmäßig entſtandenen und gleichmäßig mit dem Fortſchreiten der Cultur des Volkes fortgebildeten Gebietes jeder einzelnen Sprache im Beſondern enthalten ſeyn.

Die Philoſophie der Sprache unterſcheidet ſich alſo dadurch weſentlich von der Theorie des Styls, daß ſie auf die urſprüngliche Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes in ſeinem Wirken durch die Sprache zurückführt, und durch dieſes Zurückführen die Aufſtellung der Grundſätze und Regeln vermittelt, welche, bis dahin, für die einzelnen Eigenſchaften, Gattungen und Formen des Styls in den ſogenannten Theorieen des Styls enthalten waren.

Das, was, ſeit Kant, die ſogenannte Metaphyſik der Sitten an der Spitze der ganzen

practiſchen Philoſophie gemeinſchaftlich für die philoſophiſche Sitten-, Rechts- und Religionslehre ward und leiſtete; das ſoll, in einer andern Beziehung, die Philoſophie der Sprache für das geſammte Gebiet der Darſtellungen durch Sprache leiſten. So wie dort ein höchſtes Sittengeſetz aufgeſtellt ward; ſo hier ein höchſtes Geſetz der Form. So wie dort alle einzelne Pflichten und Rechte freier Weſen mit Nothwendigkeit aus dem höchſten Sittengeſetze ſich ergaben, und auf daſſelbe, als auf ihren höchſten Maasſtab, zurückgeführt wurden; ſo müſſen auch hier alle einzelne Gattungen und Formen der Sprachdarſtellung, ſo wie die geſammten Eigenſchaften des Styls, mit Nothwendigkeit hervorgehen aus dem höchſten Geſetze der Form, und unter daſſelbe, als den höchſten Maasſtab aller ſtyliſtiſchen Gediegenheit und Vollendung, gebracht werden.

3.

Umfang der Philoſophie der Sprache.

Beruht die Philoſophie der Sprache überhaupt auf der Erforſchung und Entwickelung der letzten, in der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes enthaltenen, Gründe und Bedingungen aller vollendeten Darſtellung vermittelſt der Sprache; ſo gehört es in ihren Umfang, die urſprüngliche Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes in Beziehung auf Sprache aufzuſuchen, den Charakter der Sprachdarſtellung zu beſtimmen, die Verſchiedenheit des Stoffes und der Form in den Darſtellungen durch Sprache nachzuweiſen, das Geſetz der Form ſelbſt aufzuſtellen, die beiden Grundeigenſchaften dieſes Geſetzes anzugeben, und damit die Lehre von den

geſammten untergeordneten Eigenſchaften der beiden Grundeigenſchaften des Styls zu verbinden.

Wird dieſe Philoſophie der Sprache aus dem Weſen des menſchlichen Geiſtes folgerecht und erſchöpfend, ohne Lücken und Fehler, abgeleitet; ſo muß ſie zugleich den Maasſtab für die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit jeder einzelnen gegebenen — erloſchenen oder lebenden — Sprache enthalten. Denn jede einzelne Sprache des Erdbodens iſt eine Wirkung des bildenden menſchlichen Geiſtes; jede einzelne Sprache folgt, nach dem Zeugniſſe der Geſchichte, den Fortſchritten der geſammten Cultur des Volkes, das ſie ſpricht und ſchreibt; jede einzelne Sprache enthält daher den Wiederſchein der jedesmal erreichten Stufe der Cultur der Völker, und jede einzelne Sprache muß eben ſo nach Grammatik und Syntax, wie nach dem Standpuncte ihrer Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit, beurtheilt und gewürdigt werden durch Anwendung der Philoſophie der Sprache auf ihr geſammtes Gebiet.

In dieſer zweiten Beziehung muß es eine Philoſophie der Sprache für jede beſondere, namentlich für jede gebildete, Sprache geben. Denn obgleich die Geſammtheit der einzelnen Erſcheinungen einer geſchichtlich vorhandenen Sprache nur erfahrungsmäßig aufgefaßt und erlernt werden kann; ſo iſt doch die wiſſenſchaftliche Verbindung und Anordnung des Erfahrungsmäßigen in einer gegebenen Sprache, ſo wie die innere Geſtaltung, die Beurtheilung und die Prüfung des Beſondern und Eigenthümlichen derſelben, blos durch die Zurückführung deſſelben auf höhere — über die Erfahrung hinaus liegende — Grundſätze möglich, die in der Philoſophie der Sprache überhaupt enthalten ſind.

practiſchen Philoſophie gemeinſchaftlich für die philoſophiſche Sitten-, Rechts- und Religionslehre ward und leiſtete; das ſoll, in einer andern Beziehung, die Philoſophie der Sprache für das geſammte Gebiet der Darſtellungen durch Sprache leiſten. So wie dort ein höchſtes Sittengeſetz aufgeſtellt ward; ſo hier ein höchſtes Geſetz der Form. So wie dort alle einzelne Pflichten und Rechte freier Weſen mit Nothwendigkeit aus dem höchſten Sittengeſetze ſich ergaben, und auf daſſelbe, als auf ihren höchſten Maasſtab, zurückgeführt wurden; ſo müſſen auch hier alle einzelne Gattungen und Formen der Sprachdarſtellung, ſo wie die geſammten Eigenſchaften des Styls, mit Nothwendigkeit hervorgehen aus dem höchſten Geſetze der Form, und unter daſſelbe, als den höchſten Maasſtab aller ſtyliſtiſchen Gediegenheit und Vollendung, gebracht werden.

3.

Umfang der Philoſophie der Sprache.

Beruht die Philoſophie der Sprache überhaupt auf der Erforſchung und Entwickelung der letzten, in der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes enthaltenen, Gründe und Bedingungen aller vollendeten Darſtellung vermittelſt der Sprache; ſo gehört es in ihren Umfang, die urſprüngliche Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes in Beziehung auf Sprache aufzuſuchen, den Charakter der Sprachdarſtellung zu beſtimmen, die Verſchiedenheit des Stoffes und der Form in den Darſtellungen durch Sprache nachzuweiſen, das Geſetz der Form ſelbſt aufzuſtellen, die beiden Grundeigenſchaften dieſes Geſetzes anzugeben, und damit die Lehre von den

geſammten untergeordneten Eigenſchaften der beiden Grundeigenſchaften des Styls zu verbinden.

Wird dieſe Philoſophie der Sprache aus dem Weſen des menſchlichen Geiſtes folgerecht und erſchöpfend, ohne Lücken und Fehler, abgeleitet; ſo muß ſie zugleich den Maasſtab für die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit jeder einzelnen gegebenen — erloſchenen oder lebenden — Sprache enthalten. Denn jede einzelne Sprache des Erdbodens iſt eine Wirkung des bildenden menſchlichen Geiſtes; jede einzelne Sprache folgt, nach dem Zeugniſſe der Geſchichte, den Fortſchritten der geſammten Cultur des Volkes, das ſie ſpricht und ſchreibt; jede einzelne Sprache enthält daher den Wiederſchein der jedesmal erreichten Stufe der Cultur der Völker, und jede einzelne Sprache muß eben ſo nach Grammatik und Syntax, wie nach dem Standpuncte ihrer Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit, beurtheilt und gewürdigt werden durch Anwendung der Philoſophie der Sprache auf ihr geſammtes Gebiet.

In dieſer zweiten Beziehung muß es eine Philoſophie der Sprache für jede beſondere, namentlich für jede gebildete, Sprache geben. Denn obgleich die Geſammtheit der einzelnen Erſcheinungen einer geſchichtlich vorhandenen Sprache nur erfahrungsmäßig aufgefaßt und erlernt werden kann; ſo iſt doch die wiſſenſchaftliche Verbindung und Anordnung des Erfahrungsmäßigen in einer gegebenen Sprache, ſo wie die innere Geſtaltung, die Beurtheilung und die Prüfung des Beſondern und Eigenthümlichen derſelben, blos durch die Zurückführung deſſelben auf höhere — über die Erfahrung hinaus liegende — Grundſätze möglich, die in der Philoſophie der Sprache überhaupt enthalten ſind.

4.

Anwendung auf die teutſche Sprache.

So wie es für jede ſelbſtſtändig beſtehende und gebildete Sprache, in dem eben bezeichneten Sinne, eine Philoſophie derſelben giebt; ſo giebt es auch für die teutſche Sprache eine ſolche Philoſophie derſelben, in welcher das ganze erfahrungsmäßige Gebiet derſelben aus einem höhern (d. h. nicht in dem Empiriſchen ſelbſt enthaltenen) Standpuncte gefaßt, angeordnet, durchgeführt und beurtheilt wird. So gehören z. B. in jeder beſtehenden Sprache die Lehren von der Declination und Conjugation, von Barbarismen und Solöcismen, von der Proſodie und von dem Periodenbaue, zu dem erfahrungsmäßigen Gebiete derſelben; allein ganz anders kündigen dieſe Gegenſtände erfahrungsmäßig ſich an in der griechiſchen, in der römiſchen und in der franzöſiſchen, als in der teutſchen Sprache. Die angewandte Philoſophie des Styls wird daher in Beziehung auf die teutſche Sprache darin beſtehen, daß die allgemeinen Grundſätze der Philoſophie der Sprache überhaupt auf die erfahrungsmäßig ſich ankündigenden Eigenthümlichkeiten des Sprachgebrauches, der Sprachreinigkeit, der Sprachrichtigkeit und der empiriſchen Sprachſchönheit im Umfange der teutſchen Sprache angewandt werden.

5.

Theile der Philoſophie der teutſchen Sprache.

Weil in dieſer Darſtellung des Geſammtgebietes der teutſchen Sprache die Philoſophie der Sprache überhaupt ſogleich in Verbindung mit der teut-

ſchen Sprache gebracht, und das Geſammtgebiet derſelben, nach den in den drei geiſtigen Vermögen des Menſchen begründeten Urformen aller Sprachdarſtellung, der Sprache der Proſa, der Dichtkunſt und der Beredſamkeit, entwickelt und wiſſenſchaftlich durchgeführt wird; ſo umſchließt die Philoſophie der teutſchen Sprache folgende, mit Beiſpielen und Belegen aus teutſchen Claſſikern practiſch zu verſinnlichende, Untertheile.

Es muß ausgegangen werden

a) von der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes in Beziehung auf die Sprache überhaupt;

Daraus wird abgeleitet

b) die Wichtigkeit der Lehre von den drei ſelbſtſtändigen Vermögen des menſchlichen Geiſtes für die Begründung der drei ſelbſtſtändigen Sprachdarſtellungen in der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit;

Damit ſteht in Verbindung

c) die Lehre von dem eigenthümlichen (formellen) Charakter aller Sprachdarſtellung, ſo wie

d) die Verſchiedenheit des Stoffes und der Form innerhalb der Sprachdarſtellung.

Daraus folgen:

e) die logiſch-grammatiſchen und die äſthetiſchen Bedingungen für die Beurtheilung einer vollendeten Form der Sprachdarſtellung;

f) das Geſetz der Form ſelbſt, nach ſeinen beiden Grundeigenſchaften: der Richtigkeit und der Schönheit der Form;

g) die untergeordneten Eigenſchaften der beiden Grundeigenſchaften des Geſetzes der Form.

4.

Anwendung auf die teutsche Sprache.

So wie es für jede selbstständig bestehende und gebildete Sprache, in dem eben bezeichneten Sinne, eine Philosophie derselben giebt; so giebt es auch für die teutsche Sprache eine solche Philosophie derselben, in welcher das ganze erfahrungsmäßige Gebiet derselben aus einem höhern (d. h. nicht in dem Empirischen selbst enthaltenen) Standpuncte gefaßt, angeordnet, durchgeführt und beurtheilt wird. So gehören z. B. in jeder bestehenden Sprache die Lehren von der Declination und Conjugation, von Barbarismen und Solöcismen, von der Prosodie und von dem Periodenbaue, zu dem erfahrungsmäßigen Gebiete derselben; allein ganz anders kündigen diese Gegenstände erfahrungsmäßig sich an in der griechischen, in der römischen und in der französischen, als in der teutschen Sprache. Die angewandte Philosophie des Styls wird daher in Beziehung auf die teutsche Sprache darin bestehen, daß die allgemeinen Grundsätze der Philosophie der Sprache überhaupt auf die erfahrungsmäßig sich ankündigenden Eigenthümlichkeiten des Sprachgebrauches, der Sprachreinigkeit, der Sprachrichtigkeit und der empirischen Sprachschönheit im Umfange der teutschen Sprache angewandt werden.

5.

Theile der Philosophie der teutschen Sprache.

Weil in dieser Darstellung des Gesammtgebietes der teutschen Sprache die Philosophie der Sprache überhaupt sogleich in Verbindung mit der teut-

schen Sprache gebracht, und das Gesammtgebiet derselben, nach den in den drei geistigen Vermögen des Menschen begründeten Urformen aller Sprachdarstellung, der Sprache der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit, entwickelt und wissenschaftlich durchgeführt wird; so umschließt die Philosophie der teutschen Sprache folgende, mit Beispielen und Belegen aus teutschen Classikern practisch zu versinnlichende, Untertheile.

Es muß ausgegangen werden

a) von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes in Beziehung auf die Sprache überhaupt;

Daraus wird abgeleitet

b) die Wichtigkeit der Lehre von den drei selbstständigen Vermögen des menschlichen Geistes für die Begründung der drei selbstständigen Sprachdarstellungen in der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit;

Damit steht in Verbindung

c) die Lehre von dem eigenthümlichen (formellen) Charakter aller Sprachdarstellung, so wie

d) die Verschiedenheit des Stoffes und der Form innerhalb der Sprachdarstellung.

Daraus folgen:

e) die logisch-grammatischen und die ästhetischen Bedingungen für die Beurtheilung einer vollendeten Form der Sprachdarstellung;

f) das Gesetz der Form selbst, nach seinen beiden Grundeigenschaften: der Richtigkeit und der Schönheit der Form;

g) die untergeordneten Eigenschaften der beiden Grundeigenschaften des Gesetzes der Form;

h) der Begriff des Styls, nach ſeinen Gattungen, Arten und einzelnen Formen;

i) die Lehre von den drei Schreibarten, der niedern, mittlern und höhern.

Philoſophie der Sprache.

6.

a) Die urſprüngliche Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes, in Beziehung auf die Sprache betrachtet.

Woraus leiten wir die Philoſophie der Sprache ab? Daraus, woraus wir die Philoſophie ſelbſt ableiten: aus der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes. Denn weil alle innere und äußere Zuſtände des Menſchen durch Sprache bezeichnet und dargeſtellt werden; ſo muß auch der Endpunct der Sprache da enthalten ſeyn, wo alle innere und äußere Zuſtände des Menſchen endigen, d. h. wo ſie nach ihrer unmittelbaren oder mittelbaren Ankündigung geſetzmäßig wahrgenommen werden. — Dieſe urſprüngliche Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes beruht aber auf dem Bewußtſeyn, dem Urſelbſtgefühl, in welchem, als dem einzig Bleibenden und Unveränderlichen in unſerm Weſen, jeder einzelne Zuſtand, während des ganzen irdiſchen Daſeyns, wahrgenommen, und, als ein unſrer Individualität angehörender Zuſtand, nach ſeinem Inhalte (oder Stoffe) und nach ſeiner Form erkannt wird. Denn wir werden uns in

dem einzelnen Zuſtande nicht nur deſſen bewußt, was er enthält, ſondern auch wie der gegebene Stoff von uns aufgefaßt wird. Dieſe Einrichtung unſers Weſens nennen wir Geſetzmäßigkeit, weil alle zum menſchlichen Bewußtſeyn kommende Wahrnehmungen unveränderlich unter denſelben Bedingungen erfolgen. Zugleich ſagen wir von dieſer Geſetzmäßigkeit aus, daß ſie urſprünglich ſey, weil ſie mit dem Bewußtwerden des erſten menſchlichen Zuſtandes in der Kindheit anhebt, und uns bis zu dem Augenblicke des Todes begleitet.

Nach dieſer urſprünglichen Geſetzmäßigkeit unterſcheiden wir im Bewußtſeyn eine doppelte Gattung von Wahrnehmungen und Zuſtänden: die ſinnlichen und die geiſtigen. Die ſinnlichen Wahrnehmungen werden durch die an der menſchlichen Organiſation angeſtellten fünf ſinnlichen Werkzeuge vermittelt; die geiſtigen theilen wir, nach der Verſchiedenheit ihrer Ankündigung im Bewußtſeyn, in Vorſtellungen, Gefühle und Beſtrebungen, und führen die Geſammtheit aller einzelnen Vorſtellungen auf ein, im menſchlichen Weſen urſprünglich enthaltenes und ſelbſtſtändiges, Vorſtellungsvermögen, die Geſammtheit aller einzelnen Gefühle auf ein, im menſchlichen Weſen urſprünglich enthaltenes und ſelbſtſtändiges, Gefühlsvermögen, und die Geſammtheit aller einzelnen Beſtrebungen auf ein, im menſchlichen Weſen urſprünglich enthaltenes und ſelbſtſtändiges, Beſtrebungsvermögen zurück.

7.

Fortſetzung.

Die einzelnen Zuſtände der drei geiſtigen Ver-

mögen, die als Thatſachen im Bewußtſeyn ſich ankündigen, führen aber auf eine urſprüngliche Geſetzmäßigkeit dieſer Vermögen zurück; weil es

a) theils überhaupt nur drei verſchiedene Arten der Ankündigung des menſchlichen Geiſtes im Bewußtſeyn giebt — Vorſtellungen, Gefühle und Beſtrebungen;

b) theils weil dieſe jedesmal unter der ihnen eigenthümlichen Form, und mithin von einander verſchieden, ſich ankündigen;

c) theils weil dieſe Ankündigung der Vorſtellungen, Gefühle und Beſtrebungen, von der erſten Thatſache des Bewußtwerdens an, ſich gleich und dieſelbe bleibt.

Es können aber nur drei — nicht mehr, und nicht weniger — Vermögen im Weſen des menſchlichen Geiſtes angenommen werden, weil alle geiſtige Zuſtände, deren wir uns bewußt werden, entweder Vorſtellungen, oder Gefühle, oder Beſtrebungen ſind. — Wir nehmen ferner an, daß dieſe drei Vermögen, nach ihrer Ankündigung im Bewußtſeyn, einander gleichgeordnet, nicht aber untergeordnet ſind, weil ſie weder durch einander beſtehen, noch von und aus einander abgeleitet werden können, obgleich ſie neben und nach einander wirken. — Wir ſind aber auch von der Wechſelwirkung dieſer drei Vermögen überzeugt, weil, nach den Thatſachen des Bewußtſeyns, Vorſtellungen in Gefühle, Gefühle in Vorſtellungen, Vorſtellungen und Gefühle in Beſtrebungen, und Beſtrebungen in Gefühle und Beſtrebungen unmerklich und unaufhaltbar übergehen. — Wir finden weiter in den Thatſachen des Bewußtſeyns, daß jedes dieſer Vermögen ſeinen eigenthümlichen letzten Zweck zu verwirkli-

chen ſucht: das Vorſtellungsvermögen den Zweck der Wahrheit, das Gefühlsvermögen den Zweck der Schönheit, das Beſtrebungsvermögen den Zweck der ſittlichen Güte. — Wir nehmen endlich einen harmoniſchen Zuſammenhang zwiſchen dieſen dreien Vermögen wahr, weil keins das andere in ſeiner geſetzmäßigen Aeußerung hindert, und der beſondere Zweck des einzelnen Vermögens verwirklicht werden kann, ohne die Verwirklichung des beſondern Zweckes der beiden andern Vermögen aufzuhalten, ſo daß vielmehr der Geſammtzweck der geiſtigen Thätigkeit auf der gleichmäßigen Verwirklichung der einzelnen Zwecke der drei geiſtigen Vermögen beruht.

8.

α) Das Vorſtellungsvermögen.

Das Vorſtellungsvermögen, oder die Kraft zu denken überhaupt, iſt, in der weiteſten Bedeutung, die Fähigkeit, Vorſtellungen hervorzubringen und zu bearbeiten. Unter Vorſtellung verſtehen wir aber jede Veränderung unſers geiſtigen Weſens, von welcher ein Bewußtſeyn möglich iſt, d. h. in welcher wir uns, als vorſtellendes Subject, von dem vorgeſtellten Gegenſtande (dem Objecte), und von dem, aus dieſer Beziehung des Subjects auf das Object hervorgehenden, Zuſtande im Bewußtſeyn — der Vorſtellung — unterſcheiden. — Zweierlei nehmen wir bei dieſem Vermögen wahr: etwas Leidentliches (Receptivität), und etwas Thätiges (Spontaneität). Nach jenem erhalten wir Eindrücke, in welchen der Stoff zu einer Vorſtellung enthalten iſt; nach dieſem können wir das Mannigfaltige des Stoffes zur Einheit im Be-

mögen, die als Thatſachen im Bewußtſeyn ſich ankündigen, führen aber auf eine urſprüngliche Geſetzmäßigkeit dieſer Vermögen zurück; weil es

a) theils überhaupt nur drei verſchiedene Arten der Ankündigung des menſchlichen Geiſtes im Bewußtſeyn giebt — Vorſtellungen, Gefühle und Beſtrebungen;

b) theils weil dieſe jedesmal unter der ihnen eigenthümlichen Form, und mithin von einander verſchieden, ſich ankündigen;

c) theils weil dieſe Ankündigung der Vorſtellungen, Gefühle und Beſtrebungen, von der erſten Thatſache des Bewußtwerdens an, ſich gleich und dieſelbe bleibt.

Es können aber nur drei — nicht mehr, und nicht weniger — Vermögen im Weſen des menſchlichen Geiſtes angenommen werden, weil alle geiſtige Zuſtände, deren wir uns bewußt werden, entweder Vorſtellungen, oder Gefühle, oder Beſtrebungen ſind. — Wir nehmen ferner an, daß dieſe drei Vermögen, nach ihrer Ankündigung im Bewußtſeyn, einander gleichgeordnet, nicht aber untergeordnet ſind, weil ſie weder durch einander beſtehen, noch von und aus einander abgeleitet werden können, obgleich ſie neben und nach einander wirken. — Wir ſind aber auch von der Wechſelwirkung dieſer drei Vermögen überzeugt, weil, nach den Thatſachen des Bewußtſeyns, Vorſtellungen in Gefühle, Gefühle in Vorſtellungen, Vorſtellungen und Gefühle in Beſtrebungen, und Beſtrebungen in Gefühle und Beſtrebungen unmerklich und unaufhaltbar übergehen. — Wir finden weiter in den Thatſachen des Bewußtſeyns, daß jedes dieſer Vermögen ſeinen eigenthümlichen letzten Zweck zu verwirkli-

chen ſucht: das Vorſtellungsvermögen den Zweck der Wahrheit, das Gefühlsvermögen den Zweck der Schönheit, das Beſtrebungsvermögen den Zweck der ſittlichen Güte. — Wir nehmen endlich einen harmoniſchen Zuſammenhang zwiſchen dieſen dreien Vermögen wahr, weil keins das andere in ſeiner geſetzmäßigen Aeußerung hindert, und der beſondere Zweck des einzelnen Vermögens verwirklicht werden kann, ohne die Verwirklichung des beſondern Zweckes der beiden andern Vermögen aufzuhalten, ſo daß vielmehr der Geſammtzweck der geiſtigen Thätigkeit auf der gleichmäßigen Verwirklichung der einzelnen Zwecke der drei geiſtigen Vermögen beruht.

8.

α) Das Vorſtellungsvermögen.

Das Vorſtellungsvermögen, oder die Kraft zu denken überhaupt, iſt, in der weiteſten Bedeutung, die Fähigkeit, Vorſtellungen hervorzubringen und zu bearbeiten. Unter Vorſtellung verſtehen wir aber jede Veränderung unſers geiſtigen Weſens, von welcher ein Bewußtſeyn möglich iſt, d. h. in welcher wir uns, als vorſtellendes Subject, von dem vorgeſtellten Gegenſtande (dem Objecte), und von dem, aus dieſer Beziehung des Subjects auf das Object hervorgehenden, Zuſtande im Bewußtſeyn — der Vorſtellung — unterſcheiden. — Zweierlei nehmen wir bei dieſem Vermögen wahr: etwas Leidentliches (Receptivität), und etwas Thätiges (Spontaneität). Nach jenem erhalten wir Eindrücke, in welchen der Stoff zu einer Vorſtellung enthalten iſt; nach dieſem können wir das Mannigfaltige des Stoffes zur Einheit im Be-

wußtſeyn erheben, d. h. wir können ihm die Form geben, welche der aufgenommene Stoff nach der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit unſers geiſtigen Weſens erhalten muß, wenn eine menſchliche Vorſtellung entſtehen ſoll.

Als beſondere Thätigkeiten des Vorſtellungsvermögens werden aber, in Beziehung auf die einzelnen im Bewußtſeyn wahrgenommenen Zuſtände des Vorſtellens, unterſchieden: das Anſchauungsvermögen, der Verſtand, die Urtheilskraft, die Vernunft, die Einbildungskraft, und das Gedächtniß.

Wir nennen nämlich die unmittelbare Verbindung des Stoffes mit der Form Anſchauung, und unterſcheiden zwiſchen Anſchauungen des äußern und des innern Sinnes, inwiefern wir durch den äußern Sinn zum unmittelbaren Bewußtwerden der äußern ſinnlichen Wahrnehmungen und der einzelnen Verhältniſſe und Zuſtände unſerer Organiſation, durch den innern Sinn aber zum unmittelbaren Bewußtwerden der einzelnen Aeußerungen unſers geiſtigen Weſens, oder zum unmittelbaren Bewußtſeyn unſerer Vorſtellungen, Gefühle und Beſtrebungen gelangen.

Wir können aber auch die Anſchauungen des äußern und innern Sinnes, und die einzelnen in denſelben enthaltenen Merkmale, zu einer gedachten Einheit verbinden, die wir Begriff nennen, ſo wie wir auf dieſelbe Weiſe die einzelnen, in einer Anſchauung enthaltenen, Merkmale zergliedern, und jedes einzelne Merkmal uns getrennt und einzeln vorſtellen, und zur Einheit eines Begriffes erheben können. Dies iſt die beſondere Thätigkeit des Verſtandes.

Wir können ferner, durch die Thätigkeit der Urtheilskraft, die Verhältniſſe beſtimmen, in welchen die einzelnen Begriffe unter ſich gegen einander ſelbſt ſtehen, und nach welchen ſie entweder als mit einander verknüpft, oder von einander getrennt, und ſich entgegengeſetzt gedacht werden.

Noch ausgebreiteter und höher iſt die Thätigkeit der Vernunft. Denn ſie ordnet nicht nur das Beſondere dem Allgemeinen unter in den Schlüſſen, die ſie bildet; ſie erhebt ſich auch von allen durch die Anſchauungen des äußern Sinnes vermittelten, Begriffen zu Vorſtellungen, denen nichts Sinnliches und Gegebenes entſpricht, und die wir, nach ihrer Allgemeinheit, Einheit und Nothwendigkeit, Ideen nennen. (So haben wir von Fluß, Tiſch, Thurm, Licht, Auge, Brod, Wein u. ſ. w. — Begriffe; Ideen aber ſind die Vorſtellungen der Gerechtigkeit, Heiligkeit, der Welt, der Unſterblichkeit, Gottes u. ſ. w.)

Nächſt der Vernunft gebietet die Einbildungskraft, unter allen einzelnen Thätigkeiten des Vorſtellungsvermögens, über das größte und reichſte Gebiet. Ihre Erzeugniſſe ſind zwar weder Begriffe, noch Ideen, ſondern Bilder, die ſie dem innern Sinne vorhält; ſie vermag aber, nach ihrer wiedererneuernden (reproductiven) Thätigkeit, den ganzen Umfang ehemals gehabter äußerer und innerer Anſchauungen unter einer lebhaften Verſinnlichung wieder zum Daſeyn im Bewußtſeyn zu bringen, ſo wie ſie, nach ihrer ſchöpferiſchen (productiven) Thätigkeit, ganz neue, von ehemals gehabten Anſchauungen weſentlich verſchiedene, Anſchauungen für den innern Sinn, unter der vollendeten Einheit eines Bildes, hervorzubringen und dieſe einzelnen

wußtſeyn erheben, d. h. wir können ihm die Form geben, welche der aufgenommene Stoff nach der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit unſers geiſtigen Weſens erhalten muß, wenn eine menſchliche Vorſtellung entſtehen ſoll.

Als beſondere Thätigkeiten des Vorſtellungsvermögens werden aber, in Beziehung auf die einzelnen im Bewußtſeyn wahrgenommenen Zuſtände des Vorſtellens, unterſchieden: das Anſchauungsvermögen, der Verſtand, die Urtheilskraft, die Vernunft, die Einbildungskraft, und das Gedächtniß.

Wir nennen nämlich die unmittelbare Verbindung des Stoffes mit der Form Anſchauung, und unterſcheiden zwiſchen Anſchauungen des äußern und des innern Sinnes, inwiefern wir durch den äußern Sinn zum unmittelbaren Bewußtwerden der äußern ſinnlichen Wahrnehmungen und der einzelnen Verhältniſſe und Zuſtände unſerer Organiſation, durch den innern Sinn aber zum unmittelbaren Bewußtwerden der einzelnen Aeußerungen unſers geiſtigen Weſens, oder zum unmittelbaren Bewußtſeyn unſerer Vorſtellungen, Gefühle und Beſtrebungen gelangen.

Wir können aber auch die Anſchauungen des äußern und innern Sinnes, und die einzelnen in denſelben enthaltenen Merkmale, zu einer gedachten Einheit verbinden, die wir Begriff nennen, ſo wie wir auf dieſelbe Weiſe die einzelnen, in einer Anſchauung enthaltenen, Merkmale zergliedern, und jedes einzelne Merkmal uns getrennt und einzeln vorſtellen, und zur Einheit eines Begriffes erheben können. Dies iſt die beſondere Thätigkeit des Verſtandes.

Wir können ferner, durch die Thätigkeit der Urtheilskraft, die Verhältnisse bestimmen, in welchen die einzelnen Begriffe unter sich gegen einander selbst stehen, und nach welchen sie entweder als mit einander verknüpft, oder von einander getrennt, und sich entgegengesetzt gedacht werden.

Noch ausgebreiteter und höher ist die Thätigkeit der Vernunft. Denn sie ordnet nicht nur das Besondere dem Allgemeinen unter in den Schlüssen, die sie bildet; sie erhebt sich auch von allen durch die Anschauungen des äußern Sinnes vermittelten, Begriffen zu Vorstellungen, denen nichts Sinnliches und Gegebenes entspricht, und die wir, nach ihrer Allgemeinheit, Einheit und Nothwendigkeit, Ideen nennen. (So haben wir von Fluß, Tisch, Thurm, Licht, Auge, Brod, Wein u. s. w. — Begriffe; Ideen aber sind die Vorstellungen der Gerechtigkeit, Heiligkeit, der Welt, der Unsterblichkeit, Gottes u. s. w.)

Nächst der Vernunft gebietet die Einbildungskraft, unter allen einzelnen Thätigkeiten des Vorstellungsvermögens, über das größte und reichste Gebiet. Ihre Erzeugnisse sind zwar weder Begriffe, noch Ideen, sondern Bilder, die sie dem innern Sinne vorhält; sie vermag aber, nach ihrer wiedererneuernden (reproductiven) Thätigkeit, den ganzen Umfang ehemals gehabter äußerer und innerer Anschauungen unter einer lebhaften Versinnlichung wieder zum Daseyn im Bewußtseyn zu bringen, so wie sie, nach ihrer schöpferischen (productiven) Thätigkeit, ganz neue, von ehemals gehabten Anschauungen wesentlich verschiedene, Anschauungen für den innern Sinn, unter der vollendeten Einheit eines Bildes, hervorzubringen und diese einzelnen

wußtſeyn erheben, d. h. wir können ihm die Form geben, welche der aufgenommene Stoff nach der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit unſers geiſtigen Weſens erhalten muß, wenn eine menſchliche Vorſtellung entſtehen ſoll.

Als beſondere Thätigkeiten des Vorſtellungsvermögens werden aber, in Beziehung auf die einzelnen im Bewußtſeyn wahrgenommenen Zuſtände des Vorſtellens, unterſchieden: das Anſchauungsvermögen, der Verſtand, die Urtheilskraft, die Vernunft, die Einbildungskraft, und das Gedächtniß.

Wir nennen nämlich die unmittelbare Verbindung des Stoffes mit der Form Anſchauung, und unterſcheiden zwiſchen Anſchauungen des äußern und des innern Sinnes, inwiefern wir durch den äußern Sinn zum unmittelbaren Bewußtwerden der äußern ſinnlichen Wahrnehmungen und der einzelnen Verhältniſſe und Zuſtände unſerer Organiſation, durch den innern Sinn aber zum unmittelbaren Bewußtwerden der einzelnen Aeußerungen unſers geiſtigen Weſens, oder zum unmittelbaren Bewußtſeyn unſerer Vorſtellungen, Gefühle und Beſtrebungen gelangen.

Wir können aber auch die Anſchauungen des äußern und innern Sinnes, und die einzelnen in denſelben enthaltenen Merkmale, zu einer gedachten Einheit verbinden, die wir Begriff nennen, ſo wie wir auf dieſelbe Weiſe die einzelnen, in einer Anſchauung enthaltenen, Merkmale zergliedern, und jedes einzelne Merkmal uns getrennt und einzeln vorſtellen, und zur Einheit eines Begriffes erheben können. Dies iſt die beſondere Thätigkeit des Verſtandes.

Wir können ferner, durch die Thätigkeit der Urtheilskraft, die Verhältniſſe beſtimmen, in welchen die einzelnen Begriffe unter ſich gegen einander ſelbſt ſtehen, und nach welchen ſie entweder als mit einander verknüpft, oder von einander getrennt, und ſich entgegengeſetzt gedacht werden.

Noch ausgebreiteter und höher iſt die Thätigkeit der Vernunft. Denn ſie ordnet nicht nur das Beſondere dem Allgemeinen unter in den Schlüſſen, die ſie bildet; ſie erhebt ſich auch von allen, durch die Anſchauungen des äußern Sinnes vermittelten, Begriffen zu Vorſtellungen, denen nichts Sinnliches und Gegebenes entſpricht, und die wir, nach ihrer Allgemeinheit, Einheit und Nothwendigkeit, Ideen nennen. (So haben wir von Fluß, Tiſch, Thurm, Licht, Auge, Brod, Wein u. ſ. w. — Begriffe; Ideen aber ſind die Vorſtellungen der Gerechtigkeit, Heiligkeit, der Welt, der Unſterblichkeit, Gottes u. ſ. w.)

Nächſt der Vernunft gebietet die Einbildungskraft, unter allen einzelnen Thätigkeiten des Vorſtellungsvermögens, über das größte und reichſte Gebiet. Ihre Erzeugniſſe ſind zwar weder Begriffe, noch Ideen, ſondern Bilder, die ſie dem innern Sinne vorhält; ſie vermag aber, nach ihrer wiedererneuernden (reproductiven) Thätigkeit, den ganzen Umfang ehemals gehabter äußerer und innerer Anſchauungen unter einer lebhaften Verſinnlichung wieder zum Daſeyn im Bewußtſeyn zu bringen, ſo wie ſie, nach ihrer ſchöpferiſchen (productiven) Thätigkeit, ganz neue, von ehemals gehabten Anſchauungen weſentlich verſchiedene, Anſchauungen für den innern Sinn, unter der vollendeten Einheit eines Bildes, hervorzubringen und dieſe einzelnen

Bilder zu größern in ſich zuſammenhängenden Ganzen (namentlich in den Künſten) zu verbinden vermag.

Das Gedächtniß endlich kündigt ſeine Thätigkeit, als Theil des Vorſtellungsvermögens, dadurch an, daß es die gehabten Anſchauungen, Begriffe, Urtheile und Schlüſſe, die Ideen der Vernunft und die Bilder der Einbildungskraft, aufnimmt, aufbewahrt, und dieſelben wieder zu erkennen, wieder zu erwecken und von neuem unter ſich zu verbinden vermag, ohne doch aus denſelben etwas Neues und Selbſtſtändiges zu erzeugen.

9.

β) Das Gefühlsvermögen.

Von dem Bewußtſeyn, als dem Urſelbſtgefühle, in welchem wir aller geiſtigen Zuſtände (ſie mögen Vorſtellungen, Gefühle oder Beſtrebungen ſeyn,) uns bewußt werden, unterſcheiden wir ein beſonderes Gefühlsvermögen, als das Vermögen der Wahrnehmung des unmittelbar Wirklichen (Realen) in unſerm geſammten (ſinnlichen und geiſtigen) Daſeyn. Wir finden nämlich in den Zuſtänden des Bewußtſeyns die unmittelbare Ankündigung unſers Daſeyns überhaupt, unſers jedesmaligen individuellen Zuſtandes im Beſondern, und unſerer Perſönlichkeit, inwiefern in uns ſinnliche und geiſtige Vermögen und Kräfte für die Dauer des irdiſchen Lebens zu Einem unauflöslichen Ganzen verbunden ſind, das wir mit dem Worte: Perſönlichkeit bezeichnen. Wir nennen dieſe unmittelbare, und in der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes begründete, Ankündigung Gefühl, und unterſcheiden daſſelbe weſentlich von un-

ſern Vorſtellungen und von unſern Beſtrebungen. Denn früher, als der Begriff des Daſeyns in die Reihe unſerer Vorſtellungen kam, verbürgte uns das Gefühl unſer Daſeyn. Bevor noch der Begriff der Individualität und Perſönlichkeit in dem Kreiſe unſerer Erkenntniſſe ſich entwickeln konnte, fühlten wir uns ſchon als Individuen und nach dem Charakter der Perſönlichkeit, d. h. nach der innigſten Verbindung von ſinnlichen uud geiſtigen Vermögen und Kräften zu Einem Ganzen. Bevor wir noch zwiſchen den Begriffen von Freiheit und Nothwendigkeit, von Tugend und Laſter unterſcheiden konnten, kündigte ſich die Freiheit im Gefühle an, und das Gewiſſen entſchied über die Sittlichkeit oder Unſittlichkeit unſerer Handlungen. — Das Gefühl iſt daher, nach ſeiner urſprünglichen geſetzmäßigen Ankündigung im Bewußtſeyn, weder Vorſtellung, noch Beſtrebung, und an ſich betrachtet weder die Urſache, noch die Folge einer Vorſtellung, ſondern eine eben ſo unabhängige und ſelbſtſtändige Thatſache im Bewußtſeyn, wie die Vorſtellung, und, ſeiner Einheit nach, in welcher kein Mannigfaltiges getroffen wird, keiner Zergliedung, ſondern nur des unmittelbaren Bewußtwerdens fähig.

Das Gefühl, inwiefern es aus der Selbſtthätigkeit des geiſtigen Weſens hervorgeht, und bald als intellectuelles, bald als äſthetiſches, bald als ſittliches Gefühl ſich ankündigt, iſt, nach dieſer ſeiner Ankündigung und Richtung, unausfüllbar, unerſchöpflich, und in einem gewiſſen Sinne unermeßlich; denn nie kann daſſelbe in ſeinem ganzen Umfange befriedigt, nie der letzte Punct, auf welchen es gerichtet iſt, erreicht werden. Allein der Form nach, unter welcher wir des aus

der Selbſtthätigkeit unſers Geiſtes ſtammenden Gefühls uns bewußt werden, iſt das Gefühl begrenzt, weil das Endliche im Bewußtſeyn als Begrenzung deſſen ſich ankündigt, was aus der urſprünglichen geiſtigen Selbſtthätigkeit mit einer Richtung nach dem Unermeßlichen und Grenzenloſen hervorgeht. Täuſcht uns daher das Bewußtſeyn nicht; ſo iſt das Gefühl das zum Bewußtſeyn gebrachte unmittelbar Wirkliche, dem, nach ſeinem Urſprunge aus der Selbſtthätigkeit des geiſtigen Weſens, Unermeßlichkeit, aber unter den Begrenzungen einer endlichen Individualität zukommt. Das Gefühl iſt alſo nicht, wie die Vorſtellung, die Verbindung und Vereinigung eines Mannigfaltigen, in welcher jedesmal Stoff und Form unterſchieden werden kann; es iſt vielmehr eine urſprüngliche Einheit, die unauflöslich, unzertrennlich, und in welcher Stoff und Form identiſch iſt. — Mag daher jeder Begriff und jede Idee, als Vorſtellung, nur mittelbare Ueberzeugung hervorbringen; das Gefühl trägt, ſogleich in ſeiner Ankündigung, den Charakter des unmittelbar Gewiſſen. Deshalb kann auch das, was ſich im Gefühle als unmittelbar ankündigt (Daſeyn, Verſchiedenſeyn von andern Dingen, Freiheit des Willens, Tugend und Laſter), durch keine Sophiſterei und durch keinen Skepticismus des Vorſtellungsvermögens ganz erſchüttert und wegdemonſtrirt werden, weil nur Begriffe gegen Begriffe kämpfen und über einander ſiegen können, die Vorſtellung aber, als das mittelbar Gewiſſe, nie das Gefühl, als das unmittelbar Gewiſſe, völlig bezwingen kann.

Das Gefühlsvermögen, oder der Inbegriff aller einzelnen Gefühle, die als beſondere Zuſtände

eines ſelbſtſtändigen Vermögens des menſchlichen Geiſtes zum Bewußtſeyn gelangen, iſt daher ein ebenſo urſprüngliches Vermögen, wie das Vorſtellungsvermögen, — äußert eine eben ſo ſelbſtſtändige Thätigkeit, wie dieſes, — und widerſpricht in ſeiner eigenthümlichen Wirkſamkeit dem Vorſtellungsvermögen nicht, ſondern ertheilt vielmehr den Begriffen des Verſtandes, den Ideen der Vernunft und den Idealen der Einbildungskraft das, was dieſen urſprünglich abgeht, den Charakter des unmittelbar Gewiſſen vermittelſt der, den Begriffen, Ideen und Idealen beigeſellten, Gefühle.

So ſchwer es aber iſt, durch Sprache die Zuſtände des Gefühlsvermögens auszudrücken, weil das Gefühl nie unmittelbar, ſondern erſt vermittelſt der Vorſtellung in Sprachdarſtellung übergehen kann; ſo iſt doch das in der Sprache, was urſprüglich aus dem Gefühle ſtammt, nicht zu verkennen, und genau von dem zu unterſcheiden, was innerhalb der Sprachdarſtellungen unmittelbar aus dem Vorſtellungs- oder aus dem Beſtrebungsvermögen hervorgeht. Denn ſo lange es auf Erden eine ſelbſtſtändige Dichtkunſt und wahre Dichter giebt; ſo lange hat auch das Gefühlsvermögen in ihren Erzeugniſſen ſeine ſelbſtthätige Kraft bewieſen, weil nie ein Dichter blos Vorſtellungen, oder blos Beſtrebungen ſchilderte.

10.

γ) Das Beſtrebungsvermögen.

Nächſt dem Vorſtellungs- und Gefühlsvermögen iſt in der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des geiſtigen Weſens noch ein drittes Vermögen begründet, deſſen eigenthümliche Ankündigung im Be-

der Selbſtthätigkeit unſers Geiſtes ſtammenden Gefühls uns bewußt werden, iſt das Gefühl begrenzt, weil das Endliche im Bewußtſeyn als Begrenzung deſſen ſich ankündigt, was aus der urſprünglichen geiſtigen Selbſtthätigkeit mit einer Richtung nach dem Unermeßlichen und Grenzenloſen hervorgeht. Täuſcht uns daher das Bewußtſeyn nicht; ſo iſt das Gefühl das zum Bewußtſeyn gebrachte unmittelbar Wirkliche, dem, nach ſeinem Urſprunge aus der Selbſtthätigkeit des geiſtigen Weſens, Unermeßlichkeit, aber unter den Begrenzungen einer endlichen Individualität zukommt. Das Gefühl iſt alſo nicht, wie die Vorſtellung, die Verbindung und Vereinigung eines Mannigfaltigen, in welcher jedesmal Stoff und Form unterſchieden werden kann; es iſt vielmehr eine urſprüngliche Einheit, die unauflöslich, unzertrennlich, und in welcher Stoff und Form identiſch iſt. — Mag daher jeder Begriff und jede Idee, als Vorſtellung, nur mittelbare Ueberzeugung hervorbringen; das Gefühl trägt, ſogleich in ſeiner Ankündigung, den Charakter des unmittelbar Gewiſſen. Deshalb kann auch das, was ſich im Gefühle als unmittelbar ankündigt (Daſeyn, Verſchiedenſeyn von andern Dingen, Freiheit des Willens, Tugend und Laſter), durch keine Sophiſterei und durch keinen Skepticismus des Vorſtellungsvermögens ganz erſchüttert und wegdemonſtrirt werden, weil nur Begriffe gegen Begriffe kämpfen und über einander ſiegen können, die Vorſtellung aber, als das mittelbar Gewiſſe, nie das Gefühl, als das unmittelbar Gewiſſe, völlig bezwingen kann.

Das Gefühlsvermögen, oder der Inbegriff aller einzelnen Gefühle, die als beſondere Zuſtände

eines ſelbſtſtändigen Vermögens des menſchlichen Geiſtes zum Bewußtſeyn gelangen, iſt daher ein ebenſo urſprüngliches Vermögen, wie das Vorſtellungsvermögen, — äußert eine eben ſo ſelbſtſtändige Thätigkeit, wie dieſes, — und widerſpricht in ſeiner eigenthümlichen Wirkſamkeit dem Vorſtellungsvermögen nicht, ſondern ertheilt vielmehr den Begriffen des Verſtandes, den Ideen der Vernunft und den Idealen der Einbildungskraft das, was dieſen urſprünglich abgeht, den Charakter des unmittelbar Gewiſſen vermittelſt der, den Begriffen, Ideen und Idealen beigeſellten, Gefühle.

So ſchwer es aber iſt, durch Sprache die Zuſtände des Gefühlsvermögens auszudrücken, weil das Gefühl nie unmittelbar, ſondern erſt vermittelſt der Vorſtellung in Sprachdarſtellung übergehen kann; ſo iſt doch das in der Sprache, was urſprüglich aus dem Gefühle ſtammt, nicht zu verkennen, und genau von dem zu unterſcheiden, was innerhalb der Sprachdarſtellungen unmittelbar aus dem Vorſtellungs- oder aus dem Beſtrebungsvermögen hervorgeht. Denn ſo lange es auf Erden eine ſelbſtſtändige Dichtkunſt und wahre Dichter giebt; ſo lange hat auch das Gefühlsvermögen in ihren Erzeugniſſen ſeine ſelbſtthätige Kraft bewieſen, weil nie ein Dichter blos Vorſtellungen, oder blos Beſtrebungen ſchilderte.

10.

γ) Das Beſtrebungsvermögen.

Nächſt dem Vorſtellungs- und Gefühlsvermögen iſt in der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des geiſtigen Weſens noch ein drittes Vermögen begründet, deſſen eigenthümliche Ankündigung im Be-

wußtſeyn darin beſteht, die Gegenſtände der menſchlichen Vorſtellungen und Gefühle durch ein freies Handeln zu verwirklichen. Dieſes ſelbſtſtändige Vermögen wird im Bewußtſeyn als niederes und als höheres Beſtrebungsvermögen unterſchieden, je nachdem es entweder die Beſtrebungen der ſinnlichen, oder die Beſtrebungen der geiſtigen Natur verwirklichen will. Es iſt ein urſprüngliches Vermögen; denn es kündigt ſich bei der erſten Regung des geiſtigen Lebens eben ſo ſelbſtſtändig an, wie das Vorſtellungs- und das Gefühlsvermögen; nur erhält ſeine urſprüngliche Richtung nach außen, oder das Streben, etwas zu verwirklichen, erſt dann einen beſtimmten Charakter, wenn der Gegenſtand des Wollens und Strebens von dem Vorſtellungsvermögen als Begriff oder Idee gedacht, oder von dem Gefühlsvermögen unmittelbar als Gefühl wahrgenommen worden, und dann aus der Urſprünglichkeit des Gefühls in den Kreis der Vorſtellungen übergetreten iſt. — Das Beſtrebungsvermögen iſt aber auch, ſeiner Thätigkeit nach, von dem Vorſtellungs- und Gefühlsvermögen weſentlich verſchieden, weil alle unſere Vorſtellungen zwar eine in ſich zuſammenhängende, aber eine todte und ruhende Erkenntniß, und unſere Gefühle, bei aller ihrer Unmittelbarkeit und Unermeßlichkeit, dennoch ein in ſich verſchloſſenes Heiligthum bilden würden, wenn wir nicht das Vermögen beſäßen, die Gegenſtände unſerer Vorſtellungen, ſobald ſie von dem Beſtrebungsvermögen als Gegenſtände des Willens ergriffen worden ſind, durch freie Handlungen zu verwirklichen. Durch dieſes Vermögen wird alſo der Menſch, der im Bewußtſeyn als ein denkendes und fühlendes

Wesen sich wahrnimmt, nach eben so selbstständigen Ankündigungen im Bewußtseyn, wie beim Denken und Fühlen, auch zu einem handelnden Wesen, das durch seine Handlungen in dem Kreise der äußern Freiheit etwas verwirklicht, was noch nicht da war, und eben so als Thatsache in der Außenwelt sich ankündigt, wie das dieser Thatsache vorausgehende Streben (die Triebfeder der Handlung) im Bewußtseyn des Handelnden wahrgenommen wird.

11.

b) Wichtigkeit der Lehre von den drei selbstständigen Vermögen des menschlichen Geistes für die Philosophie der Sprache.

Wenn es die Aufgabe für die Philosophie der Sprache ist, das Gegebene und Erfahrungsmäßige in der Sprache zurückzuführen auf allgemeine, im Wesen des menschlichen Geistes enthaltene, Grundsätze; so ist dadurch zugleich das Verhältniß ausgesprochen, in welchem die philosophische Entwickelung der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit der drei geistigen Vermögen, nach ihrer selbstständigen und eigenthümlichen Ankündigung im Bewußtseyn, zur wissenschaftlichen Begründung der Philosophie der Sprache steht.

Denn unter Sprache überhaupt verstehen wir den Ausdruck und die Darstellung der gesammten Zustände des Bewußtseyns — mithin der Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen — durch Worte, d. h. durch articulirte Töne, unter der Voraussetzung der physischen Anlagen, articulirte Töne hervorzubringen.

So denken wir schon unter der Sprache der Thiere den Umfang aller der Laute und Töne, durch

welche rein thieriſche Zuſtände bezeichnet werden. So haben die Thiere ein Vorſtellungsvermögen, aber in demſelben blos Anſchauungsvermögen und Gedächtniß; denn nie hat ſich im Kreiſe der Thierwelt die Einheit eines Verſtandesbegriffes, eines Urtheils, einer Idee der Vernunft, und eines Ideals der Einbildungskraft gebildet. So haben die Thiere ein Empfindungsvermögen für äußere und innere körperliche Luſt und körperlichen Schmerz; nie aber iſt ein intellectuelles, ein äſthetiſches, oder gar ein ſittliches Gefühl zum Bewußtſeyn eines Thieres gelangt. So haben endlich auch die Thiere ein Beſtrebungsvermögen; allein nur das niedere, das mit ſeinen Trieben blos auf ſinnlichen Genuß gerichtet und an den Inſtinct gebunden iſt, und nicht das höhere, das einem ſittlichen Zwecke, ſelbſt mit Unterordnung und Aufopferung des ſinnlichen Zweckes, nachſtrebt, und aus der Freiheit des Willens hervorgeht. Nach dieſem Standpuncte iſt die Sprache der Thiere zwar hinreichend zur Bezeichnung thieriſcher Vorſtellungen, Empfindungen und Triebe, und um ſich dadurch andern Thieren mitzutheilen, nie aber vermögend, eine menſchliche Vorſtellung, ein menſchliches Gefühl und eine aus Freiheit ſtammende menſchliche Beſtrebung auszudrücken.

Selbſt der größere Reichthum der Sprache der edlern Thiere (z. B. der Nachtigal im Gegenſatze des Bärs) macht dabei im Ganzen keinen Unterſchied; denn alle Sprachlaute der Thiere ſind blos unarticulirte Töne, wie die Töne der Inſtrumente, nicht aber articulirte, welchen menſchliche Zuſtände im menſchlichen Bewußtſeyn zum Grunde liegen.

In diesem höhern Sinne hat nur der Mensch Sprache, die aber um so mehr Grade und Abstufungen der Bildung und Vollkommenheit zuläßt, je mehr das Individuum, durch die gleichmäßige Entwickelung seiner drei geistigen Vermögen, über das Thier sich erhebt.

12.

Fortsetzung.

Allein so wie das Thier, für den Ausdruck seiner sinnlichen Zustände, die Masse seiner Laute sich bildet, und die Gesammtheit dieser Laute das individuelle Sprachgebiet desselben bezeichnet; so hat auch der Mensch seine Sprache selbst erfunden und sich gebildet, und sie ist, wie die menschliche Cultur überhaupt, von einem Minimum der Bildung ausgegangen. So wie ferner in der Thierwelt eine große Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit in Hinsicht des Umfanges und Reichthums äußerer Laute und Töne sich findet; so ist auch, nach den verschiedenen Graden und Abstufungen der menschlichen Bildung, die Sprache der Individuen und die Sprache ganzer Völker in Hinsicht auf Umfang und Reichthum sehr von einander unterschieden. Besonders ist die höhere Entwickelung und Ausbildung der menschlichen Sprache abhängig von der gleichmäßigen Entwickelung und Ausbildung aller drei geistigen Vermögen, weil, wenn das eine oder andere geistige Vermögen mit Vernachläßigung der übrigen vorzugsweise entwickelt wird, oder wenn dasselbe hinter der gesetzmäßigen Ausbildung der andern Vermögen zurückbleibt, nothwendig auch in der Sprachdarstellung des Individuums jene größere Entwickelung, oder diese Ver-

nachläſſigung ſichtbar werden muß. Da aber unter den einzelnen Thätigkeiten des Vorſtellungsvermögens die Vernunft als diejenige Kraft erſcheint, durch welche der Menſch in intellectueller Hinſicht den Kreis ſeiner geſammten Erkenntniß zur Einheit erheben, und in ſittlicher Hinſicht den Adel und die Würde ſeiner Natur behaupten ſoll; ſo wird auch derjenige Menſch, bei welchem die Vernunft zur höchſten Selbſtthätigkeit gelangt iſt, am freieſten und reichſten über die Sprache gebieten, und ſeiner Sprachdarſtellung inneres Ebenmaas und das Gepräge der Claſſicität geben.

13.

Fortſetzung.

Iſt, nach den aufgeſtellten Grundſätzen, die Sprache des Menſchen abhängig von den geſammten Zuſtänden ſeines Bewußtſeyns, und ein Wiederſchein ſeiner individuellen Vorſtellungen, Gefühle und Beſtrebungen; ſo ergiebt ſich aus der philoſophiſchen Entwickelung der drei geiſtigen Vermögen für die Philoſophie der Sprache:

1) daß, ſo wie in den Wahrnehmungen des Bewußtſeyns, auch in der Darſtellung durch Sprache, Stoff und Form unterſchieden werden muß;

2) daß, wie in jenen, ſo auch in der Sprache, eine urſprüngliche Geſetzmäßigkeit ſtatt findet; nur daß die urſprüngliche Geſetzmäßigkeit in der Darſtellung durch Sprache abhängig und bedingt bleibt von der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit aller Ankündigungen und Wahrnehmungen im Bewußtſeyn;

3) daß wir, wie in den Zuſtänden des Bewußt-

seyns, so auch in der Darstellung durch Sprache, nicht blos den Ausdruck der sinnlichen Zustände von dem Ausdrucke der geistigen, sondern auch, in Hinsicht der letztern, genau unterscheiden können, ob die Stoffe für die Darstellung ursprünglich in Vorstellungen, oder in Gefühlen, oder in Bestrebungen enthalten sind;

4) daß wir, nach der ursprünglichen Verschiedenheit und Selbstständigkeit der drei geistigen Vermögen, in welchen der Stoff für alle Sprachdarstellung enthalten ist, auch drei ursprünglich verschiedene und selbstständige Formen der Sprachdarstellung — die Sprache der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit — unterscheiden, so daß wir, mit steter Rücksicht auf den Ausdruck der einzelnen Zustände der drei geistigen Vermögen vermittelst der Sprache, die Sprache der Prosa als die Darstellung der unmittelbar zum Bewußtseyn gelangten Vorstellungen, die Sprache der Dichtkunst als die Darstellung der unmittelbar zum Bewußtseyn gelangten Gefühle, und die Sprache der Beredsamkeit als die Darstellung der unmittelbar zum Bewußtseyn gelangten Bestrebungen bezeichnen;

5) daß wir aussagen: es gebe, nach der Eigenthümlichkeit der drei im Bewußtseyn sich ankündigenden Vermögen des menschlichen Geistes, diese drei Grundformen aller Darstellung durch Sprache: die eigenthümliche Sprache der Prosa, der Dichtkunst und Beredsamkeit — aber auch nur diese drei wesentlich verschiedenen Grundformen der Sprachdarstellung, weil nur drei geistige Vermögen im Bewußtseyn sich

ankündigen (kein viertes Grundvermögen des menschlichen Geistes im Bewußtseyn, und keine vierte Grundform der Sprachdarstellung);

6) daß, so wie die drei geistigen Vermögen einander nicht untergeordnet, sondern gleichgeordnet sind, auch die drei Grundformen der Sprachdarstellung — die Sprache der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit — einander nicht untergeordnet, sondern gleichgeordnet sind, — so daß an sich die Prosa nicht besser, aber auch nicht schlechter, als die Dichtkunst und Beredsamkeit, und wieder diese beiden weder besser, noch schlechter, als die Prosa sind, — obgleich der Ausdruck und die Darstellung der Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen in der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit eben so oft und so leicht in einander übergehen und einander gegenseitig bedingen können, wie dies im Bewußtseyn in Hinsicht des Ueberganges der Vorstellungen in Gefühle und Bestrebungen, so wie der Gefühle in Vorstellungen und Bestrebungen, und der Bestrebungen in Vorstellungen und Gefühle sich ankündigt.

Ob nun gleich in jedem menschlichen Individuum alle drei geistige Vermögen, und mit denselben auch die drei Grundformen der Sprachdarstellung enthalten sind; so wird doch in der Sprachdarstellung jedesmal dasjenige Vermögen zunächst sich ankündigen, das eben seine hervorstechende Thätigkeit bei dem Individuum im Bewußtseyn äußert, oder das überhaupt, nach der Eigenthümlichkeit des Individuums, hauptsächlich und vorzugsweise vor den beiden andern Vermögen entwickelt und ausgebildet

worden ist. Wir erkennen daher die hervorstechende Wirksamkeit des Vorstellungsvermögens, nach Verstand, Urtheilskraft, Vernunft und Einbildungskraft, in der Sprache der Prosa (z. B. bei Moses Mendelssohn, Garve); die hervorstechende Wirksamkeit des Gefühlsvermögens in der Sprache der Dichtkunst (bei Klopstock, Göthe ꝛc.), und die hervorstechende Wirksamkeit des Bestrebungsvermögens in der Sprache der Beredsamkeit (bei Zollikofer, Reinhard ꝛc.).

14.

Beispiele aus der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit.

1) Beispiel der selbstständigen Sprache der Prosa, von Fr. Jacobs (vermischte Schriften, Th. 1. S. XVI. Gotha, 1823. 8.).

„In uns, und in Millionen von Menschen steht die Ueberzeugung fest, daß, wie die Flüsse nicht aufwärts strömen, so die Menschheit auf der Bahn ihrer Veredlung nicht stille stehen kann. Wohl mag es bisweilen möglich seyn, auf kurze Zeit die Fortschritte des vorwärts dringenden Geistes aufzuhalten; man kann sich sogar schon, mit Titanensinn, der vollbrachten Riesenthat rühmen; aber jene Giganten, welche Berge auf Berge thürmten, um den Himmel zu stürmen und die Sonne auszulöschen, verirrten sich in der Finsterniß ihres eigenen Gewölks, und stürzten, als die Blitze der verspotteten Allmacht sie berührten, unaufhaltsam in die Tiefe hinab. Jene Allmacht ist die ewige Weisheit, welcher die Gerechtigkeit zur Seite steht, und die durch keine irdische Gewalt von ihrem Throne gezogen werden kann. Das, was die Welt regiert, wird ewig nur

der Geiſt ſeyn; die materielle Kraft kann ſie vielleicht feſſeln; aber die vereinte Klugheit der Deſpoten aller Zeit hat noch kein Mittel gefunden, einen Knoten zu ſchlingen, den nicht das Schwert des Geiſtes gelöſet hätte. Die Folgerung hieraus ergiebt ſich von ſelbſt. Es mag nothwendig ſeyn, die Grenzen der Länder durch Feſtungen zu ſichern, die Anzahl der Streiter zu mehren, und die Heere zu üben; aber nicht minder nothwendig, und um vieles edler iſt es, mit dem guten Geiſte der Zeit ſich zu befreunden, Feſten der Gerechtigkeit aufzuführen, und im engen Bunde mit Allem, was groß und edel iſt, die ſittliche Kraft ſo zu vermehren und zu ſtärken, daß keine äußere Gewalt gefürchtet werden darf. Hierzu bedarf es keiner der politiſchen Künſte, denen Herkommen und Eigennutz eine ſo ungebührliche Wichtigkeit giebt; aber der Einſicht, des Wohlwollens, des Geiſtes und eines reinen und ſtarken Willens. Adel der Seele theilt ſich ſympathetiſch mit; Wohlwollen gebiert Liebe, und Geiſt erzeugt Geiſt durch eine geheimnißvolle Anziehung. Wen dieſe Genien bewachen; der mag ſelbſt unter Gefahren ruhig ſchlummern. Wenn aber ein überlegener Geiſt eine Gabe des Himmels iſt, die nicht mit Sicherheit in Rechnung gebracht werden kann; ſo iſt dagegen der Wille einem Jeden verliehen, und es iſt kein Monarch, der ſich nicht, wenn er will, alles Geiſtes bemächtigen könnte, der in ſeinem Bereiche ſich findet. Dieſe Eroberung iſt die gerechteſte, ſo wie ſie die ſicherſte iſt; und ſie ſtützt die Macht eines Reiches ſchon dadurch, daß ſie die Faulheit mit ihrem zahlreichen Gefolge von Laſtern und Uebeln zur Flucht zwingt. Wo die Sonne ſcheint; da wird es hell, und das Gewürm der Nacht verkriecht ſich in ſeine Sümpfe, wo es der Rückkehr der Finſterniß entgegen harrt. In der Finſterniß aber hat weder der

Wanderer Sicherheit, noch eine Regierung, wie mächtig ſie auch ſey. Die Furcht ſchwebt über ihrem Haupte, und lockt durch tauſend Phantome vom rechten Wege auf Irrpfade ab. Jeder Irrthum aber, den eine Regierung begeht, jede Gewaltthat, und jede Verletzung der Gerechtigkeit iſt eine Wunde, die ſie der Heiligkeit ihrer Würde ſchlägt, und zerſtört die Stützen des Thrones weit gewiſſer, als irgend ein Syſtem von Republikanismus thun könnte. Dieſe Wahrheit iſt eben ſo alt, als ſie allgemein iſt; aber in unſrer Zeit wird ſie lebhafter gefühlt, als in irgend einer frühern. Und in dieſem erhöhten Gefühle dürfte vielleicht die einzige wahrhafte Gefahr der Thronen beſtehen, nicht in dem Schattenbilde einer Volksherrſchaft, das ohne Weſen, ohne Kraft und ohne Glauben an ſich ſelbſt, weder in Teutſchland, noch in dem übrigen Europa irgend einen Stützpunct finden kann."

2) Beiſpiel der ſelbſtſtändigen Sprache der Dichtkunſt von Joh. Andr. Cramer (etwas abgekürzt).

Luther.

Du freies Volk, das keinen Nationen,
Zumal nicht ſtolzen, weichet, das du darfſt
Hochaufſehn, und herab von ihren Thronen
Viel Peiniger der Völker warfſt,
Thuiskons Volk, Tyrannenbändiger,
Du, Arm der Freiheit, du Erſchütterer
Der Weltbezwingerin, an deren Wagen
Schon Gallien und Lybia,
Iberien und Aſia
Als Sklaven angekettet lagen.

Du Donner, der ſie niederwarf, du Retter
Der Völker, als aus Luſt zur Tyrannei

Roms Wahn und Liſt der Erde neue Götter
Erfand zur neuen Sklaverei;
Thuiskons Volk, fromm, redlich, frei und hoch,
Gleich deinen Bergen, einem jeden Joch
Ein Feind, der muthig weiß, ſich loszuringen;
Wer will von deinen Sängern, kann
Den Mann, der's that, den teutſchen Mann
In alten Bardenliedern ſingen?

Wer fleugt voran? wer will der hohen Lieder,
Die er verdient hat, Führer ſeyn? Soll ich?
Soll ich? — Ich wills. Fliegt, Barden, meine Brüder
Mir nach und übertönet mich.
Noch glänzt ſein Ruhm nur durch ſein eignes Licht,
Nicht in des Lieds; auch haben Fürſten *) nicht
In Marmor ihn nnd ewig Erz gegraben.
Deß mögen ſich Erobrer freun!
Sie werden doch vergeſſen ſeyn,
Wie viel ſie Ehrenbogen haben!

Mehr iſt der Wahrheit Kämpfer, als wer Schlöſſer,
Wer Welten durch ſein dürſtend Schwert gewinnt.
O Luther! Luther! hoher Name! größer,
Als aller Helden Namen ſind!
Als Hermanns auch, und der beſiegte doch,
Die Völkerplager, und zerbrach ihr Joch.
Denn Er zerbrach des Aberglaubens Ketten.
Schon trugen wir ſie; ſträubend zwar;
Doch trugen wir ſie; keiner war
Noch weiſ' und kühn g'nug, uns zu retten.

Als hätt' Abaddon aus des Abgrunds Pfuhle
Sich hergeſtürzt und ſeiner Plagen Strom;

*) Dies geſchah erſt 1817 zu Wittenberg.

Ein Donner ſcholl von eines Menſchen Stuhle
Aus deinem Schatten her, o Rom,
Als wär' es Gottes. Wie aus Latium
Die Donner ſchollen, ſtürzten Thronen um
Im Staub zermalmt, und Feuerflammen ſchoſſen
Umher gleich Blitzen, wo ein Mann
Nicht betete die Götzen an,
Aus Silber oder Gold gegoſſen.

Wir alle zittern durch den Blitz geblendet,
Vom Blut, das raucht, vom Feuerberg, der glüht!
Wie jedes Volk vernunftlos liegt, geſchändet,
Vor Bildern, vor Gebeinen kniet!
Wo biſt du, Gott? wo du, Religion?
Ach! auf der Wahrheit Trümmern ſteht der Thron
Des Schreckens! die ihr Knie nicht beugen, ſterben!
Wer zählt ſie, die, o Blutgericht *),
In deinen Kerkern nie das Licht
Des Tags mehr ſehen und verderben!

Erhebt vom Staub' euch! bringt nicht länger Gaben
Dem Götzen, deſſen Lügen ihr vertraut!
Das, Völker, iſt nicht Gottes Thron, den haben
Betrug und Tyrannei erbaut!
So ſchallt's aus halberhellten Thälern **) her;
Ein Laut der Wahrheit Gottes! aber er
Wird kaum gehört; ſo flammen neue Gluten.
In Kluft und Felſen flüchten ſich,
Die ihn verſtehn, und Wahrheit, dich,
Geheim nur ehren, oder bluten!

Umſonſt iſt's, daß die Nationen klagen,
Verſammelt klagen, und das fremde Joch

*) der Inquiſition.
**) der Waldenſer.

Und seiner Schande Last unwillig tragen!
Wie fühlen sie's und tragen's doch!
Muthloser Klagen lacht das stolze Rom;
Und sendet Räuber aus; des Reichthums Strom
Rauscht hin aus Teutschland in den Strom der Tiber,
Und Rom, durch seine Beut' entzückt,
Verschwelgt der Einfalt Raub, und schickt
Der frechen Räuber mehr herüber.

Wie bist du, Vatican, vom Raube trunken!
Vom Zeugenblut! Und o, Teutonen, ihr
Wie tief, wie tief seyd ihr herabgesunken!
Sind wir die freien Teutschen? Wir?
Uns schreckt kein Schwertstrahl — und wir beten an
Nicht einen Zeus; nein, Götzen, die der Wahn
Vergöttert, meinen, daß sie's sind, und liegen
Vor ihrem Altar Sklaven gleich?
O du, der sieben Hügel Reich,
Wer gleicht dir? wagt's mit dir zu kriegen?

Da kämpft er schon, der Mann, der Wahrheit Rächer,
Und stralet, ein Polargestirn, umglänzt
Von andern, die auch funkeln, aber schwächer,
Durch einen engern Kreis begränzt.
Stürzt um die Wechslertische! stürzt sie um!
Mit uns ist Gottes Evangelium!
Der Himmel ist nicht feil für Gold! der Sünden
Vergebung ist nicht feil für Gold;
Zu Gott bekehrt euch, wenn ihr wollt
Vergebung und den Himmel finden!

Gesang, ertöne stärker! hallt, ihr Lieder,
Die Stimme: feil ist nicht für Gold
Die Wonne der Vergebung, hallt sie wieder!
Der Himmel ist nicht feil für Gold!
Sie schallt! wie weit! der Freiheit Odem kehrt

Zurück in uns, in jeden, der sie hört
Und aufmerkt! Aber Latium erzittert,
Fragt ängstlich: weß die Stimme sey,
Und fühlet seine Tyrannei
In ihrem tiefsten Grund erschüttert!

Nicht sorgsam, daß auch ihn der Bannblitz tödte,
Forscht er, sieht heller, sieht die Wahrheit ganz;
So folgt der Dämmerung die Morgenröthe
Und ihr des Tages voller Glanz.
O Evangelium! o Wort des Herrn,
Wie strahlst du wieder! Und wer ist so fern,
Den nicht die strahlenvolle Sonn' erhelle?
Es ist dein Glanz; wir irren nicht;
Es schöpft die Welt ihr himmlisch Licht
Nun wieder aus der reinsten Quelle.

Nicht Zauberworte sind es, die wir hören;
Mit unsrer Zunge spricht die Lehrerin
Vom Himmel, und nun strömen ihre Lehren
Von ihren Lippen in den Sinn.
Germanien frohlocke; denn sie spricht
Die Sprache, welche dein ist, welche nicht
Sich mit dem Raub unteutscher Zungen brüstet;
Durch keine Barbarei entweiht,
Reich durch sich selbst, und stets zum Streit
Auch mit dem Edelsten gerüstet.

Heil dem, der Gott will dienen! Deß verwundert
Europa sich, und glaubt's kaum! Er ist da
Der Tag der Freiheit, den sich manch Jahrhundert
Erseufzt' hatt', aber ihn nicht sah!
Zürn' oder traure; denn man wird nicht mehr,
Gebein zu kaufen, als ob's heilig wär',
O Rom, zu deinen Katakomben wallen!
Wo ist nun', Völkerkönigin,

Dein Bann und Wucher und Gewinn?
Es iſt die Königin gefallen!

Geſtürzt! Obgleich in ihren Finſterniſſen
Gewitter brauſen, und auch Fürſten ſich,
Weil ſie nicht deinen Werth, o Wahrheit, wiſſen,
Zu Hauf verſammeln wider dich!
Da ſteht der Mann des Herrn, ein Fels im Meer,
Ragt über ſeine Wogen um ſich her,
Und, Volk Thuiskons, über deine Fürſten;
Verläugnet nicht, wie Rom auch droht,
(Sein Trotz iſt Gott und ſein Gebot;)
Läßt ſie nach ſeinem Blute dürſten.

Er ſteht, ein Fels, und ſpricht, die ihn verdammen,
Vom Joche frei; der edle teutſche Mann!
Die Thronen ſtehn, und ſtürzen nicht zuſammen
Vom Interdict aus Rom, vom Bann!
Der Glaub' erhebt nur ſtrahlender ſein Haupt:
Germanien wird immer heller, glaubt,
Und mit ihm glaubt der freie Bruder-Norden.
Du biſt nicht mehr des Wahnes Hohn,
Biſt wieder, o Religion,
Der Tugend Licht und Troſt geworden!

Noch irren in den erſten Finſterniſſen
Der Völker viel, und ſehn die Sonne nicht;
Doch freier ſind auch da ſchon die Gewiſſen
Und fürchten weniger das Licht!
Und werden heller! Leichter wird das Joch
Des Wahns, das ſie belaſtet, das ſie noch,
Als wär' es durch ſein Alter heilig, ehren!
Das haſt du, edler teutſcher Mann,
Das hat der Herr durch dich gethan,
Durch Wunder nicht, durch deine Lehren!

Auch durch dein Leben! Nie hast du geheuchelt,
Mit Glauben deine freie Brust gestählt,
Hast keinem Fürsten je um Schutz geschmeichelt,
Daß du ein Mensch warst, nie verhehlt.
Warst Vater, Mann, und Freund, und Unterthan,
Der Armen Tröster, gingst die hohe Bahn
Des himmlischen Gebots mit festem Schritte;
Bliebst arm, und deine Lust war Gott,
Dein Glück hier, trotz des Wahnes Spott,
Ein keusches Weib und eine Hütte!

Wer hatte mehr als du der hohen Gaben?
Wer flammte mehr fürs Evangelium
Wie du voll Selbstgefühl, und doch erhaben
Hoch über Stolz und Eigenruhm?
Wer war mehr Eifrer? mehr des Irrthums Feind?
Mehr sein Verfolger — und mehr Menschenfreund?
Wer kämpfte so, wie du, der Wahrheit Kriege?
Doch kämpftest du für sie allein,
Und wolltest gern vergessen seyn,
Vergessen gern in ihrem Siege.

Er wird's nicht seyn, er soll's, er kann's nicht werden!
Sein Name spottet der Vergänglichkeit,
Wo noch ein Teutscher ist, ein Christ auf Erden,
Der frei und fromm zu seyn sich freut.
Thuiskons Volk spricht keinem fremden Hohn,
Reich ohne Stolz, ehrt jede Nation,
Wenn auch der Neid von seinem Werthe schweiget;
Doch einen freiern, edlern Mann,
Als Luther war, der edle Mann,
Hat keine Nation gezeuget.

3) Beispiel der selbstständigen Sprache der Beredsamkeit, von Franz Volk-

Dein Bann und Wucher und Gewinn?
Es iſt die Königin gefallen!

Geſtürzt! Obgleich in ihren Finſterniſſen
Gewitter brauſen, und auch Fürſten ſich,
Weil ſie nicht deinen Werth, o Wahrheit, wiſſen,
Zu Hauf verſammeln wider dich!
Da ſteht der Mann des Herrn, ein Fels im Meer,
Ragt über ſeine Wogen um ſich her,
Und, Volk Thuiskons, über deine Fürſten;
Verläugnet nicht, wie Rom auch droht,
(Sein Trotz iſt Gott und ſein Gebot;)
Läßt ſie nach ſeinem Blute dürſten.

Er ſteht, ein Fels, und ſpricht, die ihn verdammen,
Vom Joche frei; der edle teutſche Mann!
Die Thronen ſtehn, und ſtürzen nicht zuſammen
Vom Interdict aus Rom, vom Bann!
Der Glaub' erhebt nur ſtrahlender ſein Haupt:
Germanien wird immer heller, glaubt,
Und mit ihm glaubt der freie Bruder-Norden.
Du biſt nicht mehr des Wahnes Hohn,
Biſt wieder, o Religion,
Der Tugend Licht und Troſt geworden!

Noch irren in den erſten Finſterniſſen
Der Völker viel, und ſehn die Sonne nicht;
Doch freier ſind auch da ſchon die Gewiſſen
Und fürchten weniger das Licht!
Und werden heller! Leichter wird das Joch
Des Wahns, das ſie belaſtet, das ſie noch,
Als wär' es durch ſein Alter heilig, ehren!
Das haſt du, edler teutſcher Mann,
Das hat der Herr durch dich gethan,
Durch Wunder nicht, durch deine Lehren!

Auch durch dein Leben! Nie hast du geheuchelt,
Mit Glauben deine freie Brust gestählt,
Hast keinem Fürsten je um Schutz geschmeichelt,
Daß du ein Mensch warst, nie verhehlt.
Warst Vater, Mann, und Freund, und Unterthan,
Der Armen Tröster, gingst die hohe Bahn
Des himmlischen Gebots mit festem Schritte;
Bliebst arm, und deine Lust war Gott,
Dein Glück hier, trotz des Wahnes Spott,
Ein keusches Weib und eine Hütte!

Wer hatte mehr als du der hohen Gaben?
Wer flammte mehr fürs Evangelium
Wie du voll Selbstgefühl, und doch erhaben
Hoch über Stolz und Eigenruhm?
Wer war mehr Eifrer? mehr des Irrthums Feind?
Mehr sein Verfolger — und mehr Menschenfreund?
Wer kämpfte so, wie du, der Wahrheit Kriege?
Doch kämpftest du für sie allein,
Und wolltest gern vergessen seyn,
Vergessen gern in ihrem Siege.

Er wird's nicht seyn, er soll's, er kann's nicht werden!
Sein Name spottet der Vergänglichkeit,
Wo noch ein Teutscher ist, ein Christ auf Erden,
Der frei und fromm zu seyn sich freut.
Thuiskons Volk spricht keinem fremden Hohn,
Reich ohne Stolz, ehrt jede Nation,
Wenn auch der Neid von seinem Werthe schweiget;
Doch einen freiern, edlern Mann,
Als Luther war, der edle Mann,
Hat keine Nation gezeuget.

3) Beispiel der selbstständigen Sprache der Beredsamkeit, von Franz Volk-

Dein Bann und Wucher und Gewinn?
Es iſt die Königin gefallen!

Geſtürzt! Obgleich in ihren Finſterniſſen
Gewitter brauſen, und auch Fürſten ſich,
Weil ſie nicht deinen Werth, o Wahrheit, wiſſen,
Zu Hauf verſammeln wider dich!
Da ſteht der Mann des Herrn, ein Fels im Meer,
Ragt über ſeine Wogen um ſich her,
Und, Volk Thuiskons, über deine Fürſten;
Verläugnet nicht, wie Rom auch droht,
(Sein Trotz iſt Gott und ſein Gebot;)
Läßt ſie nach ſeinem Blute dürſten.

Er ſteht, ein Fels, und ſpricht, die ihn verdammen,
Vom Joche frei; der edle teutſche Mann!
Die Thronen ſtehn, und ſtürzen nicht zuſammen
Vom Interdict aus Rom, vom Bann!
Der Glaub' erhebt nur ſtrahlender ſein Haupt:
Germanien wird immer heller, glaubt,
Und mit ihm glaubt der freie Bruder-Norden.
Du biſt nicht mehr des Wahnes Hohn,
Biſt wieder, o Religion,
Der Tugend Licht und Troſt geworden!

Noch irren in den erſten Finſterniſſen
Der Völker viel, und ſehn die Sonne nicht;
Doch freier ſind auch da ſchon die Gewiſſen
Und fürchten weniger das Licht!
Und werden heller! Leichter wird das Joch
Des Wahns, das ſie belaſtet, das ſie noch,
Als wär' es durch ſein Alter heilig, ehren!
Das haſt du, edler teutſcher Mann,
Das hat der Herr durch dich gethan,
Durch Wunder nicht, durch deine Lehren!

Auch durch dein Leben! Nie hast du geheuchelt,
Mit Glauben deine freie Brust gestählt,
Hast keinem Fürsten je um Schutz geschmeichelt,
Daß du ein Mensch warst, nie verhehlt.
Warst Vater, Mann, und Freund, und Unterthan,
Der Armen Tröster, gingst die hohe Bahn
Des himmlischen Gebots mit festem Schritte;
Bliebst arm, und deine Lust war Gott,
Dein Glück hier, trotz des Wahnes Spott,
Ein keusches Weib und eine Hütte!

Wer hatte mehr als du der hohen Gaben?
Wer flammte mehr fürs Evangelium
Wie du voll Selbstgefühl, und doch erhaben
Hoch über Stolz und Eigenruhm?
Wer war mehr Eifrer? mehr des Irrthums Feind?
Mehr sein Verfolger — und mehr Menschenfreund?
Wer kämpfte so, wie du, der Wahrheit Kriege?
Doch kämpftest du für sie allein,
Und wolltest gern vergessen seyn,
Vergessen gern in ihrem Siege.

Er wird's nicht seyn, er soll's, er kann's nicht werden!
Sein Name spottet der Vergänglichkeit,
Wo noch ein Teutscher ist, ein Christ auf Erden,
Der frei und fromm zu seyn sich freut.
Thuiskons Volk spricht keinem fremden Hohn,
Reich ohne Stolz, ehrt jede Nation,
Wenn auch der Neid von seinem Werthe schweiget;
Doch einen freiern, edlern Mann,
Als Luther war, der edle Mann,
Hat keine Nation gezeuget.

3) Beispiel der selbstständigen Sprache der Beredsamkeit, von Franz Volk-

mer Reinhard (aus seiner Predigt vom 2. Weihnachtsfeiertage 1800, der letzten Predigt im 18ten Jahrhunderte, in welcher er das Thema behandelte: wie die Wahrheit, daß die Geburt Jesu der Ursprung einer neuen besseren Zeit gewesen sey, angewandt und gebraucht werden solle?)

Etwas Fürchterliches, etwas Ueberwältigendes hat der Gedanke eines scheidenden und eines eintretenden Jahrhunderts. Da stehen wir nun auf der Grenze zweier Zeiträume, die beide viel größer sind, als unser kurzes Leben; von denen der eine uns gebohren hat, und der andere uns begraben wird; von denen sich der eine mit dem Staube so vieler Millionen unserer Brüder, die er in seinem weiten Schoos versenkte, und mit Planen, mit Unternehmungen, mit Thaten, mit Verbrechen, mit Greueln aller Art belastet, in den Abgrund der Ewigkeit stürzt; der andere hingegen mit einer Eilfertigkeit, die uns überrascht, mit einer Dunkelheit, die uns zittern macht, mit einer Gewalt, die uns zu Boden drückt, unter tausend unbekannten Veränderungen, die Stunde, die bange Stunde herbeiführt, in der auch wir von der Erde verschwinden sollen. Wir würden ängstlich beben, wir würden verzagen müssen auf dem Platze, wo wir heute stehen, wir würden dem scheidenden Jahrhunderte, das vielleicht den größten Theil unseres Lebens mit sich fortnimmt, mit untröstlicher Wehmuth nachblicken, und dem kommenden, das unseren Tod uns bringt, mit Verzweiflung entgegensehen müssen, wenn nicht beide zu der neuen bessern Zeit gehörten, die der Sohn Gottes gestiftet hat. Als Bürger dieser Zeit, umstrahlt von dem Lichte derselben, und versehen mit ihren Vortheilen; was haben wir zu fürchten? Fasset Muth, geliebte Brüder; zittert nicht vor dem Hinströmen ganzer Jahrhunderte; für uns nähert sich die Zeit mit jeder Stunde, die

flüchtig dahin eilt, immer mehr dem schönen Morgen der Ewigkeit — Und so hoffen wir denn für dich, geliebtes Geschlecht, dessen Glieder wir sind, mit freudiger Zuversicht Alles. Nein, dich nicht niederdrücken, dich nicht elend machen, dir das, was du mühsam errungen hast, nicht wieder rauben, wird der gewaltsame Strom von Jahrhunderten, der über dich sich ergießen soll. Der Sohn Gottes steht an deiner Spitze; er wird dich mächtig beschirmen, wird hinausführen und vollenden, was er für dich angefangen hat. Er hat sie schon gegründet, die neue bessere Zeit, die dir bestimmt ist; sie haben sich schon angefangen, die schönern Jahrhunderte, die dir leuchten sollen; sie sind schon in Bewegung die mächtigen Kräfte, die dich emporheben, die deine Fesseln brechen, die dich in den Zustand versetzen werden, wo es heißen wird: den Menschen ein Wohlgefallen! — O laß sie bald kommen, du, der du erschienen bist, ein neues besseres Weltalter zu stiften; laß sie nicht länger säumen, die frohe, lang ersehnte Zeit, wo es ganz besser auf der Erde seyn, wo ein heiliges Geschlecht, wo ein von dir beglücktes Volk sie bewohnen wird. Noch am Rande dieses Jahrhunderts laß, wenn's möglich ist, die Macht der Finsterniß, laß die Wogen der Ungerechtigkeit, laß die Härte des Eigennutzes, laß die traurige Gewalt des Elends und des Jammers sich brechen, sich ganz und auf immer brechen, und das neue Jahrhundert eine Zeit des Lichts und des Rechts, der Liebe und des Friedens werden!

15.

Fortsetzung der Anwendung der Lehre von den drei geistigen Vermögen auf die Sprachdarstellung.

Wie überall die Praxis der Theorie vorauseilt,

(ſo wie überhaupt jede Theorie nur das in ſich wiſſenſchaftlich abgeſchloſſene Gebiet der aus der Erfahrung abgezogenen, und durch einzelne Thatſachen der Erfahrung erläuterten, Regeln bildet); ſo hatte auch bereits die teutſche Sprache ihre entſchiedenen Claſſiker in der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit, bevor der Zuſammenhang dieſer drei Grundformen aller Sprachdarſtellung in der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit der drei geiſtigen Vermögen — des Vorſtellungs-, Gefühls- und Beſtrebungsvermögens — aufgeſucht und nachgewieſen ward. Deshalb dienen aber auch die Werke der entſchiedenen Claſſiker der teutſchen Nation als ſichere Belege für die urſprüngliche Verſchiedenheit der Sprache der Proſa, der Dichtkunſt und der Beredſamkeit. — Zwar ward von keinem Aeſthetiker der neuern Zeit der Unterſchied zwiſchen der Sprache der Proſa und der Dichtkunſt abgeläugnet; es beſtehen vielmehr ſehr viele, zum Theile ſehr ſcharfſinnige, philoſophiſche Verſuche, die Grenze und die Verſchiedenheit zwiſchen der Proſa und der Dichtkunſt mit Beſtimmtheit auszumitteln; allein die wiſſenſchaftliche Darſtellung dieſer Verſchiedenheit der Proſa und Dichtkunſt aus der urſprünglichen Verſchiedenheit der Ankündigungen des Vorſtellungs- und des Gefühlsvermögens im Bewußtſeyn nachzuweiſen, war erſt nach der philoſophiſchen Entwickelung der Theorie eines ſelbſtſtändigen Gefühlsvermögens möglich, und muß für alle diejenigen Philoſophen wegfallen, welche das Daſeyn eines ſelbſtſtändigen, dem Vorſtellungs- und Beſtrebungsvermögen gleichſtehenden, Gefühlsvermögens im Weſen des Menſchen abläugnen. Dieſen dürfte nichts übrig bleiben, als aus verſchie-

denen Thätigkeiten des Vorstellungsvermögens beide, die Sprache der Prosa und der Dichtkunst, abzuleiten.

Wieder andere Theoretiker, die von den vorhandenen Mustern der Classiker in der Sprache der Beredsamkeit nicht auf die ursprüngliche Verschiedenheit der drei geistigen Vermögen, und namentlich nicht auf die selbstständige Ankündigung des Bestrebungsvermögens im Bewußtseyn, zurückgingen, verkannten den eigenthümlichen, von Prosa und Dichtkunst wesentlich verschiedenen, Charakter der selbstständigen Sprache der Beredsamkeit. Deshalb erschien bei ihnen (wie bei Adelung) der sogenannte oratorische Styl bald als eine Untergattung der Sprache der Prosa überhaupt, und namentlich des Lehrstyls; (als ob der nächste Zweck des Redners Belehrung wäre!) bald ward — im völlig entgegengesetzten Sinne — von den Aesthetikern, welche die Redekunst selbstständig entwickelt hatten, die sogenannte Theorie des prosaischen Styls als ein Anhang der Redekunst behandelt (wie es noch Eschenburg that). Beide Wege konnten nicht zum Ziele führen; denn der wahre Redner, als solcher, ist nicht Prosaiker, und der Prosaiker würde in ein fremdes Gebiet hinüberstreifen, wenn er die Sprache der Beredsamkeit für seine Darstellungen wählen wollte. Der Prosaiker, wie der Redner, hat seinen eigenthümlichen, in der selbstständigen Aeußerung des Vorstellungs- und des Bestrebungsvermögens scharf abgegrenzten, und deshalb auch in der Sprachdarstellung unverkennbaren, Kreis seiner Wirksamkeit. Nie haben Lessing, Garve, Engel im prosaischen Lehrstyle, nie Schlözer, Spittler, Wachler

(ſo wie überhaupt jede Theorie nur das in ſich wiſſenſchaftlich abgeſchloſſene Gebiet der aus der Erfahrung abgezogenen, und durch einzelne Thatſachen der Erfahrung erläuterten, Regeln bildet); ſo hatte auch bereits die teutſche Sprache ihre entſchiedenen Claſſiker in der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit, bevor der Zuſammenhang dieſer drei Grundformen aller Sprachdarſtellung in der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit der drei geiſtigen Vermögen — des Vorſtellungs-, Gefühls- und Beſtrebungsvermögens — aufgeſucht und nachgewieſen ward. Deshalb dienen aber auch die Werke der entſchiedenen Claſſiker der teutſchen Nation als ſichere Belege für die urſprüngliche Verſchiedenheit der Sprache der Proſa, der Dichtkunſt und der Beredſamkeit. — Zwar ward von keinem Aeſthetiker der neuern Zeit der Unterſchied zwiſchen der Sprache der Proſa und der Dichtkunſt abgeläugnet; es beſtehen vielmehr ſehr viele, zum Theile ſehr ſcharfſinnige, philoſophiſche Verſuche, die Grenze und die Verſchiedenheit zwiſchen der Proſa und der Dichtkunſt mit Beſtimmtheit auszumitteln; allein die wiſſenſchaftliche Darſtellung dieſer Verſchiedenheit der Proſa und Dichtkunſt aus der urſprünglichen Verſchiedenheit der Ankündigungen des Vorſtellungs- und des Gefühlsvermögens im Bewußtſeyn nachzuweiſen, war erſt nach der philoſophiſchen Entwickelung der Theorie eines ſelbſtſtändigen Gefühlsvermögens möglich, und muß für alle diejenigen Philoſophen wegfallen, welche das Daſeyn eines ſelbſtſtändigen, dem Vorſtellungs- und Beſtrebungsvermögen gleichſtehenden, Gefühlsvermögens im Weſen des Menſchen abläugnen. Dieſen dürfte nichts übrig bleiben, als aus verſchie-

denen Thätigkeiten des Vorſtellungsvermögens beide, die Sprache der Proſa und der Dichtkunſt, abzuleiten.

Wieder andere Theoretiker, die von den vorhandenen Muſtern der Claſſiker in der Sprache der Beredſamkeit nicht auf die urſprüngliche Verſchiedenheit der drei geiſtigen Vermögen, und namentlich nicht auf die ſelbſtſtändige Ankündigung des Beſtrebungsvermögens im Bewußtſeyn, zurückgingen, verkannten den eigenthümlichen, von Proſa und Dichtkunſt weſentlich verſchiedenen, Charakter der ſelbſtſtändigen Sprache der Beredſamkeit. Deshalb erſchien bei ihnen (wie bei Adelung) der ſogenannte oratoriſche Styl bald als eine Untergattung der Sprache der Proſa überhaupt, und namentlich des Lehrſtyls; (als ob der nächſte Zweck des Redners Belehrung wäre!) bald ward — im völlig entgegengeſetzten Sinne — von den Aeſthetikern, welche die Redekunſt ſelbſtſtändig entwickelt hatten, die ſogenannte Theorie des proſaiſchen Styls als ein Anhang der Redekunſt behandelt (wie es noch Eſchenburg that). Beide Wege konnten nicht zum Ziele führen; denn der wahre Redner, als ſolcher, iſt nicht Proſaiker, und der Proſaiker würde in ein fremdes Gebiet hinüberſtreifen, wenn er die Sprache der Beredſamkeit für ſeine Darſtellungen wählen wollte. Der Proſaiker, wie der Redner, hat ſeinen eigenthümlichen, in der ſelbſtſtändigen Aeußerung des Vorſtellungs- und des Beſtrebungsvermögens ſcharf abgegrenzten, und deshalb auch in der Sprachdarſtellung unverkennbaren, Kreis ſeiner Wirkſamkeit. Nie haben Leſſing, Garve, Engel im proſaiſchen Lehrſtyle, nie Schlözer, Spittler, Wachler

im geſchichtlichen Lehrſtyle das Gebiet des Redners berührt; nie haben aber auch wahre Redner wie J. Andr. Cramer, Zollikofer, Reinhard, Pitt, Burke, Fox, für bloße Proſaiker gegolten und gelten wollen. Wenn bei jenen Claſſikern in der Proſa zunächſt das Vorſtellungsvermögen in Hinſicht der freien Erzeugung ihrer ſtyliſtiſchen Formen wirkſam war; ſo bei dieſen Claſſikern in der Sprache der Beredſamkeit das Beſtrebungsvermögen, um das, was in ihrem Bewußtſeyn als Zuſtand des Beſtrebungsvermögens ſich ankündigte, dem Willen und der Thatkraft ihrer Zuhörer oder Leſer nahe zu bringen, und ſie dadurch zu Entſchlüſſen und Handlungen zu vermögen.

Noch einſeitiger verfahren die Theoretiker, welche behaupten, daß alles, was nicht im Reime, oder in metriſchen Formen ſich bewege, Proſa ſey. Denn durch eine ſolche Behauptung verkennen ſie theils das urſprüngliche Weſen der Sprache der Beredſamkeit, die, ob ſie gleich weder im Metrum noch im Reime erſcheint, doch nichts weniger, als bloße Proſa, ſondern weſentlich von derſelben verſchieden iſt; theils iſt ihnen die dichteriſche Kraft im innern Weſen des menſchlichen Geiſtes nicht klar geworden, wenn ſie den Grund aller dichteriſchen Erzeugniſſe nicht im ſelbſtſtändigen Gefühlsvermögen des menſchlichen Geiſtes erkennen, ſondern die Ankündigung des dichteriſchen Geiſtes und Lebens an ſo zufällige Merkmale hinden, als Reim und Sylbenmaas ſind. Nicht Reim und Sylbenmaas, ſo oft ſie auch bei claſſiſchen Dichtern als äußere Kennzeichen ihrer dichteriſchen Gebilde wahrgenommen werden, ſondern der Urſprung der Sprachdarſtellung aus dem innern

Wesen des Gefühlsvermögens entscheidet über den selbstständigen Charakter aller echten dichterischen Erzeugnisse.

Die nachstehende Schilderung Jean Pauls ist weder im Reim, noch überhaupt im Sylbenmaase gehalten; demungeachtet ist das Wesen der Dichtkunst — die Abstammung aus dem Gefühlsvermögen — darin nicht zu verkennen. Oder soll diese Schilderung zur Prosa, oder zur Sprache der Beredsamkeit gehören?

Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen,

von Jean Paul Friedrich Richter.

Ein alter Mensch stand in der Neujahrsmitternacht am Fenster, und schaute mit dem Blicke einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen ewig blühenden Himmel, und herab auf die stille, reine, weiße Erde, worauf jetzt niemand so freuden- und schlaflos war, als er. Denn sein Grab stand nahe bei ihm; es war blos vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte aus dem ganzen reichen Leben nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift, und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um, und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zischender Schlangen, und finsterer, schwüler Dämpfe.

Ach die Schlangen hingen um seine Brust und die

Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: Gieb mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle.

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: es sind meine thörichten Tage! — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen, und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen: „Das bin ich" sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine im Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählig seine Züge an.

Mitten in den Krampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. — Er schaute um den Horizont herum, und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren, und er sagte: O ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trocknen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte. Ach, ich könnte glücklich seyn, ihr theuern Aeltern, wenn ich eure Lehren erfüllt hätte!

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf; endlich ward sie durch den

Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge.

Er konnte es nicht mehr sehen; — er verhüllte das Auge; — tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee; — er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komme wieder, Jugend, komme wieder!"

— — Und sie kam wieder; denn er hatte in der Neujahrsnacht nur so fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling; nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren, und sich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die ins reiche Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrwege stehest. Dieser schreckende Traum würde künftig dein Richter werden. Aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: Komm wieder, schöne Jugend; — so würde sie nicht wieder kommen!

16.

c) Der eigenthümliche (formelle) Charakter aller Sprachdarstellung.

So wie die Gesammtheit aller menschlichen Zustände im Bewußtseyn auf den einzelnen Ankündigungen der drei geistigen Vermögen — des Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögens — beruht; so auch die Gesammtheit aller Darstellung durch Sprache auf den einzelnen Formen der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit. So wie durch jene Ankündigungen der drei geistigen Vermögen alle Zustände erschöpft werden, deren der Mensch während seines ganzen irdischen Daseyns sich bewußt wird; so müssen auch alle Darstel-

Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: Gieb mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle.

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: es sind meine thörichten Tage! — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen, und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen: „Das bin ich" sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine im Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählig seine Züge an.

Mitten in den Krampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. — Er schaute um den Horizont herum, und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren, und er sagte: O ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trocknen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte. Ach, ich könnte glücklich seyn, ihr theuern Aeltern, w[illegible] eure Lehren erfüllt hätte!

Im fieberhaften Erinnern [illegible] kam es ihm vor, als richte sich [illegible] Zügen im Todtenhause auf;

Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: Gieb mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle.

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: es sind meine thörichten Tage! — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen, und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen: „Das bin ich" sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine im Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählig *seine* Züge an.

Mitten in den Krampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. — Er schaute um den Horizont herum, und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren, und er sagte: O ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trocknen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte. Ach, ich könnte glücklich seyn, ihr theuern Aeltern, wenn ich eure Lehren erfüllt hätte!

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf; endlich ward sie durch den

Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge.

Er konnte es nicht mehr sehen; — er verhüllte das Auge; — tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee; — er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komme wieder, Jugend, komme wieder!"

— — Und sie kam wieder; denn er hatte in der Neujahrsnacht nur so fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling; nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren, und sich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die ins reiche Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrwege stehest. Dieser schreckende Traum würde künftig dein Richter werden. Aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: Komm wieder, schöne Jugend; — so würde sie nicht wieder kommen!

16.

c) Der eigenthümliche (formelle) Charakter aller Sprachdarstellung.

So wie die Gesammtheit aller menschlichen Zustände im Bewußtseyn auf den einzelnen Ankündigungen der drei geistigen Vermögen — des Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögens — beruht; so auch die Gesammtheit aller Darstellung durch Sprache auf den einzelnen Formen der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit. So wie durch jene Ankündigungen der drei geistigen Vermögen alle Zustände erschöpft werden, deren der Mensch während seines ganzen irdischen Daseyns sich bewußt wird; so müssen auch alle Darstel-

Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: Gieb mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle.

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: es sind meine thörichten Tage! — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen, und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen: „Das bin ich" sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine im Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählig *seine* Züge an.

Mitten in den Krampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. — Er schaute um den Horizont herum, und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren, und er sagte: O ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trocknen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte. Ach, ich könnte glücklich seyn, ihr theuern Aeltern, wenn ich eure Lehren erfüllt hätte!

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf; endlich ward sie durch den

Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge.

Er konnte es nicht mehr sehen; — er verhüllte das Auge; — tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee; — er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komme wieder, Jugend, komme wieder!“

— — Und sie kam wieder; denn er hatte in der Neujahrsnacht nur so fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling; nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren, und sich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die ins reiche Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrwege stehest. Dieser schreckende Traum würde künftig dein Richter werden. Aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: Komm wieder, schöne Jugend; — so würde sie nicht wieder kommen!

16.

c) Der eigenthümliche (formelle) Charakter aller Sprachdarstellung.

So wie die Gesammtheit aller menschlichen Zustände im Bewußtseyn auf den einzelnen Ankündigungen der drei geistigen Vermögen — des Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögens — beruht; so auch die Gesammtheit aller Darstellung durch Sprache auf den einzelnen Formen der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit. So wie durch jene Ankündigungen der drei geistigen Vermögen alle Zustände erschöpft werden, deren der Mensch während seines ganzen irdischen Daseyns sich bewußt wird; so müssen auch alle Darstel-

Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: Gieb mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle.

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: es sind meine thörichten Tage! — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen, und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen: „Das bin ich" sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine im Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählig *seine* Züge an.

Mitten in den Krampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. — Er schaute um den Horizont herum, und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren, und er sagte: O ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trocknen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte. Ach, ich könnte glücklich seyn, ihr theuern Aeltern, wenn ich eure Lehren erfüllt hätte!

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf; endlich ward sie durch den

Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge.

Er konnte es nicht mehr sehen; — er verhüllte das Auge; — tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee; — er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komme wieder, Jugend, komme wieder!"

— — Und sie kam wieder; denn er hatte in der Neujahrsnacht nur so fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling; nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren, und sich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die ins reiche Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrwege stehest. Dieser schreckende Traum würde künftig dein Richter werden. Aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: Komm wieder, schöne Jugend; — so würde sie nicht wieder kommen!

16.

c) Der eigenthümliche (formelle) Charakter aller Sprachdarstellung.

So wie die Gesammtheit aller menschlichen Zustände im Bewußtseyn auf den einzelnen Ankündigungen der drei geistigen Vermögen — des Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögens — beruht; so auch die Gesammtheit aller Darstellung durch Sprache auf den einzelnen Formen der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit. So wie durch jene Ankündigungen der drei geistigen Vermögen alle Zustände erschöpft werden, deren der Mensch während seines ganzen irdischen Daseyns sich bewußt wird; so müssen auch alle Darstel-

lungen im Umfange des menschlichen Sprachgebietes entweder der Prosa, oder der Dichtkunst, oder der Beredsamkeit angehören.

Allein nur die Zustände des Vorstellungsvermögens, d. h. die einzelnen Anschauungen, Begriffe, Urtheile, Ideen, und Bilder der Einbildungskraft können unmittelbar aus der Vorstellung in Darstellung übergehen; kein Zustand des Gefühls- und des Bestrebungsvermögens ist unmittelbar durch Sprache darstellbar, sondern nur vermittelst des Vorstellungsvermögens. Es müssen daher alle ursprüngliche Zustände des Gefühls- und des Bestrebungsvermögens, nach der unmittelbaren Ankündigung derselben im Bewußtseyn, in Vorstellungen übergehen, bevor sie nach außen durch Sprache dargestellt werden können. Ob nun gleich der ursprüngliche Charakter des Gefühls und der Bestrebung, bei dem Uebergange beider in den Kreis der Vorstellung, nicht ganz verloren geht, weil sonst keine selbstständige, von der Prosa verschiedene, Sprache der Dichtkunst und der Beredsamkeit möglich wäre; so beruht doch alle Darstellung vermittelst der Sprache zunächst auf der vorausgegangenen Vorstellung, — und deshalb ist, wie die Vorstellung selbst, alle Sprachdarstellung formell.

Denn etwas darstellen, heißt überhaupt: eine Anschauung davon geben, und den vorgestellten Gegenstand durch Versinnlichung in den Kreis der unmittelbaren Wahrnehmung bringen. Darstellung ist daher: erkennbare Versinnlichung von Vorstellungen. Nach dieser Begriffsbezeichnung stellen alle Künste dar; die Plastik und Malerei wie die Dichtkunst, die Baukunst wie die Redekunst (oder

Beredſamkeit), die Tanzkunſt und Mimik wie die Tonkunſt. Der Laokoon und die mediceiſche Venus iſt eben ſo Darſtellung, wie die büßende Magdalene, oder wie Klopſtocks Meſſias und Hallers Alpen; die Peterskirche in Rom, die Paulskirche in London, der Münſter in Straßburg eben ſo, wie eine weltliche Rede des Demoſthenes und Cicero, oder eine geiſtliche Rede Zollikofers und Reinhards. Nur daß jede Kunſt auf eine ihr eigenthümliche Weiſe darſtellt; die zeichnenden und bildenden durch Umriſſe, Figuren und Geſtalten; die Tanzkunſt und Mimik durch körperliche Stellungen und Gebärden; die Tonkunſt durch unarticulirte Töne; die Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit durch articulirte Töne, oder Worte.

Das allgemeinſte Merkmal der mündlichen und der ſchriftlichen Sprache iſt daher Darſtellung von Vorſtellungen durch Worte. Will man aber ausmitteln, ob der Darſtellung durch Worte entweder eine unmittelbare Vorſtellung, wie in der Sprache der Proſa, oder ein in Vorſtellung übergegangenes Gefühl, wie in der Sprache der Dichtkunſt, oder eine in Vorſtellung übergegangene Beſtrebung, wie in der Sprache der Beredſamkeit, zum Grunde liegt; ſo muß von der Form der Darſtellung der dargeſtellte Stoff unterſchieden werden. Denn obgleich das Gebiet der Sprache an ſich ganz formell iſt und nur die Form der Darſtellung, nicht aber den dargeſtellten Stoff umſchließt; ſo gehört es doch der Philoſophie der Sprache an, das Verhältniß des dargeſtellten Stoffes zur Form der Darſtellung, unter welcher er erſcheint, zu beſtimmen.

Das nachſtehende Gedicht von einem Unge-

lungen im Umfange des menſchlichen Sprachgebietes entweder der Proſa, oder der Dichtkunſt, oder der Beredſamkeit angehören.

Allein nur die Zuſtände des Vorſtellungsvermögens, d. h. die einzelnen Anſchauungen, Begriffe, Urtheile, Ideen, und Bilder der Einbildungskraft können unmittelbar aus der Vorſtellung in Darſtellung übergehen; kein Zuſtand des Gefühls- und des Beſtrebungsvermögens iſt unmittelbar durch Sprache darſtellbar, ſondern nur vermittelſt des Vorſtellungsvermögens. Es müſſen daher alle urſprüngliche Zuſtände des Gefühls- und des Beſtrebungsvermögens, nach der unmittelbaren Ankündigung derſelben im Bewußtſeyn, in Vorſtellungen übergehen, bevor ſie nach außen durch Sprache dargeſtellt werden können. Ob nun gleich der urſprüngliche Charakter des Gefühls und der Beſtrebung, bei dem Uebergange beider in den Kreis der Vorſtellung, nicht ganz verloren geht, weil ſonſt keine ſelbſtſtändige, von der Proſa verſchiedene, Sprache der Dichtkunſt und der Beredſamkeit möglich wäre; ſo beruht doch alle Darſtellung vermittelſt der Sprache zunächſt auf der vorausgegangenen Vorſtellung, — und deshalb iſt, wie die Vorſtellung ſelbſt, alle Sprachdarſtellung formell.

Denn etwas darſtellen, heißt überhaupt: eine Anſchauung davon geben, und den vorgeſtellten Gegenſtand durch Verſinnlichung in den Kreis der unmittelbaren Wahrnehmung bringen. Darſtellung iſt daher: erkennbare Verſinnlichung von Vorſtellungen. Nach dieſer Begriffsbezeichnung ſtellen alle Künſte dar; die Plaſtik und Malerei wie die Dichtkunſt, die Baukunſt wie die Redekunſt (oder

Beredſamkeit), die Tanzkunſt und Mimik wie die Tonkunſt. Der Laokoon und die mediceiſche Venus iſt eben ſo Darſtellung, wie die büßende Magdalene, oder wie Klopſtocks Meſſias und Hallers Alpen; die Peterskirche in Rom, die Paulskirche in London, der Münſter in Straßburg eben ſo, wie eine weltliche Rede des Demoſthenes und Cicero, oder eine geiſtliche Rede Zollikofers und Reinhards. Nur daß jede Kunſt auf eine ihr eigenthümliche Weiſe darſtellt; die zeichnenden und bildenden durch Umriſſe, Figuren und Geſtalten; die Tanzkunſt und Mimik durch körperliche Stellungen und Gebärden; die Tonkunſt durch unarticulirte Töne; die Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit durch articulirte Töne, oder Worte.

Das allgemeinſte Merkmal der mündlichen und der ſchriftlichen Sprache iſt daher Darſtellung von Vorſtellungen durch Worte. Will man aber ausmitteln, ob der Darſtellung durch Worte entweder eine unmittelbare Vorſtellung, wie in der Sprache der Proſa, oder ein in Vorſtellung übergegangenes Gefühl, wie in der Sprache der Dichtkunſt, oder eine in Vorſtellung übergegangene Beſtrebung, wie in der Sprache der Beredſamkeit, zum Grunde liegt; ſo muß von der Form der Darſtellung der dargeſtellte Stoff unterſchieden werden. Denn obgleich das Gebiet der Sprache an ſich ganz formell iſt und nur die Form der Darſtellung, nicht aber den dargeſtellten Stoff umſchließt; ſo gehört es doch der Philoſophie der Sprache an, das Verhältniß des dargeſtellten Stoffes zur Form der Darſtellung, unter welcher er erſcheint, zu beſtimmen.

Das nachſtehende Gedicht von einem Unge-

lungen im Umfange des menſchlichen Sprachgebietes entweder der Proſa, oder der Dichtkunſt, oder der Beredſamkeit angehören.

Allein nur die Zuſtände des Vorſtellungsvermögens, d. h. die einzelnen Anſchauungen, Begriffe, Urtheile, Ideen, und Bilder der Einbildungskraft können unmittelbar aus der Vorſtellung in Darſtellung übergehen; kein Zuſtand des Gefühls- und des Beſtrebungsvermögens iſt unmittelbar durch Sprache darſtellbar, ſondern nur vermittelſt des Vorſtellungsvermögens. Es müſſen daher alle urſprüngliche Zuſtände des Gefühls- und des Beſtrebungsvermögens, nach der unmittelbaren Ankündigung derſelben im Bewußtſeyn, in Vorſtellungen übergehen, bevor ſie nach außen durch Sprache dargeſtellt werden können. Ob nun gleich der urſprüngliche Charakter des Gefühls und der Beſtrebung, bei dem Uebergange beider in den Kreis der Vorſtellung, nicht ganz verloren geht, weil ſonſt keine ſelbſtſtändige, von der Proſa verſchiedene, Sprache der Dichtkunſt und der Beredſamkeit möglich wäre; ſo beruht doch alle Darſtellung vermittelſt der Sprache zunächſt auf der vorausgegangenen Vorſtellung, — und deshalb iſt, wie die Vorſtellung ſelbſt, alle Sprachdarſtellung formell.

Denn etwas darſtellen, heißt überhaupt: eine Anſchauung davon geben, und den vorgeſtellten Gegenſtand durch Verſinnlichung in den Kreis der unmittelbaren Wahrnehmung bringen. Darſtellung iſt daher: erkennbare Verſinnlichung von Vorſtellungen. Nach dieſer Begriffsbezeichnung ſtellen alle Künſte dar; die Plaſtik und Malerei wie die Dichtkunſt, die Baukunſt wie die Redekunſt (oder

Beredſamkeit), die Tanzkunſt und Mimik wie die Tonkunſt. Der Laokoon und die mediceiſche Venus iſt eben ſo Darſtellung, wie die büßende Magdalene, oder wie Klopſtocks Meſſias und Hallers Alpen; die Peterskirche in Rom, die Paulskirche in London, der Münſter in Straßburg eben ſo, wie eine weltliche Rede des Demoſthenes und Cicero, oder eine geiſtliche Rede Zollikofers und Reinhards. Nur daß jede Kunſt auf eine ihr eigenthümliche Weiſe darſtellt; die zeichnenden und bildenden durch Umriſſe, Figuren und Geſtalten; die Tanzkunſt und Mimik durch körperliche Stellungen und Gebärden; die Tonkunſt durch unarticulirte Töne; die Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit durch articulirte Töne, oder Worte.

Das allgemeinſte Merkmal der mündlichen und der ſchriftlichen Sprache iſt daher Darſtellung von Vorſtellungen durch Worte. Will man aber ausmitteln, ob der Darſtellung durch Worte entweder eine unmittelbare Vorſtellung, wie in der Sprache der Proſa, oder ein in Vorſtellung übergegangenes Gefühl, wie in der Sprache der Dichtkunſt, oder eine in Vorſtellung übergegangene Beſtrebung, wie in der Sprache der Beredſamkeit, zum Grunde liegt; ſo muß von der Form der Darſtellung der dargeſtellte Stoff unterſchieden werden. Denn obgleich das Gebiet der Sprache an ſich ganz formell iſt und nur die Form der Darſtellung, nicht aber den dargeſtellten Stoff umſchließt; ſo gehört es doch der Philoſophie der Sprache an, das Verhältniß des dargeſtellten Stoffes zur Form der Darſtellung, unter welcher er erſcheint, zu beſtimmen.

Das nachſtehende Gedicht von einem Unge-

nannten (entlehnt aus dem literar. Merkur, von Philippi redigirt, 1824, St. 74) verſinnlicht die innigſte Verſchmelzung des Stoffes mit der Form innerhalb der Form.

Die drei Küſſe.

Drei Küſſe nur, als Weihen in dem Leben
Sind deutungsvoll dem Sterblichen gegeben;
Nur drei, und heilig reine Lippen ſpenden
Sie dir bei deines Lebens Sonnenwenden.

Den erſten haucht mit ſchmerzensſüßem Lächeln
Die Mutter auf die Lippen, wann mit Fächeln
Des Lebens erſte Stunde dich umſchwebet,
Und dich des Daſeyns junge Glut durchbebet.

Bedeutungsvoll iſt dieſer Kuß und heilig:
Er weiht dich ein ins Leben, kurz und eilig;
Ins Leben, deſſen unbekannte Looſe
Noch ruhen in des Schickſals dunkelm Schooße.

Der zweite zuckt wie Himmelsfunken nieder,
Durchſchauert wie ein Aetherſtrom die Glieder,
Und trägt dich durch des Weltenalls Getriebe —
Das iſt der erſte Kuß der wahren Liebe.

Es knüpft an ihn ſich deines Schickſals Stunde,
Dein Himmel oder deines Lebens Wunde;
Die ſüßeſten, geheimnißvollſten Leiden,
Gemiſcht mit unbegreiflich bittern Freuden.

Der dritte wird dir weinend aufgedrungen,
Wann du im Tode endlich ausgerungen;
Du fühlſt ihn nicht, auch nicht der Freunde Qualen,
Mit denen ſie die letzte Schuld bezahlen.

Es iſt ein milder Troſt im herben Leben,
Daß dieſer Kuß dir einſtmals wird gegeben;
Dann biſt du frei, und dieſer Kuß begleitet
Dich in ein Land, wo keine Tugend leidet.

17.

d) Verschiedenheit des Stoffes und der Form in der Sprachdarstellung.

Die Philosophie lehrt, daß in jeder menschlichen Vorstellung Stoff und Form unterschieden werden können. Der Stoff ist nämlich das, was vorgestellt wird; die Form im Allgemeinen die Art und Weise, wie ein vorgestelltes Mannigfaltiges zur Einheit (zur Vorstellung) verbunden wird. Dies angewandt auf die Sprache; so muß auch die Philosophie der Sprache zwischen Stoff und Form — zwischen dem, was dargestellt wird, und zwischen der Art und Weise, wie etwas dargestellt wird — genau unterscheiden. Der Stoff in der Sprachdarstellung ist nämlich entweder Vorstellung, oder Gefühl, oder Bestrebung (die beide für den Zweck der Darstellung erst in Vorstellung übergehen müssen); die Form hingegen die Art und Weise, wie der Stoff durch Worte zur Einheit in der Darstellung gebracht wird.

Jede menschliche Vorstellung entsteht aber entweder aus einer äußern, oder einer innern Anschauung; entweder aus einem Eindrucke auf einen der fünf, an unserer Organisation angestellten, Sinne, oder aus einer Thätigkeit des innern Sinnes, wohin die Philosophie alle zum Bewußtseyn gelangte einzelne Zustände des Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögens rechnet. Es giebt daher für alle menschliche Vorstellungen, mithin auch für alle durch Sprache darzustellende Stoffe, nur zwei Quellen: eine äußere und eine innere; es sind entweder Stoffe der äußern uns umgebenden Natur, zu welcher wir selbst vermittelst un-

ſers Körpers gehören, — oder Stoffe des innern Sinnes, welche die geſammten einzelnen Thätigkeiten der drei geiſtigen Vermögen umſchließen.

Für die Darſtellung durch Sprache ergiebt ſich daraus die weſentlich verſchiedene, und innerhalb der Darſtellung ſelbſt nicht zu verkennende, Bezeichnung des Sinnlichen und des Nicht-Sinnlichen. Denn wenn gleich jedem Worte in der Sprache zunächſt eine Vorſtellung vorausgeht; ſo tritt doch in dem Ausdrucke ſelbſt die Verſchiedenheit des äußern und innern Stoffes innerhalb der Vorſtellung ſogleich hervor. So iſt das urſprüngliche Gepräge der vorhergegangenen äußern Anſchauung in den Begriffen von Sonne, Thurm, Sirius, Wirtemberg, Rußland, Ocean u. ſ. w. eben ſo wenig, wie das urſprüngliche Gepräge einer vorausgegangenen innern Anſchauung in der Idee der Unſterblichkeit, in dem Gefühle der Menſchenliebe, und in dem Beſtreben nach Reinheit des Willens zu verkennen. In Zacharia's Tageszeiten, in Kleiſts Frühling tritt uns ein Stoff entgegen, der aus der äußern Anſchauung urſprünglich ſtammt; dagegen ſind die Stoffe zu Klopſtocks Ode über die Unſterblichkeit und zu Koſegartens Hymne an die Tugend aus dem Kreiſe der innern Anſchauung entſprungen.

Jede Form, unter welcher etwas in der Sprache erſcheint, iſt daher an ſich die Verſinnlichung eines in der äußern oder innern Anſchauung gegebenen Stoffes durch Worte, und dieſe Verſinnlichung nennen wir Darſtellung durch Sprache. Ob nun gleich keine Form ohne Stoff gedacht werden kann; ſo gehört doch (§. 16) nur die Form, und nicht der Stoff, als ſolcher, in das wiſſenſchaftliche Gebiet der Darſtellung überhaupt

und der Sprachdarſtellung insbeſondere. Denn weil im ſtyliſtiſchen Erzeugniſſe der darzuſtellende Gegenſtand (der Stoff, die Materie) nur vermittelſt der Form, und wegen der Form erſcheint; ſo iſt auch die Philoſophie der Sprache (wie die Logik und Aeſthetik) eine reinformelle Wiſſenſchaft, deren Weſen durch die ſyſtematiſche Entwickelung der Bedingungen erſchöpft wird, unter welchen die Form innerhalb der Darſtellung als vollendete Einheit erſcheint. Die Beurtheilung deſſen, ob der dargeſtellte Stoff an ſich materielle Wahrheit enthalte, gehört alſo nicht in das Gebiet der Philoſophie der Sprache. (So kümmert es die Philoſophie der Sprache nicht, ob Schillers Fiesko, Karlos, Maria Stuart, Wallenſtein, Jungfrau von Orleans reingeſchichtliche Perſonen ſind, weil dies innerhalb des Gebietes der Geſchichte ausgemittelt werden muß: wohl aber entſcheidet die Philoſophie der Sprache über die Art und Weiſe, wie Schiller in dieſen Trauerſpielen Stoff und Form verband, und ob die Form das Gepräge der ſtyliſtiſchen Vollendung trägt. So haben die vorzüglichſten Kanzelredner die Unſterblichkeit, die Vergeltung nach dem Tode u. ſ. w. als Stoff zu ihren Vorträgen gewählt; allein derſelbe Stoff erſcheint bei Mosheim unter einer andern Form, als bei Reinhard und Ammon. So haben Luther und Fichte an und über die teutſche Nation geſprochen, aber beide in weſentlich verſchiedenen Formen. So haben Maſcow, Pütter, Schmidt, Heinrich, Poſſelt, Kotzebue, Menzel u. a. die Geſchichte der Teutſchen als Stoff behandelt; doch unter welchen himmelweit von einander abweichenden ſtyliſtiſchen Formen!)

Nicht alſo über den Stoff an ſich hat die Philoſophie der Sprache zu entſcheiden; wohl aber müſſen in ihr die beiden Fragen beantwortet werden:

1) wie Stoff und Form innerhalb der Sprachdarſtellung verbunden ſind; und

2) ob die ſtyliſtiſche Form ein in ſich zur Einheit verbundenes, abgeſchloſſenes und vollendetes Ganzes bildet.

18.

Beiſpiele für den erkennbaren Unterſchied der Abſtammung des dargeſtellten Stoffes aus der äußern oder innern Anſchauung.

a) Beiſpiel für die Abſtammung des dargeſtellten Stoffes aus dem Kreiſe der äußern Anſchauung.

Der Gewitterabend von Koſegarten (mit den Varianten in ſeinen Dichtungen, 6r Band, S. 92.)

Ja, wahrlich, du biſt ſchön! biſt einer ew'gen Milde
Und einer ew'gen Kraft unſträfliches Gebilde;
Du meiner Wallfahrt Land, du Land, das mich gebahr,
Mich ſäugte, mich erzog, mir Wieg' und Amme war,
Mich dreißig Frühlinge mit ſeinen Roſen kränzte,
Mir im kryſtallnen Schnee durch dreißig Winter glänzte,
Mich einſt, wenn dieſem Staub der höh're Hauch entſchwebt,
In ſeinen Schoos begräbt.

Schön biſt du Erde, ſchön im goldnen Sommerkleide;
Dich grüßt mein Preisgeſang; dich feiert meine Freude;
Sieh, wie die gelbe Saat die ſchweren Häupter neigt!

Wie unter ſeiner Laſt das ſchlanke Reis ſich beugt!
Wie auf der fetten Triſt die ſatte Heerde hüpfet,
Wie durch das hohe Gras das Sonnenwürmchen ſchlüpfet;
Horch, wie der Wachtelſchlag im Weizen, tief im Wald
Der Droſſel Flöt' erſchallt!

Doch ſchwüler wird die Luft; die Kreaturen ächzen;
Die matte Schöpfung ſtöhnt; die welken Fluren lechzen.
Allvater winkt, und ſchnell klimmt ſchwarze Wetternacht
Herauf aus Süd und Weſt. Des Sturmes Kraft erwacht.
Es blitzt. Der Donner grollt. Das Bodenfeſte zittert.
Das wilde Weltmeer tobt. Der Eichwald dampft und splittert.
Der Haingeſang erſtummt. Das ſcheue Roß entfleucht,
Und Held und Memm' erbleicht.

Allvater lächelt. Schnell erſtummt der Donner Rafen.
Der Blitze Glut erliſcht. Des Sturms verheerend Blaſen
Wird leiſes Wehn; es ſchweigt das aufgewühlte Meer....
Schön, Erde, iſt dein Ruhn nach Wettern, ſchön und hehr.
Dein Zürnen wird zur Huld, dein Schelten wird zum Segen.
Der Wolken Fülle rauſcht; ſchon rieſeln laue Regen.
Nun trinkt, was durſtete; nun labt ſich die Natur.
Nun jubeln Wald und Flur.

Die Dünſte fliehn. Die Luft verklärt ſich. Groß und milde
Beglänzt die Abendſonn' die träufelnden Gebilde.
Wie blitzt in ihrem Glanz, wie funkeln Bach und Au'!
Wie düſter ſteht der Wald, das ferne Meer, wie blau!
Sie ſinkt; der Weſten glüht. Der müde Landmann feiert,
Die Heerden kehren heim; der braune Abend ſchleiert
Das Feld, das ſtille Dorf, den feiervollen Hain
In ſeinen Mantel ein.

Sie kommt, gewünſcht dem Gram, ſie kommt, erſehnt dem Müden,
Die ſüße, ſüße Nacht, und träufelt Troſt und Frieden
In jede wunde Bruſt, und ſchließt zu ſanfter Ruh
Und holder Träumerei die naſſen Wimper zu.
Es ſcheint der ſtille Mond in des Verlaßnen Kammer
Durchs enge Fenſterchen, und weint in ſeinen Jammer.
Der wache Weiſe ſinnt in ernſter Dunkelheit
Gott, Grab und Ewigkeit.

Ja wahrlich du biſt ſchön, mein mütterlich Gefilde!
Biſt einer ewgen Kraft und einer ewgen Milde
Unſträflich Meiſterwerk! Geſegnet ſeyſt du mir!
Geſegnet und gewünſcht, ſo lang ich wall' auf dir!
Geſegnet jede Luſt, geſegnet jeder Kummer,
Der deiner Bruſt entquillt . . . willkommen einſt der Schlummer
In deinem kühlen Schoos, der alle Unruh ſtillt,
Und allen Jammer hüllt.

b) Beiſpiel für die Abſtammung des dargeſtellten Stoffes aus dem Kreiſe der innern Anſchauung.

Die Zeit, von Heydenreich.

Woher, woher, du brauſender Strom der Zeit
Mit deiner wilden toſenden Flut, woher?
Aus welcher Quelle ſprangſt du einſt mit
Raſendem Wüthen zur Erde nieder?

Wild ſchmettert an mein zitterndes ſcheues Ohr
Dein Wogenſturz; — die ewige Seele bebt;
Und wo ich wandle, hör' ich immer,
Immer das Toſen von deinem Sturze.

Der Frühlingslüfte lindes Gesäusel stirbt
Von dem Gebrauch'; ich sehe der Nachtigall
Gesängevolle Kehle zittern;
Aber mich fliehn die süßen Lieder.

„In meinen Schlünden mödern Jahrhunderte;"
Brüllst du mit wildem schrecklichen Rauschen mir,
„Die ersten Pulse der Naturen
Schlugen, — da stürzt' ich vom Quelle nieder!"

„Sieh, zahlenlose Schaaren Gerippe schleift
Mein Strom von dannen; Trümmer von Städten ruhn
In meinen Tiefen, und zerstörte
Felsen und Berge der heiligen Erde."

„An Gottes Sonnen schlag' ich die wilde Flut,
Und sieh, ihr ew'ger blendender Glanz verlischt;
Und ihre Sphären — gleich gefallnen
Helden entstürzen sie mattes Lebens."

Wohin, wohin, du brausender Strom der Zeit
Mit deiner wilden reißenden Flut, wohin?
Wann wird der Felsensturz von deinen
Rasenden Wogen sich einmal enden?

Ha, spotte stolzer brausender Strom du nicht!
Auch sie versiegt einst, deine gewalt'ge Flut;
Dann wirst du nimmer Gottes Sonnen,
Nimmer die Felsen und Berge stürzen.

Welch ein Komet mit schrecklichen Gluten rollt
Dir schon entgegen? Taumle zurück, o Strom!
Denn wisse: Ewigkeit heißt jener
Wilde Verzehrer von deinen Wogen.

Er senkt im Grimm den glühenden Feuerschweif,
Und es versiegt die ewige Flut vor ihm;
Ich seh den Schauplatz deiner Tiefen,
Schaaren von Trümmern und Moderbeinen.

Und Sieg, es leben alle Gerippe auf,
Die deines Meeres gieriger Schlund begrub,
Und über deinen trocknen Tiefen
Weht der Unſterblichkeit milder Athem.

19.

Fortſetzung des §. 17.

Wenn gleich der Stoff, welcher durch Sprache dargeſtellt wird, an ſich nicht in das Gebiet der Philoſophie der Sprache gehört (§. 17.), ſondern nach ſeinem Inhalte in demjenigen Kreiſe der menſchlichen Erkenntniß geprüft werden muß, aus welchem er ſtammt; ſo iſt es doch nicht gleichgültig, wie Stoff und Form in der Sprachdarſtellung verbunden ſind, weil die Fehlerhaftigkeit und Unvollkommenheit, ſo wie die Gediegenheit und Vollendung der ſtyliſtiſchen Form zunächſt von dieſer Verbindung des Stoffes mit der Form abhängt. Es müſſen daher in der Philoſophie der Sprache gewiſſe Bedingungen aufgeſtellt werden, um den Maasſtab auszumitteln, nach welchem die Art und Weiſe der Verbindung des Stoffes mit der Form in der Sprachdarſtellung beurtheilt wird, ſobald dieſer Form das Gepräge der Vollendung zukommen ſoll.

Die Vollendung der ſtyliſtiſchen Form beruht allerdings, wie bei jedem andern Kunſterzeugniſſe, zuerſt auf der unauflöslichen und unzertrennlichen Verbindung des Stoffes mit der Form. Weil aber jedem, auch dem elendeſten Kunſterzeugniſſe dieſe unauflösliche und unzertrennliche Verbindung des Stoffes mit der Form zukommt, ſo daß nur durch die völlige Vernichtung der Form die Verbindung des Stoffes und der Form aufgelöſet werden könnte (z. B. in dem unvollkommenſten Ge-

mälde, in dem abstoßendsten Werke der plastischen Kunst); so muß zu der unauflöslichen und unzertrennlichen Verbindung des Stoffes und der Form noch hinzukommen, daß die Form ein zur Einheit verbundenes, abgeschlossenes und vollendetes Ganzes bilde, wenn anders der Form der Charakter der Gediegenheit und Vollendung beigelegt werden soll.

a) Beispiele der unauflöslichen und unzertrennlichen Verbindung des Stoffes mit der Form bei entschiedener Unvollkommenheit der Form:

1) In Loschwitz bei Dresden ward ein Fleischer von einem Ochsen tödtlich verwundet. Seine Familie ließ ihm folgende Grabschrift setzen:

Durch eines Ochsens Stoß
Kam ich ins Himmels-Schoos.
Mußt' ich auch hier erblassen
Und Weib und Kind verlassen;
So kam ich doch zur Ruh
Durch dich, du Rindvieh, du!

2) Zweites Beispiel aus Kastendieck's Versuch einer in Versen bearbeiteten Erdbeschreibung von Europa (Leipzig, 1818. S. 91.).

Das Königreich Sachsen.

Dies Königreich ist an der Elbe gelegen,
Dreihundert und sechzig Quadratmeilen groß;
Und wenn wir die Zahl der Bewohner erwägen,
So nähert's zwölfhunderttausend in seinem Schoos.
Dies Land ist im Ganzen sehr fruchtbar zu nennen,
Und trefflicher Anbau ist nicht zu verkennen.
Wir sehen die Elbe als Hauptfluß hier fließen,

Und Sieg,
Die deines
Und üb
Weht

darg
Phi
na
n
r

Worein sich die Elbe und Weide ergießen.
Die Landwirthschaft sind sehr viel Getreide,
Das Obst und Gemüse, nebst Wein und Viehweide;
Man ist's reich an Rindvieh, an Schweinen und Pferden,
Von edleren Schafen hat's zahlreiche Heerden.
Dann liefert es Leipziger Lerchen zu Tisch,
So wie auch viel Wildpret und sehr guten Fisch.
Noch hat es viel Silber, Zinn, Eisen und Blei
Viel Salz und min'ralische Quellen dabei;
Auch Sandstein und Marmor, wie edlere Steine,
Besonders Thonerde sehr viele und feine,
Woraus man jetzt sehr schönes Porzelan macht;
Die Kunst ist in Meißen schon recht weit gebracht.
Fabriken von jeder Art sehn wir hier blühn,
Auch bringet der Handel jetzt großen Gewinn.
Von jeher hat Sachsen die schönsten Anstalten
Für Industrie, Landbau, für Wissenschaft, Kunst,
Die sucht die Regierung im Flor zu erhalten;
Denn selbst der Regent auch beehrt sie mit Gunst.
Seht, hier an der Elbe ist Dresden gelegen,
Als Haupt- und Residenzstadt sehr wohl bekannt;
Wenn wir ihre Lage und Schönheit erwägen,
So wird sie mit Recht wohl vortrefflich genannt.
Man kann hier viel Merkwürd'ges jeder Art sehn,
Auch viele Fabriken sind vorzüglich schön.
An der Elbe ist Meißen, wie auch Pirna,
Sehr schöne Fabriken und Schulen sind da.
Bemerket die Bergfestung den Königstein,
So wie die Fabrikstadt, genannt Großenhayn.
Nun laßt uns zur Pleiße nach Leipzig hingehen,
Da haben wir manches Merkwürd'ge zu sehen.
Als Handelsstadt wichtig, mit sehr großen Messen,
Ist hier auch die Völkerschlacht nicht zu vergessen.
Als Akademie auch ist sie uns bekannt;

Ihr Büchermarkt wird wohl der größte genannt.
An der Mulde ist Wurzen, so wie auch Grimma,
Sehr schöne Fabriken und Schulen sind da.
Jetzt woll'n wir auch Städte des Erzgebirg's nennen,
Und lernen an der Mulde Freyberg erst kennen,
Berühmt durch sehr wichtige Bergwerksanstalten;
Da kann man noch mancherlei Kenntniß erhalten.
Auch Chemnitz ist hier eine merkwürd'ge Stadt,
Die Baumwolln-Fabriken und Bleichen auch hat.
An der Elster im Voigtland liegt die Stadt Plauen,
Bei Oelsnitz da könnt ihr den Perlenfang schauen.
Merkt Bauzen, das dort in der Lausitz gelegen,
Ist wichtig der Schulen und Fabriken wegen.
Hier sehn wir Herrnhut auch, Camenz und Löbau,
Voll schöner Fabriken in Tuch und Leinwand;
Vorzüglich noch wichtig ist hier auch Zittau,
Durch Manufacturen und Schulen bekannt.
Noch sind an der Mulde drei Städte zu sehen,
Die unter der Hoheit von Sachsen jetzt stehen.
Die eine hier, Waldenburg ist ziemlich groß,
Mit wicht'gen Fabriken und recht hübschem Schloß.
Die andern dort, Glauchau und Penig genannt,
Sind durch Manufacturen auch rühmlich bekannt.

b) Beispiel der unauflöslichen und unzertrennlichen Verbindung des Stoffes mit der Form bei hoher Vollendung der stylistischen Form:

Luther,

eine Beschwörung von Adolph Müllner (am Vorabende des dreihundertjährigen Jubiläums der Kirchenverbesserung im Jahre 1817, welches mit Untergange der Sonne von allen Thürmen eingelautet ward).

Hörst du vom Thurm der Glocken ehrne Zungen?
Wach' auf, dreihundertjähr'ger Schläfer, dich —
Dich rufen sie, einstimmig, feierlich,
Dich, der die Welt dem Teufel abgerungen!

Denn sie war sein, wenn du sie nicht gespalten;
Nicht ohne Scheidung konnten Nacht und Licht,
Glaub' und Vernunft, in reinem Gleichgewicht
Auf leis bewegter Wage sich erhalten.

Wach' auf! Jetzt trennt ein andrer Riß die Meinung,
Der Glaube hadert um ein irdisch Recht,
Die Welt zerfällt in Herrscher und in Knecht,
Weisheit und Hochmuth weigern die Vereinung.

Jetzt ist der Erd' ein Mann der Kraft vonnöthen,
Wie du dich einst der Christenheit bewährt;
Die Brust von Erz, die Zung' ein feurig Schwert,
Die Ferse ein Fels, die Lüge zu zertreten.

Erwache, Starker, von dem Schlaf der Todten,
Steig' aus der Gruft zu deinem Volk' empor.
Dein mächtigs Wort schall' in der Mächt'gen Ohr,
Wie du es Papst und Kaiser einst geboten.

Zerbrich den Herrscherstolz! In Banden schlage
Der Völker wüsten, nimmersatten Trieb!
Poch' auf das Buch, das Gottes Finger schrieb,
Und stifte Frieden zwischen Raub und Klage.

Doch lebend nicht tritt unter die Lebend'gen;
Ein Todter komm, mit Leichenangesicht,
Der Kunde bringt vom ewigen Gericht,
Und Schreck verbreitet, rohe Lust zu bänd'gen!

Denn so verworren nun sind Recht' und Pflichten,
So wild geworden ist das Blut der Zeit,
So dreist verletzt die Obmacht Wort und Eid,
So strafbar ist betrogner Hoffnung Dichten;

So durch einander in verfallnen Schranken
Treibt Meinung sich, und Will' und halbe That,
So wuchernd durch die kaum entsproßne Saat
Zieht, Schlangen gleich, das Unkraut seine Ranken;

So kühn ward Furcht vor freier Geister Streben,
So ängstlich-schüchtern das Vertraun,
So grundzerstörend das geschäft'ge Baun,
So todt in allen Adern ist das Leben:

Daß, diesmal Sinn und Unsinn zu versöhnen,
Lebend'ges Wort umsonst die Luft bewegt. —
Komm, kühner Mönch, wie man dich hingelegt,
Als Leiche komm', und sprich in Geistertönen!

20.

e) Bedingungen für die Beurtheilung einer vollendeten Form der Darstellung.

Da nicht die bloße Unzertrennbarkeit und Unauflösbarkeit des Stoffes und der Form, sondern die Erhebung der Form zu einer innig verbundenen und in sich abgeschlossenen Einheit, über die Gediegenheit und Vollendung derselben entscheidet; so muß es gewisse Bedingungen geben (§. 19.), die als Maasstab aufgestellt werden, um darnach die Vollendung der einzelnen Formen der Sprachdarstellung zu beurtheilen und zu prüfen. Diese Bedingungen sind theils logisch und grammatisch, theils ästhetisch; d. h. sie entspringen theils aus der Denk- und Sprachlehre, theils aus der Kunstlehre.

21.

α) Die logisch-grammatischen Bedingungen.

Ob gleich der durch Sprache dargestellte Stoff

nach ſeinem Inhalte aus den verſchiedenſten Kreiſen und Gebieten der menſchlichen Erkenntniß und aus den im Bewußtſeyn wahrnehmbaren einzelnen Zuſtänden der drei geiſtigen Vermögen ſtammt; ſo muß doch innerhalb der Philoſophie der Sprache zunächſt darüber entſchieden werden, ob er richtig gedacht und richtig durch Sprache ausgedrückt worden iſt. Das erſte kann nur nach logiſchen, das zweite nach grammatiſchen Geſetzen ausgemittelt werden.

Denn weil nichts durch Sprache dargeſtellt werden kann, was nicht vorher von dem menſchlichen Geiſte gedacht worden iſt; ſo iſt die erſte Frage bei allem durch Sprache Dargeſtellten darnach, ob es richtig gedacht ward, und dieſe Frage kann blos durch die Zurückführung des Gedachten auf die in der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Vorſtellungsvermögens enthaltenen Geſetze und Formen alles Denkens beantwortet werden.

Die drei höchſten Denkgeſetze ſind: das Geſetz der logiſchen Möglichkeit, der logiſchen Wirklichkeit, und der logiſchen Nothwendigkeit. Durch dieſe Denkgeſetze werden die drei Grade der formellen Wahrheit bezeichnet, inwiefern die formelle Wahrheit dadurch von der materiellen ſich unterſcheidet, daß die erſte in der Uebereinſtimmung des Gedachten mit den Denkgeſetzen, die zweite in der Uebereinſtimmung des Gedachten mit den außer uns vorhandenen wirklich erkannten Gegenſtänden beſteht. Die Abſtufung der drei Grade der formellen Wahrheit wird aber in der Sprache durch die drei Worte: es kann, es iſt, es muß bezeichnet. So können die verſchiedenen Himmels-

körper von lebendigen und vernünftigen Geschöpfen bewohnt seyn; denn dies ist, nach dem ersten Denkgesetze, möglich. Es findet, nach der Vernunft, kein Widerspruch in der Verbindung des Subjects und Prädicats statt (nach dem sogenannten principium contradictionis). — So sagen wir aus: der menschliche Geist ist unsterblich, und Gott ist gerecht, — weil, nach der Vernunft, ein geistiges Wesen nicht als vergänglich, und eben so wenig der sittliche Urheber des Weltalls als ungerecht gedacht werden kann. Es tritt, nach der Vernunft, die logische Wirklichkeit bei der Verbindung des Subjects und Prädicats ein (nach dem sogenannten principium rationis sufficientis). — Wir können aber auch die von der Vernunft erkannte (logische) Nothwendigkeit in dem Verhältnisse zwischen Subject und Prädicat bezeichnen, die entweder eine mathematische oder eine moralische Nothwendigkeit ist, inwiefern die erste auf allen bewiesenen Sätzen der Größenlehre, die zweite auf der Zurückführung eines philosophischen Satzes auf den Zusammenhang desselben mit dem Sittengesetze selbst und mit der sittlichen Weltordnung beruht. Z. B. ist Gott gerecht; so muß er das Gute belohnen und das Böse bestrafen. (In den Schulen heißt dieses dritte Denkgesetz das principium exclusi tertii.)

Diese drei Denkgesetze sind also der höchste Maasstab für alle formelle Wahrheit; es mögen nun, nach den einzelnen Formen alles Denkens, die einzelnen Gedanken und Vorstellungen eingekleidet seyn: als Begriffe, als Urtheile und Schlüsse, und diese wieder in den größern Formen des Denkens: als Definitionen, als De-

ſcriptionen, als Diſtinctionen, als Deductionen (oder Expoſitionen), als Partitionen, oder als Diviſionen.

Die Definition iſt ein Satz, in welchem die eigenthümlichen Merkmale eines Subjects, ſo weit wir ſie kennen, vollſtändig und gedrängt angegeben und richtig unter ſich verbunden werden, um das Weſen deſſelben erſchöpfend darzuſtellen. (Z. B. die Pflicht beſteht in der Verbindlichkeit zu guten Handlungen. — Organiſirt nennen wir diejenigen ſinnlichen Geſchöpfe, zwiſchen deren Anlagen ein Verhältniß ſtatt findet, durch welches dieſe Anlagen gegen einander als Zweck und Mittel ſich verhalten, und wo, durch dieſes Verhältniß, das ganze Weſen der Erſcheinung beſtimmt und erſchöpft wird. — Die Selbſtſchätzung beſteht in der Fertigkeit, die Größe ſeiner erworbenen Vollkommenheiten und Verdienſte der Wahrheit gemäß zu beſtimmen.)

Die Deſcription iſt die beſchreibende Angabe der Merkmale eines Gegenſtandes, durch welche man eine deutliche und vollſtändige Vorſtellung von demſelben hervorbringen will. Sie tritt an die Stelle der Definition, wenn dieſe entweder nicht möglich (z. B. bei Gegenſtänden, deren Weſen nicht erſchöpfend nach ſeinen Merkmalen dargeſtellt werden kann), oder nicht nöthig (z. B. in Volks- und Kinderſchriften) iſt. (So giebt Reinhard folgende Deſcription der Wißbegierde. „Es iſt in der menſchlichen Seele ein Trieb, der ſie veranlaßt, ihre Vorſtellungen beſtändig zu vermehren und zu verbeſſern. Dieſer Trieb regt ſich bei allen Menſchen, welche geſunde Empfindungswerkzeuge haben, ſehr früh,

und läßt sich, ehe er eine bestimmte Richtung auf eine gewisse Art von Gegenständen erhält, auf alles ein, was die Außenwelt ihm darstellt. Wenn die Bildung des Menschen weiter fortschreitet, und seine Denkkräfte an Uebung und Stärke zunehmen; so fängt die Wißbegierde an, sich nicht blos mit dem zu begnügen, was sie von außen her empfängt, sondern auch den Inhalt der gesammelten Anschauungen zu prüfen, durch Bearbeitung derselben neue Begriffe zu bilden, in den Tiefen des menschlichen Wesens selbst zu forschen, und sich gleichsam eine eigene Welt von Vorstellungen zu erschaffen. Hat sie diese Richtung genommen; so kann man sie die Neigung zur Speculation nennen. Menschen von lebhaftem Verstande überlassen sich dieser Neigung um so lieber, je stärker und angenehmer das Gefühl ist, welches sie bei Befriedigung derselben von ihrer Selbstthätigkeit erhalten. Mangel und Elend, wo es selbst an den unentbehrlichsten Bedürfnissen fehlt; Ausschweifungen, Aberglaube und Vorurtheile sind übrigens die vornehmsten Ursachen, welche die Wißbegierde bei den meisten Menschen mehr oder weniger schwächen und unterdrücken.")

Die Distinction besteht theils in der genauen und vollständigen Angabe der verschiedenen einzelnen Begriffe, die in einem und demselben Worte enthalten sind (z. B. Interesse — diese Wissenschaft umschließt er mit vielem Interesse; — er sieht blos auf sein Interesse; — dieses Auge hat viel Interesse); theils in der bestimmten und erschöpfenden Angabe der innern Verschiedenheit mehrerer scheinbar gleichgeltender und ihrem

Gegenstande nach verwandter Begriffe. (So hat Reinhard in s. Moral folgende Distinctionen: „Die ängstliche Sorge für Vermögen besteht in einem solchen Bestreben, Eigenthum zu erlangen, zu erhalten und zu vermehren, das mit großer Unruhe des Geistes und sichtbarer Gleichgültigkeit gegen andere wichtige Zwecke und Güter verknüpft ist. Die Kargheit ist derjenige Fehler, wo man sein Vermögen auch durch pflichtmäßige Ausgaben nicht vermindern lassen will. Die Habsucht ist die unmäßige Begierde nach allen Arten des Eigenthums, die sich zur Erlangung desselben jedes Mittel erlaubt, wovon sie sich Vortheile verspricht. Der Eigennutz besteht in dem ängstlichen Bestreben, auch den kleinsten Vortheil sich nicht entgehen zu lassen. Die Gewinnsucht zeigt sich in dem überwiegenden und hervorstechenden Bestreben, ansehnliche Vortheile zu erhalten. Der Geiz ist das Laster, wo man das Eigenthum als den letzten Zweck aller seiner Bestrebungen liebt, und daher sein Vermögen, mit Hintansetzung seiner übrigen Pflichten, zu vermehren und zu erhalten sucht. Der Diebstahl endlich begreift jede That in sich, durch welche man einem andern einen Theil seines Vermögens auf eine listige und unrechtmäßige Art entzieht.")

Die Deduction (oder Exposition) besteht in der Ableitung eines oder mehrerer zu findenden Begriffe aus einem gegebenen, vermittelst der logisch geordneten und vollständigen Aufstellung der Mittelbegriffe zwischen beiden. Der gegebene Begriff steht an der Spitze, der zu findende am Schlusse der Deduction. (Deduc-

tion der Unsterblichkeit der Seele aus dem Begriffe der Gerechtigkeit Gottes.

1) Gott ist gerecht.

2) Ist Gott gerecht; so belohnt er das Gute und bestraft das Böse.

3) Die völlige Ausgleichung dieser Belohnung und Bestrafung mit den guten und bösen Handlungen geschieht aber nicht auf dieser Erde.

4) Es muß also, nach dem Tode, einen Zustand der Vergeltung geben.

5) Die menschliche Seele wird in diesen Zustand der Vergeltung übergehen.

6) Die menschliche Seele muß daher unsterblich seyn.)

Partitionen und Divisionen sind größere logische Ganze, die dadurch entstehen, daß man eine vollständige Ideenreihe (oder einen Gesammtkreis in sich nothwendig zusammenhängender Begriffe), nach ihrem Verhältnisse unter sich und nach ihrer natürlichen und nothwendigen Abstufung, Gleichstellung (Coordination) oder Unterordnung (Subordination) zu einem zusammenhängenden und den dargestellten Gegenstand erschöpfenden Ganzen verbindet. — Die Partition entsteht, wenn ein Satz (Thema), als ein logisches Ganzes, nach den in ihm enthaltenen Subjects- und Prädicatsbegriffen, und zwar nach dem nothwendigen innern Verhältnisse dieser Begriffe gegen einander, in seine Theile erschöpfend aufgelöset wird. Wenn aber in einem Satze ein generischer Begriff enthalten ist, der in seine Species, nach dem Verhältnisse der Coordination und Subordination dieser Begriffe gegen einander, aufgelöset wird; so entsteht die Division. In

Gegenstande nach verwandter Begriffe. (So hat Reinhard in s. Moral folgende Distinctionen: „Die ängstliche Sorge für Vermögen besteht in einem solchen Bestreben, Eigenthum zu erlangen, zu erhalten und zu vermehren, das mit großer Unruhe des Geistes und sichtbarer Gleichgültigkeit gegen andere wichtige Zwecke und Güter verknüpft ist. Die Kargheit ist derjenige Fehler, wo man sein Vermögen auch durch pflichtmäßige Ausgaben nicht vermindern lassen will. Die Habsucht ist die unmäßige Begierde nach allen Arten des Eigenthums, die sich zur Erlangung desselben jedes Mittel erlaubt, wovon sie sich Vortheile verspricht. Der Eigennutz besteht in dem ängstlichen Bestreben, auch den kleinsten Vortheil sich nicht entgehen zu lassen. Die Gewinnsucht zeigt sich in dem überwiegenden und hervorstechenden Bestreben, ansehnliche Vortheile zu erhalten. Der Geiz ist das Laster, wo man das Eigenthum als den letzten Zweck aller seiner Bestrebungen liebt, und daher sein Vermögen, mit Hintansetzung seiner übrigen Pflichten, zu vermehren und zu erhalten sucht. Der Diebstahl endlich begreift jede That in sich, durch welche man einem andern einen Theil seines Vermögens auf eine listige und unrechtmäßige Art entzieht.")

Die Deduction (oder Exposition) besteht in der Ableitung eines oder mehrerer zu findenden Begriffe aus einem gegebenen, vermittelst der logisch geordneten und vollständigen Aufstellung der Mittelbegriffe zwischen beiden. Der gegebene Begriff steht an der Spitze, der zu findende am Schlusse der Deduction. (Deduc-

tion der Unsterblichkeit der Seele aus dem Begriffe der Gerechtigkeit Gottes.

1) Gott ist gerecht.

2) Ist Gott gerecht; so belohnt er das Gute und bestraft das Böse.

3) Die völlige Ausgleichung dieser Belohnung und Bestrafung mit den guten und bösen Handlungen geschieht aber nicht auf dieser Erde.

4) Es muß also, nach dem Tode, einen Zustand der Vergeltung geben.

5) Die menschliche Seele wird in diesen Zustand der Vergeltung übergehen.

6) Die menschliche Seele muß daher unsterblich seyn.)

Partitionen und Divisionen sind größere logische Ganze, die dadurch entstehen, daß man eine vollständige Ideenreihe (oder einen Gesammtkreis in sich nothwendig zusammenhängender Begriffe), nach ihrem Verhältnisse unter sich und nach ihrer natürlichen und nothwendigen Abstufung, Gleichstellung (Coordination) oder Unterordnung (Subordination) zu einem zusammenhängenden und den dargestellten Gegenstand erschöpfenden Ganzen verbindet. — Die Partition entsteht, wenn ein Satz (Thema), als ein logisches Ganzes, nach den in ihm enthaltenen Subjects- und Prädicatsbegriffen, und zwar nach dem nothwendigen innern Verhältnisse dieser Begriffe gegen einander, in seine Theile erschöpfend aufgelöset wird. Wenn aber in einem Satze ein generischer Begriff enthalten ist, der in seine Species, nach dem Verhältnisse der Coordination und Subordination dieser Begriffe gegen einander, aufgelöset wird; so entsteht die Division. In

Gegenstande nach verwandter Begriffe. (So hat Reinhard in s. Moral folgende Distinctionen: „Die ängstliche Sorge für Vermögen besteht in einem solchen Bestreben, Eigenthum zu erlangen, zu erhalten und zu vermehren, das mit großer Unruhe des Geistes und sichtbarer Gleichgültigkeit gegen andere wichtige Zwecke und Güter verknüpft ist. Die Kargheit ist derjenige Fehler, wo man sein Vermögen auch durch pflichtmäßige Ausgaben nicht vermindern lassen will. Die Habsucht ist die unmäßige Begierde nach allen Arten des Eigenthums, die sich zur Erlangung desselben jedes Mittel erlaubt, wovon sie sich Vortheile verspricht. Der Eigennutz besteht in dem ängstlichen Bestreben, auch den kleinsten Vortheil sich nicht entgehen zu lassen. Die Gewinnsucht zeigt sich in dem überwiegenden und hervorstechenden Bestreben, ansehnliche Vortheile zu erhalten. Der Geiz ist das Laster, wo man das Eigenthum als den letzten Zweck aller seiner Bestrebungen liebt, und daher sein Vermögen, mit Hintansetzung seiner übrigen Pflichten, zu vermehren und zu erhalten sucht. Der Diebstahl endlich begreift jede That in sich, durch welche man einem andern einen Theil seines Vermögens auf eine listige und unrechtmäßige Art entzieht.")

Die Deduction (oder Exposition) besteht in der Ableitung eines oder mehrerer zu findenden Begriffe aus einem gegebenen, vermittelst der logisch geordneten und vollständigen Aufstellung der Mittelbegriffe zwischen beiden. Der gegebene Begriff steht an der Spitze, der zu findende am Schlusse der Deduction. (Deduc-

tion der Unsterblichkeit der Seele aus dem Begriffe der Gerechtigkeit Gottes.

1) Gott ist gerecht.

2) Ist Gott gerecht; so belohnt er das Gute und bestraft das Böse.

3) Die völlige Ausgleichung dieser Belohnung und Bestrafung mit den guten und bösen Handlungen geschieht aber nicht auf dieser Erde.

4) Es muß also, nach dem Tode, einen Zustand der Vergeltung geben.

5) Die menschliche Seele wird in diesen Zustand der Vergeltung übergehen.

6) Die menschliche Seele muß daher unsterblich seyn.)

Partitionen und Divisionen sind größere logische Ganze, die dadurch entstehen, daß man eine vollständige Ideenreihe (oder einen Gesammtkreis in sich nothwendig zusammenhängender Begriffe), nach ihrem Verhältnisse unter sich und nach ihrer natürlichen und nothwendigen Abstufung, Gleichstellung (Coordination) oder Unterordnung (Subordination) zu einem zusammenhängenden und den dargestellten Gegenstand erschöpfenden Ganzen verbindet. — Die Partition entsteht, wenn ein Satz (Thema), als ein logisches Ganzes, nach den in ihm enthaltenen Subjects- und Prädicatsbegriffen, und zwar nach dem nothwendigen innern Verhältnisse dieser Begriffe gegen einander, in seine Theile erschöpfend aufgelöset wird. Wenn aber in einem Satze ein generischer Begriff enthalten ist, der in seine Species, nach dem Verhältnisse der Coordination und Subordination dieser Begriffe gegen einander, aufgelöset wird; so entsteht die Division. In

dem Thema der Partition sind daher die Theile des Ganzen schon enthalten und ausgedrückt; in dem Thema der Division hingegen findet sich blos der generische Begriff nach seiner Allgemeinheit ausgedrückt, der nach seinem Umfange in der Eintheilung weiter entwickelt wird.

A) Partition.

Ueber den Zusammenhang der Ueberzeugung von der Unveränderlichkeit Gottes mit der Ruhe unsers Lebens.

1) Worin besteht die Ueberzeugung von der Unveränderlichkeit Gottes?

a) in der Ueberzeugung, daß Gott, bei allen Veränderungen der Dinge, seinem Wesen und seinen Eigenschaften nach unveränderlich derselbe bleibt;

b) in der Ueberzeugung, daß die Gesetze Gottes, nach denen alles erfolgt, in ihrer uneingeschränkten und unverminderten Kraft bleiben;

c) in der Ueberzeugung, daß der große Plan Gottes mit den sittlichen Geschöpfen unabhängig ist von dem Schicksale der sichtbaren Welt.

2) In welchem Zusammenhange steht diese Ueberzeugung von der Unveränderlichkeit Gottes mit der Ruhe unsers Lebens?

a) Ist Gottes Wesen unveränderlich; so ist auch der Geist des Menschen zu einer ewigen Fortdauer bestimmt.

b) Sind die Gesetze Gottes unveränderlich; so hängt unsere Ruhe von der Befolgung derselben ab.

c) Reicht der Plan Gottes mit den Menschen hinüber in die Ewigkeit; so bleiben wir ewig unter dem Einflusse seiner Leitung.

B) Division.

Warum sich gewöhnlich das menschliche Herz in reifern Jahren der Dankbarkeit gegen erzeigte Wohlthaten mehr eröffnet, als in der Jugend.

1) Weil man dann erst den Werth der erhaltenen Wohlthaten und ihren Einfluß auf unsere Bildung und bürgerliche Brauchbarkeit richtiger, als in der Jugend, anschlagen und bestimmen kann;

2) weil man da fühlt, wie viel uns die Wohlthaten kosten, die wir Andern erzeigen, und uns also in der Stimmung befinden, ehemals empfangene Wohlthaten richtig zu schätzen und zu beurtheilen;

3) weil sich da die Gedankenlosigkeit und Sorglosigkeit der Jugend verloren hat, und man die Gegenstände des Lebens überhaupt von der ernsthaftern Seite nimmt;

4) weil der Stolz, empfangene Wohlthaten blos als erfüllte Schuldigkeit gegen seine Verdienste anzusehen, sich immer mehr vermindert, je mehr man zur Selbstkenntniß gelangt;

5) weil in reifern Jahren, unter dem Einflusse mancher schwer erworbenen Erfahrungen (z. B. Krankheiten, Verlust, vereitelte Plane u. s. w.), das Herz weicher, menschenfreundlicher, wohlwollender, und in der Rückerinnerung wärmer wird;

6) weil nicht selten erst der Verlust der

Wohlthäter die Größe der durch ſie erhaltenen Wohlthaten fühlbar macht.)

22.

Fortſetzung.

Iſt nach den Geſetzen und Formen des Denkens ausgemittelt, ob der darzuſtellende Stoff richtig gedacht werde; ſo muß nach den Geſetzen und Formen der Sprachlehre entſchieden werden, ob der richtig gedachte Gegenſtand auch richtig ausgedrückt worden ſey. Dabei muß zuerſt die allgemeine Sprachlehre, und ſodann die beſondere Sprachlehre derjenigen Sprache berückſichtiget werden, in welcher die ſtyliſtiſche Darſtellung des richtig gedachten Stoffes geſchehen ſoll.

Denn wenn die beſondere Sprachlehre einer in der Wirklichkeit vorhandenen Sprache hauptſächlich auf dem Sprachgebrauche beruht, wie dieſer, in Hinſicht auf Sprachreinigkeit, Sprachrichtigkeit und Sprachſchönheit, bei einer lebenden oder bereits erloſchenen Sprache im Laufe der Jahrhunderte allmählig zu einem in ſich gegründeten erfahrungsmäßigen Ganzen ſich gebildet hat; ſo unterſcheidet ſich die allgemeine oder philoſophiſche Sprachlehre dadurch von jeder beſondern Sprachlehre, daß ſie die blos durch Gewohnheit und Sprachgebrauch gebildeten Formen der einzelnen lebenden oder bereits erloſchenen Sprachen, als ſolche, gar nicht berückſichtigt, ſondern blos das Gemeinſame aller Sprachen umſchließt, wie es in den, in der urſprünglichen formellen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes enthaltenen, Geſetzen und Formen für die Darſtellung des Gedachten durch Sprache enthalten iſt. Denn da das Denken dem Sprechen

vorausgeht, und durch Sprache nur das, was gedacht worden iſt, dargeſtellt werden kann; ſo müſſen auch die Sprachformen durch die Denkformen beſtimmt und begrenzt werden, d. h. es kann nur ſo viele Sprachformen geben, als nöthig iſt, den Geſammtkreis (Sphäre) des Gedachten in dem Geſammtkreiſe der Darſtellung durch Sprache erſchöpfend zu bezeichnen. Weil aber die Grundlage alles zuſammenhängenden Denkens auf der Bildung des Urtheils beruht, in welchem die Denklehre drei Begriffe, den Subjectsbegriff, den Prädicatsbegriff und die Copula, unterſcheiden lehrt; ſo kann es auch in der philoſophiſchen Sprachlehre nur ſo viele Redetheile (partes orationis) geben, als nothwendig ſind, die urſprünglichen Formen des Denkens durch Sprache auszudrücken und darzuſtellen, und den Zuſammenhang zwiſchen mehrern unter ſich zu einem Ganzen verbundenen Sätzen (in den Perioden) zu bezeichnen.

Diejenigen Redetheile, welche den Subjectsbegriff entweder an ſich bezeichnen, oder doch zur Bezeichnung der äußern Verhältniſſe deſſelben gehören, ſind:

1) das Subſtantiv, die Darſtellung des vorgeſtellten logiſchen Subjects durch Sprache überhaupt;

2) die Präpoſition, die Form zur Bezeichnung der Abhängigkeit, in welcher das Subject gedacht und dargeſtellt wird; (z. B. ich beſuchte ihn während ſeiner Gefangenſchaft; er mußte leiden wegen ſeiner Tugend; von meinem Freunde habe ich das Buch erhalten u. ſ. w.)

3) das Zahlwort, die Form zur Bezeich-

den Bezeichnung des Verhältniſſes zwiſchen Subject und Prädicat nicht ausreichen. Durch das Adverbium kann aber das Zufällige in den Prädicatsbegriffen auf zweifache Weiſe bezeichnet werden: entweder am dargeſtellten Subjecte ſelbſt (z. B. die Gegend iſt himmliſch ſchön; — dann heißt es Beſchaffenheitswort, adverbium qualitatis); oder außerhalb deſſelben (z. B. die Elbe fließt langſam; — dann heißt es Umſtandswort, adverbium circumstantiae).

Jedes größeres durch Sprache dargeſtelltes Ganzes (z. B. eine Abhandlung, ein Brief, eine Rede) bildet, aus dem Standpuncte der allgemeinen Sprachlehre betrachtet, nur eine fortlaufende Reihe von einzelnen, nach logiſchen Geſetzen verbundenen und in ſich zuſammenhängenden, Urtheilen. Allein für die genauere Verbindung dieſer Urtheile in der Sprachdarſtellung, und für die ſinnliche Bezeichnung ihres innern Zuſammenhanges in dem Denkvermögen, muß es einen beſondern Redetheil geben, durch welchen die einzelnen Urtheile unter ſich zu größern Ganzen, zu Perioden, und zu völlig zuſammenhängenden Darſtellungen verbunden werden. Dieſer Redetheil iſt die Conjunction, deren Geltung und ſtyliſtiſche Stellung — je nachdem ſie bald mehrere Subjectsbegriffe unter ſich, bald mehrere Prädicatsbegriffe mit einander, bald mehrere Subjectsbegriffe mit mehrern Prädicatsbegriffen verbindet, und durch dieſe allmählige Verbindung der einzelnen Begriffe und Urtheile die größern Maſſen der menſchlichen Erkenntniß bildet — zunächſt von logiſchen Geſetzen abhängt. — Es iſt aber die wichtige Aufgabe des höhern

Syntaxes (im Gegensatze des niedern, welcher die blos erfahrungsmäßig zu erlernende Verbindung und Zusammensetzung der einzelnen Redetheile, nach dem in einer gegebenen Sprache vorhandenen und festgesetzten Sprachgebrauche, umschließt), die Verbindung der einzelnen Redetheile zu Perioden und größern Sprachdarstellungen, so wie die Abgrenzungen und gegenseitigen Verhältnisse der einzelnen Perioden und Abschnitte in der stylistischen Darstellung, nach logischen Gesetzen zu bestimmen. (So hängt es nicht von der Willkühr des Schreibenden ab, sogenannte kurze oder lange Perioden zu bilden, sondern von der, in den Begriffen selbst enthaltenen logischen, Grenze, bis wie weit der Umfang eines Begriffes nach den zu ihm gehörenden Merkmalen, oder nach den mit ihm in Verbindung stehenden gleichgeordneten oder untergeordneten Begriffen reicht. Deshalb wird auch bei den Classikern im Style, durch die sorgfältige Berechnung des Umfanges und der Grenzen der einzelnen Perioden in Hinsicht auf die nothwendig in den Kreis dieser Perioden gehörenden Begriffe, der logische Charakter des Periodenbaues (der von dem ästhetischen noch sehr verschieden ist) so genau festgehalten, daß man den innerhalb einer Periode stattfindenden Zusammenhang zwischen den einzelnen Begriffen sogleich mit Deutlichkeit und Klarheit übersehen kann *).

Die Interjection kann nicht als ein besonderer Redetheil betrachtet werden, weil sie nur ein einzelnes abgerissenes Wort als unmittelbaren Laut der Wahrnehmung einer sinnlichen Empfindung, oder als Ausdruck eines ge-

*) Hiezu das Beispiel im folgenden §.

genwärtigen Zustandes des Gefühlsvermögens enthält. Durch sie wird weder der Subjectsbegriff, noch der Prädicatsbegriff, noch die Copula des Urtheils näher bezeichnet.

23.

Beispiel für den nach logischen Gesetzen abgegrenzten Periodenbau, von Tzschirner. (Bruchstück aus einer, am Feste der Verkündigung 1813 gehaltenen, und einzeln herausgegebenen Predigt.)

Weitere Ausführung des Gedankens: es werde ein besserer Zustand der Welt und der Völker aus dem Unglücke der Zeit hervorgehen.

Die Betrachtung der menschlichen Natur lehrt den Weisen, daß sein Geschlecht einer unendlichen Vervollkommnung fähig sey; in tiefer Seele trägt er den Glauben an eine erziehende Vorsehung! Und wenn er in diesem Glauben die Geschichte betrachtet; so entdeckt er in ihr die Spuren eines göttlichen Waltens, und sieht sich auf die tröstende Bemerkung geleitet, daß, ob auch viel Großes und Herrliches unterging, ganze Zeitalter zurück zu schreiten schienen, und einzelne Völker wieder in Unwissenheit und Knechtschaft versanken, doch das Menschengeschlecht im Ganzen gewann und fortschritt, und daß sich immer, wenn gleich allmählig nur, und oft nach langen Zwischenräumen, ein besserer Zustand der Dinge aus den Kämpfen der Völker und aus den Umwandlungen der Staaten entwickelte. Mit den großen, weit über Asien ausgedehnten, Monarchieen, von denen die eine die andere verschlang, beginnt die beglaubigte Geschichte, und selbst aus den wenigen von diesen Rei-

chen uns erhaltenen Nachrichten gehet hervor, daß die Völker jener Zeit einen hohen Grad äußerer Bildung erreicht hatten. Denn ihre gesellschaftlichen Verhältnisse waren bestimmt und geordnet; sie führten den Krieg nach Kunst und Regel; sie trieben Handel mit benachbarten Völkern, und kannten viele von den Künsten, welche die Geschäfte des Lebens erleichtern und die Genüsse vermehren. Wer aber kann es beklagen, daß, indem diese Reiche untergingen, oder doch den vorigen Glanz verloren, die Griechen und später die Römer die erste Rolle auf dem Schauplatze der Weltgeschichte übernahmen? In jenen Reichen herrschte der Despotismus; die Freiheit in Griechenland und Rom. Zitternd gehorchten dort erniedrigte Sklaven dem willkührlichen Herrscher; hier rathschlagten freie Bürger und kämpften für Ein Vaterland. Eine Regel, Eine Form sollte dort für Alle gelten; hier, in der freien Entwickelung der Geister, gestaltete sich das Leben auf die mannigfaltigste Weise. Dort übte man nur die Künste, die das äußere Leben angehen, die gemeinen Bedürfnisse befriedigen und den Sinnen schmeicheln; hier aber gedieh die Kunst und Wissenschaft, die das Schöne darstellt, das Wesen der Dinge erforscht, und des höhern Lebens Bedürfnisse stillt. So folgte auf den Untergang der asiatischen Reiche ein besserer Zustand der Dinge; so führten die Griechen und die Römer eine reifere Cultur herbei; und das Menschengeschlecht hatte gewonnen und war zu einem höhern Ziele fortgeschritten. Doch auch die griechischen Freistaaten fielen, und Rom, nachdem es ausgeartet war in ein herrschsüchtiges, mit despotischer Willkühr regiertes Reich, welches die Völker dreier Welttheile in schmählichen Fesseln hielt, sank in Trümmern, und die griechisch-römische Cultur ging unter, und allmählig, nach langen Wanderungen und Kämpfen der Völker,

nach vielfältigen Umwandlungen der Meinungen und der Sitten, bildete sich der Zustand des neuen Europa, welches wieder ein erfreulicheres Bild darbietet, als Griechenland und Rom, selbst in der schönsten Zeit ihrer Kraft und Blüthe. Nur kleine Völkerschaften bildeten in Griechenland einen Staatenverein, durch Verträge und wechselseitige Achtung des Rechts gesichert; in dem neuen Europa entstand ein großer Völkerstaat, in welchem alle Nationen unsers Welttheils, die ohnmächtigen wie die mächtigen, die handeltreibenden wie die kriegerischen, sich frei und unabhängig behaupten. In Griechenland und in Rom herrschte der freie Bürger über zahlreiche Sklaven, welche, aller Rechte beraubt, ganz der Willkühr des Herrn Preis gegeben waren; aus den meisten Ländern des neuen Europa ist die Sklaverei verbannt, und wo sie noch herrscht, da hat sie doch eine mildere Gestalt gewonnen. Die Religion der Griechen und der Römer war nichts als Vergötterung der Natur, Verehrung menschenähnlicher Wesen; das neue Europa betet Gott an, den Heiligen und Allmächtigen, den Herrn und Schöpfer der Welt. In Griechenland und in Rom war die große Mehrzahl des Volkes, bei aller Bildung, welche Einzelne durch Kunst und Wissenschaft sich erwarben, ohne Belehrung über die Pflichten und Hoffnungen des Menschen; im neuen Europa versammelt die Kirche Alle in ihren Schulen und Tempeln, und lehrt sie: Glauben, Hoffnung und Liebe. So führet den Weisen die Geschichte auf den erfreuenden Gedanken, daß, wenn auch allmählig nur, wenn auch unter mannigfaltigen Rückschritten, und nach langen Umwandlungen und Kämpfen, doch endlich aus den frühern Zuständen ein besserer Zustand seines Geschlechts sich entwickeln, und auf die untergegangene Cultur eine neue, reifere gegründet werde! An diesen Gedanken hält er sich, und

erhebt ſich durch ihn über das Unglück der Zeiten; denn nun erſcheint es ihm als ein Glied in der Reihe der Zuſtände, welche das Menſchengeſchlecht nach dem Plane der ewigen Weisheit durchlaufen ſoll; nun ſieht er in der Zerſtörung, die ihn umringt, den Anfang einer neuen beſſern Ordnung der Dinge, in den Halmen, die man zu Boden tritt, die Saat einer künftigen Ernte.

24.

β) Die äſthetiſchen Bedingungen.

So weſentlich nöthig die logiſch-grammatiſchen Bedingungen bei der Ausmittelung des Maasſtabes für eine vollendete Form der Sprachdarſtellung ſind; ſo reichen ſie doch nicht hin, dieſen Maasſtab erſchöpfend zu begründen. Für dieſen Zweck müſſen die äſthetiſchen Bedingungen zu den logiſch-grammatiſchen hinzukommen, d. h. es muß, nächſt der Ausmittelung des richtig Gedachten und richtig Ausgedrückten durch die Geſetze der Denk- und Sprachlehre, bei jeder ſtyliſtiſchen Form auch darnach gefragt werden: ob ſie als Form um ihrer ſelbſt willen, ſelbſt abgeſehen von ihrer logiſchen und grammatiſchen Richtigkeit, gefalle; ob ihr alſo Schönheit zukomme? Die Schönheit der Form beſteht nämlich darin, daß die Form, auch unabhängig von dem Stoffe, den ſie darſtellt, um ihrer ſelbſt willen gefällt; daß Einbildungskraft und Gefühlsvermögen durch ſie beſchäftigt und ergriffen werden, und daß ſie für beide einen bleibend angenehmen Eindruck vermittelt. (So gefällt die äſthetiſch vollendete Form von Haydns Schöpfung und Jahreszeiten, auch abgeſehen von dem mittelmäßigen Texte; ſo halten wir uns bei Mozarts Zauberflöte und Don Juan zunächſt an die

Form bei der Erbärmlichkeit des Textes. Allein auch bei Kunstwerken, wo der Stoff gleichfalls anspricht, wie z. B. in Matthissons Elysium, in Schillers Wilhelm Tell, kann die Form, völlig abgesehen von dem Stoffe, nach ihrer ästhetischen Vollendung aufgefaßt und gewürdiget werden.) — Nicht selten bewirkt auch das Wohlgefallen an der ästhetisch vollendeten Form eine starke und kräftige Aufregung der Bestrebungen und Triebe, und, durch dieselben, die Veranlassung eines Entschlusses des menschlichen Willens; allein nie vermag die Form unmittelbar auf das Bestrebungsvermögen, sondern nur mittelbar, d. h. vermittelst des bereits vorher ergriffenen (afficirten) Gefühlsvermögens und des durch die Einbildungskraft idealisch aufgefaßten — und in der Form versinnlichten — Gegenstandes zu wirken, weil, nach der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des Bestrebungsvermögens, dasselbe entweder nur durch eine vorausgegangene Vorstellung (Begriff, Idee oder Ideal), oder durch ein vorausgegangenes Gefühl zu Handlungen bestimmt wird.

Fragen wir aber nach den einzelnen ästhetischen Bedingungen, unter welchen überhaupt jede Kunstform, mithin auch die vollendete stylistische Form, um ihrer selbst willen gefällt; so sind diese:

a) die möglichst höchste Versinnlichung, deren der darzustellende Stoff in der Form fähig ist; und

b) die möglichst höchste Freiheit in der Bewegung, unter welcher der Stoff innerhalb der Form erscheint.

Durch die Versinnlichung des Stoffes innerhalb der Form entsteht nämlich ein Bild von dem

dargestellten Gegenstande, und zwar ein vollständiges, zugleich aber auch in seinen einzelnen Theilen erkennbares, Bild; durch die Freiheit in der Bewegung hingegen wird das Lebensvolle und Ansprechende, das die Einbildungskraft und das Gefühlsvermögen Anregende und Rührende, in der Form vermittelt. Unter diesen beiden Eigenschaften zugleich kündigt sich das Idealische in der dargestellten Form an, und auf dem Idealischen beruht zunächst die ästhetische Form. (Wir lesen Klopstocks Messias. Der Gottmensch erscheint in diesem Epos in der möglichst höchsten Versinnlichung; er steht im Mittelpuncte der ganzen Darstellung im Glanze des Ideals; von ihm entwirft sich die Einbildungskraft ein vollständiges Bild, obgleich die in der Messiade auftretenden Menschen und Geister genau und scharf nach ihrer Individualität gezeichnet sind und darnach aufgefaßt werden können. Durchgehends herrscht in der Form dieses Epos eine Freiheit in der Bewegung, welche aufregend, rührend und erschütternd auf Einbildungskraft und Gefühlsvermögen wirkt. — Auf ähnliche Weise steht Schillers Wallenstein im Mittelpuncte der stylistischen Darstellung. So ansprechend Max Piccolomini, Thekla und andere Individuen, neben ihm, seyn mögen; das Hauptinteresse ruht doch, vermittelst der höchsten Versinnlichung des Helden, und vermittelst der möglichst höchsten Freiheit in der Bewegung, auf dem Wallenstein.)

25.

Beispiele.

a) Beispiel einer nach ästhetischen Be-

dingungen vollendeten Form, die, abgesehen von dem Stoffe, um ihrer selbst willen gefällt, von Hippel (aus den Lebensläufen nach aufsteigender Linie).

Das Grab, Freunde, ist eine heilige Werkstätte der Natur; ein Formzimmer; Tod und Leben wohnen hier beisammen, wie Mann und Weib. Gott hat sie zusammengefügt, und was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden. Eine Handvoll Erde ist eine Handvoll Welt. Schaudere nicht vor der Verwesung. Das Weizenkorn fault, und wird ein hundertfältiger Halm. Alles muß sterben, was zum Licht und Leben hervausbrechen soll. Dieses Erdenall, dieser Erdenball, hat alles, was schön und gut ist, erzeugt und ernährt. Er ist das Herz, unter dem jedes gelegen, die Brust, die jedes gesogen! — Die Erde ist des Herrn. Fast sollte man glauben, daß es des lieben Gottes Lustschloß, sein Sanssouci, sey, so gut ists auf ihr, oder so gut könnte es auf ihr seyn. — Nimm doch diesen Staub in die Hand, vor dem du bebst. Es ist Bein von deinem Bein. Aus Erde sind unsre Windeln und unser Leichentuch. Wir werden, was wir waren. Die Goldkörner, die letzten Körpertheilchen, das eigentliche Saatgetreide, ist aufgespeichert, und wird zu seiner Zeit schon vom lieben Gott wieder ausgestreuet werden auf einen schönen Acker. Die Natur ist das perpetuum mobile, sie steht nicht still. Sie wirkt Leben im Tode, Tod im Leben, schön durch einander, daß es eine Lust ist anzusehen, dem, der ein Auge dazu hat. — Der Geist ist in Gott, in dem er lebt, webt und ist. Das Schlechtere vom Körper, das sich die Würmer so begierig zueignen, Mensch! traure nicht, es wird nur abgezogen, vom Felde in den Garten verpflanzt, wo es so lange verpflanzt und gepflanzt wird, bis — —

Es ist noch nicht erschienen, was wir seyn werden! Du, mein Geist, der du dein bewußt bist, du, der du dich selbst anredest, du Funke Gottes in dieser stockfinstern Erde, was warst du, ehe dir dieses Kleid zugeschnitten, ehe es dir umgehangen ward; und was wirst du seyn, wenn du dieses Regenkleid, diesen Schlafrock, wenn's köstlich gewesen, ausziehest, oder wenn er, aus Alter unbrauchbar, wie ein zerrissenes Gewand abgeschüttelt wird? Von wannen kommst du? Wohin fährst du? Woher? Wohin? Finster vor und hinter dir. — O ihr Entkleideten! Ihr nackten Geister, die ihr vielleicht dies Selbst-, dies Seelengespräch angehöret, redet drein! Sagt, wo seyd ihr? wißt ihr, daß ihr seyd, daß ihr waret, daß ihr seyn werdet, und seyn so, oder anders in Ewigkeit? Seyd ihr es, die in uns wirken, wenn uns ein heiliger Schauer durchblitzt? Nicht vom Hautschauder, sondern vom Seelenschauer rede ich. — Nur herein, ihr guten Geister! herein! näher! Wer seyd ihr? Diese Ebbe und Flut des Blutes, was will sie? Solch ein Seelenschauer, Todesvorschmack, wozu? Es ist wahr, er gehet durchaus und durchall; allein ich, hoffe ich, werde es vollenden. Was ist der Tod? Selige Geister unsrer Vorfahren, die ihr vor uns waret, und mit eben der Neugierde, wie wir, euch nach Nachrichten aus der andern Welt sehntet, sagt uns, gebt uns ein Zeichen: was ist der Tod? hebt euer Incognito. Bittet Gott um diese Erlaubniß! Wir haben nicht Mosen und die Propheten, die wir hören können; wir wünschten, daß einer von den Todten aufstände. O du, mein eben entschlafener Freund! Wache auf, der du schläfest, stehe auf von den Todten, entdecke mir, wie dir war, wie dir ist? Womit du dich beschäftigest? — Wie? frage ich; nicht ob? ist meine Frage. Doch auch diese Frage und alle meine heiligen Fragstücke sind wilde Reben der Wißbegierde,

sind vorschnelle Sprößlinge meiner Einbildungskraft, welche die Vernunft, wo nicht gänzlich wegzuschneiden, so doch zu verkürzen verbunden ist. — Freunde, laßt uns in die Hände Gottes fallen! Warum sorget ihr für euer künftiges Schicksal? Gott, euer himmlischer Vater, weiß, was ihr bedürft! ob Leben oder Tod, ob Tag oder Nacht. Sorget nicht! Ist es nicht genug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe? Es wird alles gut werden. Leben ist eure Sache. Sterben gleichfalls. Was darüber ist, bleibt über euch, Freunde! Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit. Das ist das Grundgesetz in Gottes Staat, und das andere wird euch von selbst zufallen. Laßt alles gehen, wie Gott will! Laßt die vier Winde über euern Staub sich in Anspruch nehmen; laßt die vier Gegenden darum streiten! Laßt den eichenen Sarg euer Fleisch an Dauer übertreffen! Was kümmern euch solche Kleinigkeiten? Wir, die wir nicht in die Sonne sehen können, wollen Gott sehen; wir, die wir den Mond nicht umspannen können, wollen Gottes Barmherzigkeit und Gerechtigkeit behügeln und begrenzen; wir, die wir die Fixsterne nicht zu zählen verstehen, wollen die Ewigkeit messen? —

Wer kennt den morgenden Tag, und doch will man einen Kalender über Ewigkeiten schreiben? Der Anfang und das Ende dieser Welt sind uns Geheimnisse; und wir glauben einen Maasstab für die Himmel der Himmel zu besitzen? — Und, Freunde, wenn euer Mund auch an der andern Welt zweifelt; was sagt euch euer Herz? Will ich denn, daß ihr einen Riß von der Stadt Gottes, vom himmlischen Jerusalem, entwerfen sollt? Es ist mir genug, wenn ihr nur alle menschmögliche Wahrscheinlichkeit für die andere Welt findet.

So gut leben, daß, wenn eine andere Welt, schön wie die Sonne, aufgehet, unser Bürgerrecht in derselben

gewisser, wie Brief und Siegel ist, das heißt mit andern Worten: der andern Welt würdig seyn! —

b) Beispiel einer stylistischen Form mit möglichst hoher Versinnlichung des Stoffes innerhalb der Form, von Jean Paul.

Ein Traum.

Ich lag einmal an einem Sommerabende vor der Sonne und entschlief. Da träumte mir, ich erwachte auf dem Gottesacker. Die abrollenden Räder der Thurmuhr, die eilf schlug, hatten mich erweckt. Ich suchte im ausgeleerten Nachthimmel die Sonne, weil ich glaubte, eine Sonnenfinsterniß verhülle sie mit dem Monde. Alle Gräber waren aufgethan, und die eisernen Thüren des Gebeinhauses gingen unter unsichtbaren Händen auf und zu. In den Mauern flogen Schatten, die Niemand warf, und andere Schatten gingen aufrecht in der bloßen Luft. In den offenen Särgen schlief nichts mehr, als die Kinder. Am Himmel hing in großen Falten blos ein grauer schwüler Nebel, den ein Riesenschatten, wie ein Nebel, immer näher, enger und heißer hereinzog. Ueber mir hörte ich den fernen Fall der Lavinen, unter mir den ersten Tritt eines unermeßlichen Erdbebens. Die Kirche schwankte auf und nieder von zwei unaufhörlichen Mißtönen, die in ihr mit einander kämpften, und vergeblich zu einem Wohllaute zusammenfließen wollten. Zuweilen hüpfte an ihren Fenstern ein grauer Schimmer hinan, und unter dem Schimmer lief das Blei und Eisen zerschmolzen nieder. Das Netz des Nebels und die schwankende Erde rückten mich in den fürchterlichen Tempel, vor dessen Thore in zwei Gifthecken zwei Basilisken brüteten. Ich ging durch unbekannte Schatten, denen alte Jahrhunderte aufgedrückt waren. — Alle Schatten

standen um den leeren Altar, und allen zitterte und schlug statt des Herzens die Brust. Nur ein Todter, der erst in die Kirche begraben worden war, lag noch auf seinem Kissen ohne eine zitternde Brust, und auf seinem lächelnden Angesichte stand ein glücklicher Traum. Aber da ein Lebendiger hereintrat, erwachte er und lächelte nicht mehr; er schlug mühsam ziehend das schwere Augenlied auf, aber innen lag kein Auge, und in der schlagenden Brust war statt des Herzens eine Wunde. Er hob die Hände empor, und faltete sie zu einem Gebete; aber die Arme verlängerten sich und lösefen sich ab, und die Hände fielen gefaltet hinweg. Oben am Kirchengewölbe stand das Zifferblatt der Ewigkeit, auf dem keine Zahl erschien, und das sein eigner Zeiger war; aber ein schwarzer Finger zeigte darauf, und die Todten wollten die Zeit darauf sehen.

Jetzt sank eine edle, hohe Gestalt mit einem unvergänglichen Schmerze aus der Höhe auf den Altar hernieder, und alle Todte riefen: „Christus, ist kein Gott?" — Es antwortete: „es ist Keiner!" — Der ganze Schatten eines jeden erbebte, nicht blos die Brust allein, und einer um den andern ward durch das Zittern zertrennt.

Christus fuhr fort: „Ich ging durch die Welten; ich stieg in die Sonnen und flog mit den Milchstraßen durch die Wüste des Himmels; aber es ist kein Gott! Ich stieg hinab, so weit das Seyn seinen Schatten wirft, und schauete in den Abgrund, und rief: Vater, wo bist du? aber ich hörte nur den ewigen Sturm, den Niemand regiert, und der schimmernde Regenbogen aus Westen stand ohne eine Sonne, die ihn schuf, über dem Abgrunde und tropfte hinunter. Und als ich aufblickte zur unermeßlichen Welt nach dem göttlichen Auge, starrte sie mich mit einer leeren schwarzen, bodenlosen Augen-

Höhle an, und die Ewigkeit lag auf dem Chaos, und zernagte es, und wiederkäuete sich. — Schreiet fort, Mißtöne, zerschreiet die Schatten; denn Er ist nicht!"

Die entfärbten Schatten zerflatterten, wie weißer Dunst, den der Frost gestaltet, im warmen Hauche zerrinnt; und alles ward leer. O da kamen, schrecklich für das Herz, die gestorbenen Kinder, die im Gottesacker erwacht waren, in den Tempel, und warfen sich vor die hohe Gestalt am Altare, und riefen: „Jesus, haben wir keinen Vater?" — Und er antwortete mit strömenden Thränen: „Wir sind alle Waisen, ich und ihr, wir sind ohne Vater!"

Da kreischten die Mißtöne heftiger; — die zitternden Tempelmauern rückten aus einander — und der Tempel und die Kinder sanken unter — und die ganze Erde und die Sonne sanken nach — und das ganze Weltgebäude sank mit seiner Unermeßlichkeit vor uns vorbei — und oben am Gipfel der unermeßlichen Natur stand Christus, und schauete in das mit tausend Sonnen durchbrochene Weltgebäude herab, gleichsam in das in die ewige Nacht gewühlte Bergwerk, in dem die Sonnen wie Grubenlichter, und die Milchstraßen wie Silberadern gehen.

Und als Christus das reibende Gedränge der Welten, den Fackeltanz der himmlischen Irrlichter und die Korallenbänke schlagender Herzen sah, und als er sah, wie eine Weltkugel um die andere ihre glimmenden Seelen auf das Todtenmeer ausschüttete, wie eine Wasserkugel schwimmende Lichter auf die Wellen streuet; so hob er groß, wie der höchste Endliche, die Augen empor gegen das Nichts, und gegen die leere Unermeßlichkeit, und sagte: „Starres, stummes Nichts! Kalte, ewige Nothwendigkeit! Wahnsinniger Zufall! Kennet ihr das unter euch? Wann zerschlagt ihr das Gebäude und mich? — Zufall,

weißt du selber, wann du mit Orkanen durch das Sternenschneegestöber schreitest, und eine Sonne um die andere ausweheſt, und wann der funkelnde Thau der Gestirne ausblinkt, indem du vorübergeheſt? — Wie ist jeder so allein in der weiten Leichengruft des Alls! Ich bin nur neben mir. — O Vater, o Vater! wo ist deine unendliche Brust, daß ich an ihr ruhe? — Ach wenn jedes Ich sein eigner Schöpfer ist, warum kann es nicht auch sein eigner Würgengel seyn?" —

„Ist das neben mir noch ein Mensch? Du Armer! Euer kleines Leben ist der Seufzer der Natur, oder nur sein Echo — ein Hohlspiegel wirft seine Strahlen in die Staubwolken aus Todtenasche auf eure Erde hinab, und dann entsteht ihr bewölkten wankenden Bilder. Schaue hinunter in den Abgrund, über welchen Aschenwolken ziehen; Nebel voll Welten steigen aus dem Todtenmeere, die Zukunft ist steigender Nebel, und die Gegenwart ist der fallende. — Erkennst du deine Erde?" —

Hier schauete Christus hinab, und sein Auge ward voll Thränen, und er sagte: „Ach, ich war sonst auf ihr; da war ich noch glücklich; da hatte ich noch meinen unendlichen Vater, und blickte noch froh von den Bergen in den unermeßlichen Himmel, und drückte die durchstochene Brust an sein linderndes Bild, und sagte noch im herben Tode: „Vater, ziehe deinen Sohn aus der blutenden Hülle, und hebe ihn an dein Herz." — Ach, ihr überglücklichen Erdenbewohner, ihr glaubt Ihn noch. Vielleicht gehet jetzt eure Sonne unter, und ihr fallet unter Blüthen, Glanz und Thränen auf das Knie, und hebet die seligen Hände empor, und rufet unter tausend Freudenthränen zum aufgeschlossenen Himmel hinauf: „Auch mich kennst du, Unendlicher, und alle meine Wunden, und nach dem Tode empfängst du mich und

schließest sie alle! — Ihr Unglücklichen, nach dem Tode werden sie nicht geschlossen!" — Ach, wenn der Jammervolle sich mit wundem Rücken in die Erde legt, um einem schönern Morgen voll Wahrheit, voll Tugend und Freude entgegen zu schlummern; so erwacht er im stürmenden Chaos, in der ewigen Mitternacht — und es kommt kein Morgen, und keine sanfte, heilende Hand, und kein unendlicher Vater! — Sterblicher neben mir, wenn du noch lebst, so bete Ihn an; bald hast du ihn auf ewig verloren!

Und als ich niederfiel und in's leuchtende Weltgebäude blickte; so sah ich die emporgehobenen Ringe der Riesenschlange, der Ewigkeitsschlange, die sich um das Weltenall gelagert hatte, — und die Ringe fielen nieder, und sie umfaßte das All doppelt; — dann wand sie sich tausendfach um die Natur, und quetschte die Welten aus einander, und drückte zermalmend den unendlichen Tempel zu einer Gottesackerkirche zusammen — und alles ward eng, düster, bang — und ein unermeßlich ausgedehnter Glockenhammer sollte die letzte Stunde der Zeit schlagen und das Weltgebäude zersplittern — — als ich erwachte.

Meine Seele weinte vor Freude, daß sie wieder Gott anbeten konnte, — und die Freude und das Weinen und der Glaube an ihn waren das Gebet. Und als ich aufstand, glimmte die Sonne tief hinter den vollen purpurnen Kornähren, und warf friedlich den Wiederschein ihres Abendroths dem kleinen Monde zu, der ohne eine Aurora im Morgen aufstieg; und zwischen dem Himmel und der Erde streckte eine frohe vergängliche Welt die kurzen Flügel aus und lebte, wie ich, vor dem unendlichen Vater, und von der ganzen Natur um mich flossen friedliche Töne aus, wie von fernen Abendglocken.

weißt du selber, wann du mit Orkanen durch das Sternenschneegestöber schreitest, und eine Sonne um die andere auswehest, und wann der funkelnde Thau der Gestirne ausblinkt, indem du vorübergehest? — Wie ist jeder so allein in der weiten Leichengruft des Alls! Ich bin nur neben mir. — O Vater, o Vater! wo ist deine unendliche Brust, daß ich an ihr ruhe? — Ach wenn jedes Ich sein eigner Schöpfer ist, warum kann es nicht auch sein eigner Würgengel seyn?" —

„Ist das neben mir noch ein Mensch? Du Armer! Euer kleines Leben ist der Seufzer der Natur, oder nur sein Echo — ein Hohlspiegel wirft seine Strahlen in die Staubwolken aus Todtenasche auf eure Erde hinab, und dann entsteht ihr bewölkten wankenden Bilder. Schaue hinunter in den Abgrund, über welchen Aschenwolken ziehen; Nebel voll Welten steigen aus dem Todtenmeere, die Zukunft ist steigender Nebel, und die Gegenwart ist der fallende. — Erkennst du deine Erde?" —

Hier schauete Christus hinab, und sein Auge ward voll Thränen, und er sagte: „Ach, ich war sonst auf ihr; da war ich noch glücklich; da hatte ich noch meinen unendlichen Vater, und blickte noch froh von den Bergen in den unermeßlichen Himmel, und drückte die durchstochene Brust an sein linderndes Bild, und sagte noch im herben Tode: „Vater, ziehe deinen Sohn aus der blutenden Hülle, und hebe ihn an dein Herz." — Ach, ihr überglücklichen Erdenbewohner, ihr glaubt Ihn noch. Vielleicht gehet jetzt eure Sonne unter, und ihr fallet unter Blüthen, Glanz und Thränen auf das Knie, und hebet die seligen Hände empor, und rufet unter tausend Freudenthränen zum aufgeschlossenen Himmel hinauf: „Auch mich kennst du, Unendlicher, und alle meine Wunden, und nach dem Tode empfängst du mich und

schließest sie alle! — Ihr Unglücklichen, nach dem Tode werden sie nicht geschlossen!" — Ach, wenn der Jammervolle sich mit wundem Rücken in die Erde legt, um einem schönern Morgen voll Wahrheit, voll Tugend und Freude entgegen zu schlummern; so erwacht er im stürmenden Chaos, in der ewigen Mitternacht — und es kommt kein Morgen, und keine sanfte, heilende Hand, und kein unendlicher Vater! — Sterblicher neben mir, wenn du noch lebst, so bete Ihn an; bald hast du ihn auf ewig verloren!

Und als ich niederfiel und in's leuchtende Weltgebäude blickte; so sah ich die emporgehobenen Ringe der Riesenschlange, der Ewigkeitsschlange, die sich um das Weltenall gelagert hatte, — und die Ringe fielen nieder, und sie umfaßte das All doppelt; — dann wand sie sich tausendfach um die Natur, und quetschte die Welten aus einander, und drückte zermalmend den unendlichen Tempel zu einer Gottesackerkirche zusammen — und alles ward eng, düster, bang — und ein unermeßlich ausgedehnter Glockenhammer sollte die letzte Stunde der Zeit schlagen und das Weltgebäude zersplittern — — als ich erwachte.

Meine Seele weinte vor Freude, daß sie wieder Gott anbeten konnte, — und die Freude und das Weinen und der Glaube an ihn waren das Gebet. Und als ich aufstand, glimmte die Sonne tief hinter den vollen purpurnen Kornähren, und warf friedlich den Wiederschein ihres Abendroths dem kleinen Monde zu, der ohne eine Aurora im Morgen aufstieg; und zwischen dem Himmel und der Erde streckte eine frohe vergängliche Welt die kurzen Flügel aus und lebte, wie ich, vor dem unendlichen Vater, und von der ganzen Natur um mich flossen friedliche Töne aus, wie von fernen Abendglocken.

26.

f) Das Gesetz der Form.

Wenn die logisch-grammatischen Bedingungen eben so unumgänglich nöthig, wie die ästhetischen, für die Ausmittelung des Maasstabes sind, welchen man an eine stylistische Form legt, um über deren Vollendung zu entscheiden; so folgt von selbst, daß das Gesetz der Form — d. h. der höchste Maasstab für die Beurtheilung der Vollendung einer stylistischen Form — beide Bedingungen umschließen, und in der innigsten und unauflöslichsten Verbindung der Richtigkeit (Correctheit) und Schönheit in der Form bestehen muß. So wie es in jeder selbstständigen Wissenschaft ein höchstes Gesetz giebt, das am Eingange derselben steht, und nach welchem sich die systematische Begründung und Durchführung derselben im Einzelnen gestaltet; so das Gesetz der Form in der Philosophie der Sprache. Es verhält sich zu dieser Wissenschaft so, wie das Sittengesetz zu der gesammten practischen Philosophie, und das Bewußtseyn zur Fundamendalphilosophie sich verhält.

Im Einzelnen umschließt es also die Richtigkeit und die Schönheit der Form:

1) die Richtigkeit (Correctheit) der Form, die auf der sinnlich vollkommenen Darstellung der formellen Wahrheit in den durch Worte ausgedrückten Vorstellungen beruht. Sie ist daher theils logische, theils grammatische Richtigkeit (§. 21. 22); denn die formelle Wahrheit besteht, in logischer Hinsicht, in der Uebereinstimmung der Vorstellung mit den Gesetzen des Denkens, und, in

grammatischer Hinsicht, in der Uebereinstimmung der wörtlichen Darstellung mit der vorausgegangenen Vorstellung. Vorausgesetzt wird bei dieser Richtigkeit der Form, daß theils jede Vorstellung und jede Sprachdarstellung nach der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes erfolgt; theils daß die gegebene Sprache, in welcher die Darstellung geschieht, nach ihrem Wortreichthume und nach der Ausbildung ihres Syntaxes ausreicht, jede Vorstellung unter einer vollständigen und erschöpfend bezeichnenden Form der Darstellung erscheinen zu lassen. — Die logische Richtigkeit der Form beruht daher zunächst auf der Art und Weise, wie die innere Folge und Verbindung der in dem stylistischen Ganzen enthaltenen Begriffe, Urtheile und Schlüsse innerhalb der Form sich ankündigt. Denn von der logischen Bildung des Stylisten ist die innere Ordnung, die richtige Aufeinanderfolge, der Umfang und Reichthum der zu der stylistischen Umgebung des Hauptgegenstandes gehörenden verwandten Begriffe und Ideen, so wie die deutliche, klare und erschöpfende Behandlung des darzustellenden Stoffes abhängig. Wo innerhalb des Vorstellungsvermögens Armuth, Unordnung, Verworrenheit, Undeutlichkeit und Unbestimmtheit der Begriffe und Ideen herrscht; da wird nothwendig auch die Darstellung das Gepräge dieser Mängel und Unvollkommenheiten an sich tragen. Wo hingegen Reichthum, Ordnung, Zusammenhang, Deutlichkeit und Bestimmtheit innerhalb des Kreises der Vorstellungen sich finden; da wird auch die Darstellung die Forderungen der logischen Richtigkeit erfüllen. — Dasselbe gilt von der grammatischen Richtigkeit. Sie beruht auf der formellen Wahr-

26.

f) Das Gesetz der Form.

Wenn die logisch-grammatischen Bedingungen eben so unumgänglich nöthig, wie die ästhetischen, für die Ausmittelung des Maasstabes sind, welchen man an eine stylistische Form legt, um über deren Vollendung zu entscheiden; so folgt von selbst, daß das Gesetz der Form — d. h. der höchste Maasstab für die Beurtheilung der Vollendung einer stylistischen Form — beide Bedingungen umschließen, und in der innigsten und unauflöslichsten Verbindung der Richtigkeit (Correctheit) und Schönheit in der Form bestehen muß. So wie es in jeder selbstständigen Wissenschaft ein höchstes Gesetz giebt, das am Eingange derselben steht, und nach welchem sich die systematische Begründung und Durchführung derselben im Einzelnen gestaltet; so das Gesetz der Form in der Philosophie der Sprache. Es verhält sich zu dieser Wissenschaft so, wie das Sittengesetz zu der gesammten practischen Philosophie, und das Bewußtseyn zur Fundamendalphilosophie sich verhält.

Im Einzelnen umschließt es also die Richtigkeit und die Schönheit der Form:

1) die Richtigkeit (Correctheit) der Form, die auf der sinnlich vollkommenen Darstellung der formellen Wahrheit in den durch Worte ausgedrückten Vorstellungen beruht. Sie ist daher theils logische, theils grammatische Richtigkeit (§. 21. 22); denn die formelle Wahrheit besteht, in logischer Hinsicht, in der Uebereinstimmung der Vorstellung mit den Gesetzen des Denkens, und, in

grammatischer Hinsicht, in der Uebereinstimmung der wörtlichen Darstellung mit der vorausgegangenen Vorstellung. Vorausgesetzt wird bei dieser Richtigkeit der Form, daß theils jede Vorstellung und jede Sprachdarstellung nach der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes erfolgt; theils daß die gegebene Sprache, in welcher die Darstellung geschieht, nach ihrem Wortreichthume und nach der Ausbildung ihres Syntaxes ausreicht, jede Vorstellung unter einer vollständigen und erschöpfend bezeichnenden Form der Darstellung erscheinen zu lassen. — Die logische Richtigkeit der Form beruht daher zunächst auf der Art und Weise, wie die innere Folge und Verbindung der in dem stylistischen Ganzen enthaltenen Begriffe, Urtheile und Schlüsse innerhalb der Form sich ankündigt. Denn von der logischen Bildung des Stylisten ist die innere Ordnung, die richtige Aufeinanderfolge, der Umfang und Reichthum der zu der stylistischen Umgebung des Hauptgegenstandes gehörenden verwandten Begriffe und Ideen, so wie die deutliche, klare und erschöpfende Behandlung des darzustellenden Stoffes abhängig. Wo innerhalb des Vorstellungsvermögens Armuth, Unordnung, Verworrenheit, Undeutlichkeit und Unbestimmtheit der Begriffe und Ideen herrscht; da wird nothwendig auch die Darstellung das Gepräge dieser Mängel und Unvollkommenheiten an sich tragen. Wo hingegen Reichthum, Ordnung, Zusammenhang, Deutlichkeit und Bestimmtheit innerhalb des Kreises der Vorstellungen sich finden; da wird auch die Darstellung die Forderungen der logischen Richtigkeit erfüllen. — Dasselbe gilt von der grammatischen Richtigkeit. Sie beruht auf der formellen Wahr-

heit in der Darstellung, inwiefern diese im Allgemeinen von der völligen Angemessenheit des gesprochenen oder geschriebenen Wortes zu der vorausgegangenen Vorstellung, und im Besondern von den Eigenthümlichkeiten jeder geschichtlich bestehenden Sprache abhängig ist. Denn, wenn die allgemeine Sprachlehre für alle Sprachen als höchster Maasstab gilt; so kann auch nur durch sie die Wahl und der Gebrauch der einzelnen Redetheile, so wie die Aufeinanderfolge und Verbindung derselben unter sich zu Perioden und zu größern stylistischen Ganzen entschieden werden, weil blos auf diese Weise der Zusammenhang der wörtlichen Darstellung mit der Vorstellung ausgemittelt, und die formelle Wahrheit im Ausdrucke durch Sprache versinnlicht werden kann. Allein alles, was zur unmittelbaren Bildung der Wörter, zu ihrer Abstammung und Ableitung von einander, zu ihrer Beugung, zu ihrer örtlichen Stellung in dem Zusammenhange der stylistischen Perioden, und zu den unzähligen Eigenheiten und Eigenthümlichkeiten der lebenden und todten Sprachen gehört, kann nur durch das gründliche Erforschen der geschichtlich vorhandenen Sprachen selbst gelernt und angeeignet werden, wobei das Ansehn der anerkanntesten und entschiedensten Classiker in jeder zur Reife ausgebildeten Sprache den Ausschlag geben muß. — Ob nun gleich die logische und grammatische Richtigkeit die erste Grundeigenschaft einer vollendeten Form der Sprachdarstellung bildet; so wird doch durch sie — was nie vergessen werden darf — nur die technische Vollkommenheit der Form vermittelt.

2) Dagegen beruht die zweite Grundeigenschaft

der vollendeten Form, die Schönheit derselben, darauf, daß die Form um ihrer selbst willen gefalle, wozu die möglichst höchste Versinnlichung des Stoffes vermittelst der Form, und die möglichst höchste Freiheit in der Bewegung gehört, unter welcher der Stoff erscheint (§. 24). Es muß nämlich der Stoff in der Darstellung durch Sprache so versinnlicht werden, daß der Gegenstand durch die Form in seiner vollkommenen Objectivität — d. h. als ein selbstständiges, nach allen seinen Theilen vollendetes, und in sich abgeschlossenes Ganzes — vor die Seele tritt; zugleich muß aber auch in dieser vollendeten objectiven Form die höchste Freiheit in der Bewegung und Verbindung der einzelnen Theile herrschen, wodurch der dargestellte Stoff unter dem frischesten Leben erscheint, das von der Individualität des Stylisten ausgeht. Die vollendete Objectivität der Form besteht also darin, daß die Einbildungskraft die stylistische Form als ein in sich vollendetes Ganzes (als einen vollkommenen Organismus) festhalten, zugleich aber auch den nothwendigen ästhetischen Zusammenhang aller einzelnen in der Form lebensvoll verbundenen Theile unter sich auffassen kann; so daß, durch die Auffassung dieses Zusammenhanges, das vollendete Bild von dem Ganzen, als einer ästhetischen Einheit, für die Anschauung des innern Sinnes vermittelt wird. (Diese Bedingungen der vollendeten Form können wir auf jedes echte Kunstwerk übertragen. So erscheint, in der plastischen Kunst, die mediceische Venus, der Apollo Belvedere, als Form in sich vollendet; denn alle einzelne Theile sind unzertrennlich und nothwendig unter sich

heit in der Darstellung, inwiefern diese im Allgemeinen von der völligen Angemessenheit des gesprochenen oder geschriebenen Wortes zu der vorausgegangenen Vorstellung, und im Besondern von den Eigenthümlichkeiten jeder geschichtlich bestehenden Sprache abhängig ist. Denn, wenn die allgemeine Sprachlehre für alle Sprachen als höchster Maasstab gilt; so kann auch nur durch sie die Wahl und der Gebrauch der einzelnen Redetheile, so wie die Aufeinanderfolge und Verbindung derselben unter sich zu Perioden und zu größern stylistischen Ganzen entschieden werden, weil blos auf diese Weise der Zusammenhang der wörtlichen Darstellung mit der Vorstellung ausgemittelt, und die formelle Wahrheit im Ausdrucke durch Sprache versinnlicht werden kann. Allein alles, was zur unmittelbaren Bildung der Wörter, zu ihrer Abstammung und Ableitung von einander, zu ihrer Beugung, zu ihrer örtlichen Stellung in dem Zusammenhange der stylistischen Perioden, und zu den unzähligen Eigenheiten und Eigenthümlichkeiten der lebenden und todten Sprachen gehört, kann nur durch das gründliche Erforschen der geschichtlich vorhandenen Sprachen selbst gelernt und angeeignet werden, wobei das Ansehn der anerkanntesten und entschiedensten Classiker in jeder zur Reife ausgebildeten Sprache den Ausschlag geben muß. — Ob nun gleich die logische und grammatische Richtigkeit die erste Grundeigenschaft einer vollendeten Form der Sprachdarstellung bildet; so wird doch durch sie — was nie vergessen werden darf — nur die technische Vollkommenheit der Form vermittelt.

2) Dagegen beruht die zweite Grundeigenschaft

der vollendeten Form, die Schönheit derselben, darauf, daß die Form um ihrer selbst willen gefalle, wozu die möglichst höchste Versinnlichung des Stoffes vermittelst der Form, und die möglichst höchste Freiheit in der Bewegung gehört, unter welcher der Stoff erscheint (§. 24). Es muß nämlich der Stoff in der Darstellung durch Sprache so versinnlicht werden, daß der Gegenstand durch die Form in seiner vollkommenen Objectivität — d. h. als ein selbstständiges, nach allen seinen Theilen vollendetes, und in sich abgeschlossenes Ganzes — vor die Seele tritt; zugleich muß aber auch in dieser vollendeten objectiven Form die höchste Freiheit in der Bewegung und Verbindung der einzelnen Theile herrschen, wodurch der dargestellte Stoff unter dem frischesten Leben erscheint, das von der Individualität des Stylisten ausgeht. Die vollendete Objectivität der Form besteht also darin, daß die Einbildungskraft die stylistische Form als ein in sich vollendetes Ganzes (als einen vollkommenen Organismus) festhalten, zugleich aber auch den nothwendigen ästhetischen Zusammenhang aller einzelnen in der Form lebensvoll verbundenen Theile unter sich auffassen kann; so daß, durch die Auffassung dieses Zusammenhanges, das vollendete Bild von dem Ganzen, als einer ästhetischen Einheit, für die Anschauung des innern Sinnes vermittelt wird. (Diese Bedingungen der vollendeten Form können wir auf jedes echte Kunstwerk übertragen. So erscheint, in der plastischen Kunst, die mediceische Venus, der Apollo Belvedere, als Form in sich vollendet; denn alle einzelne Theile sind unzertrennlich und nothwendig unter sich

verbunden; kein Theil ist überflüssig, oder an der unrechten Stelle; und durch die unauflösliche Verbindung aller dieser einzelnen Theile wird das bleibende und vollendete Bild von dem Ganzen möglich. — Dasselbe gilt von einem vollendeten Ganzen der Prosa, der Beredsamkeit und der Dichtkunst. Wo, unbeschadet des innern Zusammenhanges, in einem Gedichte auch nur eine Strophe gestrichen werden kann; da fehlt die organische Einheit und Vollendung des Ganzen. Auf gleiche Weise darf in keinem prosaischen Ganzen eine Periode zu viel, oder zu wenig seyn, in keiner Rede ein Untertheil mit dem andern verwechselt, oder gar ein ganzer Haupttheil weggelassen, oder ein anderer hinzugefügt werden, ohne die Einheit des Ganzen unwiederbringlich zu zerstören.)

27.

Folgerungen.

Wenn das Gesetz der Form in der innigsten und unauflöslichsten Verbindung der Richtigkeit und Schönheit in einer stylistischen Form besteht, die das Gepräge der Vollendung (der Classicität) an sich tragen soll; so folgt von selbst, daß die Richtigkeit der Form nicht von der Schönheit abhängt, und die Schönheit der Form nicht durch die Richtigkeit derselben besteht. Beide bestehen nicht durch, sondern mit einander; sie erscheinen in der Form nicht getrennt und neben einander, sondern unauflöslich verbunden, und beide bilden nur durch ihre unauflösliche Verbindung das Wesen der Form. Die Richtigkeit und die Schönheit, als die beiden Grundeigenschaften der Form, sind daher sich nicht untergeordnet, sondern einander gleichgeordnet.

Ob sie nun gleich aus verschiedenen Quellen stammen; so haben doch beide das mit einander gemein, daß sie in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes nach seinen formellen Vermögen begründet sind. Durch ihre unauflösliche Verbindung innerhalb der Form erscheint aber diese als ein organisches Ganzes, wo jeder Theil um des andern willen da ist, und die technische und ästhetische Vollkommenheit in Eine verschmilzt. Denn nie kann die vorhandene logische und grammatische Richtigkeit den Abgang der Schönheit der Form, nie die bloße Schönheit der Form den Mangel der Richtigkeit ersetzen; eine Form, in welcher die eine der beiden Grundeigenschaften fehlte, oder nur theilweise vorhanden, und mit der andern nicht unauflöslich verbunden wäre, müßte nothwendig das Gepräge des Unvollendeten an sich tragen.

Ungeachtet dieser unauflöslichen Verbindung der Richtigkeit und der Schönheit in jeder vollendeten Form, können aber doch, bei der nähern Betrachtung und kritischen Zergliederung jedes prosaischen, dichterischen oder rhetorischen Ganzen, die beiden Grundeigenschaften der Form im Einzelnen aufgesucht und nachgewiesen werden, eben so, wie durch die Anatomie und Chemie die vollendeten organischen Körper in ihre einzelnen Theile zerlegt und aufgelöset werden. Wir können, vermittelst der Analysis, in jedem vollendeten Erzeugnisse von Garve, Fichte, Klopstock, Schiller, Reinhard, Marezoll u. a. eben so im Einzelnen das Daseyn der Richtigkeit, wie das Daseyn der Schönheit nachweisen, und die Gründe für unsere Aussage von diesem Daseyn auf bestimmte Begriffe zurückführen. Wir können, nach solcher Zergliederung eines stylistischen

verbunden; kein Theil ist überflüssig, oder an der unrechten Stelle; und durch die unauflösliche Verbindung aller dieser einzelnen Theile wird das bleibende und vollendete Bild von dem Ganzen möglich. — Dasselbe gilt von einem vollendeten Ganzen der Prosa, der Beredsamkeit und der Dichtkunst. Wo, unbeschadet des innern Zusammenhanges, in einem Gedichte auch nur eine Strophe gestrichen werden kann; da fehlt die organische Einheit und Vollendung des Ganzen. Auf gleiche Weise darf in keinem prosaischen Ganzen eine Periode zu viel, oder zu wenig seyn, in keiner Rede ein Untertheil mit dem andern verwechselt, oder gar ein ganzer Haupttheil weggelassen, oder ein anderer hinzugefügt werden, ohne die Einheit des Ganzen unwiederbringlich zu zerstören.)

27.

Folgerungen.

Wenn das Gesetz der Form in der innigsten und unauflöslichsten Verbindung der Richtigkeit und Schönheit in einer stylistischen Form besteht, die das Gepräge der Vollendung (der Classicität) an sich tragen soll; so folgt von selbst, daß die Richtigkeit der Form nicht von der Schönheit abhängt, und die Schönheit der Form nicht durch die Richtigkeit derselben besteht. Beide bestehen nicht durch, sondern mit einander; sie erscheinen in der Form nicht getrennt und neben einander, sondern unauflöslich verbunden, und beide bilden nur durch ihre unauflösliche Verbindung das Wesen der Form. Die Richtigkeit und die Schönheit, als die beiden Grundeigenschaften der Form, sind daher sich nicht untergeordnet, sondern einander gleichgeordnet.

Ob ſie nun gleich aus verſchiedenen Quellen ſtammen; ſo haben doch beide das mit einander gemein, daß ſie in der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes nach ſeinen formellen Vermögen begründet ſind. Durch ihre unauflösliche Verbindung innerhalb der Form erſcheint aber dieſe als ein organiſches Ganzes, wo jeder Theil um des andern willen da iſt, und die techniſche und äſthetiſche Vollkommenheit in Eine verſchmilzt. Denn nie kann die vorhandene logiſche und grammatiſche Richtigkeit den Abgang der Schönheit der Form, nie die bloße Schönheit der Form den Mangel der Richtigkeit erſetzen; eine Form, in welcher die eine der beiden Grundeigenſchaften fehlte, oder nur theilweiſe vorhanden, und mit der andern nicht unauflöslich verbunden wäre, müßte nothwendig das Gepräge des Unvollendeten an ſich tragen.

Ungeachtet dieſer unauflöslichen Verbindung der Richtigkeit und der Schönheit in jeder vollendeten Form, können aber doch, bei der nähern Betrachtung und kritiſchen Zergliederung jedes proſaiſchen, dichteriſchen oder rhetoriſchen Ganzen, die beiden Grundeigenſchaften der Form im Einzelnen aufgeſucht und nachgewieſen werden, eben ſo, wie durch die Anatomie und Chemie die vollendeten organiſchen Körper in ihre einzelnen Theile zerlegt und aufgelöſet werden. Wir können, vermittelſt der Analyſis, in jedem vollendeten Erzeugniſſe von Garve, Fichte, Klopſtock, Schiller, Reinhard, Marezoll u. a. eben ſo im Einzelnen das Daſeyn der Richtigkeit, wie das Daſeyn der Schönheit nachweiſen, und die Gründe für unſere Ausſage von dieſem Daſeyn auf beſtimmte Begriffe zurückführen. Wir können, nach ſolcher Zergliederung eines ſtyliſtiſchen

Ganzen, von demſelben ausſagen, daß in demſelben entweder blos die Richtigkeit der Form, mit Ausſchluß der Schönheit, angetroffen wird, inwiefern wir die logiſch-grammatiſchen Bedingungen in den ſtyliſtiſchen Formen, nicht aber die äſthetiſchen Bedingungen nachzuweiſen vermögen; oder daß die Richtigkeit der Form vermißt wird, wenn gleich einzelne äſthetiſche Eigenſchaften aus derſelben hervorſchimmern; oder daß beide Grundeigenſchaften in der Form fehlen; oder daß beide, wie es ſeyn ſoll, in unauflöslicher Verbindung vorhanden ſind.

Aus allen dieſen Ergebniſſen gehet hervor, daß das Geſetz der Form der höchſte Maasſtab iſt, nach welchem die Vollendung jeder einzelnen Form innerhalb der Sprachdarſtellung beurtheilt werden muß, ſie gehöre übrigens der Sprache der Proſa, oder der Dichtkunſt, oder der Beredſamkeit an, weil nur nach dem Geſetze der Form über die Claſſicität der Schriftſteller und ihrer Erzeugniſſe, ſowohl in den ausgebildeten erloſchenen, als in den noch lebenden Sprachen, entſchieden werden kann. Daſſelbe gilt ſogar für die Rangordnung und Eintheilung (Claſſification) der Claſſiker unter ſich, weil nur durch die Zurückführung der einzelnen ſtyliſtiſchen Erzeugniſſe auf das Geſetz der Form der höhere oder geringere Werth eines Claſſikers im Verhältniſſe zu andern Claſſikern, und der höhere oder geringere Werth des einen Kunſterzeugniſſes deſſelben Claſſikers, im Verhältniſſe zu ſeinen übrigen Formen, beſtimmt werden kann. (So ſtellen wir z. B. in der Proſa Leſſing über Garve, obgleich dem letztern die Stelle in der Reihe der claſſiſchen Proſaiker nicht verkümmert werden darf. Wir ſtellen Jo. Andr. Cramer und Klopſtock in der Dichtkunſt

über Gellert und Zachariä, so wenig dadurch der classische Gehalt der beiden letztern Dichter geschmälert werden soll. Wir stellen in der Beredsamkeit Jerusalem über Mosheim, und Reinhard über Löffler, ohne die Classicität dieser beiden Redner beeinträchtigen zu wollen. — Auf gleiche Weise verfahren wir bei den einzelnen Erzeugnissen eines und desselben Schriftstellers. Wir stellen Gellerts Lied: Nach einer Prüfung kurzer Tage ꝛc. über sein Lustspiel: die Betschwester; Schillers Don Karlos über Kabale und Liebe; Göthe's Egmont über seine natürliche Tochter; Kosegartens Arkona über die Jucunde; Lessings Erziehung des Menschengeschlechts über seine antiquarischen Aufsätze u. s. w.)

Von selbst ergiebt sich endlich aus dem Gesagten, daß durch dieses Gesetz der Form die Classiker aller Völker und Zeitalter unter sich innig verwandt sind, weil — abgesehen von der reichen Mannigfaltigkeit der gesammten classischen Erzeugnisse in der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit in alter und neuer Zeit, und abgesehen von der Verschiedenheit der Individualität der Classiker, so wie von den Einflüssen ihres Wohnorts, ihres Zeitalters, ihrer Religion, ihrer Staatsverfassung und der Sitten ihres Volkes auf dieselben — doch nur nach diesem Gesetze der Form theils über ihren classischen Gehalt überhaupt, theils über ihre Stellung in der Reihe der Classiker in der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit, theils über ihr Verhältniß zu andern gleichzeitigen, oder ältern, oder spätern Classikern, in derselben Form der Sprachdarstellung, entschieden werden kann.

Ganzen, von demſelben ausſagen, daß in demſelben entweder blos die Richtigkeit der Form, mit Ausſchluß der Schönheit, angetroffen wird, inwiefern wir die logiſch-grammatiſchen Bedingungen in den ſtyliſtiſchen Formen, nicht aber die äſthetiſchen Bedingungen nachzuweiſen vermögen; oder daß die Richtigkeit der Form vermißt wird, wenn gleich einzelne äſthetiſche Eigenſchaften aus derſelben hervorſchimmern; oder daß beide Grundeigenſchaften in der Form fehlen; oder daß beide, wie es ſeyn ſoll, in unauflöslicher Verbindung vorhanden ſind.

Aus allen dieſen Ergebniſſen gehet hervor, daß das Geſetz der Form der höchſte Maasſtab iſt, nach welchem die Vollendung jeder einzelnen Form innerhalb der Sprachdarſtellung beurtheilt werden muß, ſie gehöre übrigens der Sprache der Proſa, oder der Dichtkunſt, oder der Beredſamkeit an, weil nur nach dem Geſetze der Form über die Claſſicität der Schriftſteller und ihrer Erzeugniſſe, ſowohl in den ausgebildeten erloſchenen, als in den noch lebenden Sprachen, entſchieden werden kann. Daſſelbe gilt ſogar für die Rangordnung und Eintheilung (Claſſification) der Claſſiker unter ſich, weil nur durch die Zurückführung der einzelnen ſtyliſtiſchen Erzeugniſſe auf das Geſetz der Form der höhere oder geringere Werth eines Claſſikers im Verhältniſſe zu andern Claſſikern, und der höhere oder geringere Werth des einen Kunſterzeugniſſes deſſelben Claſſikers, im Verhältniſſe zu ſeinen übrigen Formen, beſtimmt werden kann. (So ſtellen wir z. B. in der Proſa Leſſing über Garve, obgleich dem letztern die Stelle in der Reihe der claſſiſchen Proſaiker nicht verkümmert werden darf. Wir ſtellen Jo. Andr. Cramer und Klopſtock in der Dichtkunſt

über Gellert und Zachariä, so wenig dadurch der classische Gehalt der beiden letztern Dichter geschmälert werden soll. Wir stellen in der Beredsamkeit Jerusalem über Mosheim, und Reinhard über Löffler, ohne die Classicität dieser beiden Redner beeinträchtigen zu wollen. — Auf gleiche Weise verfahren wir bei den einzelnen Erzeugnissen eines und desselben Schriftstellers. Wir stellen Gellerts Lied: Nach einer Prüfung kurzer Tage ꝛc. über sein Lustspiel: die Betschwester; Schillers Don Karlos über Kabale und Liebe; Göthe's Egmont über seine natürliche Tochter; Kosegartens Arkona über die Jucunde; Lessings Erziehung des Menschengeschlechts über seine antiquarischen Aufsätze u. s. w.)

Von selbst ergiebt sich endlich aus dem Gesagten, daß durch dieses Gesetz der Form die Classiker aller Völker und Zeitalter unter sich innig verwandt sind, weil — abgesehen von der reichen Mannigfaltigkeit der gesammten classischen Erzeugnisse in der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit in alter und neuer Zeit, und abgesehen von der Verschiedenheit der Individualität der Classiker, so wie von den Einflüssen ihres Wohnorts, ihres Zeitalters, ihrer Religion, ihrer Staatsverfassung und der Sitten ihres Volkes auf dieselben — doch nur nach diesem Gesetze der Form theils über ihren classischen Gehalt überhaupt, theils über ihre Stellung in der Reihe der Classiker in der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit, theils über ihr Verhältniß zu andern gleichzeitigen, oder ältern, oder spätern Classikern, in derselben Form der Sprachdarstellung, entschieden werden kann.

28.

Beiſpiele:

a) für die bloße logiſch-grammatiſche Richtigkeit der Form, ohne Schönheit derſelben.

α) von J. Geo. Roſenmüller.

Wenn wir uns vor Sünden in Abſicht auf die Geſundheit verwahren wollen; ſo müſſen wir es uns tief einprägen, daß wir unſer Leben und unſre Geſundheit als ein koſtbares Geſchenk Gottes zu betrachten haben, welches uns zur Vorbereitung auf die Ewigkeit gegeben iſt, und daß wir uns auf ewig ſchaden, wenn wir dieſes große Geſchenk mißbrauchen. Je geſunder wir ſind und je länger wir leben; mit deſto mehr Munterkeit, Ruhe und Vergnügen können wir nützliche Geſchäfte verrichten; deſto mehr können wir zum Wohle und zum Beſten unſrer Zeitgenoſſen beitragen. Je mehr Gutes wir aber in dieſem Leben verrichten; um ſo reifere Früchte werden wir in der Ewigkeit davon einernten.

Und wie ruhig können wir einſt von der Welt ſcheiden, wenn wir durch Unordnung und Laſter nicht ſelbſt unſer Leben abgekürzt haben; dahingegen ſich die Folgen des Laſters bis in die Ewigkeit erſtrecken, und uns den Lohn entziehen, den wir hätten erreichen können.

β) von Salzmann.

Iſt nur erſt ein großer Theil der Menſchen dahin gebracht, daß er ſeinen Verſtand brauchen und über die Dinge, die um ihn ſind, nachdenken lernt, daß er eine Fertigkeit hat, in vorkommenden Fällen das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden; mindert ſich der Schwarm der Vorurtheile, von denen bisher der menſchliche Geiſt

sich leiten ließ; werden die auf Veredlung desselben abzweckenden Wahrheiten allgemeiner erkannt; dann muß auch nothwendig das Elend der Menschen, mit dem Fortgange der Zeit, immer mehr sich mindern, und die Erlösung von demselben sichtbar werden. Das Laster, mit allen seinen schrecklichen Folgen, wird nach und nach verschwinden, wenn man nur erst seine Natur, seinen verderblichen Einfluß, den es auf Geist, Leib und Zustand hat, recht hat kennen lernen; die Kraftlosigkeit des Geistes wird sich mindern, sobald die Quellen, aus denen sie entsprangen, verstopft sind, wenn Unwissenheit, Vorurtheile und Ausschweifungen der Begierden immer mehr gemindert werden. Mangel und Dürftigkeit, entehrende Sklaverei, werden von der Erde weichen, sobald der Mensch erst seine Kräfte fühlen und brauchen lernt. Worauf beruht aber diese Hoffnung? Blos auf Erleuchtung des menschlichen Verstandes, die in einem kurzen Zeitraume sehr schnell um sich greifen kann, sobald wir ernstlich wollen, und die die größten Wirkungen hervorzubringen vermögend ist.

b) Beispiel für die innigste Verbindung der Richtigkeit und Schönheit in der Form.

α) in der Prosa, von Johannes Müller.

Wenn man die verschiedenen Stämme des Menschengeschlechts, den ganzen Schauplatz der Welt, mit Einem Blicke übersieht; so glaubt man Gegenden und Völker zu bemerken, bei welchen die scheinbare Bestimmung (daß wechselsweise in aller Welt sich die mannigfaltigsten Fähigkeiten unserer Natur nach den verschiedenen Schattirungen des physischen Einflusses und überlieferter Cultur entwickeln) noch nicht völlig erreicht sey;

28.

Beiſpiele:

a) für die bloße logiſch-grammatiſche Richtigkeit der Form, ohne Schönheit derſelben.

α) von J. Geo. Roſenmüller.

Wenn wir uns vor Sünden in Abſicht auf die Geſundheit verwahren wollen; ſo müſſen wir es uns tief einprägen, daß wir unſer Leben und unſre Geſundheit als ein koſtbares Geſchenk Gottes zu betrachten haben, welches uns zur Vorbereitung auf die Ewigkeit gegeben iſt, und daß wir uns auf ewig ſchaden, wenn wir dieſes große Geſchenk mißbrauchen. Je geſunder wir ſind und je länger wir leben; mit deſto mehr Munterkeit, Ruhe und Vergnügen können wir nützliche Geſchäfte verrichten; deſto mehr können wir zum Wohle und zum Beſten unſrer Zeitgenoſſen beitragen. Je mehr Gutes wir aber in dieſem Leben verrichten; um ſo reifere Früchte werden wir in der Ewigkeit davon einernten.

Und wie ruhig können wir einſt von der Welt ſcheiden, wenn wir durch Unordnung und Laſter nicht ſelbſt unſer Leben abgekürzt haben; dahingegen ſich die Folgen des Laſters bis in die Ewigkeit erſtrecken, und uns den Lohn entziehen, den wir hätten erreichen können.

β) von Salzmann.

Iſt nur erſt ein großer Theil der Menſchen dahin gebracht, daß er ſeinen Verſtand brauchen und über die Dinge, die um ihn ſind, nachdenken lernt, daß er eine Fertigkeit hat, in vorkommenden Fällen das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden; mindert ſich der Schwarm der Vorurtheile, von denen bisher der menſchliche Geiſt

sich leiten ließ; werden die auf Veredlung desselben abzweckenden Wahrheiten allgemeiner erkannt; dann muß auch nothwendig das Elend der Menschen, mit dem Fortgange der Zeit, immer mehr sich mindern, und die Erlösung von demselben sichtbar werden. Das Laster, mit allen seinen schrecklichen Folgen, wird nach und nach verschwinden, wenn man nur erst seine Natur, seinen verderblichen Einfluß, den es auf Geist, Leib und Zustand hat, recht hat kennen lernen; die Kraftlosigkeit des Geistes wird sich mindern, sobald die Quellen, aus denen sie entsprangen, verstopft sind, wenn Unwissenheit, Vorurtheile und Ausschweifungen der Begierden immer mehr gemindert werden. Mangel und Dürftigkeit, entehrende Sklaverei, werden von der Erde weichen, sobald der Mensch erst seine Kräfte fühlen und brauchen lernt. Worauf beruht aber diese Hoffnung? Blos auf Erleuchtung des menschlichen Verstandes, die in einem kurzen Zeitraume sehr schnell um sich greifen kann, sobald wir ernstlich wollen, und die die größten Wirkungen hervorzubringen vermögend ist.

b) Beispiel für die innigste Verbindung der Richtigkeit und Schönheit in der Form.

α) in der Prosa, von Johannes Müller.

Wenn man die verschiedenen Stämme des Menschengeschlechts, den ganzen Schauplatz der Welt, mit Einem Blicke übersieht; so glaubt man Gegenden und Völker zu bemerken, bei welchen die scheinbare Bestimmung (daß wechselsweise in aller Welt sich die mannigfaltigsten Fähigkeiten unserer Natur nach den verschiedenen Schattirungen des physischen Einflusses und überlieferter Cultur entwickeln) noch nicht völlig erreicht sey;

28.

Beispiele:

a) für die bloße logisch-grammatische Richtigkeit der Form, ohne Schönheit derselben.

α) von J. Geo. Rosenmüller.

Wenn wir uns vor Sünden in Absicht auf die Gesundheit verwahren wollen; so müssen wir es uns tief einprägen, daß wir unser Leben und unsre Gesundheit als ein kostbares Geschenk Gottes zu betrachten haben, welches uns zur Vorbereitung auf die Ewigkeit gegeben ist, und daß wir uns auf ewig schaden, wenn wir dieses große Geschenk mißbrauchen. Je gesunder wir sind und je länger wir leben; mit desto mehr Munterkeit, Ruhe und Vergnügen können wir nützliche Geschäfte verrichten; desto mehr können wir zum Wohle und zum Besten unsrer Zeitgenossen beitragen. Je mehr Gutes wir aber in diesem Leben verrichten; um so reifere Früchte werden wir in der Ewigkeit davon einernten.

Und wie ruhig können wir einst von der Welt scheiden, wenn wir durch Unordnung und Laster nicht selbst unser Leben abgekürzt haben; dahingegen sich die Folgen des Lasters bis in die Ewigkeit erstrecken, und uns den Lohn entziehen, den wir hätten erreichen können.

β) von Salzmann.

Ist nur erst ein großer Theil der Menschen dahin gebracht, daß er seinen Verstand brauchen und über die Dinge, die um ihn sind, nachdenken lernt, daß er eine Fertigkeit hat, in vorkommenden Fällen das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden; mindert sich der Schwarm der Vorurtheile, von denen bisher der menschliche Geist

sich leiten ließ; werden die auf Veredlung desselben abzweckenden Wahrheiten allgemeiner erkannt; dann muß auch nothwendig das Elend der Menschen, mit dem Fortgange der Zeit, immer mehr sich mindern, und die Erlösung von demselben sichtbar werden. Das Laster, mit allen seinen schrecklichen Folgen, wird nach und nach verschwinden, wenn man nur erst seine Natur, seinen verderblichen Einfluß, den es auf Geist, Leib und Zustand hat, recht hat kennen lernen; die Kraftlosigkeit des Geistes wird sich mindern, sobald die Quellen, aus denen sie entsprangen, verstopft sind, wenn Unwissenheit, Vorurtheile und Ausschweifungen der Begierden immer mehr gemindert werden. Mangel und Dürftigkeit, entehrende Sklaverei, werden von der Erde weichen, sobald der Mensch erst seine Kräfte fühlen und brauchen lernt. Worauf beruht aber diese Hoffnung? Blos auf Erleuchtung des menschlichen Verstandes, die in einem kurzen Zeitraume sehr schnell um sich greifen kann, sobald wir ernstlich wollen, und die die größten Wirkungen hervorzubringen vermögend ist.

b) Beispiel für die innigste Verbindung der Richtigkeit und Schönheit in der Form.

α) in der Prosa, von Johannes Müller.

Wenn man die verschiedenen Stämme des Menschengeschlechts, den ganzen Schauplatz der Welt, mit Einem Blicke übersieht; so glaubt man Gegenden und Völker zu bemerken, bei welchen die scheinbare Bestimmung (daß wechselsweise in aller Welt sich die mannigfaltigsten Fähigkeiten unserer Natur nach den verschiedenen Schattirungen des physischen Einflusses und überlieferter Cultur entwickeln) noch nicht völlig erreicht sey;

Revolutionen, die in Verwilderung oder Hingebung enden; Nationen, die den Geiz und die Herrschgier der Europäer noch nicht ganz erfahren haben; die Einwohner unsers Welttheils, gewöhnt durch Geist und Muth alles zu unternehmen, und in der Lage, daß Erschütterungen ihres Schicksals den fernsten Welttheilen einen Gegenstoß fühlbar machen, und unbewandertem Grunde und nie gesehenen Wildnissen Bewohner und Cultur zu verschaffen fähig sind. So groß und so klein sind wir, daß die Selbstvernachlässigung oder eine plötzliche Begeisterung europäischer Völker, ja einzelner Männer, auf den sittlichen Zustand des Menschengeschlechts wirksam wird, und daß die größten Dinge unvorgesehen, ja wider den Willen ihrer Urheber geschehen.

So unvollständig das Geheimniß und die Natur der größten Revolutionen und ihrer Verkettung in der Geschichte dargestellt werden kann; so sichtbar leuchtet doch höhere Leitung hervor. Unbekannt ist ihr Plan, unerforschlich ihr Gang. Das sehen wir, daß Glück und Macht, bei Staaten und Einzelnen, das Werk festen Willens, großer Thätigkeit und richtigen Urtheils sind, wohingegen Schwäche, Furchtsamkeit, und alles, was die Entwickelung inwohnender Fähigkeiten hindert, Staaten und Einzelne stürzt. Man findet in der Geschichte nicht so wohl, was in einzelnen Fällen zu thun sey, (die Umstände ändern alles unendlich,) als das Generalresultat der Zeiten und Nationen: Erfülle trefflich die von dem Schicksale dir angewiesene Stelle; hierin scheine dir nichts zu hoch, daß du es nicht erreichen könntest, nichts so gering, daß du es vernachlässigen dürftest. Dadurch werden Könige groß; dadurch erwirbt der Mann von Geist ewige Lorbeeren; dadurch erhebt der Hausvater seine Familie über Armuth und Niedrigkeit.

Und nun, ihr aus den Felsenhallen und Burgen der

Vorwelt herüberschimmernde Riesengestalten der ersten Fürsten der Völker und Söhne der Götter, und ihr Weltstürmer von Babylon und Macedonien, mannigfaltige Reiche der Cäsarn, Attila, Araber, Mongolen und Tataren; Fürsten der Gläubigen am Tigris, und Fürsten der Gläubigen an den Ufern der Tiber; und ihr, graue Häupter, Räthe der Könige, oder Königen gleich, benarbte, belorbeerte Triumphatoren, Consuln, Dictatoren, mit erhabnem Blicke, ungebeugtem Nacken und unerschüttertem Muthe, wie ein Rath von Göttern — stehet auf! Wer waret ihr! Die ersten der Menschen? Selten. Die besten der Menschen? Wenige. Die Stürmer, die Treiber der Menschen, die Urheber ihrer Werke? — Werkzeuge, Räder waret ihr, durch deren in einander greifendes Maschinenwerk der Unsichtbare den mystischen Wagen der Weltregierung, unter unaufhörlichem Geprassel, Geschrei und Schnattern, über den Ocean der Zeiten fortgeleitet hat. Bei jeder Schwingung, bei jeder Hebung, bei jeder Umkehr eines Rades, schallt von dem Geiste, der auf den großen Wassern lebt, das Gebot der Weisheit: Mäßigung und Ordnung! Wer es überhört; der ist gerichtet. Menschen von Erde und Staub; Fürsten von Erde und Staub, wie schrecklich dies geschehe: das zeigt die Geschichte.

β) in der Dichtkunst, von Kuhn in Dresden.

Das neue goldene Zeitalter.

Was weinst du, daß die kurze Stunde
Zurück in ihren Himmel flog,
Die einst dem kleinen Menschenbunde
Die Welt zur Rosenlaube bog;
Die steten Lenz in reine Lüfte,
Gesang an jede Blüthe hing,

Und die noch nicht durch Kerkergrüfte,
Noch nicht durch Fürſtenſchlöſſer ging;

Die Stunde, wo die Morgenröthe
Als Winzerin auf Bergen ſtand;
Wo ſich von ihrem langen Beete
Die Ernte ſelbſt in Garben band;
Wo Schönheit ihre Zauberbinde
Um jede Stirne magiſch ſchloß,
Und Waſſerfall und Abendwinde
In große Harmonieen goß;

Wo ewig um ſein Veilchenbette
Der Strom die hellen Arme ſchlang,
Mit Nachtigallen um die Wette
Der Menſchen junge Hymne klang;
Wo noch auf ſeinem Opferhügel
Der Beter heil'ge Ruhe trank,
Wenn auf der Stille leiſem Flügel
Ein Chor von Göttern niederſank.

Was weinſt du, daß die trübe Seele,
Von welken Bergen rings umbaut,
Nur wie aus einer Todtenhöhle
Nach jenen Paradieſen ſchaut;
Daß ſie aus ihrem hohen Traume
Verſtarrt und ſchaudernd niederſinkt,
Wenn Kriegerſchlacht im öden Raume,
Wenn Hochgericht am Berge blinkt!

O weine nicht! Zwar wird das Leben
Kein Rundgeſang der Freude ſeyn;
Es wird uns Trauerflöre weben
Und Todtenmäler um uns ſtreun;
Der freien Geiſter freie Flüge
Hemmt karges Brod und Ordensband,

Und, ach, der Menschheit Seelenzüge
Verschraubt des Staates Eisenhand.

O ringe nicht nach Paradiesen!
Von Größe fern und Erdenlust
Ist uns ein Himmel angewiesen,
Der Himmel ist in unsrer Brust!
Trag' alle deine ernsten Zähren
In dieses große Heiligthum!
Dort wandelt sie zu goldnen Aehren,
Zu Kronen, still dein Engel um!

Wann Menschenstolz die weiten Gauen
Der Freude nur für sich umzäunt;
Dann laß uns kleine Hütten bauen,
Wo allen Eine Sonne scheint.
Noch rinnen süße Zauberlieder
Durch Blüthenduft im Abendglanz
Melodisch aus den Höhen nieder;
Noch kreist der Sterne Reihentanz.

Wann Liebe dich im Schmeichelworte,
Im Felsenschwur der Freund betrügt;
O, lausche sinnend dem Accorde,
Der durch die ganze Schöpfung fliegt!
Dann wird der Sprößling deiner Triebe
Wie Eichenwälder stark und groß;
Dann wirf die neue, schöne Liebe
In ganzer Millionen Schoos.

Wann über dir und deinem Volke
Des Kummers rothe Fahne weht,
Der Despotieen Donnerwolke
Auf Thälern und Gebirgen steht;
Dann brich aus den zerrißnen Schranken,
Aus deiner schwülen Nacht hervor,

Und die noch nicht durch Kerkergrüfte,
Noch nicht durch Fürſtenſchlöſſer ging;

Die Stunde, wo die Morgenröthe
Als Winzerin auf Bergen ſtand;
Wo ſich von ihrem langen Beete
Die Ernte ſelbſt in Garben band;
Wo Schönheit ihre Zauberbinde
Um jede Stirne magiſch ſchloß,
Und Waſſerfall und Abendwinde
In große Harmonieen goß;

Wo ewig um ſein Veilchenbette
Der Strom die hellen Arme ſchlang,
Mit Nachtigallen um die Wette
Der Menſchen junge Hymne klang;
Wo noch auf ſeinem Opferhügel
Der Beter heil'ge Ruhe trank,
Wenn auf der Stille leiſem Flügel
Ein Chor von Göttern niederſank.

Was weinſt du, daß die trübe Seele,
Von welken Bergen rings umbaut,
Nur wie aus einer Todtenhöhle
Nach jenen Paradieſen ſchaut;
Daß ſie aus ihrem hohen Traume
Verſtarrt und ſchaudernd niederſinkt,
Wenn Kriegerſchlacht im öden Raume,
Wenn Hochgericht am Berge blinkt!

O weine nicht! Zwar wird das Leben
Kein Rundgeſang der Freude ſeyn;
Es wird uns Trauerflöre weben
Und Todtenmäler um uns ſtreun;
Der freien Geiſter freie Flüge
Hemmt karges Brod und Ordensband,

Und, ach, der Menschheit Seelenzüge
Verschraubt des Staates Eisenhand.

O ringe nicht nach Paradiesen!
Von Größe fern und Erdenlust
Ist uns ein Himmel angewiesen,
Der Himmel ist in unsrer Brust!
Trag' alle deine ernsten Zähren
In dieses große Heiligthum!
Dort wandelt sie zu goldnen Aehren,
Zu Kronen, still dein Engel um!

Wann Menschenstolz die weiten Gauen
Der Freude nur für sich umzäunt;
Dann laß uns kleine Hütten bauen,
Wo allen Eine Sonne scheint.
Noch rinnen süße Zauberlieder
Durch Blüthenduft im Abendglanz
Melodisch aus den Höhen nieder;
Noch kreist der Sterne Reihentanz.

Wann Liebe dich im Schmeichelworte,
Im Felsenschwur der Freund betrügt;
O, lausche sinnend dem Accorde,
Der durch die ganze Schöpfung fliegt!
Dann wird der Sprößling deiner Triebe
Wie Eichenwälder stark und groß;
Dann wirf die neue, schöne Liebe
In ganzer Millionen Schoos.

Wann über dir und deinem Volke
Des Kummers rothe Fahne weht,
Der Despotieen Donnerwolke
Auf Thälern und Gebirgen steht;
Dann brich aus den zerrißnen Schranken,
Aus deiner schwülen Nacht hervor,

Und die noch nicht durch Kerkergrüfte,
Noch nicht durch Fürſtenſchlöſſer ging;

Die Stunde, wo die Morgenröthe
Als Winzerin auf Bergen ſtand;
Wo ſich von ihrem langen Beete
Die Ernte ſelbſt in Garben band;
Wo Schönheit ihre Zauberbinde
Um jede Stirne magiſch ſchloß,
Und Waſſerfall und Abendwinde
In große Harmonieen goß;

Wo ewig um ſein Veilchenbette
Der Strom die hellen Arme ſchlang,
Mit Nachtigallen um die Wette
Der Menſchen junge Hymne klang;
Wo noch auf ſeinem Opferhügel
Der Beter heil'ge Ruhe trank,
Wenn auf der Stille leiſem Flügel
Ein Chor von Göttern niederſank.

Was weinſt du, daß die trübe Seele,
Von welken Bergen rings umbaut,
Nur wie aus einer Todtenhöhle
Nach jenen Paradieſen ſchaut;
Daß ſie aus ihrem hohen Traume
Verſtarrt und ſchaudernd niederſinkt,
Wenn Kriegerſchlacht im öden Raume,
Wenn Hochgericht am Berge blinkt!

O weine nicht! Zwar wird das Leben
Kein Rundgeſang der Freude ſeyn;
Es wird uns Trauerflöre weben
Und Todtenmäler um uns ſtreun;
Der freien Geiſter freie Flüge
Hemmt karges Brod und Ordensband,

Und, ach, der Menschheit Seelenzüge
Verschraubt des Staates Eisenhand.

O ringe nicht nach Paradiesen!
Von Größe fern und Erdenlust
Ist uns ein Himmel angewiesen,
Der Himmel ist in unsrer Brust!
Trag' alle deine ernsten Zähren
In dieses große Heiligthum!
Dort wandelt sie zu goldnen Aehren,
Zu Kronen, still dein Engel um!

Wann Menschenstolz die weiten Gauen
Der Freude nur für sich umzäunt;
Dann laß uns kleine Hütten bauen,
Wo allen Eine Sonne scheint.
Noch rinnen süße Zauberlieder
Durch Blüthenduft im Abendglanz
Melodisch aus den Höhen nieder;
Noch kreist der Sterne Reihentanz.

Wann Liebe dich im Schmeichelworte,
Im Felsenschwur der Freund betrügt;
O, lausche sinnend dem Accorde,
Der durch die ganze Schöpfung fliegt!
Dann wird der Sprößling deiner Triebe
Wie Eichenwälder stark und groß;
Dann wirf die neue, schöne Liebe
In ganzer Millionen Schoos.

Wann über dir und deinem Volke
Des Kummers rothe Fahne weht,
Der Despotieen Donnerwolke
Auf Thälern und Gebirgen steht;
Dann brich aus den zerrißnen Schranken,
Aus deiner schwülen Nacht hervor,

Und tritt, auf mächtigen Gedanken,
Ein Freier in der Freien Chor.

Im Kranz verschlungner Abendsterne
Schwebt gern der große Geisterbund
Durch Ewigkeit und todte Ferne
Zum Bruderkuß an deinen Mund.
Dann schlage stolz um die Platonen,
Von Sittlichkeit und Freiheit warm,
Dann schlag', im Lied verklärter Zonen,
Um Gott den freien Menschenarm.

γ) in der Beredsamkeit, von Reinhard.

(Das nachstehende Bruchstück ist aus der berühmten Predigt am Johannisfeste 1806, kurz vor der Stiftung des Rheinbundes, und in unverkennbarer Beziehung auf Napoleons Streben nach Weltherrschaft geschrieben. Bekanntlich erregte auch diese Predigt die Aufmerksamkeit der französischen Behörden. — Der Redner sprach von den tröstenden Blicken auf die großen Weltbegebenheiten, und zeigte, im ersten Theile, in den großen Weltbegebenheiten einen alles vergeltenden Gott. Aus diesem Theile ist das folgende Bruchstück entlehnt.)

Wäre kein Gesetz der Vergeltung in den Begebenheiten der Welt wahrzunehmen; blieben die Gräuel, die wir ganze Völker verüben sehen, ungestraft, und die Anstrengungen für das Gute, die gleichfalls von ganzen Völkern geäußert werden, unbelohnt; wer könnte dann aus dem Anblicke der großen Weltbegebenheiten auch nur den mindesten Trost schöpfen? ach, dann wären sie ein Chaos regelloser, schrecklicher Ereignisse, das man nur mit Verzweiflung betrachten könnte. Aber eine strenge,

gerechte, heilige Vergeltung herrscht in diesen Begebenheiten; sie stehen unter der Leitung eines Wesens, das Nationen, wie einzelnen Menschen, nach ihren Werken giebt. Denn richtet eure Augen im Umfange der Geschichte wohin ihr wollet; ein Gott, der lasterhafte Völker züchtigt, wird euch überall sichtbar. Daß ganze Nationen gedemüthigt und herabgewürdigt, daß sie von andern gemißhandelt und unterdrückt, daß sie wohl gar zerstreut, verschlungen und aufgerieben werden, ist in den Begebenheiten der Welt etwas Gewöhnliches; aber wenn alles genauer untersucht wird, nie etwas Unverschuldetes. Nicht unschuldige, Ordnung und Zucht liebende, Völker gerathen in Verfall; sondern verdorbene, pflichtvergessene und ausschweifende. Nicht muthige, mit Kraft und Nachdruck handelnde, Völker werden eine Beute der Herrschsucht; sondern feige, weichliche, sich selbst verlassende. Nicht einträchtige, fest verknüpfte und weise regierte Staaten werden verachtet und gemißhandelt; sondern mißhellige, in allen ihren Fugen aufgelösete, und unverständig verwaltete. Findet ihr ein Volk herabgewürdigt und seinem Untergange nahe, es sey in der Vergangenheit, oder in der Gegenwart; forschet nur nach seinem Zustande und nach seinen Sitten; in ihm selbst, in seinen Lastern, in seinem Mangel an Gemeingeist und Muth, in seiner Unklugheit und Thorheit werdet ihr die wahren Ursachen seines Verfalls antreffen; ihr werdet gestehen müssen: weder unverschuldet noch unbegreiflich ist dieser Verfall; ihr werdet eine Strafe in demselben erkennen, die bei Voraussetzung einer gerechten Weltregierung nicht unterbleiben konnte; ein vergeltender, lasterhafte Völker züchtigender Gott wird euch in den Begebenheiten der Welt an allen Orten begegnen.

Aber noch mehr; ein Gott, der unterdrückende

Und tritt, auf mächtigen Gedanken,
Ein Freier in der Freien Chor.

Im Kranz verschlungner Abendsterne
Schwebt gern der große Geisterbund
Durch Ewigkeit und todte Ferne
Zum Bruderkuß an deinen Mund.
Dann schlage stolz um die Platonen,
Von Sittlichkeit und Freiheit warm,
Dann schlag', im Lied verklärter Zonen,
Um Gott den freien Menschenarm.

γ) in der Beredsamkeit, von Reinhard.

(Das nachstehende Bruchstück ist aus der berühmten Predigt am Johannisfeste 1806, kurz vor der Stiftung des Rheinbundes, und in unverkennbarer Beziehung auf Napoleons Streben nach Weltherrschaft geschrieben. Bekanntlich erregte auch diese Predigt die Aufmerksamkeit der französischen Behörden. — Der Redner sprach von den tröstenden Blicken auf die großen Weltbegebenheiten, und zeigte, im ersten Theile, in den großen Weltbegebenheiten einen alles vergeltenden Gott. Aus diesem Theile ist das folgende Bruchstück entlehnt.)

Wäre kein Gesetz der Vergeltung in den Begebenheiten der Welt wahrzunehmen; blieben die Gräuel, die wir ganze Völker verüben sehen, ungestraft, und die Anstrengungen für das Gute, die gleichfalls von ganzen Völkern geäußert werden, unbelohnt; wer könnte dann aus dem Anblicke der großen Weltbegebenheiten auch nur den mindesten Trost schöpfen? ach, dann wären sie ein Chaos regelloser, schrecklicher Ereignisse, das man nur mit Verzweiflung betrachten könnte. Aber eine strenge,

gerechte, heilige Vergeltung herrscht in diesen Begebenheiten; sie stehen unter der Leitung eines Wesens, das Nationen, wie einzelnen Menschen, nach ihren Werken giebt. Denn richtet eure Augen im Umfange der Geschichte wohin ihr wollet; ein Gott, der lasterhafte Völker züchtigt, wird euch überall sichtbar. Daß ganze Nationen gedemüthigt und herabgewürdigt, daß sie von andern gemißhandelt und unterdrückt, daß sie wohl gar zerstreut, verschlungen und aufgerieben werden, ist in den Begebenheiten der Welt etwas Gewöhnliches; aber wenn alles genauer untersucht wird, nie etwas Unverschuldetes. Nicht unschuldige, Ordnung und Zucht liebende, Völker gerathen in Verfall; sondern verdorbene, pflichtvergessene und ausschweifende. Nicht muthige, mit Kraft und Nachdruck handelnde, Völker werden eine Beute der Herrschsucht; sondern feige, weichliche, sich selbst verlassende. Nicht einträchtige, fest verknüpfte und weise regierte Staaten werden verachtet und gemißhandelt; sondern mißhellige, in allen ihren Fugen aufgelösete, und unverständig verwaltete. Findet ihr ein Volk herabgewürdigt und seinem Untergange nahe, es sey in der Vergangenheit, oder in der Gegenwart; forschet nur nach seinem Zustande und nach seinen Sitten; in ihm selbst, in seinen Lastern, in seinem Mangel an Gemeingeist und Muth, in seiner Unklugheit und Thorheit werdet ihr die wahren Ursachen seines Verfalls antreffen; ihr werdet gestehen müssen: weder unverschuldet noch unbegreiflich ist dieser Verfall; ihr werdet eine Strafe in demselben erkennen, die bei Voraussetzung einer gerechten Weltregierung nicht unterbleiben konnte; ein vergeltender, lasterhafte Völker züchtigender Gott wird euch in den Begebenheiten der Welt an allen Orten begegnen.

Aber noch mehr; ein Gott, der unterdrückende

Völker zur rechten Zeit demüthigt, wird euch in diesen Begebenheiten eben so sichtbar werden. Völker, die mit ehrgeizigen Anführern, mit herrschsüchtigen Königen, mit wilden Eroberern an der Spitze, sich wie reißende Ströme in fremde Länder ergossen, oder alles um sich her anfielen und besiegten; die ein schweres eisernes Joch auf ganze Reiche und Welttheile legten, und durch alle Arten des Unrechts und der Gewalt bei ihrer Herrschaft sich behaupteten; ach, in einer fürchterlichen Reihe sehet ihr solche Völker in der Geschichte auf einander folgen; und nicht zu berechnen, nicht auszusprechen ist der Jammer, der durch sie auf Erden gestiftet worden ist. Wären sie ungestraft geblieben, diese schrecklichen Unterdrücker, diese Verächter aller Ordnung und alles Rechts; welch ein empörendes, trostloses Schauspiel wäre dann die Geschichte unsers Geschlechts! Aber zweifältig, das ist am Tage, vielfältig haben sie von der Hand des Herrn empfangen um alle ihre Sünde. Es war Nebukadnezar, der mit seinen räuberischen Chaldäern das jüdische Volk und einen großen Theil Asiens unterjochte. Aber der Held war schon bestimmt, der die gemißhandelten Völker an den Unterdrückern rächen, und diesen reichlich vergelten sollte. Bald verwandelte sich jedoch dieser Held mit seinen siegreichen Persern selbst in einen Unterdrücker, und mit Asien nicht zufrieden, fingen seine herrschsüchtigen Nachfolger an, auch Europa und Afrika zu beunruhigen. Es waren die Griechen, die ihren Eroberungen Grenzen setzten, die Strafe an ihnen übten, und ihr mächtiges Reich in einigen Jahren zertrümmerten. Inzwischen bereiteten sich die gewaltsamsten Unterdrücker der Menschheit im Alterthume, die Römer, durch immerwährende Kriege zum Siege über die Welt; und es konnte endlich sagen, das

allgewaltige, unüberwindliche Rom, was Jesaias einem ältern Eroberer in den Mund legt: meine Hand hat funden die Völker wie ein Vogelnest, daß ich habe alle Lande zusammengerafft, wie man Eier aufraffet, die verlassen sind, da Niemand eine Feder reget, oder einen Schnabel aufsperrt, oder zischet. Aber ist nicht auch seine Zeit gekommen; ist ein mächtiges Volk traurigter herabgesunken und tiefer herabgewürdigt worden, und unter schrecklichern Ahndungen aus der Geschichte verschwunden, als das römische; ist es nicht die Beute von Barbaren geworden, die es mit Verachtung betrachtete und kaum dem Namen nach kannte? Nein, ungestraft ist noch kein wilder Eroberer geblieben; früher oder später kam die Zeit, wo man sagen konnte: ist das der Mann, der die Welt zittern und Königreiche beben machte; nun bist du verworfen von deinem Grabe wie ein verachteter Zweig. Und wo wäre in der ganzen Geschichte das unterdrückende Volk, das nicht in Zerrüttung gerathen wäre, das nicht endlich alles wider sich empört hätte, dem nicht reichlich mit Schmach und Schande vergolten worden wäre, was es an andern verschuldet hatte? Eine Gerechtigkeit, vor der verbrecherische Nationen wie einzelne Sünder, und Jahrhunderte wie Tage sind, waltet in den Begebenheiten der Welt; damit wollen wir uns trösten, wenn uns bei diesen Begebenheiten Gräuel der Unterdrückung in die Augen fallen. Sie werden nicht ungestraft bleiben, diese Gräuel; und der, der über den Himmel und die Erde gebietet, aus dessen unermeßlichem Reiche sich nichts verlieren kann, wird die Unglücklichen, die einstweilen fallen, als Opfer der ungerechten Gewalt fallen, zu entschädigen wissen.

29.

g) Die untergeorneten Eigenſchaften der beiden Grundeigenſchaften des Geſetzes der Form.

So wie das Geſetz der Form als das oberſte Geſetz in der Philoſophie der Sprache, und zugleich als der höchſte Maasſtab für alle vollendete Formen im Geſammtgebiete der Sprachdarſtellung erſcheint; ſo ſind auch die beiden, im Geſetze der Form enthaltenen, Grundeigenſchaften der ſtyliſtiſchen Vollendung, die Richtigkeit und Schönheit, ſolche allgemeine oder Gattungs-Begriffe, daß ſie mehrere untergeordnete Begriffe in ſich einſchließen, durch deren Entwickelung die untergeordneten Eigenſchaften der Richtigkeit und Schönheit aufgefunden und näher bezeichnet werden.

Die nähere Ausmittelung, folgerichtige Durchführung und beſtimmte Begriffsbezeichnung dieſer untergeordneten Eigenſchaften der Richtigkeit und Schönheit iſt aber in mehrfacher Hinſicht für die Philoſophie der Sprache eben ſo wichtig, als in der Sittenlehre die nähere Angabe und Bezeichnung der einzelnen Rechte und Pflichten des Menſchen, als Ausflüſſe des an der Spitze der geſammten practiſchen Philoſophie ſtehenden Sittengeſetzes. Denn eines Theiles können, bei der großen individuellen Verſchiedenheit der claſſiſchen Schriftſteller, ſo wie bei der noch größern Verſchiedenheit der einzelnen durch Sprache darzuſtellenden Stoffe, und bei der bedeutenden Zahl der untergeordneten Eigenſchaften der Richtigkeit und Schönheit, nicht die geſammten einzelnen untergeordneten Eigenſchaften der Richtigkeit und Schönheit in

jeder stylistischen Form vorhanden seyn; und andern Theiles schließen, nach ihrem innern Wesen, gewisse einzelne untergeordnete Eigenschaften der Schönheit der Form, durch ihr Daseyn innerhalb der Form, andere untergeordnete Eigenschaften der Schönheit geradezu von derselben stylistischen Form aus. (So kann schwerlich das Lächerliche und Erhabene, das Komische und Rührende, das Naive und das Kühne, u. s. w. in einer und derselben Form zugleich bestehen.) Weil aber diese untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit und der Schönheit theils einzeln, theils nach ihrer Verbindung, in den Werken der Classiker unverkennbar angetroffen werden, und weil nach dem Verhältnisse dieser untergeordneten Eigenschaften zu einander selbst und zu den Grundeigenschaften, aus welchen sie stammen, über die Vollendung der stylistischen Form überhaupt entschieden wird; so muß auch die Philosophie der Sprache diese untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit und Schönheit, durch welche die Gattungsbegriffe der Richtigkeit und Schönheit erschöpft werden, im Einzelnen aufstellen, und nach ihrem formellen Charakter (d. h. nach ihrem Verhältnisse zu dem Gesetze der Form) näher bezeichnen.

30.

a) Die untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit der Form.

1) Die Deutlichkeit.

Zur Richtigkeit in logischer und grammatischer Hinsicht gehört zunächst die Deutlichkeit. Sie besteht, in logischer Hinsicht, in der scharfen Auffassung der zum Bewußtseyn gelangten Begriffe nach

29.

g) Die untergeorneten Eigenſchaften der beiden Grundeigenſchaften des Geſetzes der Form.

So wie das Geſetz der Form als das oberſte Geſetz in der Philoſophie der Sprache, und zugleich als der höchſte Maasſtab für alle vollendete Formen im Geſammtgebiete der Sprachdarſtellung erſcheint; ſo ſind auch die beiden, im Geſetze der Form enthaltenen, Grundeigenſchaften der ſtyliſtiſchen Vollendung, die Richtigkeit und Schönheit, ſolche allgemeine oder Gattungs-Begriffe, daß ſie mehrere untergeordnete Begriffe in ſich einſchließen, durch deren Entwickelung die untergeordneten Eigenſchaften der Richtigkeit und Schönheit aufgefunden und näher bezeichnet werden.

Die nähere Ausmittelung, folgerichtige Durchführung und beſtimmte Begriffsbezeichnung dieſer untergeordneten Eigenſchaften der Richtigkeit und Schönheit iſt aber in mehrfacher Hinſicht für die Philoſophie der Sprache eben ſo wichtig, als in der Sittenlehre die nähere Angabe und Bezeichnung der einzelnen Rechte und Pflichten des Menſchen, als Ausflüſſe des an der Spitze der geſammten practiſchen Philoſophie ſtehenden Sittengeſetzes. Denn eines Theiles können, bei der großen individuellen Verſchiedenheit der claſſiſchen Schriftſteller, ſo wie bei der noch größern Verſchiedenheit der einzelnen durch Sprache darzuſtellenden Stoffe, und bei der bedeutenden Zahl der untergeordneten Eigenſchaften der Richtigkeit und Schönheit, nicht die geſammten einzelnen untergeordneten Eigenſchaften der Richtigkeit und Schönheit in

jeder stylistischen Form vorhanden seyn; und andern Theiles schließen, nach ihrem innern Wesen, gewisse einzelne untergeordnete Eigenschaften der Schönheit der Form, durch ihr Daseyn innerhalb der Form, andere untergeordnete Eigenschaften der Schönheit geradezu von derselben stylistischen Form aus. (So kann schwerlich das Lächerliche und Erhabene, das Komische und Rührende, das Naive und das Kühne, u. s. w. in einer und derselben Form zugleich bestehen.) Weil aber diese untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit und der Schönheit theils einzeln, theils nach ihrer Verbindung, in den Werken der Classiker unverkennbar angetroffen werden, und weil nach dem Verhältnisse dieser untergeordneten Eigenschaften zu einander selbst und zu den Grundeigenschaften, aus welchen sie stammen, über die Vollendung der stylistischen Form überhaupt entschieden wird; so muß auch die Philosophie der Sprache diese untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit und Schönheit, durch welche die Gattungsbegriffe der Richtigkeit und Schönheit erschöpft werden, im Einzelnen aufstellen, und nach ihrem formellen Charakter (d. h. nach ihrem Verhältnisse zu dem Gesetze der Form) näher bezeichnen.

30.

a) Die untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit der Form.

1) Die Deutlichkeit.

Zur Richtigkeit in logischer und grammatischer Hinsicht gehört zunächst die Deutlichkeit. Sie besteht, in logischer Hinsicht, in der scharfen Auffassung der zum Bewußtseyn gelangten Begriffe nach

ihrem Wesen, nach ihrer Eigenthümlichkeit, und nach ihrer Verschiedenheit von andern Begriffen, und, in grammatischer Hinsicht, in dem Gebrauche derjenigen Wörter, durch welche die zum deutlichen Bewußtseyn gebrachten Begriffe vermittelst der Sprache so bestimmt bezeichnet werden, daß diese Wörter in denen, die sie lesen oder hören, dieselben Begriffe unter denselben Bedingungen zum deutlichen Bewußtseyn zu bringen vermögen. Die Deutlichkeit des Ausdrucks schließt die Angemessenheit desselben in sich ein, inwiefern diese in der jedesmaligen Auswahl, oder in dem sichern Ergreifen des passendsten Ausdrucks für den durch Sprache darzustellenden Gegenstand besteht.

Beispiel aus Luthers Predigten vom Jahre 1544 über 1 Kor. 15. von der Todten Auferstehung (abgekürzt).

Sanct Paulus weiset uns mit seiner Predigt, die er in dieser Epistel an die Korinther thut, mit dem Artikel der Auferstehung ins Feld und in Garten, auf daß wir sehen sollen, wie es da zugehet mit dem Samen, und unsern Glauben von der Todten Auferstehung stärken lernen mit dem Werke, so Gott durch seine Allmächtigkeit täglich übet an den Creaturen. Damit begegnet er auch denen, die da über den Artikel scharf fragen aus der Vernunft, wie es zugehen werde in der Auferstehung? Mit welcherlei Leibe die Todten kommen werden? Wie sollte es zugehen, spricht er; siehe auf den Acker und in den Garten, wie es da zugehet, und lerne daselbst Gottes Allmächtigkeit und Kraft, so er beweiset an den Creaturen, welche er auch aus dem Tode hervorbringt und lebendig macht.

Ein Bauer gehet daher auf dem Acker, hat sein Tuch

am Halſe, darin trägt er Weizen, Roggen, Gerſte, und greift getroſt mit der Hand in den Samen, wirft um ſich und beſäet den Acker. Hinter ihm her folget ein Knabe, der führet die Egge, und ſcharret den Samen, der geſäet iſt, zu, daß er mit der Erde wohl bedeckt werde. Solchem Sämann wollen wir entgegenſetzen einen groben Tölpel und unverſtändigen Narren, der doch trefflich klug ſeyn will, und wohl Gott im Himmel reformiren und meiſtern darf, wie man von dem Fuhrmann Hanns Pfriemen ſaget, daß er im Paradies alles habe wollen überklügeln und meiſtern. Derſelbe Hanns Pfriemen ſiehet den Bauer mit dem Tuche und den Knaben mit der Egge, fängt an und ſpricht: Lieber Mann, was machſt du da? Biſt du auch klug? Du wirfſt das gute Getreide in die Erde; haſt du nicht daheim Kinder, Geſinde und Vieh, die es eſſen können? Warum verderbſt du denn das gute Korn ſo ſchändlich, und wirfſt es in die Erde? Und haſt dazu daran nicht Genüge, ſondern ein andrer folget dir nach, der zutritt und zudämmet alles mit den Pferden, und ſcharret alles zu mit der Egge.

Wäre der Bauer ungeduldig und kurz angebunden, wie man ſolcher viele findet, die da heiß ſeyn vor der Stirne und nichts leiden können; ſo ſollte er wohl auffahren, und meinen Hanns Pfriemen gröblich abweiſen und ſagen: Was haſt du, Narr, mit mir zu ſchaffen; gehe du deines Weges, laß mich zufrieden; ſollte auch wohl einen Erdenklos nehmen, und ſolchen Meiſter Klügel damit grüßen, daß er auf dem Rücken läge und die Augen verkehrte, wie ein Ochſe, den man jetzt ſchlagen will. Aber ein vernünftiger Bauer thut das nicht, ſondern ſpricht: Lieber, ſchweig ſtille, du verſtehſt jetzt nicht, was ich mache; komme aber über ein Viertel- oder Halb-Jahr wieder, ſo will ich dir alsdann zeigen, was

ich jetzt gemacht habe. Denn auf die Zeit wird ein jeglich Korn, ſo ich jetzt in die Erde werfe und ſäe, einen Halm mit einer dicken vollen Aehre bringen; alsdann werde ich für den Samen, ſo jetzt in die Erde geworfen und zugeſcharret wird, zehnfältig, ja wohl zwanzigdreißigfältig wieder nehmen. Und dazu wird mir durch Gottes Werk dienen die liebe Sonne und der Regen, daß das Korn auf dem Acker aufgehe, grüne und wachſe.

Dawider ſetzt ſich Hanns Pfriemen und ſpricht: Ei, das iſt nichts, was du vorgiebſt. Ich ſehe weder Halm noch Aehre, ſondern ſehe, daß du das ſchöne Korn in den Dreck wirfſt und es zuſcharreſt; wie ſollte daraus etwas werden? Sey zufrieden, ſpricht der Bauer, alſo will ichs haben, daß das Korn in die Erde geworfen und zugeſcharret werde; nicht daß es in der Erde verderbe und umkomme, ſondern daß ſichs bewurzele und Frucht bringe; darum bitte ich auch Gott, wenn das Korn geſäet iſt, daß er Regen, Sonne und Wetter gebe, daß es zuerſt in der Erde weich werde und verweſe; darnach, wenn es ſich nun bewurzelt hat, aus der Erde wieder hervorbreche, wachſe und Frucht trage.

Ein ſolcher Hanns Pfriemen und grober Narr, ſpricht Sanct Paulus, biſt du auch, wenn du fragſt, wie werden die Todten auferſtehen? Denn wie es zugehet mit dem Samen; alſo gehet es auch zu mit unſerm Leibe, der wird auch in die Erde geſäet. Denn obſchon die Menſchen auf mancherlei Weiſe umkommen; etliche erſaufen im Waſſer und werden von den Fiſchen gefreſſen; etliche kommen an den Galgen, und werden gefreſſen von den Raben; etliche werden mit Feuer verbrannt ꝛc.; ſo faſſet doch Sanct Paulus alles zuſammen, und heißt ſolches alles: das Korn in die Erde werfen und zuſcharren, daß es ſeine Geſtalt verliere. Kannſt du nun, ſpricht er, ſolchen Glauben haben auf dem

Acker, daß, wenn das Korn vor dem Winter gesäet und mit der Egge zugescharret ist, über ein halb Jahr hernach, schön, jung, köstlich Korn dastehen werde? Solches lernest du aus der Erfahrung, und lieset es in deinem Buche und in deiner Bibel, nämlich wenn Gott deine Arbeit segnet, Sonn', Regen und Wetter giebt, daß der Same, den du gesäet hast, unverdorben sey, und zu seiner Zeit werde wieder lebendig werden und Frucht bringen.

Unser Herr Gott ist ein guter Ackersmann; der trägt uns alle in seinem Tuche, das ist, in seinem Gesetze. Weil wir alle Sünder seyn und Uebertreter seiner Gebote; so müssen wir auch alle sterben, ob wir schon nicht alle auf einerlei Weise sterben, so daß es heißt: Gott greift in sein Tuch, streuet um sich, wie der Sämann, und säet uns dahin in die Erde. Wie du nun auf dem Acker glaubest, daß aus dem Korne, so in die Erde gesäet wird, etwas werde; also sollst du auch hier unserm Herr Gott glauben, daß aus dem verstorbenen Leibe, so in die Erde gescharret wird, etwas werde. Gleichwie das Korn in der Meinung gesäet und zugescharret wird, daß es seine Gestalt verliere, daß man es nicht mehr kenne, daß man weder Korn, noch eines Kornes Gestalt da sehe, und dafür ein schöner Halm aufwachse, der Früchte bringe; also wird auch unser Leib in die Erde begraben, daß er seine Gestalt verliere, daß man weder menschlichen Leib noch Leibesgestalt sehe, und dafür ein schöner, klarer, lieblicher und lustiger Leib auferstehe in einem andern Wesen und Leben.

Ja, sprichst du, wie können die todten Leiber aus den Gräbern gehen, weil sie verfault und zu Erde worden sind? Wie ist das möglich? Ei, wie bleibst du doch immer ein Hanns Pfriemen; du meinest, es sey unmöglich, darum, daß alle Menschen in der Erde ver-

faulen und verwesen. Aber siehe dein eigen Werk und Arbeit an auf dem Acker; du wirfst das Korn in den Koth, verscharrst es, daß es verfaule, und warteſt, bis der Winter vorüber sey, daß du es wieder seheſt, viel schöner und reichlicher, denn du es gesäet hast. Also mußt du hier auch warten, bis der Winter vorüber sey, und der Leib wieder auferstehe; wenn er auferstehet, so wirst du sehen, wie er wieder hervor kommt. Dazu ist Christus mit seiner Auferstehung uns vorgegangen, und hat uns die Bahn gebrochen und den Weg gemacht, daß wir ihm nachfolgen sollen.

Und zwar nicht allein an dem Korne, sondern auch an andern Creaturen zu sehen ist, wie das Leben aus dem Tode kommt, durch Gottes Allmächtigkeit. Gehe hin zum Kirschbaum, greif sein Reislein an um Weihnachten; so findeſt du an dem ganzen Baum kein grün Blättlein, keinen Saft noch Leben, sondern findeſt einen dürren kahlen Baum, der eitel todt Holz hat. Kommſt du aber nach Ostern wieder; so beginnt der Kirschbaum wieder lebendig zu werden; das Holz ist saftig und die Reislein gewinnen Aeuglein und Knötlein; näher Pfingsten werden aus den Aeuglein Sträuchlein, dieselben thun sich auf, und aus den Sträuchlein kommen weiße Blümlein. Wenn sich das Blümlein aufthut; so siehſt du ein Stielchen. Aus dem Stielchen kommt ein Kern, welcher härter ist, denn der Baum; inwendig in dem harten Kern wächset ein anderer Kern, nicht so hart, wie der erste Kern, sondern etwas weicher, daß er zu essen dienet, gleichwie das Mark im Beine wächset. Auswendig um den harten Kern rings herum wächset die Kirsche, mit einer Haut überzogen, wie das Fleisch um das Bein wächset, und mit der Haut umgeben ist, und wächset die Kirsche so fein lustig rund, daß sie kein Drechsler so rund machen kann.

Wie gehet das zu? Ist das nicht ein wunderbar Geschöpf Gottes? Keine Creatur kann solch Geschöpf also machen; kein Mensch, kein König, wie mächtig er auch sey; kein Doctor, wie gelehrt, weise und klug er sey, kann ein einziges Kirschlein schaffen! Und wenn wir's nicht jährlich vor unsern Augen sähen; so glaubeten wir es nicht, daß aus einem dürren Reislein solche schöne, liebliche Frucht so wunderbarlich wachsen sollte.

Darum, lieber Hanns Pfriemen, thu die Auge auf, siehe den Kirschbaum an; derselbe wird dir predigen von der Todten Auferstehung und dich lehren, wie das Leben aus dem Tode kommt.

Ein Weib empfähet, träget, gebieret einen Sohn; derselbe hat Leib und Seele, wächset, wird stark und groß, stehet, gehet, lebet und webet. Frageſt du, woraus solcher Sohn komme? So saget die Vernunft, Arzneikunst, Erfahrung, desgleichen auch Gottes Wort: Dieses Sohnes erster Anfang sey ein Blutströpflein. Wie gehet nun das zu, daß aus einem kleinen Blutströpflein soll werden ein solcher lebendiger vernünftiger Mensch, so großer Person und Länge, so scharfes Verstandes, so reicher Sinne? Sanct Petrus, Paulus, Augustinus, Ambrosius, Johannes Huß, ich Doctor Martinus, woraus sind diese alle worden? Ist nicht ihr erster Anfang ein Blutstropfe? Aber wir sind Hanns Pfriemen, die nichts verstehen noch merken wollen.

Also ist dieser Artikel von der Todten Auferstehung gewaltiglich erweiset durch das Korn auf dem Felde, durch den Kirschbaum und andere Bäume im Garten, und endlich durch unser eigen Leib und Leben. Wer es nicht glauben will; der fahre immer hin, und bleibe ein grober Narr und Hanns Pfriem.

31.

2) Die Klarheit.

Nächſt der Deutlichkeit iſt die Klarheit eine untergeordnete Eigenſchaft der Richtigkeit der Form. Sie kündigt ſich in der ſchriftlichen Darſtellung dadurch an, daß man nicht nur den gedachten und wörtlich ausgedrückten Begriff an ſich deutlich wahrnimmt und erkennt, und ihn von den übrigen in der Darſtellung vorkommenden Begriffen genau zu unterſcheiden vermag, ſondern daß man auch die einzelnen Merkmale des dargeſtellten Begriffes (die Theilvorſtellungen) mit Sicherheit und Schärfe auffaſſen und von einander ſelbſt genau unterſcheiden kann. (So wie der Deutlichkeit die Undeutlichkeit und Unverſtändlichkeit gegen über ſteht; ſo der Klarheit die Dunkelheit, in welcher die einzelnen Begriffe, ſo wie deren Merkmale, nur ſchwer, oder gar nicht, von einander unterſchieden werden können.)

Beiſpiel von Kant aus ſeinen Vorleſungen über die Metaphyſik (Erfurt, 1821. 8. S. 252, wo, abgeſehen von den eigenthümlichen Anſichten des philoſophiſchen Forſchers über den dargeſtellten Gegenſtand, wenigſtens hohe Klarheit in dem Ausdrucke über einen der ſchwerſten metaphyſiſchen Begriffe herrſcht).

Was die Beſchaffenheit des Zuſtandes der Seele jenſeits der Grenze des Lebens betrifft; ſo werden wir hier nichts mit Zuverläſſigkeit ſagen können, indem die Schranken unſrer Vernunft ſich bis an die Grenze erſtrecken, nicht aber bis über dieſelbe hinaus gehen. Die Perſönlichkeit, die Hauptſache bei der

Seele nach dem Tode, und die Identität der Persönlichkeit der Seele besteht darin; daß sie sich bewußt sey, daß sie eine Person ist, und daß sie sich auch der Identität bewußt ist; denn sonst wäre der vorige Zustand mit dem künftigen gar nicht verknüpft. Wenn sich aber nun die Seele ihrer selbst bewußt ist; so fragt es sich: Ist sie sich bewußt als einen reinen Geistes, oder mit einem organischen Körper verbunden? Hiervon können wir nichts Zuverlässiges sagen. Man hat hierüber zweierlei Meinungen: 1) man kann sich entweder eine Restitution des thierischen Lebens denken, welche entweder von irdischer oder von überirdischer Art seyn kann. Nach der irdischen Art müßte meine Seele diesen oder einen andern Körper annehmen; nach der überirdischen Art, welches ein Uebergang aus diesem in ein anderes thierisches Leben wäre, müßte die Seele einen verklärten Körper annehmen. Oder man kann sich auch 2) ein ganz reines geistiges Leben denken, wo die Seele gar keinen Körper haben wird. Diese letzte Meinung ist der Philosophie am allerangemessensten. Denn wenn der Körper ein Hinderniß des Lebens ist, das künftige aber vollkommen seyn soll; so muß es völlig geistig seyn. Wenn wir nun aber ein völlig geistiges Leben annehmen; so kann man wieder fragen: wo ist Himmel? wo ist Hölle? welches ist unser künftiger Bestimmungsort? Die Trennung der Seele vom Körper ist nicht in eine Veränderung des Ortes zu setzen. Die Gegenwart des Geistes kann nicht örtlich erklärt werden. Denn wenn sie örtlich erklärt wird; so kann ich, wenn der Mensch todt ist, fragen: Sitzt die Seele noch lange im Körper? oder: geht sie gleich heraus? Ist sie demnach in der Stube oder im Hause? Und wie lange mag sie wohl auf ihrer Reise, es sey zum Himmel oder zur Hölle, zubringen? Oder wo ist sie sonst? Alle diese

Fragen aber fallen weg, wenn man die Gegenwart des Geiſtes nicht örtlich annimmt und erklärt. Oerter ſind nur Verhältniſſe körperlicher aber nicht geiſtiger Dinge. Demnach iſt die Seele, weil ſie keinen Ort einnimmt, in der ganzen Körperwelt nicht zu ſehen; ſie hat keinen beſtimmten Ort in der Körperwelt, ſondern ſie iſt in der Geiſterwelt; ſie ſteht in Verbindung und im Verhältniſſe mit andern Geiſtern. Wenn nun dieſe Geiſter wohldenkende und heilige Weſen ſind, und die Seele in ihrer Gemeinſchaft iſt; ſo iſt ſie im Himmel. Iſt die Gemeinſchaft der Geiſter aber bösartig, in der ſie ſich befindet; ſo iſt die Seele in der Hölle. Der Himmel iſt alſo allerwärts, wo ſolche Gemeinſchaft heiliger geiſtiger Weſen iſt; er iſt aber nirgends, weil er keinen Ort in der Welt einnimmt, indem die Gemeinſchaft nicht in der Körperwelt errichtet iſt. Demnach wird der Himmel nicht der unermeßliche Raum ſeyn, den die Weltkörper einnehmen, und der ſich in blauer Farbe zeigt, wo man durch die Luft hinfahren müßte, wenn man hinkommen wollte; ſondern die Geiſterwelt iſt der Himmel; und in dem Verhältniſſe und der Gemeinſchaft mit der Geiſterwelt ſtehen, heißt: im Himmel ſeyn. Demnach wird die Seele nicht in die Hölle kommen, wenn ſie boshaft geweſen iſt; ſondern ſie wird ſich nur in der Geſellſchaft der böſen Geiſter ſehen, und das heißt: in der Hölle ſeyn. —

Wir haben eine Erkenntniß von der Körperwelt durch ſinnliche Anſchauung, inſofern ſie uns erſcheint; unſer Bewußtſeyn iſt an die animaliſche Anſchauung adſtringirt; die gegenwärtige Welt iſt das Commercium aller Gegenſtände, ſofern ſie durch gegenwärtige ſinnliche Anſchauung angeſchaut werden. Wenn ſich aber die Seele vom Körper trennt; ſo wird ſie nicht dieſelbe ſinnliche Anſchauung von dieſer Welt haben; ſie wird nicht die

Welt ſo anſchauen, wie ſie erſcheint, ſondern ſo wie ſie iſt. Demnach beſteht die Trennung der Seele vom Körper in der Veränderung der ſinnlichen Anſchauung in die geiſtige Anſchauung; und das iſt die andere Welt. Die andere Welt iſt demnach nicht ein anderer Ort, ſondern nur eine andere Anſchauung. Die andere Welt bleibt den Gegenſtänden nach dieſelbige; ſie iſt den Subſtanzen nach nicht unterſchieden; allein ſie wird geiſtig angeſchaut. —

Allgemein führen wir noch an: daß es ganz und gar nicht hier unſerer Beſtimmung gemäß iſt, uns um die künftige Welt viel zu bekümmern; ſondern wir müſſen den Kreis, zu dem wir hier beſtimmt ſind, vollenden, und abwarten, wie es in Anſehung der künftigen Welt ſeyn wird. Die Hauptſache iſt: daß wir uns auf dieſem Poſten rechtſchaffen und ſittlich gut verhalten, und uns des künftigen Glücks würdig zu machen ſuchen. Die Vorſehung hat uns die künftige Welt verſchloſſen, und uns nur eine kleine Hoffnung übrig gelaſſen, die hinreichend genug iſt, uns dazu zu bewegen, uns derſelben würdig zu machen; welches wir nicht ſo eifrig thun würden, wenn wir die künftige Welt ſchon zum Voraus genau kennten. Dieſe Hauptſache iſt immer die Moralität; dieſes iſt das Heilige und Unverletzliche, was wir beſchützen müſſen, und dieſes iſt auch der Grund und der Zweck aller unſerer Speculationen und Unterſuchungen. Alle metaphyſiſche Speculationen gehen darauf hinaus. Gott und die andere Welt iſt das einzige Ziel aller unſrer philoſophiſchen Unterſuchungen, und wenn die Begriffe von Gott und von der andern Welt nicht mit der Moralität zuſammenhingen, ſo wären ſie nichts nütze.

32.

3) Die Reinheit.

Die Richtigkeit, als Grundeigenſchaft der ſtyliſtiſchen Darſtellung, ſchließt die Reinheit als untergeordnete Eigenſchaft in ſich ein. Die Reinheit der Darſtellung beſteht aber theils in der Wahl und dem Gebrauche von Wörtern, die der Sprache, in welcher man ſpricht oder ſchreibt, eigenthümlich angehören und nicht aus fremden Sprachen entlehnt ſind; theils in demjenigen Periodenbaue (in ſyntactiſcher Hinſicht), welcher keiner ausländiſchen Sprache nachgebildet, ſondern bei den entſchiedenen Claſſikern in der einheimiſchen Sprache angetroffen wird. — Allein der Purismus (oder das Streben, kein anderes, als der einheimiſchen Sprache eigenthümliches, Wort zu gebrauchen) darf in Hinſicht auf die Wahl der Wörter nicht ſo weit getrieben werden, daß er gegen die Eigenſchaften der Deutlichkeit und Klarheit des Ausdruckes verſtieße. Dies würde aber geſchehen, ſobald man — namentlich bei wiſſenſchaftlichen Bezeichnungen und Kunſtausdrücken — ſtatt der allgemein aufgenommenen und üblichen fremdher ſtammenden Wörter, neugebildete einheimiſche wählen wollte, welche aber entweder einſeitig oder unrichtig den darzuſtellenden Begriff bezeichneten, oder welche nach den in der Sprache beſtehenden Geſetzen der Ableitung (Etymologie) und Aehnlichkeit (Analogie) verwerflich wären. Denn es gilt die Regel, das einmal in der Sprache vorhandene und ſelbſt von den vorzüglichſten Schriftſtellern gebrauchte fremdher ſtammende Wort (z. B. Syſtem, Philoſophie, ſtudiren, Aeſthetik u. ſ. w.) ſo lange beizubehalten, bis ein den darzu-

stellenden Begriff völlig erschöpfendes und genau bezeichnendes Wort in der einheimischen Sprache ausgemittelt und von Classikern gebraucht worden ist, dagegen in jedem Falle einheimische Wörter zu wählen, wo durch sie der Begriff völlig bestimmt, deutlich und klar ausgedrückt werden kann (z. B. Erdkunde statt Geographie, Naturkunde statt Physik, Sternkunde statt Astronomie, Denklehre statt Logik u. s. w.). — Strenger noch, als bei der Wahl der Wörter, muß der Purist in Beziehung auf den Periodenbau verfahren, weil namentlich der teutschen Sprache, seit dem siebenzehnten Jahrhunderte, viele ihrem ursprünglichen Charakter völlig unangemessene Nachbildungen des lateinischen und französischen Periodenbau's aufgedrungen worden sind, die sich — besonders in Hinsicht auf die Verwickelung der Perioden durch viele eingeschobene Sätze und durch die häufige Verdrängung der Hauptverba bis an die Schlußpuncte der Perioden, ohne daß ein logischer Grund dafür vorhanden wäre — in Luthers Zeitalter noch nicht bei den bessern teutschen Schriftstellern vorfinden.

Beispiel von Schiller, aus seiner Antrittsvorlesung zu Jena, im Jahre 1792, wo er nur die unentbehrlichste Terminologie beibehielt.

Anders ist der Studirplan, den sich der Brodgelehrte, anders derjenige, den der philosophische Kopf sich vorzeichnet. Jener, dem es bei seinem Fleiße einzig und allein darum zu thun ist, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vortheile desselben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte seines Geistes in Bewegung setzt, um dadurch seinen sinnlichen Zustand zu verbessern und eine

kleinliche Ruhmsucht zu befriedigen; ein solcher wird beim Eintritte in seine wissenschaftliche Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wissenschaften, die er Brodstudien nennt, von allen übrigen, die den Geist nur als Geist vergnügen, auf das sorgfältigste abzusondern. Alle Zeit, die er diesen letztern widmete, würde er seinem künftigen Berufe zu entziehen glauben und sich diesen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleiß wird er nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn seines Schicksals an ihn gemacht werden, und alles gethan zu haben glauben, wenn er sich fähig gemacht hat, diese Instanz nicht zu fürchten. Jede Erweiterung seiner Brodwissenschaft beunruhigt ihn, weil sie ihm neue Arbeit zusendet, oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung schreckt ihn auf, denn sie zerbricht die alte Schulform, die er sich so mühsam zu eigen machte, sie setzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit seines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geschrieen, als der Haufe der Brodgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Umbildungen im Reiche des Wissens mehr auf, als eben dieser? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wissenschaft es sey, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit sichtbar; sie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil sie bei dem Schulsysteme, das sie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Daseyn fechten. Darum kein unversöhnlicherer Feind, kein neidischerer Amtsgehülfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher, als der Brodgelehrte. Je weniger seine Kenntnisse durch sich selbst ihn belohnen; desto größere Vergeltung heischt er von außen; für das Verdienst der Handarbeiter und für das Verdienst der Geister hat er nur Einen Maasstab, die Mühe. Darum hört man Niemand über Undank mehr klagen, als den Brodge-

lehrten; nicht bei seinen Gedankenschätzen sucht er seinen Lohn; seinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenstellen, von Versorgung. Schlägt ihm dies fehl; wer ist unglücklicher, als der Brodgelehrte? Er hat umsonst gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat umsonst nach Wahrheit geforscht, wenn sich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürstengunst verwandelt.

Beklagenswerther Mensch, der mit dem edelsten aller Werkzeuge, mit Wissenschaft und Kunst, nichts Höheres will und ausrichtet, als der Tagelöhner mit dem schlechtesten; der im Reiche der vollkommensten Freiheit eine Sklavenseele mit sich herumträgt! Noch beklagenswerther aber ist der junge Mann von Genie, dessen natürlich schöner Gang durch schädliche Lehren und Muster auf diesen traurigen Abweg verlenkt wird, der sich überreden ließ, für seinen künftigen Beruf mit dieser kümmerlichen Genauigkeit zu sammeln. Bald wird seine Berufswissenschaft als ein Stückwerk ihn anekeln; Wünsche werden in ihm aufwachen, die sie nicht zu befriedigen vermag; sein Genie wird sich gegen seine Bestimmung auflehnen. Als Bruchstück erscheint ihm jetzt alles, was er thut; er sieht keinen Zweck seines Wirkens, und doch kann er Zwecklosigkeit nicht ertragen. Das Mühselige, das Geringfügige in seinen Berufsgeschäften drückt ihn zu Boden, weil er ihm den frohen Muth nicht entgegen setzen kann, der nur die helle Einsicht, nur die geahnete Vollendung begleitet. Er fühlt sich abgeschnitten, herausgerissen aus dem Zusammenhange der Dinge, weil er unterlassen hat, seine Thätigkeit an das große Ganze der Welt anzuschließen. —

Wie ganz anders verhält sich der philosophische Kopf! — Eben so sorgfältig, als der Brodgelehrte seine Wissenschaft von allen übrigen absondert, bestrebt sich

jener, ihr Gebiet zu erweitern. Wo der Brodgelehrte trennt, vereinigt der philosophische Geist. Früh hat er sich überzeugt, daß im Gebiete des Verstandes, wie in der Sinnenwelt, alles in einander greift, und sein reger Trieb nach Uebereinstimmung kann sich mit Bruchstücken nicht begnügen. Seine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle seine Begriffe zu einem harmonischen Ganzen sich geordnet haben, bis er im Mittelpuncte seiner Kunst, seiner Wissenschaft steht, und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blicke überschaut. Neue Entdeckungen im Kreise seiner Thätigkeit, die den Brodgelehrten niederschlagen, entzücken den philosophischen Geist. Vielleicht füllen sie eine Lücke, die das werdende Ganze seiner Begriffe noch verunstaltet hatte, oder setzen den letzten noch fehlenden Stein an sein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten sie es aber auch zertrümmern; sollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerscheinung, ein neu entdecktes Gesetz in der Körperwelt, den ganzen Bau seiner Wissenschaft umstürzen; so hat er die Wahrheit immer mehr geliebt, als sein System, und gern wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuen und schönern vertauschen. Ja, wenn kein Streich von außen sein Ideengebäude erschüttert; so ist er selbst, von einem ewig wirksamen Triebe nach Verbesserung gezwungen, er selbst ist der Erste, der es unbefriedigt aus einander legt, um es vollkommner wieder herzustellen. Durch immer neue und immer schönere Gedankenformen schreitet der philosophische Geist zu höherer Vortrefflichkeit fort, wenn der Brodgelehrte, im ewigen Geistesstillstande, das unfruchtbare Einerlei seiner Schulbegriffe hütet.

Kein gerechterer Beurtheiler fremden Verdienstes, als der philosophische Kopf. Für ihn arbeiten alle Köpfe, — alle Köpfe arbeiten gegen den Brodgelehrten. Jener

weiß alles, was um ihn geschiehet und gedacht wird, in sein Eigenthum zu verwandeln — zwischen denkenden Köpfen gilt eine ewige Gemeinschaft aller Güter des Geistes; was Einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er allen erworben. Der Brodgelehrte verzäunet sich gegen alle seine Nachbarn, denen er neidisch Licht und Sonne mißgönnet, und bewacht mit Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur schwach gegen die siegende Vernunft vertheidigt. Zu allem, was der Brodgelehrte unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von außen her borgen; der philosophische Kopf findet in seinem Gegenstande, in seinem Fleiße selbst, Reiz und Belohnung. Wie viel begeisterter kann er sein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird sein Eifer, wie viel ausdauernder sein Muth und seine Thätigkeit seyn, da bei ihm die Arbeit sich durch die Arbeit ergänzet. Nicht was er treibt, sondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterscheidet den philosophischen Geist. Wo er auch stehe und wirke, er steht immer im Mittelpuncte des Ganzen; und so weit ihn auch der Gegenstand seines Wirkens von seinen übrigen Brüdern entferne; er ist ihnen verwandt und nahe durch einen harmonisch wirkenden Verstand; er begegnet ihnen, wo alle helle Köpfe einander finden.

33.

4) Die Ordnung.

Eine der wichtigsten untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit der Form ist die Ordnung innerhalb der stylistischen Form. Die Ordnung beruht aber auf der bestimmt berechneten, sorgfältig durchgeführten und den behandelten Stoff vollständig erschöpfenden, logischen Anordnung, Stellung und

jener, ihr Gebiet zu erweitern. Wo der Brodgelehrte trennt, vereinigt der philosophische Geist. Früh hat er sich überzeugt, daß im Gebiete des Verstandes, wie in der Sinnenwelt, alles in einander greift, und sein reger Trieb nach Uebereinstimmung kann sich mit Bruchstücken nicht begnügen. Seine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle seine Begriffe zu einem harmonischen Ganzen sich geordnet haben, bis er im Mittelpuncte seiner Kunst, seiner Wissenschaft steht, und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blicke überschaut. Neue Entdeckungen im Kreise seiner Thätigkeit, die den Brodgelehrten niederschlagen, entzücken den philosophischen Geist. Vielleicht füllen sie eine Lücke, die das werdende Ganze seiner Begriffe noch verunstaltet hatte, oder setzen den letzten noch fehlenden Stein an sein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten sie es aber auch zertrümmern; sollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerscheinung, ein neu entdecktes Gesetz in der Körperwelt, den ganzen Bau seiner Wissenschaft umstürzen; so hat er die Wahrheit immer mehr geliebt, als sein System, und gern wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuen und schönern vertauschen. Ja, wenn kein Streich von außen sein Ideengebäude erschüttert; so ist er selbst, von einem ewig wirksamen Triebe nach Verbesserung gezwungen, er selbst ist der Erste, der es unbefriedigt aus einander legt, um es vollkommner wieder herzustellen. Durch immer neue und immer schönere Gedankenformen schreitet der philosophische Geist zu höherer Vortrefflichkeit fort, wenn der Brodgelehrte, im ewigen Geistesstillstande, das unfruchtbare Einerlei seiner Schulbegriffe hütet.

Kein gerechterer Beurtheiler fremden Verdienstes, als der philosophische Kopf. Für ihn arbeiten alle Köpfe, — alle Köpfe arbeiten gegen den Brodgelehrten. Jener

weiß alles, was um ihn geschiehet und gedacht wird, in sein Eigenthum zu verwandeln — zwischen denkenden Köpfen gilt eine ewige Gemeinschaft aller Güter des Geistes; was Einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er allen erworben. Der Brodgelehrte verzäunet sich gegen alle seine Nachbarn, denen er neidisch Licht und Sonne mißgönnet, und bewacht mit Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur schwach gegen die siegende Vernunft vertheidigt. Zu allem, was der Brodgelehrte unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von außen her borgen; der philosophische Kopf findet in seinem Gegenstande, in seinem Fleiße selbst, Reiz und Belohnung. Wie viel begeisterter kann er sein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird sein Eifer, wie viel ausdauernder sein Muth und seine Thätigkeit seyn, da bei ihm die Arbeit sich durch die Arbeit ergänzet. Nicht was er treibt, sondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterscheidet den philosophischen Geist. Wo er auch stehe und wirke, er steht immer im Mittelpuncte des Ganzen; und so weit ihn auch der Gegenstand seines Wirkens von seinen übrigen Brüdern entferne; er ist ihnen verwandt und nahe durch einen harmonisch wirkenden Verstand; er begegnet ihnen, wo alle helle Köpfe einander finden.

33.

4) Die Ordnung.

Eine der wichtigsten untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit der Form ist die Ordnung innerhalb der stylistischen Form. Die Ordnung beruht aber auf der bestimmt berechneten, sorgfältig durchgeführten und den behandelten Stoff vollständig erschöpfenden, logischen Anordnung, Stellung und

Aufeinanderfolge der einzelnen Begriffe und Sätze, die zu dem abgeschlossenen Ganzen einer in sich zusammenhängenden Gedankenreihe gehören. So wie der nächste Maasstab für die Beurtheilung dieser logischen Anordnung, Eintheilung und Durchführung des Stoffes in den Lehren der Logik von den Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, von Definitionen, Descriptionen, Distinctionen, Deductionen, Partitionen und Divisionen enthalten ist; so liegt der entferntere Maasstab dafür in den drei aufgestellten Denkgesetzen selbst (§. 21. 22.). Uebrigens muß eben so in dem kleinsten Epigramm und in dem aus einer einzigen Periode bestehenden Sinnspruche (Sentenz) die logische Anordnung und Stellung der Begriffe erkannt werden können, wie in dem einzelnen Briefe, in der Ode, in der religiösen oder weltlichen Rede, und in dem ausführlichen Systeme einer ganzen Wissenschaft. Denn alle logische Gesetze sind, weil sie rückwärts auf die in der ursprünglichen formellen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Vorstellungsvermögens sich stützen, unveränderlich, und gelten für alles durch Sprache Dargestellte, ohne Ausnahme und Einschränkung; nur daß es von dem Umfange der darzustellenden Begriffe abhängt, ob die logische Anordnung und Aufeinanderfolge der Begriffe und Sätze ganz einfach, oder zusammengesetzt und künstlich ist.

Beispiele.

1) Epigramm. — Väterlicher Rath, von Joh. Eremita.

Geschichte, lieber Sohn, mußt du recht fleißig lesen,
Damit du siehst, wie dumm die Welt von je gewesen.

2) Sentenzen, — von Fr. Heinr. Jacobi. (S. Werke, Th. 6. S. 157.)

Man kann ein Held keiner Art werden, wenn man nicht zuerst ein Held im Glauben ist.

* * *

Das charakteristische Zeichen des Genies ist das Vergessen seiner selbst durch das Leben in einer Idee. Das Leben in der Idee muß das eigene natürliche Leben ganz verschlingen.

3) Logisches Netz einer Partition, ohne stylistische Bekleidung.

Thema: Daß durch die Dunkelheit in dem Gange der menschlichen Schicksale auf Erden die Tugend an sich nichts verliert.

1) Die Dunkelheit in dem Gange der menschlichen Schicksale auf Erden:

a) daß so oft ganze Völker der Erde, ja ganze Erdtheile, so lange und anhaltend ein allgemeines Elend und ein kaum ertragbarer Druck trifft;

b) daß einzelnen Bösewichtern auf der Erde oft so viele Macht zu Theil wird;

c) daß die Rechtschaffenheit und Tugend so oft unterdrückt wird, und immer mehr bei dem sich verbreitenden Sittenverderben leidet;

d) daß die Tugend so oft des Lohnes ermangelt, und die Glückseligkeit so wenig genießt, die sie verdient;

e) daß der Tod unser ganzes irdisches Daseyn beschließt.

2) Die Tugend verliert dabei nichts: denn

a) sie bleibt unverändert, was sie ist, wenn sie auch verkannt und verfolgt wird;

b) ſie wird im Kampfe mit dem Böſen immer reiner und geläuterter;

c) ſie kann nie ganz unterdrückt werden, und wird nie ganz von der Erde verſchwinden;

d) ſie bedarf an ſich zu ihrer Würde der Glückſeligkeit nicht;

e) der Tod führt ſie zu einem vollkommnern Wirkungskreiſe ein.

4) Logiſches Netz einer Diviſion, ſtyliſtiſch bekleidet (aus Zollikofers nachgel. Predigten, Th. 6. S. 263 — ſehr abgekürzt).

Betrachtungen über den geſtirnten Himmel.

Höre die Stimme des geſtirnten Himmels, o Menſch! Er rufet dir zu:

1) Bete Gottes Größe und Herrlichkeit an. Und wie könnteſt du ihn, den Ewigen, den Unendlichen, den Allmächtigen, den Höchſtweiſen, den Allgütigen, in dieſen ſeinen Werken verkennen! Welche Werke! Wer kann ihre Menge, ihr zahlloſes Heer überſehen; wer ihre Größe und ihre Entfernung ausmeſſen; wer ihre Ordnung, ihre Verbindung, ihre Bewegung, ihren wohlthätigen Einfluß in die Glückſeligkeit aller lebendigen und empfindenden Weſen beſchreiben? Wo iſt hier Anfang, wo Mittelpunct, wo Ende! Der Himmel umgiebt dich ganz, o Menſch! Von jeder Seite des Erdballs, den du bewohnſt, vom Aufgange und vom Niedergange, von dem Mittage und der Mitternacht, zeiget ſich dir ein neues unzählbares Heer von Sternen, von Sonnen und Welten. Und ſo wie deine Sonne deinen Erdball mit allen ſeinen Bewohnern erleuchtet, erwärmt, belebet, und Kraft und Freude in alle empfindende Weſen ausgießt; ſo thun es jene unzählbaren

Heere von Sonnen in Absicht auf die Welten, die ihnen der Schöpfer zugeordnet hat. In dem Reiche des Gottes, der die Weisheit und Liebe selbst ist; da kann nirgends Pracht ohne Nutzen, Mittel ohne Absicht, Ursache ohne Wirkung seyn; da müssen allenthalben Kraft und Thätigkeit, Leben und Seligkeit herrschen! Und wenn du nun, o Mensch, dieses ganze ins Unendliche sich erstreckende System von Sonnen und Welten in deinen Gedanken zu umfassen dich bestrebest, und dich dann zu dem, der sie alle schuf und alle erhält, mit deinem Geiste erhebest; wie groß, wie undenkbar groß, muß nicht Er, der Schöpfer und Vater aller Welten, der Urquell aller Kraft und aller Bewegung, die erste, ewige Ursache aller Dinge seyn! — O wirf dich vor ihm in den Staub hin, bete ihn, den Unbegreiflichen, den Unerforschbaren, in tiefster Ehrfurcht an! Ihn, den Allmächtigen, der alle diese Sonnen und Welten, deren Größe, Entfernung und Schwere alle deine Begriffe von Maas und Raum und Gewicht so weit übertreffen, seyn hieß; sie alle in seiner Hand hält; alle trägt und belebt; und durch sie in allen Theilen seines Reiches alles wirkt, was er will! Bete ihn an, den Höchstweisen, der sie alle so neben einander geordnet, so von einander entfernt, so mit einander verbunden, so gegen einander abgewogen, so ihre Bewegungen und ihren Lauf festgesetzt hat, daß alles zu demselben Endzwecke übereinstimmt, alles gemeinschaftlich wirket, und alles unveränderlich in seinem Wirkungskreise bleibt. Bete ihn an, den Allgütigen, den Gott der Liebe, der so unendlich viel Leben und Freude und Seligkeit außer sich hervorbrachte, stets mit mehr als väterlichem Wohlwollen auf seine ganze grenzenlose Schöpfung herabsieht, und sie in jedem Augenblicke mit neuen Ausflüssen seiner alles lebenden und alles beseligenden Gotteskraft durchströmt!

2) Fühle aber auch dein Nichts und lerne Demuth! Wandelt dich je die thörichtste aller menschlichen Leidenschaften, der eitle Stolz an; verleitet er dich je, deine Schwachheit zu vergessen, oder dich über deine Brüder zu erheben; dann, ja dann betrachte diesen Schauplatz der göttlichen Herrlichkeit. Sieh mit mir in die Höhe, und antworte mir, ich will dich fragen. Kannst du die Sterne zählen? Kannst du sie alle mit Namen nennen? Kennst du die Kraft, die sie hebt und trägt, die ihnen ihren Lauf vorgeschrieben, ihren Standpunct angewiesen hat, die sie aufgehen und niedergehen heißt? Kennest du ihre Gestalt, ihren Bau, ihre innere Beschaffenheit, die Millionen Welten, die sich um jene Millionen funkelnder Sonnen herumwälzen und die unzählbaren Geschöpfe, die diese Welten bewohnen? Weißt du, wann eine jede von diesen Sonnen, von diesen Welten entstanden ist, wie lange eine jede in ihrem Kreise fortlaufen, wie lange sie leuchten, und wann sie ihren Schein verlieren, ihr Ende erreichen soll? Kannst du der Macht dessen, der dieses Heer hervorrufet und ordnet und leitet, Grenzen setzen? Kannst du aus deiner finstern Behausung die ganze unermeßliche Lichtwelt übersehen? Was ist nun der Erdball, den du bewohnst, gegen dieses unermeßliche All? Und du, was bist du gegen den Erdball, den du bewohnest? Zähle, wenn du kannst, die Menschengeschlechter, die schon vor dir gelebt haben und die nun im Staube schlummern, und die Menschengeschlechter, die nach dir entstehen werden, und deren Staub sich dereinst mit dem deinigen vermischen wird! Und du könntest noch stolz seyn? dir noch auf deine Wissenschaft, deine Macht, deine Herrschaft, deinen Reichthum etwas einbilden?

3) Fühle deine Würde und lerne derselben gemäß denken. Freilich sagt dir jeder Blick, den

du auf das unermeßliche Weltgebäude richtest, jeder Versuch, womit du die Größe, die Ordnung, die Verbindung desselben dir vorzustellen dich bestrebest, wie unwissend, wie schwach, wie eingeschränkt du bist; aber schon dieses Gefühl deiner Unwissenheit und deiner Schranken, schon dieser unersättliche Durst nach Licht und Erkenntniß, dieses unablässige Streben nach Erweiterung deines Wirkungskreises, schon diese Vergleichungen, die du zwischen dir und andern Wesen anstellen kannst; selbst die Fehltritte, die du auf dem Wege der Untersuchung begehst; sie sagen dir, daß du nicht ganz Staub bist, und daß eine geistige, thätige Kraft in dir ist, die dich weit über den Staub erhebt. Ja, fühle bei aller deiner Niedrigkeit deine Hoheit, bei allen deinen Einschränkungen deine Würde. Du, nur du unter allen Bewohnern des Erdbodens, kannst deine Augen dem Staube, auf dem du wandelst, entziehen, und sie in die Höhe richten, und da zahllose Heere von Sonnen und Welten erblicken. Dich, nur dich unter allen Bewohnern des Erdbodens, rühret und entzücket dieses herrliche göttliche Schauspiel! Und wenn du denn von den Geschöpfen zu dem Schöpfer hinaufsteigest, dir der Gedanke recht lebhaft wird: der Gott, der alle diese Sonnen und Welten erschaffen hat, sie und alle ihre Bewohner trägt und erhält, belebet und erfreuet, der ist auch mein Gott, mein Schöpfer, mein Erhalter, der kennet, der liebet auch mich! Und diesen Gott kann ich denken, mit diesem Gott Gemeinschaft haben, dieses Gottes mich freuen! Kannst du da noch deine Würde verkennen? Wie? du solltest alle deine Begierden, Absichten und Bemühungen in den engen Kreis thierischer, sinnlicher Beschäftigungen und Vergnügungen einschränken?

Nein, du bist zu höhern Dingen geschaffen, o

Mensch. Ahne, auch dies ruft dir die Betrachtung des gestirnten Himmels zu.

4) ahne deine künftige Vollkommenheit und Glückseligkeit, freue dich derselben im Voraus, und mache dich ihrer immer fähiger. Siehe, jetzt bekleidest du eine niedrige Stufe auf der Leiter der Dinge; aber die Begierde, die Fähigkeiten, das Streben, höher zu steigen, die fühlest du in deiner Brust, und die kann dir der Schöpfer nicht umsonst gegeben haben! Nein, Er, der Wahrhaftige, der Allgütige, kann und wird dich nicht täuschen! dich keine Vollkommenheit, keine Seligkeit ahnen lassen, die er dir nie zu geben beschlossen hätte! Nein, du kannst, du sollst von einer Stufe der Vollkommenheit und Seligkeit zur andern fortgehen, kannst und sollst immer weiser, immer besser, immer glücklicher werden! Denn hier in seinem unermeßlichen Reiche sind Quellen des Lichts und der Erkenntniß, die nie versiegen, aus welchen man von Ewigkeit zu Ewigkeit schöpfen und die kein geschaffener Geist jemals ganz erschöpfen kann; hier ist Stoff zum ewigen Denken, zu unaufhörlichen Entdeckungen; hier sind unendliche Mittel und Gelegenheiten und Antriebe, unsre Kräfte zu üben, sie ganz zu entwickeln, unsern Wirkungskreis zu erweitern, und alles zu seyn und zu werden, was wir jetzt nicht seyn und werden können! Hier sind Wohnplätze der größten, gemeinnützigsten Thätigkeit, Wohnplätze der innigsten, wirksamsten Liebe, der reinsten göttlichen Freude! Ja, hier können wir von einer Ewigkeit zu der andern leben und wirken, immer höher steigen, immer mehr Wahrheit erkennen, mehr Gutes thun und genießen, der Gottheit immer näher kommen, und in ihrer Gemeinschaft immer seliger werden!

34.

5) Die Treue.

Zu den untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit gehört ferner die Treue in der Darstellung, die sich in derjenigen Behandlung des Stoffes ankündigt, nach welcher er ganz so, wie er theils als bestimmt ausgeprägter Begriff, theils nach seinen einzelnen Merkmalen in dem Kreise des menschlichen Vorstellungsvermögens enthalten ist, in die Darstellung übergeht; mithin ohne Verminderung oder Vermehrung seines Inhalts und Umfangs, so wie ohne Verschönerung oder Entstellung seiner formellen, im Vorstellungsvermögen verbürgten, Wahrheit.

Beispiel von Herder (aus s. Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit).

Alle Verwandlungen, die wir in den niedrigen Reichen der Natur bemerken, sind Vervollkommnungen; wir haben also wenigstens Winke dahin, wohin wir höherer Ursachen wegen zu schaffen unfähig waren. Die Blume erscheint unserm Auge als ein Samensprößchen, sodann als Keim; der Keim wird Knospe, und nun erst geht das Blumengewächs hervor, das seine Lebensalter in dieser Oekonomie der Erde anfängt. Aehnliche Verwandlungen giebt es bei mehrern Geschöpfen, unter denen der Schmetterling ein bekanntes Sinnbild geworden. Siehe, da kriecht die häßliche, einem groben Nahrungstriebe dienende, Raupe; ihre Stunde kommt, und Mattigkeit des Todes befällt sie; sie stemmt sich an; sie windet sich ein; sie hat das Gespinnst zu ihrem Todtengewande, so wie zum Theile die Organe ihres

neuen Daseyns schon in sich. Nun arbeiten die Ringe; nun streben die inwendigen organischen Kräfte. Langsam geht die Verwandlung zuerst und scheint Zerstörung; zehn Füße bleiben an der abgestreiften Haut und das neue Geschöpf ist noch unförmlich in seinen Gliedern. Allmählig bilden sich diese und treten in Ordnung; das Geschöpf aber erwacht nicht eher, bis es ganz da ist. Nun drängt es sich ans Licht, und schnell geschieht die letzte Ausbildung. Wenige Minuten: und die zarten Flügel werden fünfmal größer, als sie noch unter der Todeshülle waren; sie sind mit elastischer Kraft und mit allem Glanze der Stralen begabt, der unter dieser Sonne nur statt fand; zahlreich und groß, um das Geschöpf wie auf Schwingen des Zephyrs zu tragen. Sein ganzer Bau ist verändert; statt der groben Blätter, zu denen es vorhin gebildet war, genießt es jetzt Nektarthau vom goldenen Kelche der Blumen. Seine Bestimmung ist verändert; statt des groben Nahrungstriebes dient es einem feineren, der Liebe. Wer würde in der Raupengestalt den künftigen Schmetterling ahnen? wer würde in beiden Ein und dasselbe Geschöpf erkennen, wenn es uns die Erfahrung nicht zeigte? Und beide Existenzen sind nur Lebensalter Eines und desselben Wesens auf Einer und derselben Erde, wo der organische Kreis gleichartig wieder anfängt. Wie schöne Ausbildungeu müssen im Schoose der Natur ruhen, wo ihr organischer Cirkel weiter ist, und die Lebensalter, die sie ausbildet, mehr als Eine Welt umfassen! — Hoffe also, o Mensch, und weissage nicht; der Preis ist dir vorgesteckt, um den kämpfe. Wirf ab, was unmenschlich ist; strebe nach Wahrheit, Güte und gottähnlicher Schönheit; so kannst du deines Ziels nicht verfehlen!

35.

6) Die Vollständigkeit.

Die Vollständigkeit, als untergeordnete Eigenschaft der Richtigkeit der Form, besteht darin, daß vermittelst der Darstellung durch Sprache der ganze Kreis von Begriffen und Merkmalen, welche zu dem vorgestellten Stoffe gehören, nach seinem kleinen oder größern Umfange erschöpft wird.

Beispiele.

a) von Lessing.

Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu seyn vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. — Wenn Gott in seiner Rechte alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obgleich mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: Wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in die Linke, und sagte: „Vater, vergieb, die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!“

b) von v. Matthisson.

Ideal eines Hauslehrers.

In einem Lustschloß auf dem Lande
Wird für drei junge Herrn von Stande,
Des Namens großer Ahnen werth,
Ein Lehrer Knall und Fall begehrt.

Für das geschickteste Subject
Steht schon der Kammertisch gedeckt.
Zu merken! Der Begehrte sey
An Seel' und Körper fehlerfrei!
Sehr gut, ist er ein Vielgereister
Und auch der freien Künste Meister.
Sind ihm, wie wir im Sprüchwort sagen,
Die Augen größer, wie der Magen,
Das heißt: ist er ein schwacher Esser
Und lasser Trinker, desto besser!
Französisch, Griechisch und Latein
Muß von der feinsten Sorte seyn.
Gewurzelt steh' er, gleich der Eiche,
In der Gelahrtheit weitem Reiche.
Im Nothfall muß, vor allen Dingen,
Ihm ein galanter Vers gelingen,
Und auf des Forstfachs grüner Bahn
Hab' er sich trefflich umgethan.
Daß er mit Flöt' und Violine
In Winterstunden uns bediene,
Mit manchem Schwank von Feen und Rittern
Das Zwerchfell kräftig zu erschüttern,
Nach muthig froh bestandner Jagd;
Nun, das versteht sich ungesagt.
Er soll das Kleeblatt unsrer Lieben
Im Reiten, Tanzen, Fechten üben.
In jeder arbeitsfreien Stunde
Ergötz' ihn die Dressur der Hunde;
Wer damit waltet nach den Regeln,
Der darf zum Lohn am Sonntag kegeln.
Auch sey er, im Verschnitt von Haaren,
Und im Rasiren wohl erfahren.
Der Jahrgehalt macht funfzig Gulden,
Nebst Tilgung der Studentenschulden.

36.

7) Die Kürze.

Die Kürze, als untergeordnete Eigenschaft der Richtigkeit der Form, kündigt sich darin an, daß alles Außerwesentliche und Zufällige von der Bezeichnung des darzustellenden Stoffes ausgeschlossen, und, selbst bei der Bezeichnung des Wesentlichen innerhalb des Periodenbaues, alles Breite und Gedehnte vermieden wird. Die Kürze des Styls soll daher eben so aller Ueberladung mit fremdartigen, zum Stoffe nicht gehörenden, Begriffen, wie aller Weitschweifigkeit im Ausdrucke und aller Wiederhohlung desselben Gegenstandes mit andern Worten sich enthalten; sie darf aber eben so wenig als erkünstelte und gesuchte Kürze erscheinen, welche entweder etwas Wesentliches in Hinsicht des Stoffes ausschließt, oder durch die Weglassung nothwendiger Wörter — namentlich der verba auxiliaria — in die Sprachdarstellung Einseitigkeit und Dunkelheit bringt, und dem, von den Classikern ausgeprägten, Sprachgebrauche, nicht selten aus gesuchtem Streben nach Eigenthümlichkeit und Sonderbarkeit, Gewalt anthut.

Beispiele.

1) Epigramm, von Langbein.

Ueber den Ordensstern eines hohen Menschenfeindes.

Man glaubt dir deine Noth, du armes Ländchen, gern;
Dir leuchtet ein fataler Stern.

2) Das Lied vom Seiler, von v. Halem.

Es wandelt der Seiler — lant rollet sein Rad —
Zwar rückwärts, doch sicher, den kundigen Pfad
Am werdenden Seile hernieder;

Und ist er am Ziele, dann geht er die Bahn
Getrostes Muthes von neuem hinan,
Und kürzet die Tage durch Lieder!

So wandeln — es rollen die Zeiten ihr Rad —
Die Menschen des Lebens betretenen Pfad;
Unendlichkeit spinnen sie alle.
Schnell öffnet sich hinter den Sichern das Grab;
Sie stürzen — es reißen die Fäden — hinab,
Und Dunkel umgiebt sie im Falle.

Wer schaut durch das Dunkel? wer saget es an
Ob einige Fäden nicht rissen, und wann
Wir weiter und weiter sie spinnen? —
Getrost, uns läßt der Allgütige nicht
In Unvollendung, sein Wesen ist Licht;
Zu Lichte führt er von hinnen.

3) Sentenz, von v. Schiller.

Vier Elemente sind es, woraus alle Geister schöpfen: ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft.

4) Sentenz, von Fr. Leop. Grafen v. Stolberg.

Näher seiner Mündung wird der Strom größer und mächtiger; kräftiger und milder wird edler Wein von Jahr zu Jahr; gute Menschen werden besser mit jedem Jahre des Lebens.

37.

8) Die logische und grammatische Einheit.

Das Gesetz der Form (§. 26.) verlangt unnachlaßlich die Einheit der Form. So wie aber im Gesetze der Form selbst die Richtigkeit und Schönheit als die beiden Grundeigenschaften jeder

vollendeten Form unterschieden werden; so muß man auch im Begriffe der Einheit der Form die logisch-grammatische Einheit derselben von der ästhetischen Einheit unterscheiden. Denn während die ästhetische Einheit der Form unter den untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form aufgeführt wird, gehört die logisch-grammatische Einheit derselben zu den untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit der Form. Die logisch-grammatische Einheit beruht aber theils auf der innern und nothwendigen Verbindung aller einzelnen Theile des Stoffes nach dem Zusammenhange dieser Theile, in Hinsicht auf die Begriffe, Urtheile und Schlüsse, aus welchen der Stoff besteht, innerhalb des Vorstellungsvermögens; theils auf der äußern Einheit der Darstellung, nach den Gesetzen der allgemeinen und besondern Sprachlehre in Hinsicht auf die grammatische Verbindung und Aufeinanderfolge der einzelnen Redetheile, und in Beziehung auf die syntactische Ründung und Vollendung des Periodenbaues.

Beispiele:

a) von Heinse (aus s. Ardinghello, Th. 1. S. 109).

Ich glaube, die Hauptregel bei der Erziehung sey, den Kindern Zeit zu lassen, sich selbst zu bilden. Das Beste, was man thun kann, ist, daß man die Triebe schärft und reizt, ein vortrefflicher Mensch zu werden, und ihnen die eigene Arbeit dabei so viel wie möglich erleichtert. Alle Natur, wenn sie groß und herrlich werden soll, muß freie Luft haben. Freilich muß der Stoff dazu in den Urkräften liegen, und ein guter Er-

zieher ſollte doch einigermaßen die Vortrefflichkeit der Pflanzen kennen. Jeder gewaltige Geiſt wirft ſchon in der Kindheit, obgleich noch im Chaos und Nebel, helle Strahlen von ſich. Alcibiades legte ſich als ſpielender Knabe Wagen und Ochſen in den Weg, und zwang den Treiber zu halten; Scipio erkannte den künftigen Marius im jungen Soldaten. Ein einziger Gedanke, nur eine That, von ſcharfem tiefem Gefühle oder vielfacher Ueberlegung entſproſſen, obgleich noch roh auf verſchiedenen Seiten, iſt eine glückliche Vorbedeutung; und eben ſo Schnelligkeit zu faſſen und zu behalten; hingegen Allgehorſam und Frau-Baſengutartigkeit, ſo beliebt bei Pedanten, eine unglückliche; denn da iſt kein Muth und keine Kraft. Alles, was in die jungen Seelen eingetrichtert wird, was ſie nicht aus eigener Luſt und Liebe behalten, haftet nicht, und iſt vergebliche Schulmeiſterei. Was ein Kind nicht mit ſeinen Sinnen begreift, wovon es keinen Zweck ahnet; das verfliegt wie Spreu im Winde. So iſt die Natur des Lebendigen vom Baume und Graſe an, und der Menſch macht davon keine Ausnahme. Jeder gehe in ſein Leben zurück, und ſehe, ob etwas von allem dem Vorzeitigen geblieben iſt, wo nicht etwa blos zum Verderb des Genuſſes. Viel Natur und wenig Bücher, mehr Erfahrung als Gelerntes, hat die wahren vortrefflichen Menſchen in jedem Stande hervorgebracht.

b) von Bretſchneider (m. ſ. ſ. Predigten, Th. 2. [Leipz. 1823. 8.] S. 267. Er ſtellte am Weihnachtsfeſte: das Feſt der Geburt des Herrn als ein Feſt des Volkes vor, und führte im zweiten Untertheile des erſten Haupttheils den in ſich logiſch abgeſchloſſenen Gedanken aus: ein Feſt des Volkes iſt das Geburtsfeſt

Jesu; denn es ist eine lebhafte Erinnerung an die Verdienste, welche sich jeder Stand, auch die niedern, um die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts erworben haben, und erwerben können).

Des Christenthums Stifter, der Sohn des Höchsten, er ward gebohren im Volke, und groß gezogen in dem bürgerlichen Hause Josephs. Ob er gleich der Welt Heiland seyn sollte; so versetzte ihn Gott doch nicht in den Pallast des Herodes, oder in die Häuser der Großen seines Reiches. — Die zwölf heiligen Säulen der christlichen Kirche, die Apostel, sie waren gewählt nicht aus den Reichen, den Mächtigen, den Nächsten des Königs Herodes, sondern aus dem Volke. Und das gute Land, in welchem, um mit dem Gleichnisse Jesu zu reden, der Same der göttlichen Lehre zuerst Wurzel faßte und Früchte trug; es waren nicht Herodes und seine Diener, nicht die mächtigen Pharisäer, nicht die reichen Sadducäer, nicht die stolzen Priester, sondern es war das Volk. Und als sich das Christenthum über Judäa's enge Grenzen hinaus verbreitet, und von den Aposteln zu den Völkern des römischen Weltreiches gebracht ward; so faßte es auch hier hauptsächlich zuerst im Volke feste Wurzel. Nicht die römischen Kaiser, nicht ihre Statthalter und Landpfleger waren es, die es aufnahmen; sie verfolgten es vielmehr mit allen Mitteln ihrer Macht; sondern das Volk war es, das der Stimme Gottes zuerst Ohr und Herz öffnete, und nur erst als fast die Hälfte der römischen Welt von dem Christenthume erleuchtet war, zu Anfange des vierten Jahrhunderts, drang es auch zu dem kaiserlichen Throne. — Blicken wir endlich auf die segensreiche Erneuerung des wahren Christenthums im sechszehnten Jahrhunderte, oder auf die Reformation; waren nicht Luther und

zieher sollte doch einigermaßen die Vortrefflichkeit der Pflanzen kennen. Jeder gewaltige Geist wirft schon in der Kindheit, obgleich noch im Chaos und Nebel, helle Strahlen von sich. Alcibiades legte sich als spielender Knabe Wagen und Ochsen in den Weg, und zwang den Treiber zu halten; Scipio erkannte den künftigen Marius im jungen Soldaten. Ein einziger Gedanke, nur eine That, von scharfem tiefem Gefühle oder vielfacher Ueberlegung entsprossen, obgleich noch roh auf verschiedenen Seiten, ist eine glückliche Vorbedeutung; und eben so Schnelligkeit zu fassen und zu behalten; hingegen Allgehorsam und Frau-Basengutartigkeit, so beliebt bei Pedanten, eine unglückliche; denn da ist kein Muth und keine Kraft. Alles, was in die jungen Seelen eingetrichtert wird, was sie nicht aus eigener Lust und Liebe behalten, haftet nicht, und ist vergebliche Schulmeisterei. Was ein Kind nicht mit seinen Sinnen begreift, wovon es keinen Zweck ahnet; das verfliegt wie Spreu im Winde. So ist die Natur des Lebendigen vom Baume und Grase an, und der Mensch macht davon keine Ausnahme. Jeder gehe in sein Leben zurück, und sehe, ob etwas von allem dem Vorzeitigen geblieben ist, wo nicht etwa blos zum Verderb des Genusses. Viel Natur und wenig Bücher, mehr Erfahrung als Gelerntes, hat die wahren vortrefflichen Menschen in jedem Stande hervorgebracht.

b) von Bretschneider (m. s. s. Predigten, Th. 2. [Leipz. 1823. 8.] S. 267. Er stellte am Weihnachtsfeste: das Fest der Geburt des Herrn als ein Fest des Volkes vor, und führte im zweiten Untertheile des ersten Haupttheils den in sich logisch abgeschlossenen Gedanken aus: ein Fest des Volkes ist das Geburtsfest

Jesu; denn es ist eine lebhafte Erinnerung an die Verdienste, welche sich jeder Stand, auch die niedern, um die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts erworben haben, und erwerben können).

Des Christenthums Stifter, der Sohn des Höchsten, er ward gebohren im Volke, und groß gezogen in dem bürgerlichen Hause Josephs. Ob er gleich der Welt Heiland seyn sollte; so versetzte ihn Gott doch nicht in den Pallast des Herodes, oder in die Häuser der Großen seines Reiches. — Die zwölf heiligen Säulen der christlichen Kirche, die Apostel, sie waren gewählt nicht aus den Reichen, den Mächtigen, den Nächsten des Königs Herodes, sondern aus dem Volke. Und das gute Land, in welchem, um mit dem Gleichnisse Jesu zu reden, der Same der göttlichen Lehre zuerst Wurzel faßte und Früchte trug; es waren nicht Herodes und seine Diener, nicht die mächtigen Pharisäer, nicht die reichen Sadducäer, nicht die stolzen Priester, sondern es war das Volk. Und als sich das Christenthum über Judäa's enge Grenzen hinaus verbreitet, und von den Aposteln zu den Völkern des römischen Weltreiches gebracht ward; so faßte es auch hier hauptsächlich zuerst im Volke feste Wurzel. Nicht die römischen Kaiser, nicht ihre Statthalter und Landpfleger waren es, die es aufnahmen; sie verfolgten es vielmehr mit allen Mitteln ihrer Macht; sondern das Volk war es, das der Stimme Gottes zuerst Ohr und Herz öffnete, und nur erst als fast die Hälfte der römischen Welt von dem Christenthume erleuchtet war, zu Anfange des vierten Jahrhunderts, drang es auch zu dem kaiserlichen Throne. — Blicken wir endlich auf die segensreiche Erneuerung des wahren Christenthums im sechszehnten Jahrhunderte, oder auf die Reformation; waren nicht Luther und

Melanthon, Zwingli und Calvin und andere fromme Männer, durch welche Gottes Hand wirkte, Männer aus dem Volke, fromme Zöglinge des häuslichen Lebens?

So viel Großes und Gutes daher auch die höhern Stände in der menschlichen Gesellschaft geliefert, so viel auch sie sich Verdienste namentlich um die Verbreitung des Christenthums und die Kirchenverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts erworben haben; so klar ist es doch, daß der Kranz solcher hoher Verdienste jedem Stande blüht, auch dem niedern. Das heutige Fest feiert also eine Anstalt, die im Volke entstand; es erweckt dadurch in jedem, welches Standes er auch sey, das erhebende Gefühl, daß die göttliche Vorsehung keinem den Weg zum Verdienste verschlossen hat, wenn er nur den Weg der Gottesfurcht und des Fleißes betritt, und sich nicht selbst durch Trägheit und Laster erniedrigt. Welche Aufforderung aber an Alle, die nicht durch Stand und Macht erhaben sind, sich selbst dadurch zu ehren, daß sie sich mit Kenntniß, Redlichkeit und Frömmigkeit schmücken!

38.

Uebergang zu den untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form.

Kein Begriff ist von jeher von den Aesthetikern so verschiedenartig bestimmt worden, als der Begriff der Schönheit. Bald sollte sie in der Nachahmung der Natur (nach Batteux), bald in dem Sinnlich-Vollkommenen (nach der Wolfischen Schule), bald in dem Wohlgefallen an einer Form ohne alles sinnliche Interesse (nach der Kantischen Schule), bald in der Hervorbringung des Idealen

aus dem Abſoluten durch die ſchaffende Kraft des Geiſtes (nach den Anhängern des Identitätsſyſtems) beſtehen. In eine Philoſophie der Sprache kann aber nicht die Theorie des Schönen gehören, inwiefern dieſe die Unterlage der Aeſthetik, als Wiſſenſchaft, ſo wie aller einzelnen Künſte bildet, ſondern nur: worin, in Hinſicht auf Darſtellung durch Sprache, die Schönheit der ſtyliſtiſchen Form beſteht, und dieſer, nächſt der logiſch-grammatiſchen Richtigkeit, das Gepräge der Vollendung (der Claſſicität) giebt.

Obgleich in Beziehung auf eine vorhandene Form der Sprachdarſtellung der Begriff der Schönheit objectiv genommen, d. h. von einem vorhandenen Erzeugniſſe in der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit ausgeſagt wird, daß daſſelbe ſchön ſey; ſo iſt doch, an ſich betrachtet, das Schöne ganz ſubjectiv: theils inwiefern der Urheber einer vollendeten ſtyliſtiſchen Form dieſelbe in Angemeſſenheit zu der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit der in ihm wirkſamen drei geiſtigen Vermögen hervorbringt; theils inwiefern in jedem, welcher von der Schönheit einer vollendeten Form ergriffen wird, die drei geiſtigen Vermögen bewegt, gerührt und erſchüttert werden. Wir tragen daher, ſobald wir von einer objectiven Schönheit reden, unſern bei der Anſchauung der Form im Bewußtſeyn wahrgenommenen ſubjectiven Zuſtand auf die Form ſelbſt über.

Wir ſagen aber, nach vier einzelnen Kennzeichen, von einer ſtyliſtiſchen Form aus, daß ſie ſchön ſey: wenn nämlich (und dies iſt die unterſte Stufe des Schönen) die Form in der Anſchauung (d. h. in der unmittelbaren Wahrneh-

Melanthon, Zwingli und Calvin und andere fromme Männer, durch welche Gottes Hand wirkte, Männer aus dem Volke, fromme Zöglinge des häuslichen Lebens?

So viel Großes und Gutes daher auch die höhern Stände in der menſchlichen Geſellſchaft geliefert, ſo viel auch ſie ſich Verdienſte namentlich um die Verbreitung des Chriſtenthums und die Kirchenverbeſſerung des ſechszehnten Jahrhunderts erworben haben; ſo klar iſt es doch, daß der Kranz ſolcher hoher Verdienſte jedem Stande blüht, auch dem niedern. Das heutige Feſt feiert alſo eine Anſtalt, die im Volke entſtand; es erweckt dadurch in jedem, welches Standes er auch ſey, das erhebende Gefühl, daß die göttliche Vorſehung keinem den Weg zum Verdienſte verſchloſſen hat, wenn er nur den Weg der Gottesfurcht und des Fleißes betritt, und ſich nicht ſelbſt durch Trägheit und Laſter erniedrigt. Welche Aufforderung aber an Alle, die nicht durch Stand und Macht erhaben ſind, ſich ſelbſt dadurch zu ehren, daß ſie ſich mit Kenntniß, Redlichkeit und Frömmigkeit ſchmücken!

38.

Uebergang zu den untergeordneten Eigenſchaften der Schönheit der Form.

Kein Begriff iſt von jeher von den Aeſthetikern ſo verſchiedenartig beſtimmt worden, als der Begriff der Schönheit. Bald ſollte ſie in der Nachahmung der Natur (nach Batteux), bald in dem Sinnlich-Vollkommenen (nach der Wolfiſchen Schule), bald in dem Wohlgefallen an einer Form ohne alles ſinnliche Intereſſe (nach der Kantiſchen Schule), bald in der Hervorbringung des Idealen

aus dem Abſoluten durch die ſchaffende Kraft des Geiſtes (nach den Anhängern des Identitätsſyſtems) beſtehen. In eine Philoſophie der Sprache kann aber nicht die Theorie des Schönen gehören, inwiefern dieſe die Unterlage der Aeſthetik, als Wiſſenſchaft, ſo wie aller einzelnen Künſte bildet, ſondern nur: worin, in Hinſicht auf Darſtellung durch Sprache, die Schönheit der ſtyliſtiſchen Form beſteht, und dieſer, nächſt der logiſch-grammatiſchen Richtigkeit, das Gepräge der Vollendung (der Claſſicität) giebt.

Obgleich in Beziehung auf eine vorhandene Form der Sprachdarſtellung der Begriff der Schönheit objectiv genommen, d. h. von einem vorhandenen Erzeugniſſe in der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit ausgeſagt wird, daß daſſelbe ſchön ſey; ſo iſt doch, an ſich betrachtet, das Schöne ganz ſubjectiv: theils inwiefern der Urheber einer vollendeten ſtyliſtiſchen Form dieſelbe in Angemeſſenheit zu der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit der in ihm wirkſamen drei geiſtigen Vermögen hervorbringt; theils inwiefern in jedem, welcher von der Schönheit einer vollendeten Form ergriffen wird, die drei geiſtigen Vermögen bewegt, gerührt und erſchüttert werden. Wir tragen daher, ſobald wir von einer objectiven Schönheit reden, unſern bei der Anſchauung der Form im Bewußtſeyn wahrgenommenen ſubjectiven Zuſtand auf die Form ſelbſt über.

Wir ſagen aber, nach vier einzelnen Kennzeichen, von einer ſtyliſtiſchen Form aus, daß ſie ſchön ſey: wenn nämlich (und dies iſt die unterſte Stufe des Schönen) die Form in der Anſchauung (d. h. in der unmittelbaren Wahrneh-

mung) einen wohlthuenden Reiz auf den äußern oder innern Sinn bewirkt; wenn sie ferner in dem Gefühlsvermögen eine höhere Bewegung und Rührung hervorbringt; wenn sie weiter die Einbildungskraft in ein freies Spiel versetzt, und wenn endlich der Stoff, vermittelst der Form, idealisirt erscheint. Wir bezeichnen, im wörtlichen Ausdrucke, das Schöne, inwiefern es blos in einem wohlthuenden Reize bei der Anschauung der Form sich ankündigt, unter dem Begriffe des Angenehmen. Sobald aber in der vollendeten Form uns das warme Gefühl ihres Urhebers anspricht, und, vermittelst der Form, eine ähnliche Bewegung des Gefühlsvermögens in uns hervorgebracht, oder, durch das in der vollendeten Form für die Einbildungskraft enthaltene Bild, unsre Einbildungskraft in ein freies Spiel versetzt wird; sobald kommen auch der stylistischen Form die höhern Grade der Schönheit zu. Der höchste Maasstab aber, den wir an die Vollendung der Form halten, ist der Maasstab des Idealischen, sobald nämlich dem Stoffe in der Darstellung eine größere Vollkommenheit ertheilt wird, als ihm in der Wirklichkeit zukommt. Denn alles Idealische erhebt über das Wirkliche, und in diesem Sinne kann man sagen: Schön ist diejenige Form, welche in der Anschauung das Idealische darstellt, oder: die Schönheit der Form besteht in der Darstellung des Idealischen für die Anschauung.

39.

Fortsetzung. Ueber den Geschmack.

Wir nennen aber diejenige Thätigkeit der menschlichen Urtheilskraft, welche eine stylistische Form nach

ihrer Angemessenheit oder Nichtangemessenheit zu dem Gesetze der Form beurtheilt, den Geschmack; denn das Geschmacksurtheil entsteht durch die Beziehung der angeschauten Form vermittelst der Einbildungskraft auf das Gefühlsvermögen, und ist der wörtliche Ausdruck dieser Beziehung, inwiefern durch dasselbe das subjectiv wahrgenommene Wohlgefallen oder Mißfallen an der Form bezeichnet wird. Ob nun gleich durch die gleichmäßige Entwickelung, Bildung und Uebung der gesammten geistigen Vermögen, besonders aber der Einbildungskraft und des Gefühlsvermögens, der Geschmack sehr geläutert und berichtigt werden kann; so läßt sich doch — ungeachtet der Allgemeingültigkeit des Gesetzes der Form — über die Gegenstände des Geschmackes nie völlige Uebereinstimmung erwarten, weil der Geschmack ganz individuell ist, und deshalb eben so von dem ursprünglichen Verhältnisse der geistigen Vermögen gegen einander bei den verschiedenen Individuen, wie von den mannigfaltigen Bedingungen der Ausbildung dieser Vermögen von der Zeit der Kindheit an bis zum männlichen Alter, und eben so von häuslichen und örtlichen, wie von bürgerlichen und öffentlichen Verhältnissen, nach dem mächtigen Einflusse der Religion, der Staatsverfassung und der Volkssitten auf die Darstellung aller sinnlichen und geistigen Zustände der Menschen durch Sprache, abhängt. Nur daraus läßt sich erklären, wie, bei aller Verschiedenheit der Völker und Sprachen des Alterthums und der neuern Zeit, dennoch Homer, Pindar, Plato, Demosthenes, Cicero, Cäsar, Horaz, Virgil, Milton, Shakespeare, Thomson, Hume, Robertson, Gibbon, Fenelon, Bos-

suet, Massillon, Bourdaloue, Flechier, Calderon, Alfieri, Gellert, Klopstock, Wieland, Göthe, Schiller, Garve, Engel, Reinhard, und hundert andere Classiker, nach einem und demselben Gesetze der Form beurtheilt werden müssen.

Weil aber theils die Stoffe, die vermittelst der Form dargestellt werden, sehr mannigfaltig und vielseitig, theils die darstellenden Schriftsteller, nach ihrer Individualität und nach den Graden ihrer Bildung und Reife, sehr von einander verschieden sind; so kann auch das Schöne in der Form nicht bei jeder Form der Sprachdarstellung unter gleichen Bedingungen sich ankündigen, — d. h. es können von den untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form nicht alle in jeder einzelnen stylistischen Form vorhanden seyn, ja einige dieser Eigenschaften (§. 29.) schließen durch ihr Daseyn das Daseyn anderer Eigenschaften der Schönheit der Form von derselben aus.

40.

β) Die untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form.

1) Die freieste Versinnlichung des Stoffes.

Schon an sich und im Allgemeinen (§. 24.) gehören die möglichst höchste Versinnlichung des Stoffes und die möglichst höchste Freiheit in der Bewegung, unter welcher der Stoff erscheint, zu den Grundbedingungen der Schönheit der Form. Im Besondern aber wird ein dargestellter Gegenstand vermittelst der Form frei versinnlicht, sobald die

Einbildungskraft denselben, theils nach seiner bestimmt ausgedrückten Eigenthümlichkeit, theils nach seiner ganzen stylistischen Umgebung innerhalb des abgerundeten Periodenbaues, unter der Einheit eines vollendeten Bildes aufzufassen und festzuhalten vermag, so daß für die innere Anschauung ein vollständiges Bild vermittelt wird, das alle Lücken, alle Verworrenheit und Dunkelheit von sich ausschließt. Der niedere Grad dieser Versinnlichung, wie er gewöhnlich in der Sprache der Prosa getroffen wird, heißt Lebhaftigkeit, der höhere Grad aber, der nicht selten die Gebilde aus der Sprache der Dichtkunst und Beredsamkeit bezeichnet, heißt Feuer. Wo dieser Grad der stylistischen Versinnlichung getroffen wird; da wirkt die Form der Sprachdarstellung gewöhnlich nicht blos auf das Gefühlsvermögen, sondern auch auf das Bestrebungsvermögen.

Eigenthümlich ist es dieser freiesten Versinnlichung des Stoffes, als untergeordneter Eigenschaft der Schönheit der Form, weshalb sie auch als die erste derselben aufgeführt wird, daß sie mit allen übrigen untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form (mit dem Erhabenen, Rührenden, Komischen ꝛc.) verbunden werden kann, weil jede besondere Eigenschaft, unter welcher das Schöne innerhalb der Form sich ankündigt, der mehr oder weniger stärkern Versinnlichung bedarf.

Beispiele.

a) Trinkgedicht von Jo. Chstn. Günther (der bereits im Jahre 1723 im noch nicht vollendeten 28sten Lebensjahre starb. S. s. Gedichte, 3te Aufl. Bresl. u. Leipz. 1742. 8. S. 197.),

als Beiſpiel der Lebhaftigkeit in der dichteriſchen Form.

Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt!
So leb' ich, weil es Lebens gilt,
Und pflege mich bei Roſ' und Myrthen.
Fort, Amor, wirf den Bogen hin,
Und komm, mich eiligſt zu bewirthen!
Wer weiß, wie lang ich hier noch bin?

Komm, bring' ein niedliches Kaffee,
Komm, geuß der Sorgen Panacee,
Den güldnen Nektar, in Kryſtallen!
Seht, wie die kleinen Perlen ſtehn!
Mir kann kein beßrer Schmuck gefallen,
Als die aus dieſer Muſchel gehn.

Mein Alter iſt der Zeiten Raub,
In kurzem bin ich Aſch' und Staub;
Was wird mich wohl nachher ergötzen?
Es iſt, als flöhen wir davon.
Ein Weiſer muß das Leben ſchätzen,
Drum folg' ich dir, Anakreon.

Werft Blumen, bringt den beſten Wein,
Und ſchenkt das Glas geſtrichen ein,
Und führt mich halb berauſcht ins Bette.
Wer weiß, wer morgen lebt und trinkt?
Was fehlt mir mehr? wo bleibt Brunette?
Geht, hohlt ſie, weil der Tag ſchon ſinkt!

b) Herzrührender Bericht des Buchbinders Hobelmann zu Krähwinkel, wie er durch das verdammte Zeitungsleſen ſeine Braut verloren, und ſchier an den Bettelſtab gebracht worden ſey; allen erpichten Zeitungsleſern und

erhitzten Zänkern über den großen Weltzank zu lehrreicher Warnung und heilsamer Abschreckung von ihm selbst mit vielen Schmerzen zu Papiere gebracht (Von einem Ungenannten in der Zeitung für die elegante Welt, 1809. S. 145, kurz nach der Schlacht bei Wagram geschrieben). Als Beispiel der Lebhaftigkeit in der erzählenden Form.

An meinem ganzen Unglück ist niemand anders Schuld, als der Herr Kellerpachter und Schützenhauptmann Platzmaul allhier. Er hatte eine Leih- und Lesebibliothek, die seit Jahr und Tag weder geliehen noch gelesen wurde, und da machte ihm ein durchreisender Fremder, dem er die Stockung in der Lectüre und in seiner Nahrung klagte, den vermaledeiten Vorschlag, ein Museum zu etabliren. Wir alle in Krähwinkel wußten nicht, was das für ein Ding sey, aber der Herr Schützenhauptmann trug es beim letzten Königschießen vor, und sagte: „ein Museum hat den Namen von alten Jungfrauen, genannt Musen; deren waren neun Stück vorhanden; auch hatten sie viele Verwandte, als Grazien, Furien und andere dergleichen Nymphen, welche aber allesamt unverehelicht geblieben sind. Von dieser Sippschaft schrieb und trieb nun jede etwas anderes zum ergötzlichen Zeitvertreibe; daher heißt heut zu Tage Museum ein Ort, wo hunderterlei Zeug unter einander gelesen wird, vorzüglich aber in den jetzigen Zeiten politische Zeitungen, immaßen die Hamburger, die Erlanger, die Nürnberger, die Berliner, die Prager, die Frankfurter, der Hallesche Courier und der Altonaer Merkurius heut zu Tage das vorzüglichste Musenfutter sind, und es ist eine Schande für einen Ort wie Krähwinkel, daß noch kein Museum in seinen

als Beiſpiel der Lebhaftigkeit in der dichteriſchen Form.

Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt!
So leb' ich, weil es Lebens gilt,
Und pflege mich bei Roſ' und Myrthen.
Fort, Amor, wirf den Bogen hin,
Und komm, mich eiligſt zu bewirthen!
Wer weiß, wie lang ich hier noch bin?

Komm, bring' ein niedliches Kaffee,
Komm, geuß der Sorgen Panacee,
Den güldnen Nektar, in Kryſtallen!
Seht, wie die kleinen Perlen ſtehn!
Mir kann kein beßrer Schmuck gefallen,
Als die aus dieſer Muſchel gehn.

Mein Alter iſt der Zeiten Raub,
In kurzem bin ich Aſch' und Staub;
Was wird mich wohl nachher ergötzen?
Es iſt, als flöhen wir davon.
Ein Weiſer muß das Leben ſchätzen,
Drum folg' ich dir, Anakreon.

Werft Blumen, bringt den beſten Wein,
Und ſchenkt das Glas geſtrichen ein,
Und führt mich halb berauſcht ins Bette.
Wer weiß, wer morgen lebt und trinkt?
Was fehlt mir mehr? wo bleibt Brunette?
Geht, hohlt ſie, weil der Tag ſchon ſinkt!

b) Herzrührender Bericht des Buchbinders Hobelmann zu Krähwinkel, wie er durch das verdammte Zeitungsleſen ſeine Braut verloren, und ſchier an den Bettelſtab gebracht worden ſey; allen erpichten Zeitungsleſern und

erhitzten Zänkern über den großen Weltzank zu lehrreicher Warnung und heilſamer Abſchreckung von ihm ſelbſt mit vielen Schmerzen zu Papiere gebracht (Von einem Ungenannten in der Zeitung für die elegante Welt, 1809. S. 145, kurz nach der Schlacht bei Wagram geſchrieben). Als Beiſpiel der Lebhaftigkeit in der erzählenden Form.

An meinem ganzen Unglück iſt niemand anders Schuld, als der Herr Kellerpachter und Schützenhauptmann Platzmaul allhier. Er hatte eine Leih- und Leſebibliothek, die ſeit Jahr und Tag weder geliehen noch geleſen wurde, und da machte ihm ein durchreiſender Fremder, dem er die Stockung in der Lectüre und in ſeiner Nahrung klagte, den vermaledeiten Vorſchlag, ein Muſeum zu etabliren. Wir alle in Krähwinkel wußten nicht, was das für ein Ding ſey, aber der Herr Schützenhauptmann trug es beim letzten Königſchießen vor, und ſagte: „ein Muſeum hat den Namen von alten Jungfrauen, genannt Muſen; deren waren neun Stück vorhanden; auch hatten ſie viele Verwandte, als Grazien, Furien und andere dergleichen Nymphen, welche aber alleſamt unverehelicht geblieben ſind. Von dieſer Sippſchaft ſchrieb und trieb nun jede etwas anderes zum ergötzlichen Zeitvertreibe; daher heißt heut zu Tage Muſeum ein Ort, wo hunderterlei Zeug unter einander geleſen wird, vorzüglich aber in den jetzigen Zeiten politiſche Zeitungen, immaßen die Hamburger, die Erlanger, die Nürnberger, die Berliner, die Prager, die Frankfurter, der Halleſche Courier und der Altonaer Merkurius heut zu Tage das vorzüglichſte Muſenfutter ſind, und es iſt eine Schande für einen Ort wie Krähwinkel, daß noch kein Muſeum in ſeinen

Mauern sich befindet. Ja ich sage Ihnen auf Ehre, was die Rumforder Suppenanstalt, die ein hochpreißlicher Magistrat bei uns eingeführt hat, für den Bettelmannsmagen ist; das ist solch ein Museum für den Geist — so zu sagen, eine wahre Seelenmast, eine Gemeinhut für Genies, und da in diesen betrübten Zeiten alle dumme Teufel Genies werden müssen, so wird eine ehrsame Bürgerschaft, und vorzüglich ein löbliches Schützencorps meiner Meinung beistimmen." — Aber sie waren alle stumm. — Da sagte der Herr Kellerpachter und Schützenhauptmann, für einen guten Trunk werde er schon sorgen, und in der Nebenstube solle immer ein angezapftes Faß stehen, — und da sagten sie alle ja.

Das neue Museum kam in Aufnahme, und ich trat zu meinem Unglücke auch dazu. Eigentlich that ich es hauptsächlich, um zu meinem Gelde zu kommen; denn ich hatte bei dem Herrn Kellerpachter noch fünf Thaler zu fordern für Bücher, die ich für seine Lesebibliothek gebunden hatte, und er sagte mir, er könne mich nicht bezahlen; aber wenn ich das Geld ablesen wollte, so wäre er mit Vergnügen bereit, meinen Geist für die besagten fünf Thaler bestens zu cultiviren, auch könnte ich unter meinem Namen den Titel Mitglied des Museums zu Krähwinkel setzen, und mich in der Kirche so aufbieten lassen, wenn ich gesonnen wäre, mich zu verehelichen. Ich war wirklich so gesonnen, und dachte, es würde mir eher zur Frau helfen, wenn ich ihr den Titel Frau Mitgliedin anbieten könnte. So wenig sieht das arme Thier, der Mensch, sein Schicksal voraus; denn gerade diese verdammte Mitgliedschaft brachte mich um meine Braut. Doch ich will mein Unglück ordentlich und mit Gelassenheit erzählen.

Im Anfange ging alles recht gut. Die Honoratioren und fast das sämmtliche Schützencorps zu Krähwin-

kel kamen in der Abenddämmerung in die Stube linker Hand auf dem Rathskeller, wo der Herr Kellerpachter drei nackende Jungfrauen über die Thür hatte mahlen lassen, wovon die eine der hochansehnlichen Gesellschaft unverschämter Weise die hinterste Ansicht zukehrte; er sagte, das sey eine antike Gewohnheit und der neueste Geschmack, und berief sich auf ein Taschenbuch der Liebe und Freundschaft, wo dieselbe freundschaftliche Stellung auf dem Titel zu ersehen wäre. Ich glaube, er nannte die unverschämte Person eine Grazie. Diese Stube nun hieß das Museum. Das Bier war anfänglich gut. Die besagten Zeitungen lagen auf dem Tische. Wir lasen und erstaunten, daß alle die Zeitungsschreiber so einig waren, wie ein Herz und eine Seele. Was der eine geschrieben hatte, schrieb der andre nach; was der eine lobte, lobte der andre; es war eine Freude, wie wohl eine langweilige. Der Herr Untersteuereinnehmer, der seinen Privatfleiß mit löblichem Eifer an Gimpel wendet, und das unschuldige Vieh nach einer neuen Methode Stückchen pfeifen lehrt, beliebte oft scherzweise zu sagen, es käme ihm bei diesen Blättern vor, wie in seiner Gimpelstube, sie pfiffen alle das Trompeterstückchen! — Ach wären sie doch einig geblieben; so wäre viel Zank und Streit in Krähwinkel erspart worden, und ich armer Teufel wäre noch in guten Umständen. Doch ich wollte ja gelassen in meiner Erzählung fortfahren.

Der Krieg ging los. Da gabs nun verschiedene Berichte. Die Zeitungsschreiber, die vorher so einig gewesen waren, widersprachen einer dem andern, und sich selbst dazu. Was hier wahr war, war dort falsch; was heute geschrieben wurde, war morgen eine Lüge; was einer so erzählte, erzählte der andere anders, und diese Uneinigkeit steckte in Kurzem das ganze Museum zu Krähwinkel auf eine solche betrübte Weise an, daß sich

Mauern sich befindet. Ja ich sage Ihnen auf Ehre, was die Rumforder Suppenanstalt, die ein hochpreißlicher Magistrat bei uns eingeführt hat, für den Bettelmannsmagen ist; das ist solch ein Museum für den Geist — so zu sagen, eine wahre Seelenmast, eine Gemeinhut für Genies, und da in diesen betrübten Zeiten alle dumme Teufel Genies werden müssen, so wird eine ehrsame Bürgerschaft, und vorzüglich ein löbliches Schützencorps meiner Meinung beistimmen." — Aber sie waren alle stumm. — Da sagte der Herr Kellerpachter und Schützenhauptmann, für einen guten Trunk werde er schon sorgen, und in der Nebenstube solle immer ein angezapftes Faß stehen, — und da sagten sie alle ja.

Das neue Museum kam in Aufnahme, und ich trat zu meinem Unglücke auch dazu. Eigentlich that ich es hauptsächlich, um zu meinem Gelde zu kommen; denn ich hatte bei dem Herrn Kellerpachter noch fünf Thaler zu fordern für Bücher, die ich für seine Lesebibliothek gebunden hatte, und er sagte mir, er könne mich nicht bezahlen; aber wenn ich das Geld ablesen wollte, so wäre er mit Vergnügen bereit, meinen Geist für die besagten fünf Thaler bestens zu cultiviren, auch könnte ich unter meinem Namen den Titel Mitglied des Museums zu Krähwinkel setzen, und mich in der Kirche so aufbieten lassen, wenn ich gesonnen wäre, mich zu verehelichen. Ich war wirklich so gesonnen, und dachte, es würde mir eher zur Frau helfen, wenn ich ihr den Titel Frau Mitgliedin anbieten könnte. So wenig sieht das arme Thier, der Mensch, sein Schicksal voraus; denn gerade diese verdammte Mitgliedschaft brachte mich um meine Braut. Doch ich will mein Unglück ordentlich und mit Gelassenheit erzählen.

Im Anfange ging alles recht gut. Die Honoratioren und fast das sämmtliche Schützencorps zu Krähwin-

kel kamen in der Abenddämmerung in die Stube linker Hand auf dem Rathskeller, wo der Herr Kellerpachter drei nackende Jungfrauen über die Thür hatte mahlen lassen, wovon die eine der hochansehnlichen Gesellschaft unverschämter Weise die hinterste Ansicht zukehrte; er sagte, das sey eine antike Gewohnheit und der neueste Geschmack, und berief sich auf ein Taschenbuch der Liebe und Freundschaft, wo dieselbe freundschaftliche Stellung auf dem Titel zu ersehen wäre. Ich glaube, er nannte die unverschämte Person eine Grazie. Diese Stube nun hieß das Museum. Das Bier war anfänglich gut. Die besagten Zeitungen lagen auf dem Tische. Wir lasen und erstaunten, daß alle die Zeitungsschreiber so einig waren, wie ein Herz und eine Seele. Was der eine geschrieben hatte, schrieb der andre nach; was der eine lobte, lobte der andre; es war eine Freude, wie wohl eine langweilige. Der Herr Untersteuereinnehmer, der seinen Privatfleiß mit löblichem Eifer an Gimpel wendet, und das unschuldige Vieh nach einer neuen Methode Stückchen pfeifen lehrt, beliebte oft scherzweise zu sagen, es käme ihm bei diesen Blättern vor, wie in seiner Gimpelstube, sie pfiffen alle das Trompeterstückchen! — Ach wären sie doch einig geblieben; so wäre viel Zank und Streit in Krähwinkel erspart worden, und ich armer Teufel wäre noch in guten Umständen. Doch ich wollte ja gelassen in meiner Erzählung fortfahren.

Der Krieg ging los. Da gabs nun verschiedene Berichte. Die Zeitungsschreiber, die vorher so einig gewesen waren, widersprachen einer dem andern, und sich selbst dazu. Was hier wahr war, war dort falsch; was heute geschrieben wurde, war morgen eine Lüge; was einer so erzählte, erzählte der andere anders, und diese Uneinigkeit steckte in Kurzem das ganze Museum zu Krähwinkel auf eine solche betrübte Weise an, daß sich

ein paarmal einige hitzige Honoratioren schlugen, um die Frage zu entscheiden, wer geschlagen worden wäre; ja daß selbst der Museumsvater (so nannte sich der Unternehmer), der noch zugleich Schützenhauptmann war, und manches vom Militair zu erklären wußte, eine ungeheuere Ohrfeige in die linke Flanke bekam, weil er nicht glauben wollte, daß der Angriff da geschehen könne. — Aber er ließ sichs gefallen; denn seit die Unruhe unter uns gekommen war, wurde das Museum zahlreich besucht, und man trank in der Hitze sein Bier hinunter, ohne zu wissen, ob es sauer oder süß war.

Auch mich, den friedfertigsten Mann in ganz Krähwinkel, einen redlichen Buchbinder, dessen ganzes Metier im Zusammenheften und Vereinigen besteht, und der nur die Geisteswerke schlägt, um sie in einen bessern Band zu bringen; ja auch mich ergriff unseliger Weise diese verteufelte Zanksucht, und noch dazu war mein Gegner niemand anders, als mein zukünftiger Schwiegervater, der Kirchenvorsteher und Nadlermeister Bacbuc. Dieser äußerst malitiöse Mann hatte eine Tochter von zwanzig Jahren, um die ich aus zwei Ursachen freite; nämlich erstlich weil sie recht hübsch war, und man ihr in ganz Krähwinkel nichts nachsagen konnte, was viel war, und zweitens weil mir der Vater zu meinem Etablissement hiesigen Orts 150 Gülden als Darlehn zu sechs Procent gegeben hatte, worüber der Wechsel verfallen war, und ich mir die Quittung vor dem Altare zu hohlen gedachte. Ja es war alles so ziemlich richtig, und ich war ein gemachter Mann, und die ganze Stadt sah mich bereits als den Schwiegersohn des Herrn Kirchenvorstehers an, auch hatte mich dieser schon ein paarmal auf dem Museum Herr Sohn genannt. Da muß mich der Teufel reiten und mir das unsägliche Unglück

über den Hals schicken! Doch ich will mein Elend gelassen weiter erzählen.

Es war an einem Sonntage, als ich mit meiner Braut und meinem Schwiegervater aufs Dorf ging, weil dort besseres Bier war, wie im Museum, wo es alle Tage saurer wurde. Das gleiche Bedürfniß zog viele dahin. Denn kaum hatten wir uns hinter den Tisch gesetzt; so trat ein Mitglied nach dem andern herein und ließ sich Bier geben, und weil dieses, wie gesagt, weit besser war, so wurden wir auch weit hitziger, wie das Zeitungsgespräch auf das Tapet kam. Meine Braut saß neben mir am Tische, und mein Schwiegervater gerade gegen über. Wir sprachen von der Stellung an der Donau, und besonders von dem Brückenkopfe am jenseitigen Ufer. Mein Schwiegervater, der viel mit Kopfarbeit zu thun hatte, denn er machte alle Tage viele tausend Nadelköpfe, wollte alles besser wissen, und sagte, es müsse eigentlich Brückenknopf heißen, weil die Brücke daran befestigt würde. „Das ist ohne Kopf gesprochen", fuhr ich heraus, und erklärte, der Brückenkopf wäre eine Schanze. Mein Schwiegervater sagte, das sey albern geredet, und wurde sehr malitiös; aber der Teufel verblendete mich, und ich fuhr fort, weil mir alle zuhörten. Um nun das Ding deutlicher zu machen, nahm ich meinen Bierkrug und goß eine Donau auf den Tisch. Das ist die Donau, sagte ich; hier — und nahm den Fächer meiner Braut — ist der Brückenkopf. „Knopf" fiel mein Schwiegervater ein. Kopf! Kopf! schrie ich, „Narrenkopf" sagte der Schwiegervater. Ich wurde sehr erbittert, aber ich fuhr gelassen fort: hier ist Wien, indem ich den Strickbeutel meiner Braut an den Rand des Flusses schob, und hier ist die Insel Lobau, und legte die Brille meines Schwiegervaters ins Bier. „Eselskopf, meine Brille" schrie

der erboßte Mensch. Ich zitterte vor Wuth. Hier stehe ich, sagte ich, und schieße über die Donau. „Das soll der Narr wohl bleiben lassen.“ Eine Bombe reicht hin, schrie ich ganz außer mir, und nahm den Bierkrug, und — Gott weiß, wie es zuging — wie eine Bombe flog der Krug über den Tisch meinem Schwiegervater, dem Kirchenvorsteher, an den Kopf, und die Donau trat über, überschwemmte den ganzen Tisch, den Strickbeutel, den Fächer, nämlich Wien und den Brückenkopf, und ergoß sich in den Schoos meiner Braut, der dadurch gewissermaßen das schwarze Meer vorstellte, aber Gott weiß es wider meinen Willen. Die Insel Lobau, nämlich die Brille meines Schwiegervaters, war bei der Kanonade zerbrochen. Alle Mitglieder des Museums schlugen sich ins Mittel, um Waffenstillstand und Frieden zu bewirken, aber alles umsonst; die einzige Bombe über die Donau hatte mich auf Zeitlebens ruinirt. Mit der Heirath wars vorbei. Meine Braut weinte unzählige Thränen über ihr Kleid, und keine einzige über mich. Am andern Morgen forderte der malitiöse Mann sein Geld, und da die Zeiten für die Literatur schlecht sind, und mehr rohe Bücher gelesen werden, als gebundene; so konnte ich es nicht schaffen, und mußte in den Schuldthurm wandern. Hier sitzt nun das Mitglied des Museums zu Krähwinkel gefangen bei einer Bataille an der Donau von Bier, und es geht ihm schlimmer, wie allen, die an der wahren Donau gefangen sind. Vielleicht finden sich mitleidige Zeitungsfreunde, die in eben solchen Händeln gesteckt haben, und einen ehrlichen Mann unterstützen, der als angehender Artillerist durchs Bombenwerfen an den Bettelstab gebracht worden ist.

c) Bruchstück aus Jo. Casp. Lavaters erster Predigt S. 11, bei Anlaß der Vergiftung

des Nachtmahlweins (am 12. Sept. 1777 zu Zürich) gehalten. (Beide Predigten erschienen Leipz. 1777. 8.) — Beispiel des Feuers in der Sprache der Beredsamkeit.

— O Geheimniß der Bosheit, was ist dir unmöglich? Sie ist geschehen, geschehen, die verruchteste aller Thaten! Ein Mann Belials — allwissender Gott! Du weißt, wie viel Gräuelthaten er begangen haben muß, ehe er zu dieser letzten und schrecklichsten reif war! — ein Mann Belials stahl sich neben Gräbern und Grabsteinen vorbei, im Dunkeln, in der Stunde der Mitternacht, hinein in den Tempel, wo Gott angebetet, Jesus Christus verherrlicht wird, der Geist der Gnade wirksam ist! Ein Mann Belials trat leise daher unter den hohen Gewölben des stillen feierlichen Tempels, der auf Gebete und Lobpreisungen, Gelübde und Bußthränen *) einer ganzen Gemeinde wartete. Ihn schreckten nicht Schauer der Einsamkeit und nächtliche Stille; kein leicht entstehender Wiederhall seines einsam daher tönenden Fußtritts; keine Furcht vor seinem eignen Schatten an dem düstern Lichte, das ihm zu seiner Gräuelthat leuchtete; keiner der Todten Gottes, die rings um ihn her unter der Erde ruhten; ihn schreckte nicht der Gedanke an deine Allwissenheit, Allsehender Gerechter!

Hinein oder herab stieg er, der Verruchte, im Dunkeln, mit dem Lichte in der einen, in der andern Hand Tod und Verderben, im Herzen die Hölle; und ging und nahete sich — wohin? wozu? zu dem heiligen Steine, aus welchem neugebohrne Christen das Zeichen der Einweihung zu Gottes Kindschaft und zur Unsterb-

*) Die Abendmahlsfeier, bei welcher die Vergiftung des Weins entdeckt ward, geschah am Bußtage.

der erboßte Mensch. Ich zitterte vor Wuth. Hier stehe ich, sagte ich, und schieße über die Donau. „Das soll der Narr wohl bleiben lassen.“ Eine Bombe reicht hin, schrie ich ganz außer mir, und nahm den Bierkrug, und — Gott weiß, wie es zuging — wie eine Bombe flog der Krug über den Tisch meinem Schwiegervater, dem Kirchenvorsteher, an den Kopf, und die Donau trat über, überschwemmte den ganzen Tisch, den Strickbeutel, den Fächer, nämlich Wien und den Brückenkopf, und ergoß sich in den Schoos meiner Braut, der dadurch gewissermaßen das schwarze Meer vorstellte, aber Gott weiß es wider meinen Willen. Die Insel Lobau, nämlich die Brille meines Schwiegervaters, war bei der Kanonade zerbrochen. Alle Mitglieder des Museums schlugen sich ins Mittel, um Waffenstillstand und Frieden zu bewirken, aber alles umsonst; die einzige Bombe über die Donau hatte mich auf Zeitlebens ruinirt. Mit der Heirath wars vorbei. Meine Braut weinte unzählige Thränen über ihr Kleid, und keine einzige über mich. Am andern Morgen forderte der malitiöse Mann sein Geld, und da die Zeiten für die Literatur schlecht sind, und mehr rohe Bücher gelesen werden, als gebundene; so konnte ich es nicht schaffen, und mußte in den Schuldthurm wandern. Hier sitzt nun das Mitglied des Museums zu Krähwinkel gefangen bei einer Bataille an der Donau von Bier, und es geht ihm schlimmer, wie allen, die an der wahren Donau gefangen sind. Vielleicht finden sich mitleidige Zeitungsfreunde, die in eben solchen Händeln gesteckt haben, und einen ehrlichen Mann unterstützen, der als angehender Artillerist durchs Bombenwerfen an den Bettelstab gebracht worden ist.

c) Bruchstück aus Jo. Casp. Lavaters erster Predigt S. 11, bei Anlaß der Vergiftung

des Nachtmahlweins (am 12. Sept. 1777 zu Zürich) gehalten. (Beide Predigten erschienen Leipz. 1777. 8.) — Beispiel des Feuers in der Sprache der Beredsamkeit.

— O Geheimniß der Bosheit, was ist dir unmöglich? Sie ist geschehen, geschehen, die verruchteste aller Thaten! Ein Mann Belials — allwissender Gott! Du weißt, wie viel Gräuelthaten er begangen haben muß, ehe er zu dieser letzten und schrecklichsten reif war! — ein Mann Belials stahl sich neben Gräbern und Grabsteinen vorbei, im Dunkeln, in der Stunde der Mitternacht, hinein in den Tempel, wo Gott angebetet, Jesus Christus verherrlicht wird, der Geist der Gnade wirksam ist! Ein Mann Belials trat leise daher unter den hohen Gewölben des stillen feierlichen Tempels, der auf Gebete und Lobpreisungen, Gelübde und Bußthränen *) einer ganzen Gemeinde wartete. Ihn schreckten nicht Schauer der Einsamkeit und nächtliche Stille; kein leicht entstehender Wiederhall seines einsam daher tönenden Fußtritts; keine Furcht vor seinem eignen Schatten an dem düstern Lichte, das ihm zu seiner Gräuelthat leuchtete; keiner der Todten Gottes, die rings um ihn her unter der Erde ruhten; ihn schreckte nicht der Gedanke an deine Allwissenheit, Allsehender Gerechter!

Hinein oder herab stieg er, der Verruchte, im Dunkeln, mit dem Lichte in der einen, in der andern Hand Tod und Verderben, im Herzen die Hölle; und ging und nahete sich — wohin? wozu? zu dem heiligen Steine, aus welchem neugebohrne Christen das Zeichen der Einweihung zu Gottes Kindschaft und zur Unsterb-

*) Die Abendmahlsfeier, bei welcher die Vergiftung des Weins entdeckt ward, geschah am Bußtage.

lichkeit empfangen; zu dem heiligen Steine, bedeckt diesmal und zubereitet zum Mahle der Liebe und des Bundes, der Verſöhnung und Gnade! — Daß kein Wetterſtrahl von dir ausging, Allgerechter im Himmel! Daß deiner Tauſenden, die um deinen Thron ſtehen, keiner ſich losriß, mit blitzendem Schwerte den Vermeſſenen zu zerſtücken, da ers wagte zu vollbringen den Gräuelgedanken, der ſein Herz mit Satans Freude erfüllte, da er hinſtellte ſein Licht auf den Boden, ſich wieder aufrichtete und hervorzog aus ſeiner Taſche, oder ſeinem Buſen — Was? Red' ich Lügen oder Wahrheit? — Was? Wer will der Sache Namen geben? Was? — Teufelsgemiſch, gekauft und geſammelt an einem Tage, wo er Gott fluchte, und zuſammengewogen in einer Stunde, wo der Satan vor ihm in Hohngelächter ausbrach. Daß von deiner Rechten, o du, der Augen hat wie Feuerflammen, kein Gebein zerſplitternder Donner daher fuhr, ſchwarz zu brennen das Mark des Gewiſſenloſen, der nun ſeine eine Hand ausſtreckte nach dem geweihten Becher, und mit der andern ihn befleckte mit Gräuel und Verderben, — daß ihm ſeine Rechte nicht erſtarrte, da er ſeinen Grimm bereitete in dem Kelche des Herrn; und unterdeſſen ſich in dem Gedanken ſegnete: Morgen! Morgen! Welch ein Tag wird es ſeyn! ein Tag des Schmerzens und der Wehklage! Und ich, ich hab' es im Dunkeln vollbracht — —

Der Verbrecher wollte Schmerzen und Wehgeheul; er wollte Tod und Verderben, Tod und Verderben durch das Mahl der Liebe; Tod und Verderben durch das Zeichen und Pfand des Blutes der ewigen Liebe und Verſöhnung; Tod und Verderben Vieler; Tod und Untergang der Lehrer und Vorſteher der Kirche. — O allgütiger Vater im Himmel! Welch ein Tag des Entſetzens wäre der Tag der Buße geweſen, wenn dem Satan

sein Anschlag gelungen wäre; wenn dort ein Vater unter schreienden Schmerzen seinen flehenden Kindern, eine Gattin ihrem jammernden Geliebten, ein Bruder dem Bruder, eine Schwester den Schwestern, hier ein Bräutigam seiner Braut, Lehrer ihren Gemeinden, durch einen entsetzlichen Tod entrissen, ganze Familien hingerafft, ganze Schaaren verlassener Waisen geworden wären! Nicht aufdenken dürfen wir! Herr Jesus! welche That! Einen Menschen vergiften zu wollen, einen Mitbürger, einen Christen, eine ganze oder halbe Gemeinde, der Christen, Lehrer der Christen — vergiften zu wollen! Aus Bosheit? aus Rache? aus Gewinnsucht? aus welcher Höllenabsicht? — Wer kanns ergründen! O Geheimniß der Bosheit! O Gottesvergessenheit! Die Geheimnisse deiner Gräuel sind unergründlich, wie die Geheimnisse der Erbarmung Gottes!

41.

2) Die Natürlichkeit.

Als untergeordnete Eigenschaft der Schönheit der Form kündigt sich die Natürlichkeit an, sobald die einzelnen Theile der Sprachdarstellung so leicht an einander sich anschließen, und so unvermerkt in einander verschmelzen, daß man die Uebergänge der Verbindung so wenig, wie in den organischen Formen der Natur, zu erkennen vermag. Denn wie in den Gebilden der Natur alle einzelne Theile aufs innigste zu Einem Ganzen verbunden sind, der eine Theil nur um des andern willen da ist, durch und mit dem andern bestehet, und nirgends Zwang, Härte, Erkünstelung, Schwerfälligkeit und Trockenheit getroffen wird; so soll auch in der Darstellung durch Sprache das Einzelne einfach, leicht, zwang-

los und innig zum Ganzen verbunden seyn, damit man die natürliche Folge der verschiedenen Theile vermittelst der Anschauung wahrnehmen und mit Wohlgefallen dabei verweilen kann. Diese Natürlichkeit setzt aber eine hohe Sicherheit, Fertigkeit und Gewandtheit in der Behandlung des darzustellenden Stoffes voraus.

Beispiel von Bürde (geistliche Poesieen, S. 22. Bresl. 1787. 8.)

Ich kam aus meiner Mutter Schoos,
Ein Sohn der Schmerzen, nackt und blos,
Mit Schwachheit angethan;
Ich kam ins ungekannte Land
Des Lebens, meinen neuen Stand
Trat ich mit Thränen an.

Ich wußte nicht woher? wohin?
Noch schlummerte Gedank' und Sinn
Unthätig, weich und zart;
Der Blume, die allmählig sich
Am Sonnenstrahl entfaltet, glich
Ich Blume höhrer Art.

Die Blüthenzeit ging schnell vorbei,
Der Kindheit süßes Einerlei,
Der Jugend Frühlingstraum;
Ich wurzelte, bei Sonnenschein
Und Sturm, ins Leben tiefer ein;
Die Blume ward ein Baum.

Einst Kind, nun Mann! — wie fern, wie tief
Liegt mir die Bahn, die ich durchlief!
Durchlief — an wessen Hand? —
Du warst mir allenthalben nah,

O du, den nie mein Auge ſah,
Und doch mein Herz empfand!

Du Unſichtbarer über mir!
Ich kam von dir, ich geh zu dir;
Du weißt es, wie und wann?
Mein Leben welkt dahin, wie Laub;
Du biſts, der aus des Todes Staub
Mich neu beleben kann.

Ich wandle freudig meinen Pfad;
Der bis hieher geholfen hat,
Hilft wahrlich fernerhin.
Dort werd' ich unverhüllt ihn ſchaun;
In dieſem ſeligen Vertraun
Iſt Sterben mein Gewinn!

42.

3) Die Mannifaltigkeit.

Die Mannigfaltigkeit iſt in dem Kreiſe der untergeordneten Eigenſchaften der Schönheit der Form, was die Klarheit iſt in der Reihe der untergeordneten Eigenſchaften der Richtigkeit. Denn wie die Klarheit darin beſteht, daß man nicht nur den gedachten Gegenſtand an ſich deutlich erkennt, ſondern auch die einzelnen Merkmale deſſelben (die Theilvorſtellungen) mit Sicherheit auffaßt; ſo beruht die Mannigfaltigkeit, als äſthetiſche Eigenſchaft, darauf, daß, nächſt dem Auffaſſen des dargeſtellten Gegenſtandes unter der Einheit einer äſthetiſchen Form, auch die einzelnen Theile des Stoffes, als Theile, d. h. als Glieder eines größern Ganzen, in der Anſchauung mit Wohlgefallen betrachtet werden; theils wegen der beſtimm-

ten Ausbildung und freien Versinnlichung der in diesen Theilen enthaltenen Vorstellungen und Merkmale; theils wegen des Reichthums von Nebenbegriffen, der, in Beziehung auf den dargestellten Hauptgegenstand, in diesen einzelnen Merkmalen enthalten ist; theils wegen der ästhetischen Verhältnißmäßigkeit, in welcher diese einzelnen Theile gegen einander selbst und gegen das Ganze, innerhalb der vollendeten Form, erscheinen. Durch die ästhetische Eigenschaft der Mannigfaltigkeit wird also bewirkt, daß die einzelnen, unter sich oft sehr wesentlich verschiedenen, Theile eines stylistischen Ganzen als Theile wohlgefallen, und auf Einbildungskraft und Gefühlsvermögen einen wohlthuenden Eindruck hervorbringen, ohne daß dadurch der Gesammteindruck der ganzen Form der Sprachdarstellung vereinzelt, oder gehemmt, sondern vielmehr, nach der gleichmäßig durchgeführten Vollendung der Theile gegen das Ganze, erhöht und gesteigert wird.

Beispiel.

Arkona von Kosegarten (nach der neuesten Bearbeitung im achten Theile s. Dichtungen, S. 93).

Die Sonne neigte sich. Zu athmen nach der Schwüle
Und nach der Last des Tags des Abends frische Kühle,
Entriß ich lechzend mich der Mauern dumpfem Brand,
Und wandelte hinab zum schöngebognen Strand.
Kein Lüftchen kräuselte des Meeres Spiegelglätte.
Der Seehund sonnte sich auf dem granitnen Bette.
Die Taucher plätscherten, es scherzten Möw' und Schwan
Im blauen Ocean.

Und tiefer ſank die Sonn'. Getaucht in Roſengluten,
Beſpült den rauhen Fuß mit düſtergrünen Fluten,
Lagſt du, der Väter Stolz, der alten Rugia
Geprieſnes Kapitol, Arkona, thürmend da.
Ich nahte mich, erklomm des Burgrings ſchroffe Zacken,
Beſchritt mit dreiſtem Fuß des heilgen Hügels Nacken,
Und ſchaute ſchrankenlos fern über Land und See
Ins Unermeßliche.

Wie ſchwoll die Bruſt, wie ſchlug in immer raſchern Schlägen
Dem ungemeßnen Raum das rege Herz entgegen!
Den lautern Aetherſtrom, ſo labend, friſch und rein,
Wie lüſtern ſchlürften ihn der Lunge Röhren ein!
Der eingepreßten Bruſt entſtürzten Felſenblöcke;
Dem zugeſchnürten Aug' entrollten Bind' und Decke,
Des Stoffes Rinde borſt; der Schwere Feſſel ſprang *);
Der trübe Nebel ſank.

Und tiefer ſank die Sonn. Schon küßten ihr die Wange
Der Wogen Wallungen, doch ſchauernd noch und bange.
Noch warf die Liebende des Abſchieds milden Blick,
Den Blick des Lebewohls auf ihre Welt zurück.
Noch glühten, angeblitzt von ihrem letzten Strahle,
Der Dünen Silberſchnee, die grauen Heldenmaale.
Jetzt tauchte ſie — ſo taucht ein Menſchenfreund ins Grab —
Die blaue Flut hinab.

Fahr' wohl, allmildes Licht! erſeufzt' ich, ſchaute ſehnend
Der Heimgegangnen nach; und ſtaunend, träumend, wähnend,

*) In der frühern Ausgabe lauteten dieſe zwei Zeilen (entſchieden beſſer):
Der Heimath eingedenk, entſchwang das edle Ich
Des Stoffes Banden ſich.

Verlor ich mich, bis mir die Wirklichkeit verſchwand,
Und rings vor meinem Blick ein ſelig Eden ſtand.
Ein magiſch Licht umſchwamm die ſchimmernde Muſive
Der Landſchaft; ſanft verſchmolz in blauer Perſpective
Die Ferne; rings umfloß ein heilig Dunkelklar
Arkonens Hochaltar.

Noch ſtand ich aufgelöſt in ahnungstrunknes Staunen;
Da hört' ich mir ins Ohr wie Geiſtgeflüſter raunen:
Knie nieder und bet' an! Ich kniet' ins falbe Moos
Und alſo rang es ſich aus meinem Innern los:
„O du, wie nenn' ich dich, dem alle Adern wallen,
Und alle Herzen glühn und alle Zungen lallen —
Zeus, Tien, Manitu, Allfader, Brama, Foh *),
Jehova, Allah, O!"

„Sey wer du ſeyſt, du biſt! Ja, Weſen aller Weſen,
Ich glaube, daß du biſt! Ich glaub' und bin geneſen!
Ruhlechzend lehnt an dir der grübelnsmüde Geiſt,
Den raſtlos der Begriff in ewgen Wirbel reißt.
Mag kein Vernunftſchluß gleich dein Wie und Wo erklügeln,
Kein Zendaveſt erſpähn, kein Vedam uns entſiegeln,
Mag faſeln der Epopt, mag ſpötteln der Sophiſt —
Ich glaube, daß du biſt!"

Es zeuget, daß du ſeyſt, die Harmonie der Sphären,
Der Himmel ruft's der Erd', die Erde ruft's den Meeren,
Das Meer den Inſeln zu, die ſeine Flut beſpült;
Es zeugt's der Donnerſturm, das Lüftchen, das uns kühlt;
Die Kataraktе zeugts, die wild der Alp' entſtrudelt;

*) Die frühere Ausgabe hatte:
O du, der heilig iſt, o du, der ſelig iſt,
Ich glaube, daß du biſt!

Der Vulkan, deſſen Schlund geſchmolzne Felſen ſprudelt,
Der Eichwald und das Moos, der Lotos und der Tang,
Die Scholl' und der Montblanc.

Es zeuget, daß du ſeyſt, der göttliche Gedanke,
Der jeden Zwang verſchmäht und ſpottet jeder Schranke,
Den Himmel jetzt erfliegt, zur Hölle dann ſich ſenkt,
Das All, ſein eignes Ich und dich, Erhabner, denkt.
Die ernſte Stimme zeugt's, die nimmer ſchweigt, noch heuchelt,
Die nie dem Triebe frohnt und nie den Lüſten ſchmeichelt,
Die, wenn der Sinn ſich ſträubt, und wenn die Neigung ſchmollt,
Gebietend ſpricht: Du ſollt!

Ich ſoll, ich kann, ich will! Die Feſſel iſt zerbrochen!
Erhabnes Pflichtgeſetz, du haſt mich freigeſprochen!
Nothwendigkeit, dein Sklav ſtreift deine Feſſeln ab,
Und ſchaut, ein Geiſt, ein Held, ein Gott, auf dich herab.
Verſchmäh', Unſterblicher, dem Eiteln nachzuſchmachten!
Dir ziemt durch Heiligkeit nach Seligkeit zu trachten!
O du, der heilig iſt; o du, der ſelig iſt,
Ich glaube, daß du biſt!

So rufend, ſtaunt' ich auf. — Und ſieh, des Spatroths Gluten
Erblaßten. Schwer und tief hing auf die ſchwarzen Fluten
Und auf den Dünenſchnee ein Trauerflor hinab.
Noch war erhaben ſtill die Schöpfung wie ein Grab.
Schon rauſcht es fern; der Sturm erwacht; die Wogen grollen;
Es blitzt in Süd und Weſt; in Süd und Weſten rollen
Die Donner. Dumpf erklingt die hohle Uferwand,
Dumpf Jasmunds Rieſenſtrand.

Und reißend wie ein Pfeil, geſchnellt vom eibnen Bogen,
Kam wie ein Weltgericht das Wetter angeflogen.
In wildem Aufruhr gohr die Luft, das Meer, das Land;
Die Brandung geißelte den ſchaumbeſprützten Strand;
Dem Wolkenſchwall entſchoß ein Knäuel weißer Flammen;
Ein friedlich Dörflein ſank in Schutt und Graus zuſammen.
Der Hagel ſchlug die Saat, und ein entmaſtet Schiff
Zerſchellt' am Felſenriff.

Und durch den lauten Sturm und durch der Donner Dröhnen
Erſcholl der Schrei der Angſt, des Jammers ſtumpfes Stöhnen.
Mich wehten Schauder an, mich faßte blitzgeſchwind
Und ſchüttelt' Hünenſtark der Zweifel Wirbelwind.
Geſtemmt auf meinen Grimm, ſchaut' ich mit bitterm Hohne
Und frevelm Trotz empor zum blitzumſchoßnen Throne
Des Donnerſchleuderers, und rief mit frechem Spott:
Thor, wo iſt nun dein Gott!

Wo iſt der Sel'ge nun, der Heil'ge, der Gerechte!
Orkane weckt ſein Hauch, ſein Schnauben Wetternächte!
Hier raucht des Armen Saat, dort dampft ſein Halmendach;
Dort ſtöhnt ein Scheiternder, gequetſcht vom Wellenſchlag.
Triumph! den Sel'gen ehrt die Todesangſt der Seinen.
Victoria! ihn preiſt der Unſchuld lautes Weinen.
Ihm iſt der Wuth Geheul, des Wahnſinns Phreneſie
Erhabne Pſalmodie.

So wird dem Sturm die Spreu, ſo ward ich dir zum Raube,
Megäre, Zweifelſucht. Geknicket war mein Glaube.
Geſtaltlos grinzte mich die Schöpfung, ein Tyrann
Der Schöpfer, kalt und ſtarr ein eiſern Fatum an.
Von ſeinem Drachenſchweif umſchlungen und zerquetſchet,
Von Larven angegrinſt, von Furien angefletſchet,
Mit ausgeſchöpfter Kraft und ausgelöſchtem Sinn
Sank ich aufs Antlitz hin,

Als hätte rächend mich der Strahl gerührt von oben!
Vom Ouragan umheult, vom Hagelſturm umſchnoben,
Lag ich gedankenlos, und mancher ſchwere Schlag
Erſchütterte den Grund, auf dem der Zweifler lag.
Noch immer lauteten des Donners Aufruhrglocken.
Die Flammen leckten mir an den durchnäßten Locken.
Jetzt peitſcht' ein Schloßenſchwall, und jetzt ein Wolkenbruch
Den Gipfel, der mich trug.

Zwei ſchwarze Stunden flohn. Jetzt war der Blitze Köcher,
Der Schloßen Schatz erſchöpft. Es grollte ferner, ſchwächer.
Ein lindes Säuſeln rann durch die erfriſchte Luft,
Und der erquickten Flur entwallte Opferduft.
Ich taumelt' auf. Und ſieh, zerriſſen war der Schleier
Der andern Welt. So ſteht an Tagen großer Feier
Ein Allerheiligſtes. So ſtand in höhrer Pracht
Die vollgeſtirnte Nacht.

Wie ſtrudelte, wie wogt' aus undenkbaren Fernen
Der Orellanaſtrom von Sonnen, Monden, Sternen!
Wie äugelten ſo mild aus dem ſaphirnen Guß
Der weiße Azimech, der rothe Regulus.
Es rollte Welt an Welt, es brauſte Sonn' an Sonne;
Ein ſeliges Gewühl von Leben, Füll' und Wonne.
Es lag das große All ſtillſäugend, liebewarm
In ſeines Vaters Arm.

Und weich ward mir das Herz; es ſchmolz in ſüßes Sehnen.
Das Auge letzte ſich in wolluſtreichen Thränen;
Zu hoher Freudigkeit erwuchs das kalte Graun,
Der ſcheue Sklavenſinn zu kindlichem Vertraun.
O Vater, rief ich aus, o du, in deſſen Armen,
Der Engel und der Wurm und Menſch und Mück' erwarmen,

Dir ſinkt dein reuig Kind mit gramgemiſchter Luſt
An die verſöhnte Bruſt!

Gekräftigt ſtieg ich nun herab vom Prüfungshügel.
Im Oſten wehten ſchon des Morgens Safranflügel.
Im hochzeitlichen Schmuck ſtand prangend die Natur,
Das Meer ein Amethyſt, und ein Smaragd die Flur.
Am trümmervollen Strand, im Schutt verbrannter Hütten
Trat ich ein Retter auf in der Verarmten Mitten.
Ich träuft' in ihren Kelch des Mitleids Honigſeim,
Und ging getröſtet heim.

43.

4) Die äſthetiſche Einheit.

Verſchieden von der logiſch-grammatiſchen Einheit, die, als untergeordnete Eigenſchaft der Richtigkeit der Form, zunächſt auf der innern und nothwendigen Verbindung aller einzelnen Theile des Stoffes und auf der ſyntactiſchen Vollendung des Periodenbaues, mithin auf techniſchen (mechaniſchen) Geſetzen beruht, iſt die äſthetiſche Einheit, welche, geſtützt auf organiſche Geſetze, in derjenigen Vollendung der ſtyliſtiſchen Form ſich ankündigt, nach welcher dieſelbe als ein organiſches Ganzes wahrgenommen wird, in welchem alle einzelne Theile unzertrennlich verbunden und aufs innigſte verſchmolzen ſind, ſo daß jeder Theil um des andern willen da iſt, und durch den für die Anſchauung unauflöslichen Zuſammenhang aller Theile das Bild der vollendeten Einheit des Ganzen vermittelt wird.

Beiſpiel von Kuhn in Dresden. (im Jahre 1801, nach dem Lüneviller Frieden, gedichtet).

Zum allgemeinen Frieden.

Willkommen uns! du Geist der neuen Aere;
Der Götter schöner Sohn;
Willkommen uns! — der Völker grause Zähre
Wird Lied und Jubelton.

Willkommen uns! denn frohe Nationen
Empfängt dein Tempel nun!
Und betend senken sie die Lorbeerkronen,
Um endlich auszuruhn.

Wir flehen, Mächt'ger, deines Hauptes Binde
Glänzt mild wie Sternenschein;
In deines Mantels schimmernde Gewinde
Hüllt Erd' und Meer sich ein.

Wir flehen, und im Sturm der Freudenlieder
Fliegt eine Götterschaar
Von Frühlingen in jede Zone nieder,
Die ohne Blumen war.

Und teutsche Reben trinken teutsche Lüfte,
Gepflegt von teutscher Hand;
Italien hüllt in Citronendüfte
Sein himmelschönes Land.

Der Schweizer Berge blühn in neuem Frieden,
Mit neuem Grün geschmückt;
Und friedlich wird am Strom der Pyramiden
Die Dattel abgepflückt.

Denn, o, das heilige Gesetz der Staaten
Ist segnend heimgekehrt,
Und freudig mäht die Hand die eignen Saaten
Für eignen goldnen Heerd.

Denn die vom Eismeer und vom Lena kamen,
Und die mit Römermuth
Im Rebenland sich neue Fahnen nahmen,
Getaucht in Feindes Blut;

Und die, gezeugt am alten Troerstrande,
Homero's Sonne sahn,
Und die das Land der Fingalschlachten sandte,
Und Halbgott Ossian;

Und alle Krieger falten ihre Hände,
Und sprechen Ein Gebet,
Indeß die hingeworfnen Feuerbrände
Der Götter Sturm verweht.

Und alle Menschen falten ihre Hände
Hoch in die Lüfte hin,
Und preisen sie die neue Sonnenwende,
Die große Siegerin.

Nun jauchzen wieder heimische Gefilde
Von Spiel und Lied und Scherz,
Und Knaben blühn, nach ihrer Väter Bilde,
An ihrer Väter Herz.

Und Bräute pflücken gern die heilge Myrthe,
Und in dem frohen Blick
Glänzt ruhig das Gefühl der Frauenwürde
Und ihrer Gatten Glück;

Und goldne Harfen rauschen von Gesängen,
Und was die Harfe sprach,
Hallt götterfrei in kühnen goldnen Klängen
Der Nord, der Süden nach.

Denn Alpen, Pyrenäen sind verschwunden;
Dann, jedem Auge nah,

Steht eine Ernte großer Denkerstunden
Im Morgenrothe da;

Durch ganz Europa hin Ein Bund der Liebe,
Ein Herz, Ein großer Geist,
Der waltend, im unendlichen Getriebe,
Es kühn zur Sonne reißt;

Ein Wunsch, Ein Sinn, der alle Völker bindet,
Wie Gottes freie Luft,
Und alle Neger aus den Ketten windet,
Und zu den Brüdern ruft;

Ein Sinn, der Brücken über alle Meere,
In alle Länder schlägt,
Und Menschenlieb' und ihre große Lehre
Zu Irokesen trägt;

Daß Eine Sprache nur auf Erden walle,
Der Liebe Sprache nur,
Und nur Ein Lied den Himmlischen erschalle,
Wie Eins ist die Natur!

44.

5) Die Schattirung.

Als unverkennbares Merkmal des Schönen, mithin als eine untergeordnete Einheit der Schönheit der Form, kündigt sich, bei einzelnen Schriftstellern von sehr feinem Tacte und geläutertem Sinne für das Schickliche, die Fertigkeit an, innerhalb der Darstellung durch Sprache die Unterschiede und Uebergänge zwischen den dargestellten einzelnen Begriffen und Gefühlen so zart zu behandeln, daß sie fast unmerklich erscheinen, und nur dem feineren Gefühle, nach ihrer fast unsichtbaren Abwechs-

lung, Verschmelzung und Steigerung, erkennbar sind. So wie aber diese Schattirungen (Nüancen) innerhalb der einzelnen Theile des dargestellten Stoffes nur einem sehr zarten und gebildeten Geschmacke gelingen werden; so gehört auch zu ihrer Wahrnehmung und ästhetischen Würdigung ein sehr geläutertes Gefühl und ein feiner Sinn.

Beispiele.

a) Frühlingsliebe, von Joh. Heinr. Voß.

Die Lerche sang, die Sonne schien,
Es färbte sich die Wiese grün,
Und braun geschwollne Keime
Verschönten Büsch' und Bäume;
Da pflückt' ich am bedornten See
Zum Strauß ihr, unter spätem Schnee,
Blau, roth und weißen Güldenklee.

Das Mägdlein nahm des Busens Zier,
Und nickte freundlich Dank dafür.

Nur einzeln grünten noch im Hain
Die Buchen und die jungen Main;
Und Kresse wankt' in hellen
Umblümten Wiesenquellen:
Auf kühlem Moose, weich und prall,
Am Buchbaum, horchten wir dem Schall
Des Quelles und der Nachtigall.

Sie pflückte Moos, wo wir geruht,
Und kränzte sich den Schäferhut.

Wir gingen athmend, Arm in Arm,
Am Frühlingsabend, still und warm,
Im Schatten grüner Schlehen
Uns Veilchen zu erspähen:

Roth schien der Himmel und das Meer;
Auf einmal stralte, groß und sehr,
Der liebe volle Mond daher.
Das Mägdlein stand und ging und stand,
Und drückte sprachlos mir die Hand.

Rothwangig, leichtgekleidet saß
Sie neben mir auf Klee nnd Gras,
Wo ringsum helle Blüten
Der Apfelbäume glühten;
Ich schwieg; das Zittern meiner Hand
Und mein bethränter Blick gestand
Dem Mägdlein, was mein Herz empfand.
Sie schwieg, und aller Wonn' Erguß
Durchströmt' uns Beid' im ersten Kuß.

b) Lied aus der Ferne, von v. Matthisson. (Gedichte, Ausgabe letzter Hand, S. 189.)

Wenn, in des Abends letztem Scheine,
Dir eine lächelnde Gestalt
Am Rasensitz im Eichenhaine
Mit Wink und Gruß vorüber wallt;
Das ist des Freundes treuer Geist,
Der Freud' und Frieden dir verheißt.

Wenn in des Mondes Dämmerlichte
Sich deiner Liebe Träum verschönt,
Durch Cytisus und Wehmuthsfichte
Melodisches Gesäusel tönt,
Und Ahnung dir den Busen hebt;
Das ist mein Geist, der dich umschwebt.

Fühlst du, beim seligen Verlieren
In des Vergangnen Zauberland,

Ein lindes, geistiges Berühren,
Wie Zephyrs Kuß, an Lipp' und Hand,
Und wankt der Kerze flatternd Licht;
Das ist mein Geist, o zweifle nicht.

Hörst du, beim Silberglanz der Sterne,
Leis' im verschwiegnen Kämmerlein,
Gleich Aeols Harfen in der Ferne,
Das Bundeswort: Auf ewig dein!
Dann schlumm're sanft; es ist mein Geist,
Der Freud' und Frieden dir verheißt.

45.

6) Die Vertheilung von Licht und Schatten.

Der Schattirung verwandt, doch aber in der Ankündigung innerhalb der stylistischen Form von derselben wesentlich verschieden, ist die Vertheilung von Licht und Schatten (oder die ästhetische Farbengebung, nach einem von der Malerei entlehnten Ausdrucke) in der Darstellung durch Sprache. Sie besteht in der, von dem reinsten Schönheitssinne und dem geläutertsten Geschmacke bewirkten, idealischen Hervorhebung und erhöhten Versinnlichung des Hauptgegenstandes, im Gegensatze gegen die, nach ästhetischen Gesetzen berechnete, absichtliche Verdunkelung derjenigen Theile der Form, welche den Hauptgegenstand blos unterstützen und seine stylistische Umgebung bilden sollen. Es bewährt sich daher der sichere Tact und der geläuterte Geschmack des Schriftstellers in der sorgfältigsten Behandlung derjenigen einzelnen Theile in der Darstellung, auf welche Licht oder Schatten fallen soll. Denn da der Schatten in der Sprach-

darſtellung nicht ſeiner ſelbſt, ſondern des Lichtes wegen da iſt; ſo verlangt der Ausdruck des Verhältniſſes zwiſchen beiden — beſonders aber das eigentliche Helldunkel, oder die kunſtvolle Verſchmelzung beider in Eins in einzelnen ſeltenen Fällen — eine ſehr ſichere Berechnung des beabſichtigten Eindrucks, und ſetzt eben ſo eine freithätige Einbildungskraft, wie ein tiefes, gereinigtes Gefühl und eine ſehr gereifte Urtheilskraft voraus. Die größte und ſtärkſte Vertheilung des äſthetiſchen Lichts auf die Hauptgegenſtände innerhalb der Sprachdarſtellung nennt man den äſthetiſchen Glanz.

Beiſpiel aus Klopſtocks Meſſias.

Der Schwur des Meſſias.

Gegen die öſtliche Seite Jeruſalems liegt ein Gebirge,
Welches auf ſeinem Gipfel ſchon oft den göttlichen Mittler,
Wie in das Heilige Gottes, verbarg, wenn er einſame Nächte
Unter des Vaters Anſchaun ernſt in Gebeten durchwachte.
Jeſus ging nach dieſem Gebirg. Der fromme Johannes
Er nur folgt ihm dahin bis an die Gräber der Seher,
Wie ſein göttlicher Freund, die Nacht im Gebete zu bleiben.
Und der Mittler erhob ſich von dort zu dem Gipfel des Berges.
Da umgab von dem hohen Moria ihn Schimmer der Opfer,
Die den ewigen Vater noch jetzt im Bilde verſöhnten.
Rings um nahmen ihn Palmen ins Kühle. Gelindere Lüfte,
Gleich dem Säuſeln der Gegenwart Gottes, umfloſſen ſein Antlitz.
Und der Seraph, der Jeſu zum Dienſt auf der Erde geſandt war,

Ein lindes, geistiges Berühren,
Wie Zephyrs Kuß, an Lipp' und Hand,
Und wankt der Kerze flatternd Licht;
Das ist mein Geist, o zweifle nicht.

Hörst du, beim Silberglanz der Sterne,
Leis' im verschwiegnen Kämmerlein,
Gleich Aeols Harfen in der Ferne,
Das Bundeswort: Auf ewig dein!
Dann schlumm're sanft; es ist mein Geist,
Der Freud' und Frieden dir verheißt.

45.

6) Die Vertheilung von Licht und Schatten.

Der Schattirung verwandt, doch aber in der Ankündigung innerhalb der stylistischen Form von derselben wesentlich verschieden, ist die Vertheilung von Licht und Schatten (oder die ästhetische Farbengebung, nach einem von der Malerei entlehnten Ausdrucke) in der Darstellung durch Sprache. Sie besteht in der, von dem reinsten Schönheitssinne und dem geläutertsten Geschmacke bewirkten, idealischen Hervorhebung und erhöhten Versinnlichung des Hauptgegenstandes, im Gegensatze gegen die, nach ästhetischen Gesetzen berechnete, absichtliche Verdunkelung derjenigen Theile der Form, welche den Hauptgegenstand blos unterstützen und seine stylistische Umgebung bilden sollen. Es bewährt sich daher der sichere Tact und der geläuterte Geschmack des Schriftstellers in der sorgfältigsten Behandlung derjenigen einzelnen Theile in der Darstellung, auf welche Licht oder Schatten fallen soll. Denn da der Schatten in der Sprach-

darstellung nicht seiner selbst, sondern des Lichtes wegen da ist; so verlangt der Ausdruck des Verhältnisses zwischen beiden — besonders aber das eigentliche Helldunkel, oder die kunstvolle Verschmelzung beider in Eins in einzelnen seltenen Fällen — eine sehr sichere Berechnung des beabsichtigten Eindrucks, und setzt eben so eine freithätige Einbildungskraft, wie ein tiefes, gereinigtes Gefühl und eine sehr gereifte Urtheilskraft voraus. Die größte und stärkste Vertheilung des ästhetischen Lichts auf die Hauptgegenstände innerhalb der Sprachdarstellung nennt man den ästhetischen Glanz.

Beispiel aus Klopstocks Messias.

Der Schwur des Messias.

Gegen die östliche Seite Jerusalems liegt ein Gebirge,
Welches auf seinem Gipfel schon oft den göttlichen Mittler,
Wie in das Heilige Gottes, verbarg, wenn er einsame Nächte
Unter des Vaters Anschaun ernst in Gebeten durchwachte.
Jesus ging nach diesem Gebirg. Der fromme Johannes
Er nur folgt ihm dahin bis an die Gräber der Seher,
Wie sein göttlicher Freund, die Nacht im Gebete zu bleiben.
Und der Mittler erhob sich von dort zu dem Gipfel des Berges.
Da umgab von dem hohen Moria ihn Schimmer der Opfer,
Die den ewigen Vater noch jetzt im Bilde versöhnten.
Rings um nahmen ihn Palmen ins Kühle. Gelindere Lüfte,
Gleich dem Säuseln der Gegenwart Gottes, umflossen sein Antlitz.
Und der Seraph, der Jesu zum Dienst auf der Erde gesandt war,

Gabriel nennen die Himmliſchen ihn, ſtand feiernd am Eingang
Zweier umdüfteter Cedern, und dachte dem Heile der Menſchen,
Und dem Triumphe der Ewigkeit nach, als jetzt der Erlöſer
Seinem Vater entgegen vor ihm im Stillen vorbeiging.
Gabriel wußte, daß nun die Zeit der Erlöſung herankam.
Die Betrachtung entzückt' ihn, er ſprach mit leiſerer Stimme:
Willſt du die Nacht, o Göttlicher, hier im Gebete durchwachen?
Oder verlangt dein ermüdeter Leib nach ſeiner Erquickung?
Soll ich zu deinem unſterblichen Haupt ein Lager bereiten?
Siehe, ſchon ſtreckt der Sprößling der Ceder den grünenden Arm aus,
Und die weiche Staude des Balſams. Am Grabe der Seher
Wächſt dort unten ruhiges Moos in der kühlenden Erde.
Soll ich davon, o Göttlicher, dir ein Lager bereiten?
Ach wie biſt du, Erlöſer, ermüdet; wie viel erträgſt du
Hier auf der Erd', aus inniger Liebe zu Adams Geſchlechte!
Gabriel ſagt's. Der Mittler belohnt ihn mit ſegnenden Blicken,
Steht voll Ernſt auf der Höhe des Berges am näheren Himmel.
Dort war Gott. Dort bete' er. Unter ihm tönte die Erde,
Und ein wandelndes Jauchzen durchdrang die Pforten des Abgrunds,
Als ſie von ihm tief unten die mächtige Stimme vernahmen.
Denn ſie war es nicht mehr des Fluches Stimme, die Stimme

Angekündet im Sturm und in donnerndem Wetter gesprochen,
Welche die Erde vernahm. Sie hörte des Segnenden Rede,
Der mit unsterblicher Schöne sie einst zu verneuen beschlossen.
Ringsum lagen die Hügel in lieblicher Abenddämmrung,
Gleich als blühten sie wieder, nach Edens Bilde geschaffen.
Jesus redete. Er und der Vater durchschauten den Inhalt
Grenzlos; dies neue vermag des Menschen Stimme zu sagen:
Göttlicher Vater, die Tage des Heils und des ewigen Bundes
Nahen sich mir, die Tage zu größeren Werken erkohren,
Als die Schöpfung, die du mit deinem Sohne vollbrachtest.
Sie verklären sich mir so schön und herrlich, als damals,
Da wir der Zeiten Reih durchschauten, die Tage der Zukunft,
Durch mein göttliches Schaun bezeichnet, und glänzender schauten.
Dir nur ist es bekannt, mit was für Einmuth wir damals,
Du, mein Vater, und ich, und der Geist die Erlösung beschlossen.
In der Stille der Ewigkeit, einsam, und ohne Geschöpfe,
Waren wir bei einander. Voll unsrer göttlichen Liebe,
Sahn wir auf die Menschen, die noch nicht waren, herunter,
Edens selige Kinder, ach unsre Geschöpfe, wie elend
Waren sie, sonst unsterblich, nun Staub, und entstellt von der Sünde.
Vater, ich sah ihr Elend, du meine Thränen. Da sprachst du:
Lasset der Gottheit Bild in dem Menschen von neuem uns schaffen!

Hier erkohr ich mich selbst, die göttliche That zu vollenden.
Ewiger Vater, das weißt du, das wissen die Himmel, wie innig
Mich seit diesem Entschluß nach meiner Erniedrung verlangte!
Erde, wie oft warst du, in deiner niedrigen Ferne,
Mein erwähltes, geliebteres Augenmerk! Und o Canan,
Heiliges Land, wie oft hing unverwendet mein Auge
An dem Hügel, den ich von des Bundes Blute schon voll sah!
Und wie bebt mir mein Herz von süßen, wallenden Freuden,
Daß ich so lange schon Mensch bin, daß schon so viele Gerechte
Sich mir sammeln, und nun bald alle Geschlechter der Menschen
Mir sich heiligen werden! Hier lieg' ich, göttlicher Vater,
Noch nach deinem Bilde geschmückt mit den Zügen der Menschheit,
Betend vor dir; bald aber, ach bald wird dein tödtend Gericht mich
Blutig entstellen, und unter den Staub der Todten begraben.
Schon, o Richter der Welt, schon hör' ich fern dich und einsam
Kommen, und unerbittlich in deinen Himmeln dahergehn;
Schon durchdringt mich ein Schauer, dem ganzen Geistergeschlechte
Unempfindbar, und wenn du sie auch mit dem Zorne der Gottheit
Tödtetest, unempfindbar! Ich seh den nächtlichen Garten
Schon vor mir liegen, sinke vor dir in niedrigen Staub hin,
Lieg' und bet' und winde mich, Vater, im Todesschweiße.
Siehe, da bin ich, mein Vater. Ich will des Allmächtigen Zürnen,

Deine Gerichte will ich mit tiefem Gehorsam ertragen.
Du bist ewig! Kein endlicher Geist hat das Zürnen der Gottheit,
Keiner je, den Unendlichen tödtend mit ewigem Tode,
Ganz gedacht, und keiner empfunden. Gott nur vermochte
Gott zu versöhnen. Erhebe dich, Richter der Welt, hier bin ich!
Tödte mich, nimm mein ewiges Opfer zu deiner Versöhnung.
Noch bin ich frei, noch kann ich dich bitten; so thut sich der Himmel
Mit Myriaden von Seraphim auf, und führet mich jauchzend,
Vater, zurück im Triumph zu deinem erhabnen Throne:
Aber ich will leiden, was keine Seraphim fassen,
Was kein denkender Cherub in tiefen Betrachtungen einsieht;
Ich will leiden, den furchtbarsten Tod ich Ewiger leiden!
Weiter sagt' er, und sprach: Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken, und schwöre dir bei mir selber,
Der ich Gott bin, wie du: ich will die Menschen erlösen.
Jesus sprach's, und erhob sich. In seinem Antlitz war Hoheit,
Seelenruhe und Ernst, und Erbarmung, als er vor Gott stand.
Aber unhörbar den Engeln, nur sich und dem Sohne vernommen,
Sprach der ewige Vater, und wandte sein schauendes Antlitz
Nach dem Versöhner hin: Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm aus durch die Unendlichkeit, sage: Ich bin

Ewig! und ſchwöre dir, Sohn: ich will die Sünde vergeben.
Alſo ſprach er und ſchwieg. Indem die Ewigen ſprachen,
Ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtsvolles Erbeben.
Seelen, die jetzo wurden, noch nicht zu denken begannen,
Zitterten und empfanden zuerſt. Ein gewaltiger Schauer
Faßte den Seraph, ihm ſchlug ſein Herz, und um ihn lag wartend
Wie vor dem nahen Gewitter die Erde, ſein ſchweigender Weltkreis.
Sanftes Entzücken kam allein in der künftigen Chriſten
Seelen, und ſüßbetäubend Gefühl des ewigen Lebens.
Aber ſinnlos, und zur Verzweiflung nur noch empfindlich,
Sinnlos, wider Gott was zu denken, entſtürzten im Abgrund
Ihren Thronen die Geiſter der Hölle. Da jeder dahinſank,
Stürzt' auf jeden ein Fels, brach unter jedem die Tiefe
Ungeſtüm ein, und donnernd erklang die unterſte Hölle.

46.

7) Der Kontraſt.

Der Kontraſt, als untergeordnete Eigenſchaft der Schönheit der Form, beruht auf der gleichſtarken Verſinnlichung des Entgegengeſetzten von dem, was in der ſtyliſtiſchen Form als Hauptgegenſtand erſcheint, ſo daß zwei einander wirklich, oder nur ſcheinbar widerſtreitende Objecte neben oder nach einander in der ſtyliſtiſchen Form aufgeſtellt und, wo möglich, mit gleichmäßiger Kraft und Stärke des Ausdruckes geſchildert werden. Soll aber der Kontraſt als Eigenſchaft des Schönen wirken; ſo muß das kontraſtirende Verhältniß zwiſchen den beiden neben einander geſtellten Gegenſtänden ſogleich

in der Anschauung aufgefaßt und der psychologische Grund des Kontrastes von der Einbildungskraft und dem Gefühlsvermögen im versinnlichten Bilde erkannt werden; denn ein verfehlter Kontrast kann nie als Schönheit wirken. Zugleich darf der Kontrast nur als ästhetisches Mittel zu einem ästhetischen Zwecke gelten; er darf nie als Zweck selbst sich ankündigen, weil dann der vorhandene Kontrast nicht in Harmonie aufgelöset würde. Jeder Kontrast in der stylistischen Form muß nämlich zulezt, entweder mit dem dargestellten Hauptgegenstande, oder doch mit dem ästhetischen Zwecke des Ganzen ausgeglichen werden, weil er zu diesem Zwecke sich eben so verhält, wie der Schatten zum Lichte in der untergeordneten ästhetischen Eigenschaft der Vertheilung des Lichtes und Schattens innerhalb der Form. Endlich würde ein unaufgelöseter Kontrast in der stylistischen Form das seyn, was eine unaufgelöste Dissonanz im Kreise der Tonkunst wäre.

Beispiel von Christian Fr. Dan. Schubart.

Die Fürstengruft.

Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer,
Ehmals die Götzen ihrer Welt!
Da liegen sie, vom fürchterlichen Schimmer
Des blassen Tags erhellt!

Die alten Särge leuchten in der dunkeln
Verwesungsgruft, wie faules Holz;
Wie matt die großen Silberschilde funkeln!
Der Fürsten letzter Stolz.

Entſetzen packt den Wandrer hier am Haare,
Gießt Schauer über ſeine Haut,
Wo Eitelkeit, gelehnt an eine Bahre,
Aus hohlen Augen ſchaut.

Wie fürchterlich iſt hier des Nachhalls Stimme!
Ein Zehentritt ſtört ſeine Ruh.
Kein Wetter Gottes ſpricht mit lauterm Grimme:
O Menſch, wie klein biſt du!

Denn ſeht! hier liegt der edle Fürſt! der Gute!
Zum Völkerſegen einſt geſandt,
Wie der, den Gott zur Nationenruthe
Im Zorn zuſammenband.

An ihren Urnen weinen Marmorgeiſter;
Doch kalte Thränen, nur von Stein,
Und lachend gruß — vielleicht ein wälſcher Meiſter,
Sie einſt dem Marmor ein.

Da liegen Schädel mit verloſchnen Blicken,
Die ehmals hoch herabgedroht,
Der Menſchheit Schrecken! denn an ihrem Nicken
Hing Leben oder Tod.

Nun iſt die Hand herabgefault zum Knochen,
Die oft mit kaltem Federzug
Den Weiſen, der am Thron zu laut geſprochen,
In harte Feſſeln ſchlug.

Zum Todtenbein iſt nun die Bruſt geworden,
Einſt eingehüllt in Goldgewand,
Daran ein Stern und ein entweihter Orden
Wie zwei Kometen ſtand.

Vertrocknet und verſchrumpft ſind die Kanäle,
Drin geiles Blut, wie Feuer, floß,
Das ſchäumend Gift der Unſchuld in die Seele,
Wie in den Körper goß.

Sprecht Höflinge, mit Ehrfurcht auf der Lippe,
Nun Schmeichelei'n ins taube Ohr!
Beräuchert das durchlauchtige Gerippe
Mit Weihrauch, wie zuvor!

Es steht nicht auf, euch Beifall zuzulächeln,
Und wiehert keine Zoten mehr,
Womit geschminkte Zofen ihn befächeln,
Schaamlos und geil, wie er.

Sie liegen nun, den langen Schlaf zu schlafen,
Die Menschengeiseln unbetraurt;
Im Felsengrab, verächtlicher als Sklaven,
In Kerker eingemaurt.

Sie, die im ehrnen Busen niemals fühlten
Die Schrecken der Religion,
Und Gottgeschaffne, beßre Menschen hielten
Für Vieh, bestimmt zur Frohn;

Die das Gewissen, jenen mächt'gen Kläger,
Der alle Schulden niederschreibt,
Durch Trommelschlag, durch wälsche Trillerschläger
Und Jagdlärm übertäubt;

Die Hunde nur, und Pferd' und fromde Dienen
Mit Gnade lohnten, und Genie
Und Weisheit darben ließen; denn das Zürnen
Der Geister schreckte sie.

Die liegen nun in dieser Schaudergrotte
Mit Staub und Würmern zugedeckt,
So stumm! so ruhmlos! noch von keinem Gotte
Ins Leben aufgeweckt.

Weckt sie nur nicht mit euerm bangen Aechzen
Ihr Schaaren, die sie arm gemacht;
Verscheucht die Raben, daß von ihrem Krächzen
Kein Wüthrich hier erwacht!

Hier klatsche nicht des armen Landmanns Peitsche,
Die Nachts das Wild vom Acker scheucht!
An diesem Gitter weile nicht der Teutsche,
Der sich vorüberschleicht!

Hier heule nicht der bleiche Waisenknabe,
Dem ein Tyrann den Vater nahm;
Nie fluche hier der Krüppel an dem Stabe,
Von fremdem Solde lahm.

Damit die Quäler nicht zu früh erwachen!
Seyd menschlicher, erweckt sie nicht!
Ha, früh genug wird über ihnen krachen
Der Donner am Gericht!

Wo Todesengel nach Tyrannen greifen,
Wann sie im Grimm der Richter weckt,
Und ihre Gräu'l zu einem Berge häufen,
Der flammend sie bedeckt. —

Ihr aber, beßre Fürsten, schlummert süße
Im Nachtgewölbe dieser Gruft!
Schon wandelt euer Geist im Paradiese,
Gehüllt in Blüthenduft.

Jauchzt nur entgegen jenem großen Tage,
Der aller Fürsten Thaten wiegt!
Wie Sternenklang tönt euch des Richters Wage,
Drauf eure Tugend liegt.

Ach unterm Lispel eurer frohen Brüder —
Ihr habt sie satt und froh gemacht —
Wird eure volle Schale sinken nieder,
Wann ihr zum Lohn erwacht.

Wie wird's euch seyn, wann ihr vom Sonnenthrone
Des Richters Stimme wandeln hört:
„Ihr Brüder, nehmt auf ewig hin die Krone,
Ihr seyd zu herrschen werth!"

47.

8) Das Witzige und Scharfsinnige.

Der Witz, inwiefern er zu den untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form gehört, besteht in der Fähigkeit, das Verhältniß der Aehnlichkeit zwischen gewissen Gegenständen aufzufinden und zu versinnlichen, die an sich einander ungleich sind. Der Witz stellt also zwei oder mehrere Gegenstände zusammen, die einander entweder blos scheinbar, oder wirklich ungleich sind, und bringt durch die Vergleichung derselben einen Mittelpunct hervor, wo sie einander in gewisser Hinsicht (partiell) gleich sind. Er gehört eben so der Sprache der Prosa, wie der Sprache der Dichtkunst nnd Beredsamkeit an, weil er eben sowohl Begriffe des Verstandes und Ideen der Vernunft, wie Bilder der Einbildungskraft, bei aller ihrer ursprünglichen Verschiedenartigkeit und Ungleichheit, doch (bald in einzelnen Wendungen, bald in Wortspielen, bald in Gegensätzen und in Anspielungen) zur Aehnlichkeit bringen kann. Man kann diese Spiele des Witzes in der Sprache der Prosa und Beredsamkeit den Witz der Reflexion, in der Sprache der Dichtkunst aber den Witz der Poesie nennen. Nur muß der echte Witz, welcher leicht, gewandt, ungesucht, vielseitig, treffend, kurz und kräftig ist, von dem unechten genau unterschieden werden, der sich schwerfällig, erkünstelt, dürftig, verfehlt, gesucht und matt ankündigt. Der echte Witz wirkt wie ein Instinkt der Natur; der unechte Witz ist Zwang gegen die Armseligkeit des eigenen Kopfes. — Mit Ausnahme kleiner stylistischen Formen, namentlich des Epigramms, kann der Witz gewöhnlich

nur einzelne Theile und Gegenſtände in einer ſtyliſi-ſchen Form, nicht aber das Ganze derſelben bezeichnen.

Im Gegenſatze des Witzes zeigt ſich der Scharf-ſinn in der Auffaſſung und Verſinnlichung der Unähnlichkeit (oder der partiellen Ungleichheit) gewiſſer Gegenſtände, die an ſich einander gleich ſind, oder gleich zu ſeyn ſcheinen. Er begnügt ſich nicht mit der ſcheinbaren oder angenommenen Aehnlichkeit und Verwandtſchaft gewiſſer Begriffe, Ideen und Bilder; er dringt vielmehr tiefer ein, bis er die Puncte gefunden hat, wo ſie einander, bei aller ſcheinbaren Gleichheit, unähnlich ſind. (So iſt der Scharfſinn beſonders wirkſam in der Synonymik, wovon im angewandten Theile gehandelt wird.)

Witz und Scharfſinn ſind alſo, in ihren Andündigungen und Wirkungen, dadurch verſchieden, kaß der Witz das ſcheinbar Unähnliche verbindet, der Scharfſinn das ſcheinbar Aehnliche trennt. Der Witz wirkt daher im Ganzen mehr für das Anſchauungsvermögen, für Gefühl und Einbildungskraft, der Scharfſinn mehr für Verſtand, Urtheilskraft und Vernunft. Aus demſelben Grunde kann der Witz in den Kreiſen der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit gleichmäßig walten, während der Scharfſinn zunächſt auf die Sprache der Proſa ſich beſchränkt, der Sprache der Dichtkunſt im Ganzen fremd bleibt, und in der Sprache der Beredſamkeit gewöhnlich nur in didactiſcher Beziehung wirkt.

α) Beiſpiele des Witzes.

a) Das Bildniß, von Weiſſer.

Vor ſeinem Buch giebt Star uns ſein Geſicht
Im wohlgetroffnen Bild zu ſehen.

Der gute Mann, wie freudig muß er nicht
An seinem eignen Pranger stehen!

b) Die eigene Lebensbeschreibung, von Weisser.

Was sich mit ihm von Kindheit an begeben,
Das Glück, das er erfuhr, das Unglück, das ihn traf,
Erzählt Sabin — er muß dem Hunger widerstreben —
Erzählt er treulich uns, als eigner Biograph.
Der arme Teufel! Traun! er lebt von seinem Leben.

c) Der Regent, von Pfeffel.

Im Polsterstuhl des Fürsten dehnte
Sich einst sein Hofnarr aus, und gähnte.
Zum Unglück kam der Fürst dazu,
Geführt, wie immer, vom Veziere.
Ei, rief er, Kerl, was treibest du?
Ach nichts! sprach Niclas, ich regiere.

d) vom Pater Abraham a Sancta Clara (im Judas der Erzschelm).

Ich schneid, ich schneid, ich schneid; was aber? ich schneid ab? was? die Nasen? Nein, nein. Constantinus Pogonatus hat seinen beiden Brüdern Heraclio und Tiberio die Nasen abgeschnitten, damit sie nur nicht zur Krone und Regierung gelangen möchten. Das ist crudel und tyrannisch; das thue ich nicht. Ich schneid, ich schneid, ich schneid; was aber? ich schneid ab; was? die Ohren? nein, nein. Petrus hat dem Bösewichte Malcho das Ohr abgehaut, welchen schmerzlichen Schaden der gebenedeite Jesus wieder geheilt hat. Das thue ich nicht. Ich schneid, ich schneid, ich schneid; aber was? ich schneid

ab; was? ich ſchneide allen Aeltern die Finger ab, damit ſie nicht mehr ſo ſtark ihren Kindern durch die Finger ſehen, ſondern dieſelben von Jugend auf ſtrafen.

e) vom Pater Abraham a Sancta Clara (im Judas der Erzſchelm).

Eine Jungfrau ſoll ſeyn und muß ſeyn wie die Glocken am Charfreitage; muß ſich nicht viel hören laſſen. Die Männer können Vocales ſeyn, die Weiber Consonantes, die Jungfrauen aber müſſen mutae ſeyn. Eine rechte Jungfrau ſoll ſeyn und muß ſeyn wie eine Orgel; ſobald dieſe ein wenig angetaſtet wird, ſo ſchreiet ſie. Eine rechte Jungfrau ſoll ſeyn und muß ſeyn wie eine Spitalſuppe; die hat nicht viel Augen, alſo ſoll ſie auch wenig umgaffen. Eine rechte Jungfrau ſoll ſeyn und muß ſeyn wie eine Nachteule; die kommt fein wenig ans Tageslicht. Eine rechte Jungfrau ſoll ſeyn und muß ſeyn wie ein Licht, welches, verſperret in der Laterne, viel ſicherer iſt als außer derſelben. Inſonderheit aber ſoll ſeyn und muß ſeyn eine rechte Jungfrau wie eine Schildkröte; dieſe iſt allezeit zu Haus, maßen ſie ihre Behauſung mit ſich trägt.

f) Troſtgründe für die Unglücklichen, die am 29. Februar geboren ſind, von Lichtenberg (vermiſchte Schriften, Th. 5. S. 116), etwas abgekürzt.

Man mag ſagen, was man will; ſo iſt ein Menſch, der nur aller vier Jahre einen Geburtstag hat, immer kein Menſch, wie andere. Ja, einer der in ſeinem Leben der Geburtstage zu wenige hat, kommt mir in mancher Hinſicht nicht viel glücklicher vor, als die weitläufige Klaſſe von armen Teufeln, die der Väter zu viele haben;

denn was ist dem unsterblichen Wesen, das in uns wohnt, angenehmer, als zu sehen, ja unter der Hand auch wohl gar zu schmecken und zu riechen, daß sich außer ihm noch Wesen derselben Art seines Lebens freuen? Von diesen Freudensbezeugungen nun verliert das unglückliche Geschöpf, das am 29 Februar geboren ist, nach einer leichten Berechnung, in seinem Leben wenigstens baare 75 Procent im Vergleiche mit andern Menschen. Das ist etwas hart. Es sey nun das, was eingebüßt wird, ein Wunsch in Prosa, ein Carmen, oder ein wirkliches Gedicht; es seyen Bänder, Blumen, Kuchen, Feuerwerke, Illuminationen und Kanonaden; so sind immer die 75 Procent davon weg wie weggeblasen. Ja, die Sache kann sehr wichtig werden. Gesetzt, der Unglückliche sey der Regent eines Reiches oder einer Stadtschule, der das Recht hat, freiwillige Geschenke an seinem Geburtstage zu erpressen; wie kann ein solcher ein Geschenk verlangen, das an einem Tage zahlbar ist, der in drei Jahren gegen eins gar nicht existirt? Sind die 29sten Februare, in Jahren wo dieser Monat nur 28 hat, also nicht die wahren Calendae graecae? Ja, wenn die griechischen Calendae blos ein poetisches Nichts sind, wofür sich sublime, antiquarische Pedanterei diesen artigen Ausdruck schuf; so sind die 29sten Februare dreimal in vier Jahren ein wahres, solides, prosaisches Nichts des gemeinen Lebens und der alltäglichen Haushaltung; das ist ganz was anders. Von jenem spricht man, und dieses fühlt man. — Das bisherige galt blos das Physische bei dieser Verkürzung; von der moralischen Seite ist der Verlust noch sehr viel größer! Denn da jeder Mensch bekanntlich an seinem Geburtstage sich irgend etwas künftig zu thun oder zu lassen ernstlich vornimmt, z. B. wie D. Johnson, künftig früher aufzustehen, oder wie jene Dame, keinen Brante-

wein mehr zu trinken; ſo kommt ein ſolcher Menſch natürlich auch um alle dieſe heilſamen Entſchließungen, und man weiß wohl, wie es mit der Ausführung ſteht, wenn man gar nicht einmal zum Entſchluſſe kommen kann. — Aber der Neujahrstag, ſagt man, bleibt ihnen doch noch. — Das iſt keine Antwort; den Neujahrstag haben die gewöhnlichen Menſchen auch; es geht alſo den 75 Procenten auch hier nichts ab. — Doch nun nicht eine Sylbe weiter in dieſem Tone, der, wie wir ſelbſt fühlen, ſchon zu lange gehalten worden iſt. Wir würden dieſes lächerliche Thema gar nicht berührt haben, wenn nicht die Frage: wann ſoll ein am 29 Februar Geborner ſeinen Geburtstag feiern, in einem berühmten Journale ziemlich ernſtlich aufgeworfen, und unbeantwortet geblieben wäre. Hier iſt die Antwort und der Troſt: — Der Menſch wird zwar an einem gewiſſen Tage, an einem gewiſſen Datum geboren; allein ſein Eintritt in die Welt, ſein erſter Athemzug iſt das Werk eines Augenblicks. In dieſem Puncte von Zeit ſteht die Sonne in einem gewiſſen Puncte der Ekliptik. Er wird alſo genau ein Jahr alt ſeyn, wenn die Sonne das nächſtemal wieder in demſelben Puncte der Ekliptik ſteht, und der bürgerliche Tag, in welchen jener Zeitpunct fällt, iſt der Geburtstag des Menſchen im eigentlichen Verſtande, er heiße nun übrigens im Kalender, wie er wolle.

β) Beiſpiel des Scharfſinns, von Zollikofer (Bruchſtück aus ſeiner Predigt: Das Bild des vollkommenen Mannes, der in keinem Worte fehlet, in ſ. Warnung vor einigen herrſchenden Fehlern unſers Zeitalters. Leipz. 1788. 8.).

Die Reden des Mannes, der in keinem Worte fehlt, ſind immer richtig und genau beſtimmt. Er will

nicht blos einigermaßen und ungefähr verstanden, sondern ganz verstanden werden; nicht blos etwas von seinen Gedanken und Empfindungen Andern mittheilen, sondern so viel möglich eben die Gedanken und Empfindungen in ihnen erwecken, die er selbst hat; die Dinge, von welchen er redet, nicht blos so bezeichnen, daß man sie zur Noth von andern unterscheiden kann, sondern so, daß man sie wirklich kenne und für das halte, was sie sind. In dieser Absicht hütet er sich sorgfältig vor allen zweideutigen, vieldeutigen, unbestimmten Wörtern, vor allen Arten zu reden und sich auszudrücken, die zu viel oder zu wenig sagen, und die Sachen größer oder kleiner, besser oder schlechter vorstellen, als sie wirklich sind; bedient sich der Wörter, die er gebraucht, immer in derselben Bedeutung; verwechselt die Namen der Dinge so wenig, als die Dinge selbst mit einander, und weiset einem jeden die Stelle und den Rang an, die ihm zukommen. Er nennet das Kleine klein und nur das Große groß; ihm ist nicht alles, was etwa ihn oder Andere stärker rühret: unendlich schön, unendlich gut, unendlich groß. Er kennet nur Ein unendliches Wesen, und das ist Gott; nur eine unendliche Dauer, und das ist die Ewigkeit; nur Ein höchstes Gut, und das ist die Gunst und das Wohlgefallen Gottes. Der innere Werth der Dinge bleibt in seinen Augen immer derselbe, sie mögen gegenwärtig oder abwesend seyn, ihn selbst oder Andere betreffen, und er bezeichnet sie nicht nach zufälligen Umständen, sondern nach ihrem bleibenden Werthe. Ihm ist also nicht jedes Gut, nach welchem er jetzt strebt, oder das er jetzt eben erhält, blos deswegen das begehrungswürdigste; nicht jede Lust und Freude, die er jetzt genießt, blos darum, weil er sie jetzt genießt, die reinste und höchste; nicht jedes Uebel, worunter er eben jetzt leidet, blos darum, weil es ihn

gegenwärtig drückt, das ſchwerſte; nicht jedes Laſter, wovon er etwa ſpricht, das ſchädliche und verderblichſte; nicht jede Tugend, wovon eben die Rede iſt, die ſchönſte und wichtigſte. Er verwechſelt das Gute nicht mit dem Beſſern und das Beſſere nicht mit dem Beſten; das Böſe nicht mit dem Schlimmern und das Schlimmere nicht mit dem Schlimmſten; nennt das Gute nur gut, das Böſe nur böſe, den Fehler nicht Verbrechen, und das Verbrechen nicht Fehler, die Schwachheit nicht Bosheit, und die Bosheit nicht Schwachheit, die Ueberlegung nicht Vorſatz, und den Vorſatz nicht Ueberlegung. Eben ſo wenig verwechſelt er Glück und Glückſeligkeit, Unglück und Unglückſeligkeit mit einander; preiſet nie den Reichen und Großen, blos weil er reich und groß iſt, glückſelig, und hält den Armen und Niedrigen nie blos deswegen, weil er arm und niedrig iſt, für unglückſelig. Alles und etwas; nichts und wenig; allezeit und oft; niemals und ſelten; ganz gewiß und vermuthlich; Abſicht und Ausgang; das ſind alles Wörter, vor deren Verwechſelung er ſich ſorgfältig hütet, die er nicht, wie die meiſten Menſchen, als ziemlich gleichviel bedeutend gebrauchet.

48.

9) Das Neue.

Das Neue in der ſtyliſtiſchen Darſtellung beruht entweder auf der Neuheit des Stoffes, oder auf der Neuheit der Form. Die Neuheit des Stoffes ſchließt die Neuheit der Form von ſelbſt in ſich ein, ſobald der Schriftſteller einen wirklich noch nie behandelten Gegenſtand vermittelſt einer Form verſinnlicht. Allein wenn der Stoff bereits von Andern dargeſtellt ward; ſo beſteht die Neuheit der Form in einer ſolchen Behandlung und

Versinnlichung des Stoffes, wie sie noch von Keinem vorher versucht ward. (So ist die Form, unter welcher Wilhelm Tell bei Schiller erscheint, anders, als bei Florian, Johannes Müller und andern, und, im Gegensatze gegen seine Vorgänger, eine neue Form. Dasselbe gilt von Schillers Jungfrau von Orleans, im Gegensatze von Voltaire's Pucelle, und den Geschichtsschreibern, welche die Ereignisse Frankreichs im Jahre 1429 schilderten.) Doch ist das Neue nicht schon an sich eine ästhetische Eigenschaft (wie Sulzer und Andere behaupteten); sonst müßten auch ekelhafte, blutige und Schaudererregende Stoffe ästhetisch seyn, sobald sie neu wären. Nur dasjenige Neue in der Form kann daher als untergeordnete Eigenschaft der Schönheit gelten, das in der Anschauung um seiner selbst willen gefällt, das die Einbildungskraft in ein freies Spiel versetzt, das Gefühlsvermögen bewegt oder sogar erschüttert, und das den Stoff unter einer idealischen Haltung erscheinen läßt. In der Erfindung einer neuen, dem Gesetze der Schönheit entsprechenden, Form zeigt sich aber das Genie, so wie in allen Künsten, so auch in der Sprachdarstellung, doch mehr noch in der Dichtkunst und Beredsamkeit, als in der Prosa. Das Neue verlangt nämlich eine hohe Stärke und Vielseitigkeit der erfindenden Einbildungskraft, so wie im Kreise der Wissenschaften (z. B. in der Erfindung neuer Systeme — Kant, Fichte, Schelling) eine sehr gereifte und frei über die Welt der Ideen gebietende Vernunft.

gegenwärtig drückt, das ſchwerſte; nicht jedes Laſter, wovon er etwa ſpricht, das ſchädliche und verderblichſte; nicht jede Tugend, wovon eben die Rede iſt, die ſchönſte und wichtigſte. Er verwechſelt das Gute nicht mit dem Beſſern und das Beſſere nicht mit dem Beſten; das Böſe nicht mit dem Schlimmern und das Schlimmere nicht mit dem Schlimmſten; nennt das Gute nur gut, das Böſe nur böſe, den Fehler nicht Verbrechen, und das Verbrechen nicht Fehler, die Schwachheit nicht Bosheit, und die Bosheit nicht Schwachheit, die Ueberlegung nicht Vorſatz, und den Vorſatz nicht Ueberlegung. Eben ſo wenig verwechſelt er Glück und Glückſeligkeit, Unglück und Unglückſeligkeit mit einander; preiſet nie den Reichen und Großen, blos weil er reich und groß iſt, glückſelig, und hält den Armen und Niedrigen nie blos deswegen, weil er arm und niedrig iſt, für unglückſelig. Alles und etwas; nichts und wenig; allezeit und oft; niemals und ſelten; ganz gewiß und vermuthlich; Abſicht und Ausgang; das ſind alles Wörter, vor deren Verwechſelung er ſich ſorgfältig hütet, die er nicht, wie die meiſten Menſchen, als ziemlich gleichviel bedeutend gebrauchet.

48.

9) Das Neue.

Das Neue in der ſtyliſtiſchen Darſtellung beruht entweder auf der Neuheit des Stoffes, oder auf der Neuheit der Form. Die Neuheit des Stoffes ſchließt die Neuheit der Form von ſelbſt in ſich ein, ſobald der Schriftſteller einen wirklich noch nie behandelten Gegenſtand vermittelſt einer Form verſinnlicht. Allein wenn der Stoff bereits von Andern dargeſtellt ward; ſo beſteht die Neuheit der Form in einer ſolchen Behandlung und

Versinnlichung des Stoffes, wie sie noch von Keinem vorher versucht ward. (So ist die Form, unter welcher Wilhelm Tell bei Schiller erscheint, anders, als bei Florian, Johannes Müller und andern, und, im Gegensatze gegen seine Vorgänger, eine neue Form. Dasselbe gilt von Schillers Jungfrau von Orleans, im Gegensatze von Voltaire's Pucelle, und den Geschichtsschreibern, welche die Ereignisse Frankreichs im Jahre 1429 schilderten.) Doch ist das Neue nicht schon an sich eine ästhetische Eigenschaft (wie Sulzer und Andere behaupteten); sonst müßten auch ekelhafte, blutige und Schaudererregende Stoffe ästhetisch seyn, sobald sie neu wären. Nur dasjenige Neue in der Form kann daher als untergeordnete Eigenschaft der Schönheit gelten, das in der Anschauung um seiner selbst willen gefällt, das die Einbildungskraft in ein freies Spiel versetzt, das Gefühlsvermögen bewegt oder sogar erschüttert, und das den Stoff unter einer idealischen Haltung erscheinen läßt. In der Erfindung einer neuen, dem Gesetze der Schönheit entsprechenden, Form zeigt sich aber das Genie, so wie in allen Künsten, so auch in der Sprachdarstellung, doch mehr noch in der Dichtkunst und Beredsamkeit, als in der Prosa. Das Neue verlangt nämlich eine hohe Stärke und Vielseitigkeit der erfindenden Einbildungskraft, so wie im Kreise der Wissenschaften (z. B. in der Erfindung neuer Systeme — Kant, Fichte, Schelling) eine sehr gereifte und frei über die Welt der Ideen gebietende Vernunft.

Beispiel von Jean Paul.

Die Juniusnacht.

Das Abendroth schimmert schon im Norden; — auch in meiner Seele ist die Sonne hinunter, und am Rande zucket rothes Licht, und mein Ich wird finster. Die Welt vor mir lieget in einem tiefen Schlafe und hört und redet nicht; es setzet sich in mir zusammen eine bleiche Welt aus Todtengebeinen; die alten Stunden stäuben sich ab; es brauset, wie wenn an den Grenzen der Erde eine Vernichtung anfinge und ich herüberhörte das Zerbrechen einer Sonne. Der Strom stockt, und alles ist still; ein schwarzer Regenbogen krümmt sich aus Gewittern zusammen über diese hülflose Erde. —

Siehe, es tritt eine Gestalt unter den schwarzen Bogen; es schreitet über die Juniusblumen ungehört ein unermeßliches Skelet und geht zu meinem Berge hinan; — es verschlingt Sonnen, erquetscht Erden, tritt einen Mond aus und ragt hoch hinein in das Nichts. — Das hohe weiße Gebein durchschneidet die Nacht, hält zwei Menschen an den Händen, blickt mich an und sagt: „ich bin der Tod; ich habe an jeder Hand einen Freund von dir; aber sie sind unkenntlich!“

Mein Mund lag auf die Erde gestürzt; mein Herz schwamm im Gifte des Todes — aber ich hörte ihn noch sterbend reden.

„Ich tödte dich jetzt auch; du hast meinen Namen oft genannt, und ich habe dich gehört. Ich habe schon eine Ewigkeit zerbröckelt und greife in alle Welten hinein und erdrücke; ich steige aus den Sonnen in euren dumpfen, finstern Winkel nieder, wo der Menschensalpeter anschießet und streiche ihn ab. — Lebst du noch Sterblicher?“

Da zerging mein verblutetes Herz in eine Thräne über die Qualen des Menschen. Ich richtete mich gebrochen auf, und schauete nicht auf dies Skelet und auf das, was es führte. — Ich blickte auf zu dem Sirius, und rief mit der letzten Angst: „Verhüllter Vater, lässest du mich vernichten? Sind diese auch vernichtet? Endigt das gequälte Leben in einer Zerschmetterung? Ach, konnten die Herzen, die zertrümmert werden, dich nur so kurz lieben?"

Sieh, da entfiel droben dem nachtblauen Himmel ein heller Tropfen, so groß wie eine Thräne, und sank wachsend neben einer Welt nach der andern vorbei. — Als er groß und mit tausend Farbenblitzen durch den schwarzen Bogen drang; so grünte und blühte dieser, wie ein Regenbogen, und unter ihm waren keine Gestalten mehr. Und als der Tropfen, großglimmend wie eine Sonne, auf einer Blume lag; so überfloß ein irrendes Feuer die grüne Fläche und erhellte einen schwarzen Flor, der ungesehen die Erde umfasset hatte. — Der Flor zog sich schwellend auf zu einem unendlichen Zelte, und riß von der Welt ab, und fiel zu einem Leichenschleier zusammen, und blieb in einem Grabe. — Da war die Erde ein tagender Himmel; aus den Sternen stäubte ein warmer Regen von leichten Pünctchen nieder; von Westen her wallten kleine Wolken herüber, perlenhell, grünlich spielend, roth glühend; und auf jeder Wolke schlief ein Jüngling, und sein Athemzephyr spielte mit dem rinnenden Dufte, wie mit weichen Blüthen, und wiegte seine Wolke. — Die Wogen eines lauen Abendwindes spülten an die Wolken an, und führten sie. — Und als eine Welle in meinen Athem floß; so wollte in ihr meine Seele, dahingegeben in ewige Ruhe, aus einander rinnen. — Weit gegen Westen entschüttete eine dunkle Kugel sich unter einem Gewitterguße und Sturm;

von Osten her war auf meinen Boden ein Zodiakallicht, wie ein Schatten, hingeworfen. — —

Ich wandte mich nach Osten, und ein ruhig großer, in Tugend seliger, wie ein Mond aufgehender, Engel lächelte mich an und fragte: „Kennst du mich? — Ich bin der Engel des Friedens und der Ruhe, und in deinem Sterben wirst du mich wiedersehen. Ich liebe und tröste euch Menschen, und bin bei euerm großen Kummer. Wenn er zu groß wird; wenn ihr euch auf dem harten Leben wund gelegen; so nehme ich die Seele mit ihren Wunden an mein Herz, und trage sie aus eurer Kugel, die dort im Westen kämpft, und lege sie schlummernd auf die weiche Wolke des Todes nieder!"

Ach, ich kenne einige schlafende Gestalten auf diesen Wolken! — „Alle diese Wolken ziehen mit ihren Schläfern nach Morgen, und sobald der große gute Gott aufgeht in der Gestalt der Sonne; so wachen sie alle auf, und leben und jauchzen ewig!"

O siehe, die Wolken gen Osten glühen höher und drängen sich in Ein Glutmeer zusammen. Die steigende Sonne nahet sich; alle Schlummernde lächeln lebendiger aus dem seligen Traume dem Wachen entgegen.

O ihr ewig geliebten kenntlichen Gestalten! Wenn ich in eure großen himmelstrunkenen Augen wieder werde schauen können — —

Ein Sonnenblitz schlug empor. — Gott ruhte flammend vor der zweiten Welt; alle geschlossene Augen fuhren auf. —

Ach! auch meine. Blos die Erdensonne ging auf; ich klebte noch auf der streitenden Abendkugel. Die kürzeste Nacht war über meinen Schlummer vorübergeeilt, als wäre sie die letzte des Lebens gewesen. — Aber heute richtet sich mein Geist auf mit seinen irdischen Kräften; ich erhebe meine Augen in die unendliche Welt

über diesem Leben; mein, an ein reines Vaterland geknüpftes, Erdenherz schlägt gegen deinen Sternenhimmel empor, Unendlicher, gegen das Sternenbild deiner grenzenlosen Gestalt, und ich werde groß und ewig durch deine Stimme in meinem Innersten: du wirst nie vergehen! —

49.

10) Anmuth, Lieblichkeit und Grazie.

Wenn gleich in der Sprache des gesellschaftlichen Lebens Reiz, Anmuth, Lieblichkeit, Grazie (Liebreiz) und Holdseligkeit nicht selten gleichbedeutend genommen werden; so muß doch jeder dieser Begriffe in ästhetischer Hinsicht ein Gepräge erhalten, das von der bestimmten Bezeichnung eines innern Zustandes im Bewußtseyn ausgeht, der von der unmittelbaren Anschauung eines Gegenstandes vermittelt worden ist. Reiz scheint der Gattungsbegriff zu seyn, so daß die Begriffe der Anmuth, Lieblichkeit, Grazie und Holdseligkeit blos Arten des Reizes bezeichnen. Nur das Schöne kann reizend seyn; das Schöne wird aber reizend, wenn es nicht blos vermittelst der Anschauung das Gefühl des Vergnügens, sondern zugleich einen Zustand des Bestrebungsvermögens, eine Sehnsucht und ein Verlangen nach dem dargestellten Gegenstande in uns anregt.

Unterscheiden wir zwischen jenen Begriffen genauer; so können Anmuth und Lieblichkeit nicht blos von menschlichen, sondern auch von leblosen und thierischen Wesen, Grazie und Holdseligkeit aber nur von Menschen und höhern Wesen gebraucht werden. Eine Frühlingslandschaft, eine mondbeleuchtete Gegend kann Anmuth und Lieblichkeit, nicht aber Grazie und Hold-

ſeligkeit haben; und eben ſo ruht auf Matthiſſons Landſchaftsgemälden der milde Schimmer der Anmuth und Lieblichkeit. Im Einzelnen trägt die Anmuth mehr noch, als die Lieblichkeit, das Gepräge der Lebhaftigkeit; die Lieblichkeit aber behauptet beinahe ausſchließend den Charakter des Sanften und Milden.

Dagegen iſt die Grazie (der Liebreiz) der in der äſthetiſchen Form idealiſirte Ausdruck der Liebe. Dieſer Ausdruck bezeichnet aber nicht die gemeine, ſinnliche Liebe, ſondern die rein menſchliche, mit der Sittlichkeit nahe verwandte, Liebe, wie ſie als die höchſte und ſtärkſte Bewegung des Gefühlsvermögens in der dargeſtellten Form idealiſirt erſcheint. Dieſer Ausdruck der Liebe erhebt daher den Gegenſtand im Kreiſe der Darſtellung zu einer idealiſchen Haltung, nach welcher der Zauber der Liebe — begründet in Unſchuld und Reinheit des Sinnes — den dargeſtellten Gegenſtand in allen ſeinen Ankündigungen bezeichnet, und dadurch die reine Sehnſucht nach dem Gegenſtande in dem Gemüthe des Anſchauenden aufregt. Der höchſte Grad der Grazie iſt das Bezaubernde, wo wir uns in der Anſchauung gleichſam ſelbſt verlieren. — Holdſeligkeit endlich iſt nur überirdiſchen, idealiſchen, weiblichen Geſtalten (der Madonna, oder vollendeten und verklärten Weſen) eigen. Sie iſt der Ausdruck vollendeter Reinheit der Seele, in welcher der geiſtigen Liebe keine Regung der Sinnlichkeit beigemiſcht iſt; ein Ausdruck erhabener, allumfaſſender Liebe und Sympathie gegen niedere Weſen, bei welchem man eben ſo zur vertraulichen Annäherung ſich geſtimmt, wie, durch unſern Abſtand von dem Gegenſtande, von einer wehmüthigen

Empfindung sich ergriffen fühlt. (Den Ausdruck der Grazie finden wir in der Darstellung der Käthchen in Göthe's Egmont, in der Zeichnung der Lotte in Werthers Leiden von Göthe, die Holdseligkeit aber in der Erscheinung der Maria in der Vision der Jungfrau von Orleans.)

Beispiele:

a) der Anmuth und Lieblichkeit, von v. Matthisson.

Beglänzt vom rothen Schein des Himmels bebt
Am zarten Halm der Thau;
Der Frühlings Landschaft zitternd Bildniß schwebt
Hell in des Stromes Blau.

Schön ist der Felsenquell, der Blüthenbaum,
Der Hain mit Gold bemalt;
Schön ist der Stern des Abends, der am Saum
Der Purpurwolke stralt.

Schön ist der Wiese Grün, des Thals Gesträuch,
Des Hügels Blumenkleid;
Der Erlenbach, der schilfumkränzte Teich,
Mit Blüthen überschneit.

O wie umschlingt und hält der Wesen Heer
Der ew'gen Liebe Band!
Den Lichtwurm und der Sonne Feuermeer
Schuf Eine Vaterhand.

Du winkst, Allmächtiger, wenn hier dem Baum
Ein Blüthenblatt entweht!
Du winkst, wenn dort, im ungemeßnen Raum
Ein Sonnenball vergeht!

b) der Grazie, von Kuhn in Dresden.

Aus der Ferne im Sommer.

Wo ist sie hin, von der ich ewig dichte,
Die mich in Schlummer wiegt;
Die mir im Morgenroth, im Sternenlichte,
Zum Gruß entgegenfliegt;
Die mich entflammt zum heiligsten Gebete;
Zu deren Bild ich nur gebessert trete;
Die segnend oft der Andacht schöner Flug
Mit süßem Stolz zum Gott der Liebe trug!

Einst war ich froh! Da sank in ihrem Kreise
Mein goldner Freudentag;
Da sog ich ein, was fühlend mir und leise
So Blick als Rede sprach.
Orion sah mir schöne Blumen pflücken,
Und sah die Hand ihr stumm und zitternd drücken,
Und segnete der Augen stillen Schwur,
Und — schimmert jetzt in meine Zähre nur!

Zwar schuf ich mir ein himmlisches Gebilde,
Das ihren Zügen gleicht,
Wo liebend sich um volle Seelenmilde
Ein Aetherkörper beugt;
Auch sinkt wohl oft noch eine halbe Thräne,
Als wenn es sich nach seinem Jüngling sehne,
Vom lieben Bilde zauberisch herab,
Die — ach, vielleicht nur meine Wehmuth gab. —

Im Haingebüsch verklangen schon die Töne
Der Frühlingssängerin;
Manch Veilchen sank; schon welkt die höh're Schöne
Der Rosenhecke hin.
Leer ist das Wort von langen Ewigkeiten!

Die Stunde trinkt von unsern Blüthenzeiten;
Bald trocknen, bald, die kleinen Wellen ein,
Wo Liebe war, ist bald ein Leichenstein.

50.

11) Das Naive.

Das Naive, als untergeordnete Eigenschaft der Schönheit der Form, bestehet in dem Ausdrucke einer Kindlichkeit, wo sie nicht mehr erwartet wird *), und kann deshalb, im strengen Sinne, der wirklichen Kindheit nicht beigelegt werden; auch beruht das Naive nie auf dem Stoffe, sondern jedesmal auf der Form, wie etwas gesagt oder gethan wird. Das Naive steht mit der absichtlichen Erkünstelung und mit den angenommenen steifen Formen des bürgerlichen Lebens im schneidendsten Kontraste, und gewinnt, durch die Einfachheit des in ihm vorherrschenden Tones der Natur, der Unschuld und des unverdorbenen Gefühls, den Sieg über sie. Deshalb äußert sich das Naive mit einer Unbefangenheit, als ob es nicht anders seyn könnte, zugleich aber auch ohne irgend einen Verstoß gegen Schicklichkeit und Sittlichkeit, über alle Gegenstände und

*) So nimmt es Schiller in s. Abhandlung: über naive und sentimentale Dichtung, in s. kl. pros. Schriften, Th. 2. S. 1 ff.; nur daß ich ihm nicht folgen kann, wenn er zwischen dem Naiven der Ueberraschung, und dem Naiven der Gesinnung so unterscheidet, daß das erste wider Wissen und Willen der Person, das letzte aber mit völligem Bewußtseyn derselben sich ankündige; weil ich überzeugt bin, daß der, welcher absichtlich, d. h. mit völligem Bewußtseyn davon, naiv seyn will, es nicht seyn werde, und sogar nicht seyn könne.

b) der Grazie, von Kuhn in Dresden.

Aus der Ferne im Sommer.

Wo ist sie hin, von der ich ewig dichte,
Die mich in Schlummer wiegt;
Die mir im Morgenroth, im Sternenlichte,
Zum Gruß entgegenfliegt;
Die mich entflammt zum heiligsten Gebete;
Zu deren Bild ich nur gebessert trete;
Die segnend oft der Andacht schöner Flug
Mit süßem Stolz zum Gott der Liebe trug!

Einst war ich froh! Da sank in ihrem Kreise
Mein goldner Freudentag;
Da sog ich ein, was fühlend mir und leise
So Blick als Rede sprach.
Orion sah mir schöne Blumen pflücken,
Und sah die Hand ihr stumm und zitternd drücken,
Und segnete der Augen stillen Schwur,
Und — schimmert jetzt in meine Zähre nur!

Zwar schuf ich mir ein himmlisches Gebilde,
Das ihren Zügen gleicht,
Wo liebend sich um volle Seelenmilde
Ein Aetherkörper beugt;
Auch sinkt wohl oft noch eine halbe Thräne,
Als wenn es sich nach seinem Jüngling sehne,
Vom lieben Bilde zauberisch herab,
Die — ach, vielleicht nur meine Wehmuth gab. —

Im Haingebüsch verklangen schon die Töne
Der Frühlingssängerin;
Manch Veilchen sank; schon welkt die höh're Schöne
Der Rosenhecke hin.
Leer ist das Wort von langen Ewigkeiten!

Die Stunde trinkt von unsern Blüthenzeiten;
Bald trocknen, bald, die kleinen Wellen ein,
Wo Liebe war, ist bald ein Leichenstein.

50.

11) Das Naive.

Das Naive, als untergeordnete Eigenschaft der Schönheit der Form, bestehet in dem Ausdrucke einer Kindlichkeit, wo sie nicht mehr erwartet wird *), und kann deshalb, im strengen Sinne, der wirklichen Kindheit nicht beigelegt werden; auch beruht das Naive nie auf dem Stoffe, sondern jedesmal auf der Form, wie etwas gesagt oder gethan wird. Das Naive steht mit der absichtlichen Erkünstelung und mit den angenommenen steifen Formen des bürgerlichen Lebens im schneidendsten Kontraste, und gewinnt, durch die Einfachheit des in ihm vorherrschenden Tones der Natur, der Unschuld und des unverdorbenen Gefühls, den Sieg über sie. Deshalb äußert sich das Naive mit einer Unbefangenheit, als ob es nicht anders seyn könnte, zugleich aber auch ohne irgend einen Verstoß gegen Schicklichkeit und Sittlichkeit, über alle Gegenstände und

*) So nimmt es Schiller in s. Abhandlung: über naive und sentimentale Dichtung, in s. kl. prosa. Schriften, Th. 2. S. 1 ff.; nur daß ich ihm nicht folgen kann, wenn er zwischen dem Naiven der Ueberraschung, und dem Naiven der Gesinnung so unterscheidet, daß das erste wider Wissen und Willen der Person, das letzte aber mit völligem Bewußtseyn derselben sich ankündige; weil ich überzeugt bin, daß der, welcher absichtlich, d. h. mit völligem Bewußtseyn davon, naiv seyn will, es nicht seyn werde, und sogar nicht seyn könne.

Verhältniſſe des Lebens; ſo namentlich in den Kreiſen, welche den Stoff der Idylle bilden. Das Naive kann theils beluſtigen, theils rühren. Es beluſtigt in der Anſchauung der Form, wenn es, ſich ſelbſt unbewußt, ſiegreich über die gewöhnlichen Formen, Schwächen und Thorheiten des Herkommens ſich erhebt (ſo z. B. die Gurli, in Kotzebue's Indianern in England); es rührt aber, (z. B. in Geßners Idyllen,) wenn es ſich in Hinſicht auf ſittliche Verhältniſſe, und im Ausdrucke rein menſchlicher Gefühle, z. B. der Freundſchaft, der Liebe, der treueſten Anhänglichkeit und Dahingebung, auf eine Weiſe äußert, die wir in der wirklichen Welt vergeblich ſuchen, und deren Ankündigung doch ſo erſcheint, als könnte es nach den Geſetzen der ſittlichen Welt nicht anders ſeyn.

Beiſpiele.

a) des Naiven, das beluſtigt, von einem Ungenannten.

Ein ſchönes Kind von achtzehn Jahren,
Und was nur ſchwer ſich denken läßt,
Im Lieben noch ganz unerfahren,
Dies Kind vollzog das Hochzeitfeſt.
Kaum war die erſte Nacht verſchwunden;
So lief die Mutter zu der Braut:
Nun Tochter, ſprach ſie ganz vertraut,
Wie haſt du dich denn dieſe Nacht befunden?
Wie ſchläft es ſich bei deinem Mann?
Die Braut erſchrack bei dieſen Fragen,
Fing, ohn' ein einz'ges Wort zu ſagen,
Laut, wie ein Kind, zu weinen an.
Die Mutter fiel ihr in die Armen,

Und weinte Konstantinchen sehr,
So weinte jene vor Erbarmen,
Daß diese weinte, noch weit mehr,
Und beide wußten sich vor Wehmuth kaum zu fassen.
Ach, hob die Mutter schluchzend an,
Der Unchrist! Der verwünschte Mann!
Gesteh's, was hat er dir gethan?
Ich will dich von ihm scheiden lassen.
Nein, schrie die Braut, nein, nun und nimmermehr. —
Gut, liebes Kind, was weinst du denn so sehr?
Ich hoff' es auch, dein Mann wirds redlich meinen,
Er hat mir heute schon die Hand vielmal geküßt!
Du wirst doch nicht deswegen weinen,
Daß du ein Weibchen worden bist?
Denn darum sind wir mit auf Erden!
Nein, rief die Braut, das liegt mir nicht im Sinn;
Ich wollt' es wohl noch zehnmal werden,
Ich weine blos, daß ichs nicht eher worden bin!

b) des Naiven, das rührt.

Adams Erwachen im Paradiese, vom Mahler Müller (in s. Werken, Heidelb. 1811. 8. Th. 1. S. 14.)

— Jetzt winkt Adam, der Vater der Menschen, Allen aufs Moos nieder; er aber bereitet sich auch, legt den schweren Baum vor sich hin, sitzt mitten unter sie. Herrlich saß Adam, der Urvater unter seinen Kindern; Gottes Meisterstück saß er, in übermächtiger Kraft Leibes und der Seele. Obgleich gefallen, ruhte doch immer Abglanz göttlicher Erhabenheit auf ihm, die ihn über alles Geschaffene emporhob. Freundlich glühten seine Wangen am silbergrauen Barte; patriarchalisch floß die satte Locke am mannhaften Halse herunter. Jetzt nahet

ihm Eva, die schöne gottgeschaffene Mutter. Männlich faßt er sie an in ungeschminkter, schuldloser Liebe, und nöthigt sie nieder auf sein vermögendes Knie. Sie sinkt, seiner stärkern Arme Beute, enthüllt ihren wonnevollen Busen dem unschuldigsten Raube. Der Vater der Menschen sah sie an, verwundert ob ihrer Schönheit, neu verliebt; freudig ward sein Herz jetzt, und Entzücken strömte aus seinen stralenden Augen. Innig umfangen hält er sie nahe seinem Herzen und spricht also:

Nein, das sagen kann ich dir nicht, geliebte Eva! Des ersten Erwachens Schauer bleibt unaussprechlich, und ewig geheim! Mehr als ein Mensch müßte ich seyn, könnte ich das jetzt aussprechen. Zwar haben heilige Engel in ihren Liedern oft mir der Schöpfung Geheimnisse verkündet, oft mir erzählet, wie Gott den Erdenklos zum Menschen beseelet, wie er da lag in des Schöpfers Händen, ungeschlacht, noch Staub, ein Nichts, jetzt angehaucht vom allmächtigen Athem ins Leben erwärmt, zum schönsten Wunder erwachet. Welche Fülle von Empfindungen umfaßt doch das einzige Wort: erwachen, ins Leben erwachen! Meine Kinder, wer will das aussprechen? Wie war dir, Liebe, als du zum erstenmale deine Augen über mir aufschlossest, den schönen Himmel, die schöne Erde zum erstenmale vor dir erblicktest? Dies fragte ich dich öfters, und allemal standst du schweigend, und deine holden Augen fanden immer eher Thränen, als deine Lippen Worte, es auszusprechen. Als ich zum erstenmale meine Augen aufschloß, über mich zum erstenmale Licht von oben herab kam, — o Gott: ich sah und sah nicht, und alles war doch so lieblich, — hörte und hörte nicht, alles doch so lieblich! Es war noch todtes Leben, war noch lebendiger Tod; meine Seele schlummerte noch, meine Sinne alle noch geschlossen. Bald aber erwachte ich weiter; meine Sinne

eröffneten sich mehr; klarer murmelten jetzt die Bäche vor mir; die Winde rauschten lieblicher neben mir, über mir, in den Büschen, in den Cedern, alles so wundersam, alles — ha, daß ichs einmal ganz aussagen könnte! Die Winde rauschten so lieblich! Bäche murmelten so klar! Die schönen lebendigen Bäume vor meinen Augen! Das Gebrüll der Thiere in meinen Ohren! alles, so fremd und doch mir einfühlend, ganz mir verwandt! Ich sah hin, Himmel, Erde, ein Blick; ich fühlte, freuete mich, mir wars, als fühlte ich des Schöpfers allbelebenden Athem über mir. Da eröffnete ich die erwachenden Augen; da sah ich, und meine Blicke faßten stärker. Das Morgenroth quoll auf am Himmel, quoll über mich nieder. Kühl thaute es über mich; ich zog, da ging lebendig der Athem in meinem Busen. Noch wehte es; ich reckte mein Ohr hin; da klang's, da tönt's, säußelt's, — da schlossen sich meine Sinne ganz auf; wie einem Kinde schlossen sie sich auf; neue Stärke drang durch alle meine Gebeine, neues Leben ergoß sich in alle meine Adern! Jetzt fühlte ich Kraft, meine Glieder zu bewegen; aber mich selbst hielt noch immer die kühle Erde in ihrem gewaltigen Schooße fest. Ich saß im Kampfe zwischen Ermannen und Niedersinken, und neue Kraft Gottes ging über mich aus, stärkte mich ins Leben.

Die ganze Schöpfung um mich her — Lebens Athem wehte überall; die ganze Natur neben mir, um mich, brach jetzt in einen frohen Laut aus. Lieblich sangen nun die Vögel über mir; fröhlich brüllten die Thiere darein; die Winde sausten erquickend hinüber; die Bäume rauschten freundlich herunter; die Ströme schossen mächtig daher. Heilige Stimme Gottes nun, Aufforderung, Einsetzung, Einsegnung des Menschen in die neue Schöpfung, Huldigung, frohes Staunen, Zuruf,

ihm Eva, die schöne gottgeschaffene Mutter. Männlich faßt er sie an in ungeschminkter, schuldloser Liebe, und nöthigt sie nieder auf sein vermögendes Knie. Sie sinkt, seiner stärkern Arme Beute, enthüllt ihren wonnevollen Busen dem unschuldigsten Raube. Der Vater der Menschen sah sie an, verwundert ob ihrer Schönheit, neu verliebt; freudig ward sein Herz jetzt, und Entzücken strömte aus seinen stralenden Augen. Innig umfangen hält er sie nahe seinem Herzen und spricht also:

Nein, das sagen kann ich dir nicht, geliebte Eva! Des ersten Erwachens Schauer bleibt unaussprechlich, und ewig geheim! Mehr als ein Mensch müßte ich seyn, könnte ich das jetzt aussprechen. Zwar haben heilige Engel in ihren Liedern oft mir der Schöpfung Geheimnisse verkündet, oft mir erzählet, wie Gott den Erdenklos zum Menschen beseelet, wie er da lag in des Schöpfers Händen, ungeschlacht, noch Staub, ein Nichts, jetzt angehaucht vom allmächtigen Athem ins Leben erwärmt, zum schönsten Wunder erwachet. Welche Fülle von Empfindungen umfaßt doch das einzige Wort: erwachen, ins Leben erwachen! Meine Kinder, wer will das aussprechen? Wie war dir, Liebe, als du zum erstenmale deine Augen über mir aufschlossest, den schönen Himmel, die schöne Erde zum erstenmale vor dir erblicktest? Dies fragte ich dich öfters, und allemal standst du schweigend, und deine holden Augen fanden immer eher Thränen, als deine Lippen Worte, es auszusprechen. Als ich zum erstenmale meine Augen aufschloß, über mich zum erstenmale Licht von oben herab kam, — o Gott: ich sah und sah nicht, und alles war doch so lieblich, — hörte und hörte nicht, alles doch so lieblich! Es war noch todtes Leben, war noch lebendiger Tod; meine Seele schlummerte noch, meine Sinne alle noch geschlossen. Bald aber erwachte ich weiter; meine Sinne

eröffneten sich mehr; klarer murmelten jetzt die Bäche vor mir; die Winde rauschten lieblicher neben mir, über mir, in den Büschen, in den Cedern, alles so wundersam, alles — ha, daß ichs einmal ganz aussagen könnte! Die Winde rauschten so lieblich! Bäche murmelten so klar! Die schönen lebendigen Bäume vor meinen Augen! Das Gebrüll der Thiere in meinen Ohren! alles, so fremd und doch mir einfühlend, ganz mir verwandt! Ich sah hin, Himmel, Erde, ein Blick; ich fühlte, freuete mich, mir wars, als fühlte ich des Schöpfers allbelebenden Athem über mir. Da eröffnete ich die erwachenden Augen; da sah ich, und meine Blicke faßten stärker. Das Morgenroth quoll auf am Himmel, quoll über mich nieder. Kühl thaute es über mich; ich zog, da ging lebendig der Athem in meinem Busen. Noch wehte es; ich reckte mein Ohr hin; da klang's, da tönt's, säußelt's, — da schlossen sich meine Sinne ganz auf; wie einem Kinde schlossen sie sich auf; neue Stärke drang durch alle meine Gebeine, neues Leben ergoß sich in alle meine Adern! Jetzt fühlte ich Kraft, meine Glieder zu bewegen; aber mich selbst hielt noch immer die kühle Erde in ihrem gewaltigen Schooße fest. Ich saß im Kampfe zwischen Ermannen und Niedersinken, und neue Kraft Gottes ging über mich aus, stärkte mich ins Leben.

Die ganze Schöpfung um mich her — Lebens Athem wehte überall; die ganze Natur neben mir, um mich, brach jetzt in einen frohen Laut aus. Lieblich sangen nun die Vögel über mir; fröhlich brüllten die Thiere darein; die Winde sauften erquickend hinüber; die Bäume rauschten freundlich herunter; die Ströme schossen mächtig daher. Heilige Stimme Gottes nun, Aufforderung, Einsetzung, Einsegnung des Menschen in die neue Schöpfung, Huldigung, frohes Staunen, Zuruf,

Gejauchz der Geſchaffenen dem erſten Menſchen ins neue Leben.

Nun war ich, fühlte mich ganz im Lichte geworden, ſah alles an, was vor mir geſchaffen war; aber auf meiner Seele lag noch ſchwere Dämmerung.

Gewaltigere Lebenskraft floß noch einmal durch alle meine Nerven, riß mich nun ganz der Erde los. Da ſtand ich auf; der Sturm wirbelte die Wipfel; das brauſete herunter, das kühlte meine Bruſt. Nun ſchaute ich um mich, ging, ſprang, ſtand wieder, betrachtete meine Glieder; die Haare wehten mir um die Stirn; ich griff darnach, hielt mich ſo ſelbſt gefangen; nun lachte ich, ich fühlte das Anſpannen meiner Wangen; ich ſchrie, der Athem ward mir im Buſen zu mächtig; ich ſchrie wieder, und verwunderte mich ob meiner Stimme. Jetzt fuhr Schauer durch alle meine Gebeine, riß ſchwere Nacht von meiner Seele; da erwachte auch mein Inneres, und gewaltig drängte ſich's in mir. Wer biſt du? wie biſt du? wer hat dich gemacht? hieher gebracht? wer das Klopfen in deine Bruſt gelegt? den Schrei in deinen Hals? in deine Ohren den Schall? Ich ſprang Hügel, Auen, Felſen an; überall mir entgegen ſtrömendes Wunder, neues auf mich einſtürzendes Entzücken, durch alle meine Sinne, alle meine Adern! Da ſtrömte Gefühl auf Gefühl, Schauer auf Schauer, Wonne auf Wonne in mein Herz. Ihr blühenden Wieſen, fallenden Bäche, ſteigenden Wälder! Alles! Licht auf Licht! Kraft auf Kraft, Schlag auf Schlag! Und nun, o Anblick über alle Maaße, Sinneverwirrung mir, Drang zu ſtummen, heißen Thränen, als ich zum erſtenmale über mir aufſteigen die Sonne ſah. Mächtiger Anblick, der jetzt noch alle meine Nerven erſchüttert! O glaubt mir, ihr Lieben, hätte damals meinen beſſern Leib, erſt aus Gottes Hand hervorgegangen, hätte ihn

nicht selige Reinheit emporgehalten; wäre er sündenschwach, gefallen, wie jetzt, gewesen; glaubt mir, er hätte die Stärke, den so gewaltigen Schlag dieses Wunderanblickes nicht ertragen. Da stand sie, theilte eben leuchtende Wolken aus einander, prangte himmelan im stolzen Gange; hingezückt, mir selbst verloren, sah ich nichts als sie, den neuen Engel über mir, den Gott, Weltbeleber, Weltentzücker. Ich flog mit Blicken zu ihm hin, umfaßte ihn, hielt ihn, erschrack, und konnte mich doch nicht loswinden von dem zu süßen, seligen Wunder. O unaussprechliches, großes, herrliches Gefühl, das damals mit seinen Stralen zuerst in mein Herz eindrang; Licht, das mich umschwebt, mich umfangen, meine Seele entzündet, meine Sinne erleuchtet zum hohen Bildnisse dessen, der die Erde, die Himmel gemacht, der den Klos zum Menschen beseelet! Du gabst mir erst Kraft und Vollendung, o Sonne! in deinen erquickenden Stralen reifte ich zum Menschen erst aus. Da riß schwerere Nacht von meiner Seele; da schaute ich, sah, hörte die Worte dessen, der laut durch mein Inneres rief: Mann von Erde, alles, was da ist, alles was du erblickest, ist mein Werk, ist alles geschaffen aus Liebe zu dir! Da sank ich nieder, von trunkner Andacht ergriffen, streckte stumm meine Hände aus; sprachlos lag die Stimme in meinem Busen. Halleluja dem, der's gemacht; Halleluja dem, der's gegeben! Ihm sey Ehre, Preis in Ewigkeit! — Heilige Geheimnisse lagen jetzt aufgedeckt in meinem Busen!

51.

12) Das Unerwartete und Wunderbare.

Das Unerwartete in der stylistischen Form kann theils dem Stoffe, theils der Form zukom-

men; das Wunderbare aber beruht zunächst auf dem dargestellten Stoffe, weil die Form an sich nichts Wunderbares enthalten kann.

Das Unerwartete im Stoffe besteht in einer solchen Ankündigung des Gegenstandes, die theils an sich, theils nach der davon abhängenden Veränderung in der ganzen Umgebung des Gegenstandes, in dem gewöhnlichen Zusammenhange der den Stoff vermittelnden Begriffe oder Thatsachen nicht erwartet werden konnte; das Unerwartete in der Form aber beruht auf einer solchen überraschenden oder ganz neuen Behandlung der einzelnen Theile, oder auch des Ganzen der stylistischen Darstellung, die von der Art und Weise, wie man die Durchführung der Form erwarten könnte, wesentlich abweicht.

Das Wunderbare hingegen, das blos im Stoffe liegen kann, kündigt sich entweder in dem Ungewöhnlichen und Seltenen desselben, oder in dem alle unsere Vorstellungen von dem Zusammenhange zwischen Ursache und Wirkung Uebersteigenden an, so daß der Zusammenhang des dargestellten Stoffes mit dem Kreise der Erfahrung nicht nachgewiesen werden kann. Zu dem Wunderbaren, inwiefern es zunächst auf dem Ungewöhnlichen und Seltenen beruht, gehören Begriffe, Vorgänge und Erscheinungen, die in dem gewöhnlichen Leben selten, oder gar nicht vorkommen, aber doch nach den Gesetzen des Causalzusammenhanges vorkommen können (z. B. die Schilderungen in vielen Romanen, Balladen u. s. w.); zu dem Wunderbaren aber, inwiefern der dargestellte Stoff die bekannten Gesetze des Causalzusammenhanges der sinnlichen und vernünftigen Ordnung der Dinge übersteigt, gehören

alle Begriffe und Ereigniſſe, die mit einer uns völlig unbekannten Geiſterwelt (der *tranſcendenten* — nicht der tranſcendentalen Ordnung der Dinge) in Verbindung ſtehen. (Zu dem letztern gehören alle ſogenannte Maſchinerieen in den Epopöen; die Entwickelung in *Bürgers* Lenore; der ſchwarze Ritter in *Schillers* Jungfrau ꝛc.) — Als eine Abart des Wunderbaren muß das *Abenteuerliche* betrachtet werden, inwiefern entweder der dargeſtellte Stoff an das Widerſinnige und Zweckwidrige zu gränzen ſcheint, doch aber noch auf der Linie der Schönheit ſich hält; oder die Form aller Einheit und der innern Gleichmäßigkeit der Theile zu ermangeln *ſcheint*, im Augenblicke der Vollendung aber doch dem Geſetze der Form angemeſſen wahrgenommen wird.

Beiſpiele:

a) des *Unerwarteten.*

α) Der *Renommiſt*, von *Menke.*

Bramarbas brauſt, ſein fürchterlicher Muth
Iſt aufgereizt vom Saft der Reben,
Und alles flieht vor ihm, bekümmert für ſein Leben,
Und ſcheut des Renommiſten unbeſchränkte Wuth.
Es kreiſt der Berg; welch Ungeheuer wird er zeugen?
Man bebt; es herrſcht ein allgemeines Schweigen;
Bramarbas brüllt und ſticht — ſich Löcher in den Hut.

β) *Auf Friedrich* 2, von *Käſtner.*

Dem Könige, dem großen Geiſt,
Den alle Welt aus Einem Munde preiſt,
Den alle Völker wohl zum König haben wollten,

Dem alle Könige nachahmen ſollten,
Der Held iſt, Philoſoph, und Dichter, und zugleich
Der beſte Menſch in ſeinem Reich,
Der alles Lob verdient, das man nur geben kann;
Auf den fing ich ein Loblied an:
Monarch! ſang ich — und weiter nicht;
Er lieſ't ja doch kein teutſch Gedicht!

γ) Die Eulen und der Adler, von Panſe.

„Auf, auf! ihr treuen Diener meiner Krone“ —
Rief einſt der Uhu durch ein alt Gemäuer —
„Empfangt das Reich der Nacht zum Lohne,
Und alles Leben, das ſich regt, ſey euer!
Des Sonnengottes Tag hab' ich gekürzt,
Und ſeiner Stralen elend Blendwerk iſt vernichtet,
Ja mein Gewölk hat ſeinen letzten Sohn geſtürzt,
Der äffend mir das Dunkel hat gelichtet!“
Wie nun das kreiſchende Geſchlecht der Eulen
Aus ſeines Hauſes morſchen Kammern ſteigt,
Und, eingeſchüchtert von dem wirren Heulen,
Die Nachtigall verſtummt, das Heimchen ſchweigt,
Der Leuchtwurm, der ſich harmlos unter Gräſern regt,
Die goldnen Flügel bang zuſammenſchlägt:
Da fliegt der Bote Jupiters vorüber,
Der ſtolze Aar, und wirft der Blitze Stral
Hell durch die Nacht, die immer trüber
Herabhängt in das öde Thal.

„Rebell, der mir das Reich entwendet,
Und meine ganze Dienerſchaft verblendet,
Hinweg mit dir!“
Kaum rufts der Uhu aus mit heiſ'rer Stimme;
So packt der Eulen Schaar in wildem Grimme
Das gottgeſandte Thier

Und schleppt es, voll des blutgen Rachgelüstes,
Hinein ins Herz des faulenden Gerüstes.
Man setzt sich zum Gericht.
Der Adler schweigt, der Uhu spricht:
„Zerreißt ihn!“ Man beginnt. Schon flieht das Leben
Verrinnend aus des Herzens Quell;
Er kann das Haupt, die Flügel nicht mehr heben,
Und stirbt; die Klaue sieht man zuckend beben.
Man zerrt sie auf — doch sieh, da wird es hell!
Aus dieser Klaue schlägt der Blitz.
Das morsche Haus ergreifen Flammen,
Und stürzen tödtend des Geschlechtes Sitz
Auf seine eigne Brut zusammen.

Die Fabel lehrt, daß auf der Erden
Die Wahrheit muß — zur Fabel werden.

b) Beispiel des Wunderbaren.

Der ewige Jude, von Schubart.

Aus einem finstern Geklüfte Karmels
Kroch Ahasver. Bald sind's zweitausend Jahre,
Seit Unruh ihn durch alle Länder peitschte.
Als Jesus einst die Last des Kreuzes trug,
Und rasten wollt' vor Ahasveros Thür;
Ach, da versagt' ihm Ahasver die Rast,
Und stieß den Mittler trotzig von der Thür;
Und Jesus schwankt', und sank mit seiner Last.
Doch er verstummt'. — Ein Todesengel trat
Vor Ahasveros hin, und sprach im Grimme:
„Die Ruh hast du dem Menschensohn versagt;
Auch dir sey sie, Unmenschlicher, versagt,
Bis daß er kommt!!“ — Ein schwarzer Höll'entflohner
Dämon geißelt nun dich, Ahasver,

Von Land zu Land. Des Sterbens ſüßer Troſt,
Der Grabesruhe Troſt iſt dir verſagt.
Aus einem finſteren Geklüfte Karmels
Trat Ahasver. Er ſchüttelte den Staub
Aus ſeinem Barte, nahm der aufgethürmten
Todtenſchädel einen, ſchleudert' ihn
Hinab vom Karmel, daß er hüpft' und ſcholl,
Und ſplitterte. „Der war mein Vater!" brüllte
Ahasveros. Noch ein Schädel! Ja, noch
Sieben Schädel polterten hinab von
Fels zu Fels! „Und die — und die," mit ſtierem
Vorgequollnem Auge raſ'ts der Jude:
„Und die — und die — ſind meine Weiber — ha!"
Noch immer rollten Schädel. „Die und die,"
Brüllt' Ahasver, „ſind meine Kinder; ha!
Sie konnten ſterben! — Aber ich, Verworfner,
Ich kann nicht ſterben. — Ach, das furchtbarſte Gericht
Hängt Schreckenbrüllend ewig über mir. —
Jeruſalem ſank. Ich knirſchte den Säugling;
Ich rann' in die Flamme. Ich fluchte dem Römer;
Doch ach! doch ach! Der raſtloſe Fluch
Hielt mich am Haar, und — ich ſtarb nicht.
Roma, die Rieſin, ſtürzte in Trümmer;
Ich ſtellte mich unter die ſtürzende Rieſin;
Doch ſie fiel — und zermalmte mich nicht.
Nationen entſtanden, und ſanken vor mir;
Ich aber blieb, und ſtarb nicht;
Von wolkengegürteten Klippen ſtürzt' ich
Hinunter ins Meer; doch ſtrudelnde Wellen
Wälzten mich ans Ufer, und des Seyns
Flammenpfeil durchſtach mich wieder!
Hinab ſank ich in Aetna's grauſen Schlund;
Da brüllt' ich mit den Rieſen zehn Monden lang
Mein Angſtgeheul, und geiſelte mit Seufzern

Die Schwefelmündung — ha, zehn Monden lang!
Doch Aetna gohr und ſpie in einem Lavaſtrom
Mich wieder aus. Ich zuckt' in Aſch', und lebte noch.
Es brannt' ein Wald. Ich Raſender lief
In den brennenden Wald. Vom Haare der Bäume
Troff Feuer auf mich —
Doch ſengte nur die Flamme mein Gebein,
Und — verzehrte mich nicht.
Da miſcht' ich mich unter die Schlächter der Menſchheit,
Und ſtürzte mich dicht in's Wetter der Schlacht.
Ich brüllte Hohn dem Gallier!
Hohn dem unbeſiegten Teutſchen;
Doch Pfeil und Wurfſpieß brachen an mir.
An meinem Schädel ſplitterte
Des Saracenen hochgeſchwungnes Schwert.
Kugelſaat regnete herab an mir,
Wie Erbſen auf eiſerne Panzer geſchleudert.
Die Blitze der Schlacht ſchlängelten ſich
Kraftlos um meine Lenden,
Wie um des Zackenfelſen Hüften,
Der in Wolken ſich birgt. —
Vergebens ſtampfte mich der Elephant;
Vergebens ſchlug mich der eiſerne Huf
Des zornfunkelnden Streitroſſes.
Mit mir berſtete die pulverſchwangre Mine,
Schleudert' mich hoch in die Luft!
Betäubt ſtürzt' ich herab und fand mich — geröſtet
Unter Blut und Hirn und Mark,
Und unter zerſtümmelten Aeſern
Meiner Streitgenoſſen wieder.
An mir ſprang der Stahlkolben des Rieſen.
Des Henkers Fauſt lahmte an mir;
Des Tigers Zahn ſtumpfte an mir;
Kein hungriger Löw' zerriß mich im Circus.

Ich lagerte mich zu giftigen Schlangen;
Ich zwickte des Drachen bluthrothen Kamm;
Doch die Schlange ſtach — und mordete nicht!
Mich quälte der Drache und mordete nicht!

Da ſprach ich Hohn den Tyrannen,
Sprach zu Nero: du biſt ein Bluthund!
Sprach zu Mulei Ismael: du biſt ein Bluthund!
Doch die Tyrannen erſannen
Grauſame Qualen, und würgten mich nicht!
Ha! nicht ſterben können! nicht ſterben können!
Nicht ruhen können nach des Leibes Mühen.
Den Staubleib tragen! Mit ſeiner Todtenfarbe,
Und ſeinem Siechthum! ſeinem Gräbergeruch!
Sehen müſſen durch Jahrtauſende
Das gähnende Ungeheuer Einerlei!
Und die geile, hungrige Zeit,
Immer Kinder gebährend, immer Kinder verſchlingend! —
Ha, nicht ſterben können! nicht ſterben können! —
Schrecklicher Zürner im Himmel,
Haſt du in deinem Rüſthauſe
Noch ein ſchrecklicheres Gericht?
Ha, ſo laß es niederdonnern auf mich! —
Mich wälz' ein Wetterſturm
Von Karmels Rücken hinunter,
Daß ich an ſeinem Fuße
Ausgeſtreckt lieg' —
Und keuch' — und zuck' und ſterbe!!"

Und Ahasveros ſank. Ihm klang's im Ohr;
Nacht deckte ſeine borſt'gen Augenwimper.
Ein Engel trug ihn wieder ins Geklüft.
„Da ſchlaf' nun, ſprach der Engel, Ahasver,
Schlaf ſüßen Schlaf! Gott zürnt nicht ewig!
Wann du erwachſt; ſo iſt Er da,

Deß Blut auf Golgatha du fließen sah'st;
Und der — auch dir verzeiht."

52.

13) Die edle Einfalt.

Die edle Einfalt beruht, als untergeordnete Eigenschaft der Schönheit, auf der höchst einfachen, kunst- und anspruchslosen Behandlung des Stoffes innerhalb der Form, die aber, eben wegen dieser Einfachheit und Anspruchslosigkeit in der ganzen Haltung, um ihrer selbst willen gefällt, und, zunächst wegen dieser Ankündigung, das Gefühlsvermögen rührt und ein freies Spiel der Einbildungskraft vermittelt. Eine stylistische Form, in welcher die edle Einfalt angetroffen wird, wirkt also vermittelst dieser Eigenschaft ästhetisch, ob ihr gleich der eigentliche ästhetische Schmuck abgeht. Deshalb wird auch diese Eigenschaft mehr in dem Volksliede, in der Idylle, Elegie und Romanze, als in der Ode, Hymne und Epopöe gefunden werden, weil in den letztern schon der dargestellte Stoff das Daseyn andrer ästhetischer Eigenschaften (z. B. der Kraft, des Kühnen, des Erhabenen u. s. w.) verlangt, welche entweder gar nicht, oder doch nur sehr selten mit der in der Form vorherrschenden edlen Einfalt zugleich vorhanden seyn können.

Beispiel, von Heydenreich.

Volkslied auf den Tod des Kaisers Leopold 2.

Sag' an, wem tönt so dumpf und bang
Der Todtenglocken Hall?

Wem wallt und wallt der Trauerklang
Von Thürmen überall?
Solch einem Manne tönte nie
Der Todtenglocken Harmonie!
Sag's an, und miſche ſchauerlich,
Mein Lied, in das Geläute dich.

Jüngſt herrſcht' im heilgen teutſchen Reich
Ein Kaiſer Leopold;
Fürſt oder Bettler war ihm gleich,
Dem Guten war er hold.
Für Bürgerfreud' und Bürgerſchmerz
War offen ſtets ſein Kaiſerherz;
Zu ſeinem Thron kam Jung und Alt
Im frohen Glauben hingewallt.

Er fand ſein Reich vom blutgen Krieg
Geſenkt in große Noth;
Sein Herz das kannte ſchönern Sieg,
Als den durch Blut und Tod.
„Nur Friede, ſprach er, iſt Gewinn;
Nimm, Selim, nimm dein Alles hin;
Das Land mit Blut gedüngt ſey dein,
Und meiner Bürger Herzen mein!"

Heim zog ſein Heer mit Siegesſchall
Zu ſüßer Heldenruh,
Da tönte Jubel überall
Und Dank dem Vater zu;
Da ſank, verjüngt von Himmelsluſt,
Die Mutter an des Sohnes Bruſt;
Der Braut die ganze Welt entſchwand
Beim erſten Druck der Bräut'gamshand.

Und da nun nirgends, nirgends mehr
Nicht Blut, nicht Thräne floß,

Sein Füllhorn, reich und segensschwer,
Der holde Fried' ergoß;
Da drückt' ihm erst die sanfte Ruh
Zu süßem Schlaf die Augen zu;
Da kehrt' in seinen Vaterblick
Der Freude holder Stral zurück.

„Nun athme Frieden, treues Land,
Und ernte Freuden ein;
Sey durch des Wohlthuns schönes Band
Für Ewigkeiten mein!
Gesegnet sey mir Herr und Knecht,
Geheiligt jedes Menschenrecht!"
So sprach sein Herz, und Jung und Alt
Empfand der Liebe Allgewalt.

„Schlag lange, edles Kaiserherz!"
War Aller ihr Gefühl,
Und Freud' erscholl bei Sang und Scherz
In lieblichem Gewühl.
Rasch fliegt der Jugend Reihentanz,
Froh giebt das Mädchen Ring und Kranz,
Und jauchzend sehn ihr Vaterland
Noch Greise an des Grabes Rand. —

Ha! sel'ges Land, was ist mit dir?
Naht dir ein wilder Feind? —
Schreck und Erblassen dort und hier,
Der graue Krieger weint; —
Weh über dich! Allüberall
Ertönt schon dumpfer Klagehall;
Wie eine Wolke donnerschwer,
Rauscht das Gerücht: Er ist nicht mehr!

Nicht mehr ist Vater Leopold
Der Völker Stolz und Glück!

Rollt, edle Bürgerthränen, rollt;
Kein Flehn bringt ihn zurück,
Ha! welche Nacht auf schönen Tag,
Aus Purpurwolken Donnerschlag!
Rollt, edle Bürgerthränen, rollt!
In tiefer Gruft schläft Leopold.

Schon jammert schaurig, dumpf und bang
Der Todtenglocken Hall;
Schon wallt und wallt der Trauerklang
Von Thürmen überall.
Stimm' ein und wimm're, teutscher Sang,
Wie zwischen Klippen Wogendrang!
Seufz' um die grause Fürstengruft
Wie Windgerächz' in Felsenkluft! —

Leb' wohl, du edles Kaiserherz,
Die Menschheit weint um dich,
Schlugst ja für Menschenfreud' und Schmerz
So menschlich-kaiserlich.
Leb wohl, und mit dir Gottes Ruh!
Wir rufen uns mit Thränen zu:
Ein Engel schwebt' aufs teutsche Land
Mit Segen nieder — und verschwand! —

Jahrhunderte, ihr kommt und flieht
In ewgem Wechseltanz,
Doch nimmer welkt und ewig blüht
Des besten Fürsten Kranz.
Schnell ist verweht der Helden Ruhm,
Trophäen sind kein Heiligthum;
Ein Fürstenherz voll Menschlichkeit
Sieht feiernd noch die Ewigkeit.

53.

14) Die Kraft.

Wenn die physische Kraft in einer mehr als gewöhnlichen Leistung durch körperliche Anstrengung, die sittliche Kraft in einer ungewöhnlichen Ankündigung und Leistung vermittelst des sittlichen Vermögens im Menschen besteht; so beruht die Kraft, in ästhetischer Hinsicht, theils auf der nachdrucksvollen, über das Gewöhnliche sich erhebenden, und das Gefühl unmittelbar ergreifenden Behandlung und Haltung einzelner Gegenstände einer stylistischen Form; theils auf der die ganze Form gleichmäßig umschließenden, und das Gewöhnliche weit übertreffenden Behandlung, Haltung und Durchführung derselben, so daß eben die Wahrnehmung dieses ungewöhnlichen Kraftaufwandes in der Anschauung der Form das Gefühlsvermögen bewegt und erschüttert, so wie die Einbildungskraft in ein lebendiges und hohes Spiel versetzt. Ob nun gleich die Kraft besonders in den Darstellungen der Dichtkunst getroffen wird; so kann sie doch mit völlig gleicher Stärke auch in den Formen der Sprache der Beredsamkeit, und nur innerhalb der Sprache der Prosa mit einem verminderten Grade der Stärke sich ankündigen.

Beispiele:

a) aus der Sprache der Dichtkunst:

Trinklied für Freie, von Joh. Heinr. Voß.

Mit Eichenlaub den Hut bekränzt!
Wohlauf und trinkt den Wein,
Der duftend uns entgegen glänzt!
Ihn sandte Vater Rhein!

Rollt, edle Bürgerthränen, rollt;
Kein Flehn bringt ihn zurück,
Ha! welche Nacht auf schönen Tag,
Aus Purpurwolken Donnerschlag!
Rollt, edle Bürgerthränen, rollt!
In tiefer Gruft schläft Leopold.

Schon jammert schaurig, dumpf und bang
Der Todtenglocken Hall;
Schon wallt und wallt der Trauerklang
Von Thürmen überall.
Stimm' ein und wimm're, teutscher Sang,
Wie zwischen Klippen Wogendrang!
Seufz' um die grause Fürstengruft
Wie Windgerächz' in Felsenkluft! —

Leb' wohl, du edles Kaiserherz,
Die Menschheit weint um dich,
Schlugst ja für Menschenfreud' und Schmerz
So menschlich-kaiserlich.
Leb wohl, und mit dir Gottes Ruh!
Wir rufen uns mit Thränen zu:
Ein Engel schwebt' aufs teutsche Land
Mit Segen nieder — und verschwand! —

Jahrhunderte, ihr kommt und flieht
In ewgem Wechseltanz,
Doch nimmer welkt und ewig blüht
Des besten Fürsten Kranz.
Schnell ist verweht der Helden Ruhm,
Trophäen sind kein Heiligthum;
Ein Fürstenherz voll Menschlichkeit
Sieht feiernd noch die Ewigkeit.

53.

14) Die Kraft.

Wenn die physische Kraft in einer mehr als gewöhnlichen Leistung durch körperliche Anstrengung, die sittliche Kraft in einer ungewöhnlichen Ankündigung und Leistung vermittelst des sittlichen Vermögens im Menschen besteht; so beruht die Kraft, in ästhetischer Hinsicht, theils auf der nachdrucksvollen, über das Gewöhnliche sich erhebenden, und das Gefühl unmittelbar ergreifenden Behandlung und Haltung einzelner Gegenstände einer stylistischen Form; theils auf der die ganze Form gleichmäßig umschließenden, und das Gewöhnliche weit übertreffenden Behandlung, Haltung und Durchführung derselben, so daß eben die Wahrnehmung dieses ungewöhnlichen Kraftaufwandes in der Anschauung der Form das Gefühlsvermögen bewegt und erschüttert, so wie die Einbildungskraft in ein lebendiges und hohes Spiel versetzt. Ob nun gleich die Kraft besonders in den Darstellungen der Dichtkunst getroffen wird; so kann sie doch mit völlig gleicher Stärke auch in den Formen der Sprache der Beredsamkeit, und nur innerhalb der Sprache der Prosa mit einem verminderten Grade der Stärke sich ankündigen.

Beispiele:

a) aus der Sprache der Dichtkunst:

Trinklied für Freie, von Joh. Heinr. Voß.

Mit Eichenlaub den Hut bekränzt!
Wohlauf und trinkt den Wein,
Der duftend uns entgegen glänzt!
Ihn sandte Vater Rhein!

Rollt, edle Bürgerthränen, rollt;
Kein Flehn bringt ihn zurück,
Ha! welche Nacht auf schönen Tag,
Aus Purpurwolken Donnerschlag!
Rollt, edle Bürgerthränen, rollt!
In tiefer Gruft schläft Leopold.

Schon jammert schaurig, dumpf und bang
Der Todtenglocken Hall;
Schon wallt und wallt der Trauerklang
Von Thürmen überall.
Stimm' ein und wimm're, teutscher Sang,
Wie zwischen Klippen Wogendrang!
Seufz' um die grause Fürstengruft
Wie Windgerächz' in Felsenkluft! —

Leb' wohl, du edles Kaiserherz,
Die Menschheit weint um dich,
Schlugst ja für Menschenfreud' und Schmerz
So menschlich-kaiserlich.
Leb wohl, und mit dir Gottes Ruh!
Wir rufen uns mit Thränen zu:
Ein Engel schwebt' aufs teutsche Land
Mit Segen nieder — und verschwand! —

Jahrhunderte, ihr kommt und flieht
In ewgem Wechseltanz,
Doch nimmer welkt und ewig blüht
Des besten Fürsten Kranz.
Schnell ist verweht der Helden Ruhm,
Trophäen sind kein Heiligthum;
Ein Fürstenherz voll Menschlichkeit
Sieht feiernd noch die Ewigkeit.

53.

14) Die Kraft.

Wenn die physische Kraft in einer mehr als gewöhnlichen Leistung durch körperliche Anstrengung, die sittliche Kraft in einer ungewöhnlichen Ankündigung und Leistung vermittelst des sittlichen Vermögens im Menschen besteht; so beruht die Kraft, in ästhetischer Hinsicht, theils auf der nachdrucksvollen, über das Gewöhnliche sich erhebenden, und das Gefühl unmittelbar ergreifenden Behandlung und Haltung einzelner Gegenstände einer stylistischen Form; theils auf der die ganze Form gleichmäßig umschließenden, und das Gewöhnliche weit übertreffenden Behandlung, Haltung und Durchführung derselben, so daß eben die Wahrnehmung dieses ungewöhnlichen Kraftaufwandes in der Anschauung der Form das Gefühlsvermögen bewegt und erschüttert, so wie die Einbildungskraft in ein lebendiges und hohes Spiel versetzt. Ob nun gleich die Kraft besonders in den Darstellungen der Dichtkunst getroffen wird; so kann sie doch mit völlig gleicher Stärke auch in den Formen der Sprache der Beredsamkeit, und nur innerhalb der Sprache der Prosa mit einem verminderten Grade der Stärke sich ankündigen.

Beispiele:

a) aus der Sprache der Dichtkunst:

Trinklied für Freie, von Joh. Heinr. Voß.

Mit Eichenlaub den Hut bekränzt!
Wohlauf und trinkt den Wein,
Der duftend uns entgegen glänzt!
Ihn sandte Vater Rhein!

Ist Einem noch die Knechtschaft werth,
Und zittert ihm die Hand,
Zu heben Kolbe, Lanz' und Schwert,
Wenns gilt fürs Vaterland:

Weg mit dem Schurken, weg von hier!
Er kriech' um Schranzenbrod;
Und sauf' um Fürsten sich zum Thier,
Und bub' und lästre Gott.

Und putze seinem Herrn die Schuh,
Und führe seinem Herrn
Sein Weib und seine Tochter zu,
Und trage Band und Stern!

Für uns, für uns ist diese Nacht!
Für uns der edle Trank!
Man keltert' ihn, als Frankreichs Macht
In Hochstädts Thälern sank.

Drum, Brüder, auf, den Hut bekränzt!
Und trinkt, und trinkt den Wein,
Der duftend uns entgegen glänzt!
Uns sandt' ihn Vater Rhein!

Uns, uns gehöret Herrmann an,
Und Tell, der Schweizerheld,
Und jeder freie teutsche Mann;
Wer hat den Sand gezählt?

Uns weckte jüngst der Bräutigam
Mit wildem Jammerlaut;
Des Fürsten frecher Kuppler nahm
Ihm seine junge Braut.

Uns winselte bei stiller Nacht
Der Wittwe Trauerton;
Der Raubsucht und des Haders Schlacht
Erschlug ihr Mann und Sohn.

Uns ächzte, nah dem Hungertod,
Der Waise bleicher Mund;
Man nahm ihr letztes hartes Brod
Und gabs des Fürsten Hund.

Zur Rach' erwacht, zur Rach' erwacht
Der freie teutsche Mann!
Trompet' und Trommel, ruft zur Schlacht!
Weht, Fahnen, weht voran!

Ob uns ein Meer entgegenrollt:
Hinein! sie sind entmannt
Die Knecht', und streiten nur um Sold,
Und nicht fürs Vaterland!

Hinein, das Meer ist uns ein Spott!
Und singt mit stolzem Klang:
Ein' feste Burg ist unser Gott!
Und Klopstocks Schlachtgesang!

Der Engel Gottes schwebt daher
Auf Wolken-Pulverdampf,
Schaut zornig in der Feinde Heer,
Und schreckt sie aus dem Kampf.

Sie fliehn! Der Fluch der Länder fährt
Mit Blitzen ihnen nach,
Und ihren Rücken kerpt das Schwert
Mit feiger Wunden Schmach.

Auf rothen Wogen wälzt der Rhein
Die Sklavenäser fort,
Und speit sie aus, und schluckt sie ein,
Und jauchzt am Ufer fort.

Der Rebenberg am Leichenthal
Tränkt seinen Most mit Blut.
Dann trinken wir beim Freudenmahl,
Triumph! Tyrannenblut!

b) aus der Sprache der Beredsamkeit;

von J. Gtli. Fichte, aus s. Bestimmung des Menschen (zusammengezogen).

Ich bin frei; denn nicht die mechanisch hervorgebrachte That, sondern die freie Bestimmung der Freiheit lediglich um des Gebotes, und schlechthin um keines andern Zweckes willen, — so sagt uns die Stimme des Gewissens, — diese allein macht unsern wahren Werth aus. Und hiermit geht die ewige Welt heller vor mir auf, und das Grundgesetz ihrer Ordnung steht klar vor dem Auge meines Geistes. Nicht erst, nachdem ich aus dem Zusammenhange der irdischen Welt gerissen seyn werde, werde ich den Eintritt in die überirdische erhalten. Ich bin und lebe schon jetzt in ihr weit wahrer, als in der irdischen; schon jetzt ist sie mein einziger fester Standpunct. Das, was sie Himmel nennen, liegt nicht jenseits des Grabes; er ist schon hier um unsere Natur verbreitet, und sein Licht geht in jedem reinen Herzen auf. Mein Wille ist mein, und er ist das einige, das ganz mein ist und vollkommen von mir selbst abhängt, und durch ihn bin ich schon jetzt ein Mitbürger des Reiches der Freiheit. Welche Bestimmung meines Willens — des einzigen, wodurch ich vom Staube herauf in dieses Reich eingreife, — in die Ordnung desselben passe, sagt mir in jedem Augenblicke mein Gewissen, das Band, an welchem jene Welt unabläßig mich hält, und mich mit sich verknüpft; und es hängt ganz von mir selbst ab, mir die gebotene Bestimmung zu geben.

Nur die Vernunft ist; die unendliche an sich, die endliche in ihr und durch sie. Nur in unsern Gemüthern erschafft oder ewige Wille eine Welt; wenigstens das, woraus wir sie entwickeln, und das, wodurch wir sie entwickeln: den Ruf zur Pflicht, und

übereinstimmende Gefühle und Denkgesetze. Es ist ein Licht, durch welches wir das Licht und alles, was in diesem Lichte uns erscheint, erblicken. In unsern Gemüthern bildet er fort diese Welt, und greift ein in dieselbe, indem er unsere Gemüther durch den Ruf der Pflicht ergreift. Nachdem er, seinem höhern Zwecke gemäß, uns sattsam für unsere nächste Bestimmung geprüft, und wir für dieselbe uns gebildet haben werden, wird er durch das, was wir Tod nennen, dieselbe für uns vernichten, und uns in eine neue, das Product unsers gleichmäßigen Handelns in dieser, einführen. Wir sind in seiner Hand, und bleiben in derselben. Wir sind ewig, weil er es ist.

Erhabner, lebendiger Wille, den kein Name nennt und kein Begriff umfaßt. Wohl darf ich mein Gemüth zu dir erheben; denn du und ich sind nicht getrennt. Deine Stimme ertönt in mir. Ja dir, dem Unbegreiflichen, werde ich mir selbst, und wird mir die Welt vollkommen begreiflich; alle Räthsel meines Daseyns werden gelöset, und die vollendetste Harmonie entsteht in meinem Geiste. — Ich verhülle vor dir mein Angesicht, und lege die Hand auf den Mund. Wie du für dich selbst bist und dir selbst erscheinst, kann ich nie einsehen, so gewiß ich nie du selbst werden kann. Nach tausendmal tausend durchlebten Geisterleben werde ich dich eben so wenig begreifen, als jetzt, in dieser Hütte von Erde. Was ich begreife, wird durch mein bloßes Begreifen zum Endlichen, und dieses läßt auch durch unendliche Steigerung und Erhöhung sich nie ins Unendliche verwandeln. Du bist vom Endlichen nicht dem Grade, sondern der Art nach verschieden. Ich will nicht versuchen, was mir durch das Wesen der Endlichkeit versagt ist; wie du an dir selbst bist, will ich nicht wissen. Aber deine Beziehungen und Verhältnisse zu

mir, dem Endlichen und zu allen Endlichen, liegen offen vor meinem Auge. Du wirkeſt in mir die Erkenntniß von meiner Pflicht, von meiner Beſtimmung in der Reihe der vernünftigen Weſen; wie, das weiß ich nicht, noch bedarf ich es zu wiſſen. Du weißt und erkennſt, was ich denke und will. Du willſt; denn du willſt, daß mein freier Gehorſam Folgen habe in alle Ewigkeit. Den Act deines Willens begreife ich nicht, und weiß nur ſo viel, daß er nicht ähnlich iſt dem meinigen. Du lebſt und biſt; denn du weißt, willſt und wirkeſt allgegenwärtig der endlichen Vernunft. Alles, was geſchieht, gehört in den Plan der ewigen Welt, und iſt gut in dir, ſo viel weiß ich. Was in dieſem Plane reiner Gewinn, oder was nur Mittel ſey, um ein vorhandenes Uebel hinweg zu ſchaffen, weiß ich nicht. In deiner Welt gedeiht Alles. Dieſes genügt mir, und in dieſem Glauben ſtehe ich feſt, wie ein Fels. Was aber in deiner Welt nur Keim, was Blüthe, was die Frucht ſelbſt iſt, weiß ich nicht. Das Einige, woran mir gelegen ſeyn kann, iſt der Fortgang der Vernunft und Sittlichkeit im Reiche der vernünftigen Weſen.

Das Univerſum iſt mir nun nicht mehr jener in ſich ſelbſt zurück laufende Cirkel, jenes unaufhörlich ſich wiederhohlende Spiel, jenes Ungeheuer, das ſich ſelbſt verſchlingt, um ſich wieder zu gebähren, wie es ſchon war; es iſt vor meinem Blicke vergeiſtigt, und trägt das eigene Gepräge des Geiſtes; ſtetes Fortſchreiten zum Vollkommenen in einer geraden Linie, die in die Unendlichkeit geht.

Die Sonne gehet auf und gehet unter, die Sterne verſinken und kommen wieder, und alle Sphären halten ihren Cirkeltanz; aber ſie kommen nie ſo wieder wie ſie verſchwanden, und in den leuchtenden Quellen des Lebens

iſt ſelbſt Leben und Fortbilden. Jede Stunde, von ihnen herbeigeführt, jeder Morgen und jeder Abend ſinkt mit neuem Gedeihen herab auf die Welt; neues Leben und neue Liebe entträufelt den Sphären, wie die Thautropfen den Wolken, und umfängt die Natur, wie die kühle Nacht die Erde. Aller Tod in der Natur iſt Geburt, und gerade im Sterben erſcheint ſichtbar die Erhöhung des Lebens. Es iſt kein tödtendes Princip in der Natur; denn die Natur iſt durchaus lauter Leben. Tod und Geburt iſt blos das Ringen des Lebens mit ſich ſelbſt, um ſich ſtets verklärter und ihm ſelbſt ähnlicher darzuſtellen. Und mein Tod könnte etwas anders ſeyn, der ich das urſprüngliche, allein wahre und weſentliche Leben in mir ſelbſt trage? Es iſt gar kein möglicher Gedanke, daß die Natur ein Leben vernichten ſollte, das aus ihr nicht ſtammt! — Jeder meines Gleichen, der aus der irdiſchen Verbindung heraustritt, zieht meinen Gedanken mit ſich hinüber; er iſt noch, und ihm gebühret eine Stätte. Indeß wir hienieden um ihn trauern, iſt drüben Freude, daß der Menſch zu ihrer Welt gebohren ward; ſo wie wir Erdenbürger die unſrigen mit Freude empfangen. Wenn ich einſt ihnen folgen werde, wird für mich nur Freude ſeyn; denn die Trauer bleibt in der Sphäre zurück, die ich verlaſſe. Es verſchwindet vor meinem Blicke, und verſinkt die Welt, die ich noch ſo eben bewunderte. In aller Fülle des Lebens, der Ordnung und des Gedeihens, welche ich in ihr ſchaue, iſt ſie doch nur der Vorhang, durch die eine unendlich vollkommnere mir verdeckt wird, und der Keim, aus dem dieſe ſich entwickeln ſoll. Mein Glaube tritt hinter dieſen Vorhang, und erwärmt und belebt dieſen Keim. Er ſieht nichts Beſtimmtes; aber er erwartet mehr, als er hienieden faſſen kann, und je in der Zeit wird faſſen können.

c) aus der Sprache der Proſa;

von Heinr. Gtli. Tzſchirner (in ſ. Schrift: das Reactionsſyſtem. Leipz. 1824. S. 118).

— Nur durch die Vernichtung aller Nationalfreiheit und durch eine beharrliche, tief eingreifende, alle freie Bewegung hemmende Geiſtesbeſchränkung kann das Reactionsſyſtem ſeinen Zweck erreichen. Völker aber, welche, aller ihrer Rechte beraubt, aufhören, als Völker ſich zu fühlen, ſtehen gebeugt und gleichſam mit geſenktem Haupte in dem Kreiſe der Völker. Nur wo ein reges geiſtiges Leben iſt, gedeihen Ackerbau, Handel und Induſtrie, und da, wo die Geiſter gebunden werden, kann es keine des Namens werthe Kunſt und Wiſſenſchaft geben. Erſtarrung, Verfall, Untergang alles deſſen, worein gebildete Völker ihre Ehre und ihren Ruhm ſetzen, iſt die Folge des Reactionsſyſtems, welches mit feſter Conſequenz und rückſichtsloſer Strenge ſeine Abſicht durchſetzet; wovon Spaniens und Böhmens Beiſpiel zeuget. Am Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts waren die Spanier nicht zurück hinter den übrigen europäiſchen Völkern, und die Böhmen ſtanden höher, als die meiſten ihrer Nachbarn, und hatten ſogar eine bedeutende Nationalliteratur und Poeſie. Was aber iſt ſeit Philipp 2 aus Spanien, und was iſt aus Böhmen geworden, ſeitdem unter Ferdinand 2 der tief gewurzelte Proteſtantismus ausgetilgt, und der Katholicismus in den alleinigen Beſitz wieder eingeſetzt ward? Die Merinos freilich gaben ihre Wolle vor wie nach, aber die Geiſter trugen keine Früchte mehr; die Faſanen blieben in Böhmen, aber mit den vertriebenen proteſtantiſchen Gelehrten wanderten die Wiſſenſchaften aus. Was iſt Spanien, wenn man es mit England, was Böhmen, wenn man es mit Sachſen und Preußen vergleichet?

54.

15) Das Kühne.

Das Kühne in der stylistischen Darstellung kann entweder zunächst dem Stoffe, oder zunächst der Form, oder beiden gemeinschaftlich zukommen. Das Kühne kündigt sich unter der gewagten Darstellung eines Gegenstandes an, der in der allgemeinen Meinung von der entgegengesetzten Seite gefaßt wird. Es ist daher jedesmal der Ausdruck eines starken Gemüths, das es wagt, gegen eine herkömmliche Ansicht und Meinung zu verstoßen, und die entgegengesetzte aufzustellen und durchzuführen. Als untergeordnete Eigenschaft des Schönen wirkt das Kühne, sobald es in der Anschauung um seiner selbst willen gefällt, sobald es das Gefühlsvermögen mächtig bewegt und erschüttert, und den geschilderten Gegenstand unter einem vollendeten Bilde vor die Einbildungskraft stellt. Ob nun gleich in den meisten Fällen die Eigenschaften der Kraft und des Neuen mit der ästhetischen Eigenschaft des Kühnen verbunden sind; so beruht doch die selbstständige Wirkung des Kühnen auf dem unverkennbaren und Gefühl und Einbildungskraft ansprechenden Ausdruck des Gewagten in der stylistischen Ankündigung. Uebrigens kann das Kühne gleichmäßig in der Sprache der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit getroffen werden; nur daß es gewöhnlich innerhalb der Sprache der Dichtkunst die Versinnlichung des Hauptgegenstandes unter der Einheit eines Bildes bewirkt, und in der Sprache der Beredsamkeit zunächst das Bestrebungsvermögen erschüttert.

c) aus der Sprache der Proſa;

von Heinr. Gtli. Tſchirner (in ſ. Schrift: das Reactionsſyſtem. Leipz. 1824. S. 118).

— Nur durch die Vernichtung aller Nationalfreiheit und durch eine beharrliche, tief eingreifende, alle freie Bewegung hemmende Geiſtesbeſchränkung kann das Reactionsſyſtem ſeinen Zweck erreichen. Völker aber, welche, aller ihrer Rechte beraubt, aufhören, als Völker ſich zu fühlen, ſtehen gebeugt und gleichſam mit geſenktem Haupte in dem Kreiſe der Völker. Nur wo ein reges geiſtiges Leben iſt, gedeihen Ackerbau, Handel und Induſtrie, und da, wo die Geiſter gebunden werden, kann es keine des Namens werthe Kunſt und Wiſſenſchaft geben. Erſtarrung, Verfall, Untergang alles deſſen, worein gebildete Völker ihre Ehre und ihren Ruhm ſetzen, iſt die Folge des Reactionsſyſtems, welches mit feſter Conſequenz und rückſichtsloſer Strenge ſeine Abſicht durchſetzet; wovon Spaniens und Böhmens Beiſpiel zeuget. Am Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts waren die Spanier nicht zurück hinter den übrigen europäiſchen Völkern, und die Böhmen ſtanden höher, als die meiſten ihrer Nachbarn, und hatten ſogar eine bedeutende Nationalliteratur und Poeſie. Was aber iſt ſeit Philipp 2 aus Spanien, und was iſt aus Böhmen geworden, ſeitdem unter Ferdinand 2 der tief gewurzelte Proteſtantismus ausgetilgt, und der Katholicismus in den alleinigen Beſitz wieder eingeſetzt ward? Die Merinos freilich gaben ihre Wolle vor wie nach, aber die Geiſter trugen keine Früchte mehr; die Faſanen blieben in Böhmen, aber mit den vertriebenen proteſtantiſchen Gelehrten wanderten die Wiſſenſchaften aus. Was iſt Spanien, wenn man es mit England, was Böhmen, wenn man es mit Sachſen und Preußen vergleichet?

54.

15) Das Kühne.

Das Kühne in der stylistischen Darstellung kann entweder zunächst dem Stoffe, oder zunächst der Form, oder beiden gemeinschaftlich zukommen. Das Kühne kündigt sich unter der gewagten Darstellung eines Gegenstandes an, der in der allgemeinen Meinung von der entgegengesetzten Seite gefaßt wird. Es ist daher jedesmal der Ausdruck eines starken Gemüths, das es wagt, gegen eine herkömmliche Ansicht und Meinung zu verstoßen, und die entgegengesetzte aufzustellen und durchzuführen. Als untergeordnete Eigenschaft des Schönen wirkt das Kühne, sobald es in der Anschauung um seiner selbst willen gefällt, sobald es das Gefühlsvermögen mächtig bewegt und erschüttert, und den geschilderten Gegenstand unter einem vollendeten Bilde vor die Einbildungskraft stellt. Ob nun gleich in den meisten Fällen die Eigenschaften der Kraft und des Neuen mit der ästhetischen Eigenschaft des Kühnen verbunden sind; so beruht doch die selbstständige Wirkung des Kühnen auf dem unverkennbaren und Gefühl und Einbildungskraft ansprechenden Ausdruck des Gewagten in der stylistischen Ankündigung. Uebrigens kann das Kühne gleichmäßig in der Sprache der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit getroffen werden; nur daß es gewöhnlich innerhalb der Sprache der Dichtkunst die Versinnlichung des Hauptgegenstandes unter der Einheit eines Bildes bewirkt, und in der Sprache der Beredsamkeit zunächst das Bestrebungsvermögen erschüttert.

Beispiel, aus Luthers Flugschrift vom Jahre 1520: an den christlichen Adel teutscher Nation (auszugsweise).

Die Romanisten haben drei Mauern mit großer Behendigkeit um sich gezogen, damit sie sich bisher beschützet, daß sie Niemand hat mögen reformiren, dadurch die ganze Christenheit greulich gefallen ist. — Zum ersten: wenn man hat auf sie gedrungen mit weltlicher Gewalt, haben sie gesetzt und gesagt: weltliche Gewalt habe nicht Recht über sie, sondern, geistlich sey über die weltliche. Zum andern: hat man sie mit der heiligen Schrift wolt strafen, setzen sie dagegen, es gebühre die Schrift Niemanden auszulegen, denn dem Papste. Zum dritten: dräuet man ihnen mit einem Concilio; so erdichten sie, es möge Niemand ein Concilium berufen, denn der Papst. Also haben sie drei Ruthen uns heimlich gestohlen, das sie mögen ungestraft seyn, und in sichere Befestigung dieser drei Mauern sich gesetzt, alle Büberei und Bosheit zu treiben. — Nun helfe uns Gott, und gebe uns der Posaunen eine, damit die Mauern Jericho's wurden umgeworfen, daß wir diese strohernen und papiernen Mauern auch umblasen, und die christlichen Ruthen, Sünden zu strafen, losmachen, des Teufels List und Trug an Tag bringen, auf daß wir durch Strafe uns bessern.

Wollen die erste Mauer am ersten angreifen.

Man hats erfunden, daß Papst, Bischoff, Priester, Klostervolk wird der geistliche Stand genennet. Fürsten, Herren, Handwerks- und Ackersleute der weltliche Stand. Welches gar ein fein Comment ist; doch soll Niemand darob schüchtern werden, und das aus dem Grunde: denn alle Christen sind wahrhaftig geistliches Standes, und ist unter ihnen kein Unterschied, denn

des Amts halben allein. Die Taufe, Evangelium und Glauben, die machen allein geistlich und Christenvolk. Daß aber der Papst oder Bischoff salbet, Platten macht, ordinirt, weihet, anders denn Laien kleidet, mag einen Gleißner und Oelgötzen machen, macht aber nimmermehr einen Christen, oder geistlichen Menschen. Denn wo nicht eine höhere Weihe in uns wäre, denn der Papst oder Bischoff giebt; so würde nimmermehr durch Papst- und Bischoff-Weihen ein Priester gemacht. Darum ist des Bischoffs Weihen nichts anders, denn als wenn er, anstatt und Person der ganzen Versammlung, einen aus dem Haufen nehme, die alle gleiche Gewalt haben, und ihm befohle, dieselbe Gewalt für die andern auszuüben. Und daß ichs noch klärer sage: wenn ein Häuflein frommer Christen Laien würden gefangen und in eine Wüstenei gesetzt, die nicht bei sich hätten einen geweiheten Priester von einem Bischoff, und würden allda der Sachen eins, erwählten einen unter ihnen, und beföhlen ihm das Amt zu taufen, Meß halten, absolviren und predigen; der wäre wahrhaftig ein Priester, als ob ihn alle Bischöffe und Päpste hätten geweihet. Daher kommts, daß in der Noth ein jeglicher taufen und absolviren kann; das nicht möglich wäre, wenn wir nicht alle Priester wären. Solche große Gnade und Gewalt der Taufe und des christlichen Standes haben sie uns durchs geistliche Recht fast niedergelegt und unbekannt gemacht. Auf diese Weise erwählten vor Zeiten die Christen aus dem Haufen ihre Bischöffe und Priester, die darnach von andern Bischöffen wurden bestätigt ohne alles Prangen, das jetzt regiert. Gleichwie nun die, so man jetzt geistlich heißt, oder Priester, Bischöffe oder Päpste sind von den andern Christen nicht weiter noch würdiger geschieden, denn daß sie das Wort Gottes und die Sacramente sollen handeln, das ist ihr

Werk und Amt; also hat die weltliche Obrigkeit das Schwert und die Ruthen in der Hand, die Bösen damit zu strafen, die Frommen zu schützen. Darum sage ich, dieweil weltliche Gewalt von Gott geordnet ist, die Bösen zu strafen und die Frommen zu schützen; so soll man ihr Amt lassen frei gehen, unverhindert durch den ganzen Körper der Christenheit, niemand angesehen, sie treffe Papst, Bischöffe, Pfaffen, Mönche, Nonnen, oder was es ist. Wer schuldig ist, der leide. Was geistlich Recht darwider gesagt hat, ist lauter erdichtete römische Vermessenheit. Also meine ich, diese erste Papiermauer liege darnieder. Es ist auch zu viel, daß man so hoch im geistlichen Recht hebt der Geistlichen Freiheit, Leib und Güter; gerade, als wären die Laien nicht auch so geistlich gute Christen als sie, oder als gehörten sie nicht zur Kirche. Warum ist dein Leib, Leben, Gut und Ehre so frei, und nicht das meine, so wir doch gleiche Christen sind, gleiche Taufe, Glauben, Geist und alle Dinge haben? Wird ein Priester erschlagen; so liegt ein Land im Interdict. Warum nicht auch, wenn ein Bauer erschlagen wird? Wo kommt her solch großer Unterschied unter den gleichen Christen? Alles aus menschlichen Gesetzen und Dichten.

Die andere Mauer ist noch loser und untüchtiger, daß sie allein wollen Meister der Schrift seyn, ob sie schon ihr Lebelang nichts drinnen lernen, gaukeln uns vor mit unverschämten Worten: der Papst möge nicht irren im Glauben, er sey böse oder fromm. Daher kommt es, daß so viele ketzerische und unchristliche Gesetze stehen im geistlichen Rechte, davon jetzt nicht noth zu reden. Denn dieweil sie achten, der heilige Geist lasse sie nicht, sie seyen so ungelehrt und böse, wie sie können, werden sie kühn, zu setzen, was sie nur wollen. Und wo das wäre; wozu wäre die hei-

lige Schrift noth oder nütze? Lasset sie uns verbrennen, und begnügen an den ungelehrten Herren zu Rom, die der heilige Geist inne hat, der doch nicht denn fromme Herzen mag inne haben. Wenn ichs nicht gelesen hätte, wäre mir es unglaublich gewesen, daß der Teufel sollte zu Rom solche ungeschickte Dinge vorwenden, und Anhang gewinnen. Hat nicht der Papst vielmehr geirret? Wer wollte der Christenheit helfen, so der Papst irrt, wo nicht einem andern mehr denn ihm geglaubt würde, der die Schrift für sich hätte! Darum ists ein Frevel, erdichtete Fabel, und mögen auch keinen Buchstaben aufbringen, damit sie bewähren, daß des Papstes allein sey, die Schrift auszulegen, oder ihre Auslegung zu bestätigen. Und ob sie vorgeben, es wäre S. Peter die Gewalt gegeben, da ihm die Schlüssel sind geben, ists offenbar genug, daß die Schlüssel nicht allein S. Petro, sondern der ganzen Gemeinde gegeben sind. Dazu die Schlüssel nicht auf die Lehre oder Regiment, sondern allein auf die Sünde zu binden oder zu lösen geordnet sind. — Aus diesem allem, und vielen andern Sprüchen (der Schrift) sollen wir muthig und frei werden, und den Geist der Freiheit, wie ihn Paulus nennt, nicht lassen, mit erdichteten Worten der Päpste abschrecken, sondern frisch hindurch alles, was sie thun oder lassen, nach unserm gläubigen Verstande der Schrift richten, und sie zwingen, zu folgen dem Bessern, und nicht ihrem eignen Verstande.

Die dritte Mauer fällt von ihr selbst, wo diese ersten zwei fallen. Sie haben auch keinen Grund der Schrift, daß allein dem Papste gebühre, ein Concilium zu berufen oder bestätigen, denn allein ihre eignen Gesetze, die nicht weiter gelten, denn sofern sie nicht schädlich sind der Christenheit und Gottes Gesetzen. Es ist keine Gewalt in der Kirche, denn nur zur Besserung.

Darum wo ſich der Papſt wollte der Gewalt brauchen, zu wehren, ein frei Concilium zu machen, damit verhindert würde die Beſſerung der Kirche; ſo ſollen wir ihn und ſeine Gewalt nicht anſehen. Und wo er bannen und donnern würde, ſollte man das verachten als eines tollen Menſchen Vornehmen, und ihn in Gottes Zuverſicht wiederum bannen und treiben, wie man mag. Denn ſolch ſeine vermeſſene Gewalt iſt nichts, er hat ſie auch nicht.

Darum laſſet uns das feſt halten: chriſtliche Gewalt vermag nichts wider Chriſtum, wie S. Paulus ſaget. Thut ſie aber etwas wider Chriſtum; ſo iſt ſie des Antichriſts und Teufels Gewalt. Und ſollte ſie Wunder und Plagen regnen und ſchloßen; Wunder und Plagen bewähren nichts, ſonderlich in dieſer letzten ärgſten Zeit. Darum müſſen wir uns an die Worte Gottes halten mit feſtem Glauben; ſo wird der Teufel ſeine Wunder wohl laſſen.

55.

16) Das Edle, Würdevolle und Majeſtätiſche.

So wie das Vernünftige als Gegenſatz des Sinnlichen ſich ankündigt; ſo das Edle im Gegenſatze des Gemeinen. Gemein nennen wir, wo ſich keine Spur vernünftiger Thätigkeit findet, und alles als bloße Wirkung der Sinnlichkeit erſcheint; edel, wo wir den Ausdruck der Vernunft antreffen, ein Wirken nach Ideen überhaupt, und insbeſondere das Beherrſchen der Sinnlichkeit durch die Vernunft. Das Edle iſt alſo, im Gegenſatze des Gemeinen, allezeit das Höhere und Vortrefflichere; die Erſcheinung des Vernünftigen im Gegenſatze des

Sinnlichen. Die Ankündigung des Sittlich-Edlen heißt aber Würde, weil die Würde auf der Angemessenheit menschlicher Handlungen zu den Gesetzen der sittlichen Vernunft beruht, die jede Ankündigung eines freien Wesens dem Sittengesetze, als dem höchsten Maasstabe für jede freie Handlung, unterordnet. Im Ausdrucke des Edlen erscheint daher alles, selbst die stärkste Leidenschaft, der Vernunft untergeordnet; in der Darstellung der Würde zunächst der sittlichen Vernunft. Die Versinnlichung der Affecten und Leidenschaften darf also nicht in den Formen des Edlen und Würdevollen wegfallen; nur daß Affecte und Leidenschaften, bei aller Stärke ihrer Ankündigung, nicht zum Uebergewichte über die Vernunft gelangen dürfen, sobald nicht auch das Edle und Würdevolle innerhalb der Form verschwinden soll. — Liegt das Edle und Würdevolle im Stoffe, in den Gegenständen der Darstellung; so kann nur der Mensch, nach der Entwickelung und Reife seiner geistigen Vermögen, besonders seiner sittlichen Vernunft, der Gegenstand desselben seyn. Wird aber das Edle und Würdevolle von der Form, von der Art und Weise der Darstellung, Anordnung und Bezeichnung des Stoffes, ausgesagt; so herrscht zunächst die Vernunftmäßigkeit und sittliche Reinheit des darstellenden Schriftstellers vor. (So liegt bei Schillers Thekla, und Marquis von Posa, bei Göthe's Egmont u. a. das Edle und Würdevolle zunächst im Stoffe, bei Gellerts und Cramers religiösen Liedern zunächst in der Form, bei Klopstocks Messias in Stoff und Form zugleich.) — Obgleich das Edle an sich zunächst das Gleichgewicht der menschlichen Triebe und den Frieden eines Gemüths vergegenwärtigt,

welcher durch die Herrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit bewirkt ward, wodurch es sich der ästhetischen Eigenschaft der edlen Einfalt (§. 52.) nähert; so steht es doch auch mit dem Erhabenen in einem gewissen Zusammenhange, inwiefern das Edle, wie das Erhabene, ein gemischtes Gefühl von Wonne und Wehmuth anregt (wie namentlich in der Elegie, in der Idylle, im Trauerspiele u. s. w.). Erscheint gleich das Edle und Würdevolle in der Malerei und Plastik unter einer in sich vollendeten Form als völlig abgeschlossenes Bild, während dieses Bild vermittelst der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit nur nach und nach vollendet wird; so behauptet doch wieder die Sprache den großen Vorzug vor der Malerei und Plastik, daß sie den Adel und die Würde der geistigen innern Zustände durch Worte nach außen weit schärfer im Einzelnen, und weit stärker im Ganzen versinnlichen und zur Vollendung durchführen kann, als dies den übrigen Künsten möglich ist. — Der höchste Grad der Würde in der Darstellung ist das Majestätische, wo die Würde nicht erst durch den Sieg der Vernunft und der Sittlichkeit über das Sinnliche errungen und behauptet wird, sondern auf dem Heiligen beruht, das nur einem überirdischen, göttlichen, oder gottverwandten Wesen (einem Geiste höherer Welten) beigelegt werden kann. (So kommt dem leidenden Messias, nachdem er die, gegen die bevorstehenden Leiden anstrebende, Sinnlichkeit besiegt und den Entschluß der Erlösung gefaßt hat, Würde, dem zum Himmel aufsteigenden Messias aber Majestät zu.)

Beispiele:

a) des Edlen.

Elegie von Ernst Schulze (in s. vermischten Gedichten. Leipz. 1820. S. 16).

Hast du noch nimmer geliebt; so geh und liebe noch heute;
Unempfunden entflieht sonst dir das reizendste Glück!
Ach, sie hat mich geküßt! In rosenfarbenem Glanze,
Rasch von den Horen beschwingt, schwimmt mir heute die Welt.
Knieend lag ich vor ihr und zitterte leise vor Sehnsucht,
Weniges flehte der Mund, vieles der schmachtende Blick.
Zagen beklemmte mein Herz, und die Hoffnung kämpfte gewaltsam
Gegen die Furcht, und es hob rasch sich die klopfende Brust.
Aber dem Auge der Holden entfunkelte süße Gewährung;
Siehe, das reizende Weib beugte sich schüchtern herab,
Schlang um den Glücklichen leise den kettenden Arm, und mit Lächeln
Hob sie, wie folgt' ich so gern, sanft an die Brust mich empor.
Nimm, du hast es verdient, so sprach sie mit süßem Gelispel,
Und ihr rosiger Mund nahte dem meinigen sich.
Glühend weht' um die Lippen der Hauch, und ein brennender Kuß sank
Langsam, gleich des Accords Schwinden, ins Herz mir hinab.
Ach, wie bebt' ich vor Lust und schauderte, wähnte zu sterben,

welcher durch die Herrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit bewirkt ward, wodurch es sich der ästhetischen Eigenschaft der edlen Einfalt (§. 52.) nähert; so steht es doch auch mit dem Erhabenen in einem gewissen Zusammenhange, inwiefern das Edle, wie das Erhabene, ein gemischtes Gefühl von Wonne und Wehmuth anregt (wie namentlich in der Elegie, in der Idylle, im Trauerspiele u. s. w.). Erscheint gleich das Edle und Würdevolle in der Malerei und Plastik unter einer in sich vollendeten Form als völlig abgeschlossenes Bild, während dieses Bild vermittelst der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit nur nach und nach vollendet wird; so behauptet doch wieder die Sprache den großen Vorzug vor der Malerei und Plastik, daß sie den Adel und die Würde der geistigen innern Zustände durch Worte nach außen weit schärfer im Einzelnen, und weit stärker im Ganzen versinnlichen und zur Vollendung durchführen kann, als dies den übrigen Künsten möglich ist. — Der höchste Grad der Würde in der Darstellung ist das Majestätische, wo die Würde nicht erst durch den Sieg der Vernunft und der Sittlichkeit über das Sinnliche errungen und behauptet wird, sondern auf dem Heiligen beruht, das nur einem überirdischen, göttlichen, oder gottverwandten Wesen (einem Geiste höherer Welten) beigelegt werden kann. (So kommt dem leidenden Messias, nachdem er die, gegen die bevorstehenden Leiden anstrebende, Sinnlichkeit besiegt und den Entschluß der Erlösung gefaßt hat, Würde, dem zum Himmel aufsteigenden Messias aber Majestät zu.)

Beispiele:

a) des Edlen.

Elegie von Ernst Schulze (in s. vermischten Gedichten. Leipz. 1820. S. 16).

Hast du noch nimmer geliebt; so geh und liebe noch heute;
Unempfunden entflieht sonst dir das reizendste Glück!
Ach, sie hat mich geküßt! In rosenfarbenem Glanze,
Rasch von den Horen beschwingt, schwimmt mir heute die Welt.
Knieend lag ich vor ihr und zitterte leise vor Sehnsucht,
Weniges flehte der Mund, vieles der schmachtende Blick.
Zagen beklemmte mein Herz, und die Hoffnung kämpfte gewaltsam
Gegen die Furcht, und es hob rasch sich die klopfende Brust.
Aber dem Auge der Holden entfunkelte süße Gewährung;
Siehe, das reizende Weib beugte sich schüchtern herab,
Schlang um den Glücklichen leise den kettenden Arm, und mit Lächeln
Hob sie, wie folgt' ich so gern, sanft an die Brust mich empor.
Nimm, du hast es verdient, so sprach sie mit süßem Gelispel,
Und ihr rosiger Mund nahte dem meinigen sich.
Glühend weht' um die Lippen der Hauch, und ein brennender Kuß sank
Langsam, gleich des Accords Schwinden, ins Herz mir hinab.
Ach, wie bebt' ich vor Lust und schauderte, wähnte zu sterben,

welcher durch die Herrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit bewirkt ward, wodurch es sich der ästhetischen Eigenschaft der edlen Einfalt (§. 52.) nähert; so steht es doch auch mit dem Erhabenen in einem gewissen Zusammenhange, inwiefern das Edle, wie das Erhabene, ein gemischtes Gefühl von Wonne und Wehmuth anregt (wie namentlich in der Elegie, in der Idylle, im Trauerspiele u. s. w.). Erscheint gleich das Edle und Würdevolle in der Malerei und Plastik unter einer in sich vollendeten Form als völlig abgeschlossenes Bild, während dieses Bild vermittelst der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit nur nach und nach vollendet wird; so behauptet doch wieder die Sprache den großen Vorzug vor der Malerei und Plastik, daß sie den Adel und die Würde der geistigen innern Zustände durch Worte nach außen weit schärfer im Einzelnen, und weit stärker im Ganzen versinnlichen und zur Vollendung durchführen kann, als dies den übrigen Künsten möglich ist. — Der höchste Grad der Würde in der Darstellung ist das Majestätische, wo die Würde nicht erst durch den Sieg der Vernunft und der Sittlichkeit über das Sinnliche errungen und behauptet wird, sondern auf dem Heiligen beruht, das nur einem überirdischen, göttlichen, oder gottverwandten Wesen (einem Geiste höherer Welten) beigelegt werden kann. (So kommt dem leidenden Messias, nachdem er die, gegen die bevorstehenden Leiden anstrebende, Sinnlichkeit besiegt und den Entschluß der Erlösung gefaßt hat, Würde, dem zum Himmel aufsteigenden Messias aber Majestät zu.)

Beiſpiele:

a) des Edlen.

Elegie von Ernſt Schulze (in ſ. vermiſchten Gedichten. Leipz. 1820. S. 16).

Haſt du noch nimmer geliebt; ſo geh und liebe noch heute;
Unempfunden entflieht ſonſt dir das reizendſte Glück!
Ach, ſie hat mich geküßt! In roſenfarbenem Glanze,
Raſch von den Horen beſchwingt, ſchwimmt mir heute die Welt.
Knieend lag ich vor ihr und zitterte leiſe vor Sehnſucht,
Weniges flehte der Mund, vieles der ſchmachtende Blick.
Zagen beklemmte mein Herz, und die Hoffnung kämpfte gewaltſam
Gegen die Furcht, und es hob raſch ſich die klopfende Bruſt.
Aber dem Auge der Holden entfunkelte ſüße Gewährung;
Siehe, das reizende Weib beugte ſich ſchüchtern herab,
Schlang um den Glücklichen leiſe den kettenden Arm, und mit Lächeln
Hob ſie, wie folgt' ich ſo gern, ſanft an die Brnſt mich empor.
Nimm, du haſt es verdient, ſo ſprach ſie mit ſüßem Geliſpel,
Und ihr roſiger Mund nahte dem meinigen ſich.
Glühend weht' um die Lippen der Hauch, und ein brennender Kuß ſank
Langſam, gleich des Accords Schwinden, ins Herz mir hinab.
Ach, wie bebt' ich vor Luſt und ſchauderte, wähnte zu ſterben,

Und doch hatt' ich noch nie reiner und schöner gelebt.
Seliger Rausch! O möcht' ich doch einst so scheiden, in solchem
Taumel; ich kaufte den Tod gern für die Schätze der Welt!
Lang noch wünscht' ich zu leben mir dann, daß lange die Hoffnung
Mit dem beglückenden Ziel winkte dem sehnenden Geist;
Und dann sänk' ich dahin, von deinen Armen umschlungen,
Und im glühenden Kuß schwebte die Seele dahin.
Kein Elysium fordert' ich dann, und bange vermied' ich
Lethe's dunkele Fluth, gleich dem betäubenden Gift.
Sinnend lehnt' ich mich hin auf rosige Wolken und dächte
Ewigkeiten hindurch an das genossene Glück,
Fühlte den seligen Kuß noch Ewigkeiten, und tauschte
Für des Olympiers Thron selbst die Erinnerung nicht.
Hast du noch nimmer geliebt; so geh und liebe noch heute;
Unempfunden entflieht sonst dir das reizendste Glück.

b) des Würdevollen.

Größe im Unglück, von Mahlmann.

Was ists, das unsterbliche Geister entzückt,
Wann sie niederblicken zur Welt?
Ein Herz, welches Unglück nicht niederdrückt,
Ein Muth, der im Kampfe sich hält!
Ein feuriges Auge, das fest und kühn
Zum Himmel empor sich rafft!
Hoch oben, wo die ewigen Sterne ziehn,
Da wohnt die ewige Kraft!

Die Thräne, welche zur Erde sinkt,
Der Erde gehöret sie an;

Zum heiligen Aether der Heimath schwingt
Der göttliche Geist sich hinan!
Die Ruhe, sie wohnt in der Götter Kreis,
Unerschütterlich steht dort ihr Thron —
Und wer nicht muthig zu sterben weiß,
Ist nicht der Unsterblichen Sohn!

Im Thale schleichen die Wolken hin,
Vom Berge die Sonne nicht weicht;
Empor, empor, du gedrückter Sinn,
Wohin kein Nebel mehr reicht!
Den Lorbeer wirst du am Ziele schaun,
Umstralt vom ewigen Glanz;
Breit' aus den Fittig im kühnen Vertraun
Zum ewig blühenden Kranz!

Es kämpften die Großen der alten Zeit,
Die edlen Herzen, wie du;
Sie gingen, die Helden durch Kampf und Streit
Dem Land der Vergeltungen zu;
Aus ihren versunkenen Gräbern spricht
Eine Stimme, die ewig ertönt;
Sie tranken den Kelch, und zitterten nicht,
Und wurden mit Ruhme gekrönt.

Das ists, was unsterbliche Geister entzückt,
Wann sie niederblicken zur Welt:
Ein Herz, welches Unglück nicht niederdrückt!
Ein Muth, der im Kampfe sich hält!
Ein gläubiges Auge, das fest und kühn
Zum Himmel empor sich rafft!
Hoch oben, wo die ewigen Sterne ziehn,
Da wohnt die ewige Kraft!

Und doch hatt' ich noch nie reiner und schöner gelebt.
Seliger Rausch! O möcht' ich doch einst so scheiden, in solchem
Taumel; ich kaufte den Tod gern für die Schätze der Welt!
Lang noch wünschr' ich zu leben mir dann, daß lange die Hoffnung
Mit dem beglückenden Ziel winkte dem sehnenden Geist;
Und dann sänk' ich dahin, von deinen Armen umschlungen,
Und im glühenden Kuß schwebte die Seele dahin.
Kein Elysium fordert' ich dann, und bange vermied' ich
Lethe's dunkele Fluth, gleich dem betäubenden Gift.
Sinnend lehnt' ich mich hin auf rosige Wolken und dächte
Ewigkeiten hindurch an das genossene Glück,
Fühlte den seligen Kuß noch Ewigkeiten, und tauschte
Für des Olympiers Thron selbst die Erinnerung nicht.
Hast du noch nimmer geliebt; so geh und liebe noch heute;
Unempfunden entflieht sonst dir das reizendste Glück.

b) des Würdevollen.

Größe im Unglück, von Mahlmann.

Was ists, das unsterbliche Geister entzückt,
Wann sie niederblicken zur Welt?
Ein Herz, welches Unglück nicht niederdrückt,
Ein Muth, der im Kampfe sich hält!
Ein feuriges Auge, das fest und kühn
Zum Himmel empor sich rafft!
Hoch oben, wo die ewigen Sterne ziehn,
Da wohnt die ewige Kraft!

Die Thräne, welche zur Erde sinkt,
Der Erde gehöret sie an;

Zum heiligen Aether der Heimath schwingt
Der göttliche Geist sich hinan!
Die Ruhe, sie wohnt in der Götter Kreis,
Unerschütterlich steht dort ihr Thron —
Und wer nicht muthig zu sterben weiß,
Ist nicht der Unsterblichen Sohn!

Im Thale schleichen die Wolken hin,
Vom Berge die Sonne nicht weicht;
Empor, empor, du gedrückter Sinn,
Wohin kein Nebel mehr reicht!
Den Lorbeer wirst du am Ziele schaun,
Umstralt vom ewigen Glanz;
Breit' aus den Fittig im kühnen Vertraun
Zum ewig blühenden Kranz!

Es kämpften die Großen der alten Zeit,
Die edlen Herzen, wie du;
Sie gingen, die Helden durch Kampf und Streit
Dem Land der Vergeltungen zu;
Aus ihren versunkenen Gräbern spricht
Eine Stimme, die ewig ertönt;
Sie tranken den Kelch, und zitterten nicht,
Und wurden mit Ruhme gekrönt.

Das ists, was unsterbliche Geister entzückt,
Wann sie niederblicken zur Welt:
Ein Herz, welches Unglück nicht niederdrückt!
Ein Muth, der im Kampfe sich hält!
Ein gläubiges Auge, das fest und kühn
Zum Himmel empor sich rafft!
Hoch oben, wo die ewigen Sterne ziehn,
Da wohnt die ewige Kraft!

c) des Majestätischen.

Gott dem Sohne am Himmelfahrtstage, von Klopstock.

„Wie Gott belohnt, belohn,
O Vater, deinen Sohn!"
So rief, der ganze Himmel rief,
Als Jesus Christ am Kreuz entschlief.
Es hatte Gott der Himmel Flehn
Und seines Sohnes Tod gesehn.
Zu Gott schwingt sich der Sohn empor.
Ihm jauchzt der Engel feiernd Chor:
Mittler! Vollender! Gott!
Heiligster! welchen Tod
Starbst du auf Golgatha,
Du siegst, Halleluja!
Halleluja, Halleluja,
Du stirbst nicht mehr auf Golgatha!

Entzückt sahn ihm die Jünger nach;
Jetzt trug er nicht der Sünde Schmach.
Ein schimmerndes Gewölke kam,
Floß hin vor seinen Fuß, und nahm
Den Stralenvollen ihrem Blick,
Und Wonn' und Thränen ward ihr Blick.
Verschwunden in der Himmel Fern
Ist nun die Herrlichkeit des Herrn;
Doch werden sie am Thron einst stehn,
Und Jesum Christum wieder sehn.

Thut weit des Himmels Pforten auf,
Der Sieger schwingt zum Thron sich auf.
Erhöht, erhöhet Salems Thor.
Der Ueberwinder steigt empor.
Steht still, ihr Stern', in euerm Lauf,

Zu Gott, zu Gott steigt er hinauf!
Staub sind ihm Sterne; Finsterniß
Vor dem, der uns der Sünd' entriß.
Sein Blick ist Huld, Licht sein Gewand,
Und Allmacht seine rechte Hand!
Heil ist sein Werk! Barmherzigkeit
Sein Thun; sein Lohn Unsterblichkeit.

Wir freun uns seines großen Lohns,
Freun uns des Vaters und des Sohns,
Den eine Sterbliche gebahr,
Der ist, der seyn wird, und der war.
Des Bürgen für uns im Gericht,
Wenn unser Herz im Tode bricht!

Du, unser Gott und unser Herr!
Wer kann dir würdig danken? wer?
Von allen, die du dir erschufst,
Zu jenem Leben riefst, und rufst.
Dank dir, ach Dank und Preis und Ruhm
Sey dir in deinem Heiligthum!
Der für uns starb, der auferstand,
Halleluja, der überwand,
Zu Gott ging, Gott zur Recht' erhöht,
Versöhnt, wer um Versöhnung fleht.

56.

17) Das Große.

Die Größe eines Gegenstandes ist entweder eine äußere (extensiv), oder eine innere (intensiv); die letztere, zu welcher auch die sittliche Größe gehört, kann nicht in der Natur wahrgenommen, oder auf sie bezogen werden. Bei jeder Größe denkt man sich eine Einheit, zu welcher mehrere

gleichartige Theile verbunden sind. Soll daher ein Unterschied zwischen Größe und Größe statt finden; so kann er nur darin liegen, daß in der einen mehr, in der andern weniger Theile zur Einheit verbunden sind. Darin liegt der Grund der Messung der Größe, die aber doch nur auf verglichene (comparative), nie auf unbedingte (absolute) Größe führt.

Abgesehen von der mathematischen Größe, bezieht sich in ästhetischer Hinsicht die Größe auf die Wirkung, welche ein dargestellter großer sinnlicher oder übersinnlicher Gegenstand, nach seiner in der Darstellung enthaltenen und zur Einheit des Bildes gebrachten Vergleichung mit andern großen Gegenständen, auf die Einbildungskraft und das Gefühlsvermögen hervorbringt. Aesthetische Größe behauptet daher eben so die zur Einheit erhobene, prosaische oder dichterische, Schilderung der Alpen, des Chimborasso, des Genfersee's, des Weltmeeres, wie die als Einheit dargestellte große Vernunftidee: der Herrschaft des Rechts auf dem ganzen Erdboden, oder des grenzenlosen Fortschritts des ganzen menschlichen Geschlechts zu dem Ziele des Lichtes und der sittlichen Reife. Als Haupthedingung des ästhetisch-Großen gilt die vollendete und in sich abgeschlossene Einheit des dargestellten Gegenstandes in Beziehung auf die ihm beigelegte Größe, und in Beziehung auf sein Verhältniß zu andern mit ihm verglichenen großen Gegenständen, gegen welche er, vermittelst der ästhetischen Darstellung, gewinnen muß. Die sittliche Größe endlich verlangt, daß das dargestellte Individuum (weil nur vernünftig-sinnlichen Wesen Sittlichkeit und sittliche Größe zukommen kann,) nach der ihm beigelegten

unbedingten Befolgung des Sittengesetzes als groß, und über andere Wesen seiner Art hervorragend, erscheine. (Zur sittlichen Größe gehört Luthers Erklärung zu Worms vor Karl 5: „hier stehe ich; ich kann nicht anders. Gott helfe mir!" — die freiwillige Aufopferung des Marquis von Posa für seinen Freund Dom Karlos u. a.)

Beispiele.

a) der dargestellten Naturgröße. Schilderung der Alpen, von Joh. Müller (im Anfange s. Schweizergeschichte).

Im Norden des Landes Piemont stellen sich die Alpen dar; von Piemont bis nach Istrien ein großer halber Mond, wie eine himmelhohe weiße Mauer mit unersteigbaren Zinnen, drittehalbtausend Klaftern hoch über das Mittelmeer. Man weiß keinen Menschen, welcher den weißen Berg (Montblanc) oder den Schreckhorn erstiegen hätte; man sieht ihre pyramidalischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepanzert, und von Klüften umgeben, deren unbekannten Abgrund grauer Schnee trügerisch deckt. In unzugänglicher Majestät glänzen sie hoch über den Wolken, weit in die Länder der Menschen hinaus. Den Sonnenstralen trotzt ihre Eislast; sie vergolden sie nur. Von dem Eise werden diese Gipfel wider die Lüfte geharnischt, welche im langen Laufe der Jahrhunderte die kahlen Höhen des Ural in Trümmern verwittert haben. Und wenn in verschlossenen Gewölbern der nie gesehene Stoff des Erdballes noch glühet; so liegt auch diesem Feuer das Eis der Gletscher zu hoch. Nur schmilzt an der Erde Wasser unter denselben hervor, und rinnt in Thäler, wo es bald überfriert, und in Jahren, deren Zahl Niemand

gleichartige Theile verbunden sind. Soll daher ein Unterschied zwischen Größe und Größe statt finden; so kann er nur darin liegen, daß in der einen mehr, in der andern weniger Theile zur Einheit verbunden sind. Darin liegt der Grund der Messung der Größe, die aber doch nur auf verglichene (comparative), nie auf unbedingte (absolute) Größe führt.

Abgesehen von der mathematischen Größe, bezieht sich in ästhetischer Hinsicht die Größe auf die Wirkung, welche ein dargestellter großer sinnlicher oder übersinnlicher Gegenstand, nach seiner in der Darstellung enthaltenen und zur Einheit des Bildes gebrachten Vergleichung mit andern großen Gegenständen, auf die Einbildungskraft und das Gefühlsvermögen hervorbringt. Aesthetische Größe behauptet daher eben so die zur Einheit erhobene, prosaische oder dichterische, Schilderung der Alpen, des Chimborasso, des Genfersee's, des Weltmeeres, wie die als Einheit dargestellte große Vernunftidee: der Herrschaft des Rechts auf dem ganzen Erdboden, oder des grenzenlosen Fortschritts des ganzen menschlichen Geschlechts zu dem Ziele des Lichtes und der sittlichen Reife. Als Haupthedingung des ästhetisch-Großen gilt die vollendete und in sich abgeschlossene Einheit des dargestellten Gegenstandes in Beziehung auf die ihm beigelegte Größe, und in Beziehung auf sein Verhältniß zu andern mit ihm verglichenen großen Gegenständen, gegen welche er, vermittelst der ästhetischen Darstellung, gewinnen muß. Die sittliche Größe endlich verlangt, daß das dargestellte Individuum (weil nur vernünftig-sinnlichen Wesen Sittlichkeit und sittliche Größe zukommen kann,) nach der ihm beigelegten

unbedingten Befolgung des Sittengesetzes als groß, und über andere Wesen seiner Art hervorragend, erscheine. (Zur sittlichen Größe gehört Luthers Erklärung zu Worms vor Karl 5: „hier stehe ich; ich kann nicht anders. Gott helfe mir!" — die freiwillige Aufopferung des Marquis von Posa für seinen Freund Dom Karlos u. a.)

Beispiele.

a) der dargestellten Naturgröße. Schilderung der Alpen, von Joh. Müller (im Anfange s. Schweizergeschichte).

Im Norden des Landes Piemont stellen sich die Alpen dar; von Piemont bis nach Istrien ein großer halber Mond, wie eine himmelhohe weiße Mauer mit unersteigbaren Zinnen, drittehalbtausend Klaftern hoch über das Mittelmeer. Man weiß keinen Menschen, welcher den weißen Berg (Montblanc) oder den Schreckhorn erstiegen hätte; man sieht ihre pyramidalischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepanzert, und von Klüften umgeben, deren unbekannten Abgründ grauer Schnee trügerisch deckt. In unzugänglicher Majestät glänzen sie hoch über den Wolken, weit in die Länder der Menschen hinaus. Den Sonnenstralen trotzt ihre Eislast; sie vergolden sie nur. Von dem Eise werden diese Gipfel wider die Lüfte geharnischt, welche im langen Laufe der Jahrhunderte die kahlen Höhen des Ural in Trümmern verwittert haben. Und wenn in verschlossenen Gewölbern der nie gesehene Stoff des Erdballes noch glühet; so liegt auch diesem Feuer das Eis der Gletscher zu hoch. Nur schmilzt an der Erde Wasser unter denselben hervor, und rinnt in Thäler, wo es bald überfriert, und in Jahren, deren Zahl Niemand

gleichartige Theile verbunden sind. Soll daher ein Unterschied zwischen Größe und Größe statt finden; so kann er nur darin liegen, daß in der einen mehr, in der andern weniger Theile zur Einheit verbunden sind. Darin liegt der Grund der Messung der Größe, die aber doch nur auf verglichene (comparative), nie auf unbedingte (absolute) Größe führt.

Abgesehen von der mathematischen Größe, bezieht sich in ästhetischer Hinsicht die Größe auf die Wirkung, welche ein dargestellter großer sinnlicher oder übersinnlicher Gegenstand, nach seiner in der Darstellung enthaltenen und zur Einheit des Bildes gebrachten Vergleichung mit andern großen Gegenständen, auf die Einbildungskraft und das Gefühlsvermögen hervorbringt. Aesthetische Größe behauptet daher eben so die zur Einheit erhobene, prosaische oder dichterische, Schilderung der Alpen, des Chimborasso, des Genfersee's, des Weltmeeres, wie die als Einheit dargestellte große Vernunftidee: der Herrschaft des Rechts auf dem ganzen Erdboden, oder des grenzenlosen Fortschritts des ganzen menschlichen Geschlechts zu dem Ziele des Lichtes und der sittlichen Reife. Als Hauptbedingung des ästhetisch-Großen gilt die vollendete und in sich abgeschlossene Einheit des dargestellten Gegenstandes in Beziehung auf die ihm beigelegte Größe, und in Beziehung auf sein Verhältniß zu andern mit ihm verglichenen großen Gegenständen, gegen welche er, vermittelst der ästhetischen Darstellung, gewinnen muß. Die sittliche Größe endlich verlangt, daß das dargestellte Individuum (weil nur vernünftig-sinnlichen Wesen Sittlichkeit und sittliche Größe zukommen kann,) nach der ihm beigelegten

unbedingten Befolgung des Sittengesetzes als groß, und über andere Wesen seiner Art hervorragend, erscheine. (Zur sittlichen Größe gehört Luthers Erklärung zu Worms vor Karl 5: „hier stehe ich; ich kann nicht anders. Gott helfe mir!“ — die freiwillige Aufopferung des Marquis von Posa für seinen Freund Dom Karlos u. a.)

Beispiele.

a) der dargestellten Naturgröße. Schilderung der Alpen, von Joh. Müller (im Anfange s. Schweizergeschichte).

Im Norden des Landes Piemont stellen sich die Alpen dar; von Piemont bis nach Istrien ein großer halber Mond, wie eine himmelhohe weiße Mauer mit unersteigbaren Zinnen, drittehalbtausend Klaftern hoch über das Mittelmeer. Man weiß keinen Menschen, welcher den weißen Berg (Montblanc) oder den Schreckhorn erstiegen hätte; man sieht ihre pyramidalischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepanzert, und von Klüften umgeben, deren unbekannten Abgründ grauer Schnee trügerisch deckt. In unzugänglicher Majestät glänzen sie hoch über den Wolken, weit in die Länder der Menschen hinaus. Den Sonnenstralen trotzt ihre Eislast; sie vergolden sie nur. Von dem Eise werden diese Gipfel wider die Lüfte geharnischt, welche im langen Laufe der Jahrhunderte die kahlen Höhen des Ural in Trümmern verwittert haben. Und wenn in verschlossenen Gewölbern der nie gesehene Stoff des Erdballes noch glühet; so liegt auch diesem Feuer das Eis der Gletscher zu hoch. Nur schmilzt an der Erde Wasser unter denselben hervor, und rinnt in Thäler, wo es bald überfriert, und in Jahren, deren Zahl Niemand

hat, in unergründlichen Laſten, Tagereiſen weit, gehärtet und aufgehäuft worden iſt. In ihren Tiefen arbeitet ohne Unterlaß die wohlthätige Wärme der Natur, und aus den finſtern Eiskammern ergießen ſich Flüſſe, höhlen Thäler, füllen Seen und erquicken die Felder. Doch, wer durchdringt mit menſchlicher Kraft in Eines Lebens Lauf die unerforſchte Gruft, wo in ewiger Nacht, oder beim Schimmer weltalter Flammen, die Grundfeſte der Alpen der andern Halbkugel begegnet, oder alternde Klüfte ihnen und uns den Untergang drohen! Aber das menſchliche Geſchlecht iſt von geſtern, und öffnet kaum heute ſeine Augen zur Betrachtung des Laufes der Natur!

b) der Größe der Vernunftidee.

Die Tempel, von Jo. Geo. Jacobi.

Ihm, der die Alpen aufgethürmt,
Die ſeit Jahrtauſenden umſtürmt,
Umdonnert, das Gewölk' durchſchauen,
Ihm reißet aus der Berge Schoos
Ihr kümmerlich den Marmor los,
Um eine Wohnung ihm zu bauen?

Blickt hin, wo ſich zum Heiligthum
Sein Himmel wölbet, wo ſein Ruhm
Durch die geſtirnten Hallen ſchimmert!
Was ſollen dem, der ewig war
Und ſeyn wird, Tempel und Altar,
Die einſt der Zeiten Gang zertrümmert? —

Wir blicken hin: Allwaltend ſchwebt
Er auf Gewittern; dennoch hebt
Sich unſer Tempel dem zur Ehre,
Der auch den niedern Schleedorn liebt,
Die Blume ſchmückt, und Waſſer giebt
Dem Wieſenbächlein, wie dem Meere.

Ihm bauen wir, der Welt an Welt
Ins Unermeßliche geſtellt,
Der Sonnen mißt und Erden gründet,
Zum Guten weislich Schönes wählt,
Dem Schwachen Stärkeres vermählt,
Und alles ordnet, alles bindet.

Es knüpft ein wundervolles Band
Zuſammen Mond und Meer und Land,
Den Yſop und den Cedernwipfel;
Ein feſtes Band! Allein zu groß
Für unſern Blick! Wie regellos
Umſchauern uns der Alpen Gipfel!

Seht der Verwirrung grauſes Bild,
Wo ſchneebedeckte Laſten wild
Aus dichtverſchlungnen Büſchen ragen;
Wo über Klippe Klippe hängt,
Und vor dem Felſen, der ſich ſenkt,
Der Abgrund zittert, Wälder zagen!

Entſchwunden iſt dem Auge da
Der Eintracht Kette; fern und nah
Verkündigt ſich ein Gott der Stärke,
Der will und ſchafft. Im Bergſtrom brauſt
Er nieder; ſeine Tanne ſauſt;
Nur Allmacht ſtempelt ſeine Werke.

Wir aber ſuchen ihn, den Geiſt,
Der ſchafft und ordnet, blühen heißt
Das Feld, bevor die Aehren wallen;
Dem ſich in Chören Sterne drehn,
Und Sonnen auf- und untergehn,
Beim Wechſellied der Nachtigallen.

Ihn ſuchen, ahnen, finden wir,
Wenn dort der Epheu bebt, ſich hier
Der Weinſtock an die Ulme lehnet;

Des Raſens blumiger Altar
Macht ihn dem Herzen offenbar,
Das liebend ſich nach Schönheit ſehnet.

Er ſelber lenkt den innern Sinn
Auf Ebenmaas und Ordnung hin:
Drum ſtehn in ſchweſterlichen Reihen
Die Säulen da; der Marmor ſchmiegt
Und wölbt, die ſtolze Tanne fügt
Zu Tempeln ſich, die wir ihm weihen.

Und Lobgeſang ertönt von Chor
Zu Chor; die Seele ſteigt empor
Und wandelt ſchon in lichtern Sphären;
Zur ewig großen Harmonie
Der beſſern Welt bereitet ſie
Sich an vergänglichen Altären.

57.

18) Das Erhabene und Feierliche.

Das Erhabene iſt zum Theile dem Großen verwandt; denn es muß, nach Stoff und Form, ſelbſt im ſtrengen wörtlichen Sinne, über das Gewöhnliche ſich erheben. Allein es unterſcheidet vom Großen ſich weſentlich dadurch, daß in demſelben der Kontraſt zwiſchen der Naturwelt und der Welt der Freiheit, der Gegenſatz des Endlichen und Unendlichen nach ſeiner Ankündigung im Gefühlsvermögen, unter der Einheit einer vollendeten Form verſinnlicht, und, durch die Einheit des Bildes in der Form, die Einbildungskraft in ein freies Spiel verſetzt, ſo wie in dem Gefühlsvermögen das gemiſchte Gefühl der Luſt und Unluſt angeregt und unterhalten wird, bis ſich daſſelbe, bei dem im

Gefühle wahrgenommenen Uebergewichte der Vernunft und Freiheit über das Sinnliche und über das Gesetz der Nothwendigkeit in der Naturwelt, so wie des Unendlichen über alle Bedingungen und Schranken des Endlichen, in das siegende Gefühl der Lust über das Gefühl der Unlust auflöset. — Wenn denn nun auch von einem Erhabenen des Stoffes gesprochen, und die ästhetische Eigenschaft des Erhabenen, z. B. dem Montblanc, dem gestirnten Himmel, dem Huß am Flammenpfahle beigelegt wird; so geht doch die Darstellung des Erhabenen in der stylistischen Form zunächst nur aus der mächtigen Bewegung und Erschütterung des Gefühlsvermögens, und in demselben aus der Mischung des Gefühls der Lust und der Unlust hervor, wodurch die Einbildungskraft aufgeregt wird, die Einheit der Form in der Darstellung zu vollenden. Den Gegenständen der Natur kann daher innerhalb der stylistischen Form nur insofern Erhabenheit zukommen, inwiefern, vermittelst eines äußern Gegenstandes, in unserm Gefühlsvermögen der unverkennbare Gegensatz der Naturnothwendigkeit gegen die Freiheit, und des gefühlten Unendlichen gegen das angeschaute Endliche angeregt wird. Auf gleiche Weise gelangen wir zum Bewußtseyn des Erhabenen in der übersinnlichen, und namentlich in der sittlichen Ordnung der Dinge, sobald wir einen, durch den innern Sinn angeschauten, Gegenstand (z. B. die Unsterblichkeit, die Ewigkeit u. a.) im Gefühlsvermögen mit dem ihm entgegenstehenden Endlichen und Bedingten zusammenhalten, und beide gleich mächtig aufgeregte Gefühle der Lust und der Unlust so lange gegen einander anwogen, bis endlich durch die vollen-

dete Einheit der dargestellten Form der Sieg des Unendlichen über das Endliche entschieden, und mit demselben auch das Uebergewicht des Gefühls der Lust über das Gefühl der Unlust in unserm Gefühlsvermögen vermittelt wird. — Es muß daher in jeder stylistischen Form, welche den Charakter des Erhabenen tragen soll, die versinnlichte Idee und das Ideal, als das Unendliche, den Sieg über das Endliche und Beschränkte in dem Gefühle und in der vollendeten Einheit der Form feiern, selbst wenn, im furchtbaren Kampfe der Naturnothwendigkeit mit der Freiheit, der Held der Freiheit unterliegen sollte (wie z. B. in allen wahren Trauerspielen, in den meisten Epopöen u. s. w.).

Das Feierliche ist eine Abart des Erhabenen, und besteht in derjenigen Darstellung eines sinnlichen oder übersinnlichen Gegenstandes, wodurch derselbe aus der Reihe des Gewöhnlichen gehoben, das Gefühl von seiner höhern Bedeutsamkeit und Wichtigkeit angeregt, und vermittelst der vollendeten stylistischen Form die Einheit desselben in der Anschauung des innern Sinnes bewirkt wird, ohne daß es bei dem Feierlichen ein wesentliches Merkmal wäre, den Gegensatz des Endlichen und Unendlichen zu versinnlichen. (So nennen wir z. B. Einweihungsreden, Jubelreden, Geisterbeschwörungen u. s. w. feierlich, ohne daß sie zugleich das Erhabene als nothwendiges Merkmal in sich aufnehmen müßten. Oft aber sind das Erhabene und Feierliche in Einer und derselben Form verbunden.)

Beispiele des Erhabenen:

a) von Kant (aus seiner Kritik der practischen Vernunft).

Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender das Nachdenken damit sich beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheit verhüllt, oder im Ueberschwenglichen außer meinem Gesichtskreise suchen, oder blos vermuthen; ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtseyn meiner Existenz. Das erste fängt von dem Platze an, den ich in der äußern Sinnenwelt einnehme, und erweitert die Verknüpfung, in der ich stehe, ins unabsehlich Große mit Welten über Welten und Systemen von Systemen, überdem noch in grenzenlose Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweite fängt von meinem unsichtbaren Selbst, meiner Persönlichkeit, an, und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist, und mit welcher ich mich, nicht wie dort, in blos zufälliger, sondern allgemeiner und nothwendiger Verknüpfung anerkenne. Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit als eines thierischen Geschöpfs, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten, einem Puncte im Weltalle, wieder zurück geben muß, nachdem es eine kurze Zeit mit Lebenskraft versehen gewesen ist. Die zweite erhebt dagegen meinen Werth, als einer Intelligenz, unendlich, durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Thierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, wenigstens so viel sich aus der zweckmäßigen Bestimmung meines Daseyns durch dieses Gesetz, welche nicht auf Bedingungen und Grenzen dieses Lebens eingeschränkt ist, sondern ins Unendliche geht, abnehmen läßt.

b) von v. Haller (aus ſeinem unvollendeten Gedichte: die Ewigkeit vom Jahre 1736).

Furchtbares Meer der ernſten Ewigkeit!
Uralter Quell von Welten und von Zeiten!
Unendlichs Grab von Welten und von Zeit!
Beſtändigs Reich der Gegenwärtigkeit!
Die Aſche der Vergangenheit
Iſt dir ein Keim von Künftigkeiten.
Unendlichkeit! wer miſſet dich?
Bei dir ſind Welten Tag', und Menſchen Augenblicke.
Vielleicht die tauſendſte der Sonnen wälzt jetzt ſich,
Und tauſend bleiben noch zurücke.
Wie eine Uhr, beſeelt durch ein Gewicht,
Eilt eine Sonn', aus Gottes Kraft bewegt;
Ihr Trieb läuft ab, und eine zweite ſchlägt,
Du aber bleibſt — und zählſt ſie nicht.

Der Sterne ſtille Majeſtät,
Die uns zum Ziel befeſtigt ſteht,
Eilt vor dir weg wie Gras an ſchwülen Sommertagen;
Wie Roſen, die am Mittag jung,
Und welk ſind vor der Dämmerung,
Iſt gegen dich der Angelſtern und Wagen.

Als mit dem Unding noch das neue Weſen rang,
Und, kaum noch reif, die Welt ſich aus dem Abgrund ſchwang;
Eh als das Schwere noch den Weg zum Fall gelernet,
Und auf die Nacht des alten Nichts
Sich goß der erſte Stral des Lichts,
Warſt du, ſo weit als jetzt, von deinem Quell entfernet.
Und wann ein zweites Nichts wird dieſe Welt begraben;
Wann von dem ganzen All nichts bleibet als die Stelle;
Wann mancher Himmel noch, von andern Sternen helle,

Wird seinen Lauf vollendet haben,
Wirst du so jung als jetzt, von deinem Tod gleich weit,
Gleich ewig künftig seyn, wie heut.

Die schnellen Schwingen der Gedanken,
Wogegen Zeit und Schall und Wind,
Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
Ermüden über dir und hoffen keine Schranken.

Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebirge Millionen auf;
Ich wälze Zeit auf Zeit, und Welt auf Welten hin,
Und wann ich an der Mark des Endlichen nun bin,
Und von der fürchterlichen Höhe
Mit Schwindeln wieder nach dir sehe,
Ist alle Macht der Zahl, vermehrt mit tausend malen,
Noch nicht ein Theil von dir;
Ich tilge sie, und — du liegst ganz vor mir.

Beispiel des Feierlichen; Bruchstück aus Tzschirners (besonders gedruckter) Predigt bei der Jubelfeier der 50jährigen Regierung des Königs von Sachsen am 20. Sept. 1818. — (Der Vf. sprach über „die Freude des sächsischen Volkes in der Erinnerung an die 50jährige Regierung seines Königs" und führte die beiden Theile durch: „wir gedenken des Königs und freuen uns seiner (seiner Tugend, seines Verdienstes, seines Glückes und seiner Leiden, seiner Ehre und seines Ruhmes); wir gedenken unsers Volkes und freuen uns seiner (seiner Treue und Liebe, seines langen Glückes und seiner überwundenen Leiden, seines Fleißes und seiner Bildung, und der Ehre seines Namens)."

— — Wohl hat der König Unwürdiges dulden müssen; wohl sind ihm Schätze und Länder und viele der Kinder, die er liebte, genommen worden; wohl dachten einige unedel und niedrig genug, die Stimme der Verläumdung gegen den unglücklichen König zu erheben. Das Wort der Leidenschaft aber kann das Urtheil der Welt nicht wenden, und die durch wahres Verdienst erworbene Achtung kann das Unglück nicht rauben. Seine Ehre und sein Ruhm ist dem Könige geblieben, und würde ihm geblieben seyn, selbst wenn man ihm alles genommen hätte. Geblieben ist ihm der schönste Ruhm, den Fürsten erwerben können, der Ruhm, ein halbes Jahrhundert lang der Vater seines Volkes gewesen zu seyn; geblieben ist ihm der Ruhm überlegender Weisheit, unverletzten Rechts, ernster Sitte und menschenfreundlicher Milde. Nicht nur als Fürst geehrt, sondern auch, was noch mehr ist, als Mensch geachtet, steht er in der Mitte seines Volkes und in der Reihe der Fürsten. Wohl herrschen andere über mächtigere Reiche und sitzen auf erhabnern Thronen; indem ich aber unter den Herrschern dieser Zeit umherschaue, finde ich keinen, auch nicht einen, dem nicht Friedrich August sich vergleichen könnte. Ihn achten und ehren die Zeitgenossen; ihn werden die Nachkommen achten und ehren. Zwar wird die Geschichte nicht von ihm erzählen, daß er Schlachten gewonnen, Städte zerstört und Länder erobert habe. Aber neben Friedrich den Weisen und August den Ersten wird sie ihn stellen, und auf sein Denkmal die Worte setzen: er war fromm und gerecht, er liebte und ward geliebt, und wußte beides, das Glück und das Unglück, würdig zu ertragen; fromm war er und wahrhaftig, und sein Thron bestand durch Frömmigkeit. Solches Zeugniß, welches mehr ehrt, als

Lorbeerkranz und Siegeszeichen, wird einst die Geschichte ihm geben. —

— Viel verdanken wir ihm; aber auch viel uns selbst; denn nur die Völker, die fähig sind und würdig, glücklich zu seyn, kann ein König beglücken. Selbst ein Titus und ein Antonin konnten die verderbte Römerwelt nicht bessern, und auch ein Salomo würde die rohen Horden der Wüste nicht in gesittete Völker verwandeln. Darum freuen wir uns heute auch des Sinnes und der Sitte, des Fleißes und der Bildung unsers Volkes. Ein fleißiges, betriebsames, erfinderisches Volk ist das Volk unsers Stammes. Wohin ihr den Blick wendet, hat es das Land angebaut und Baum und Rebe gepflanzt; in welche Stadt ihr tretet, überall wird reger Gewerbsfleiß gefunden, alle Künste des Auslandes hat es sich angeeignet, selbst in die Gründe seiner Berge ist es hinabgestiegen. Versiegt ihm ein Nahrungsquell, öffnet es sich einen andern; die Noth macht es nicht muthlos und der Ueberfluß nicht träge; bescheiden nur schmückt der Reichthum sein Haus, und die Armuth wohnt in reinlicher Hütte. Nur ein solches Volk konnte zu blühendem Wohlstande sich erheben, die unerträglichen Lasten der letzten Zeit tragen, in wenigen Jahrrn die Spuren der Verheerung austilgen, und nach gänzlicher Erschöpfung neue Kräfte sammeln. Ein bildsames und gebildetes, ein mildes und gesittetes Volk ist das Volk unsers Stammes. Es haßt Rauheit und Härte und wilde Ausschweifung; es kennt seine Vorzüge, und schätzt doch das Gute und Löbliche, wo es gefunden wird; es ist empfänglich für alles, was den Geist bildet und das Leben verschönert; es genießt mit Anstand und Mäßigung; es liebt Freiheit und zwanglose Mittheilung der Gedanken, und ehrt doch Gesetz und Sitte; jede Kunst und jede Wissenschaft wird von ihm gepflegt und geachtet.

Nur ein solches Volk konnte werden, was es geworden ist, konnte die Achtung der ganzen gebildeten Welt sich erwerben, und auch nach dem Verluste der Hälfte seiner Länder die Ehre seines Namens behaupten.

Denn, Freunde und Brüder, was wir auch verloren haben; die Ehre unsers Namens ist uns geblieben, und wird bleiben, so lange die Geschichte das teutsche Vaterland nennet. An den sächsischen Namen sind große Erinnerungen geknüpft; an ihm hängt die Geschichte der denkwürdigsten Begebenheit der drei letzten Jahrhunderte, die Geschichte der Verbesserung der Kirche; denn Sachsenland war die Wiege der protestantischen Kirche, und Männer unsers Volkes waren ihre Stifter und Beschützer. An ihm hängt die Geschichte der fortgeschrittenen Wissenschaft, seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts; denn viele herrliche Männer unsers Volkes stehen unter den Dichtern, Weltweisen und Forschern, denen die teutsche Kunst und Wissenschaft ihre schönste Blüthe verdankt. An ihm hängt die Geschichte der teutschen Sprache; denn Männer unsers Volkes haben sie bereichert und ausgebildet, und sind die Muster derer geworden, die in teutscher Zunge zu ihren Zeitgenossen reden. Den Namen der Sachsen führt ein altes, gesittetes und gebildetes Volk, und unter den sächsischen Fürsten steht der König, dem wenige Herrscher alter und neuer Zeit gleichen. — Einen Namen trägt der König und sein Volk; ein Land hat ihn und uns erzogen und gepflegt; seine Ahnen waren die Führer unsrer Väter, und unsere Väter folgten dem Paniere seiner Ahnen. Er hat uns beglückt und wir haben ihn erfreut; er hat für uns und mit uns, und wir haben für ihn und mit ihm getragen und geduldet. Er ist unser und wir sind sein; er ist das Haupt und wir sind die Glieder. Die Freude über den König und über

unser Volk fließt in ein Gefühl zusammen: in die Liebe zum Vaterlande, welche heute unser Wort verkünden, und, so lange wir athmen, unsere That, im Glücke und im Unglücke, im Frieden und im Kampfe, bewähren soll.

58.

19) Das Pathetische.

Das Pathetische, als Eigenschaft des Schönen, beruht auf der ästhetischen Darstellung menschlicher Leiden. Nicht alle Leiden lebendiger Wesen, sondern nur menschliche Leiden können unter dem Charakter des Pathetischen in der Darstellung erscheinen. Die menschlichen Leiden sind aber entweder sinnliche oder geistige Leiden. Beide können ästhetisch-vollkommen, d. h. pathetisch, dargestellt werden, doch, an sich betrachtet, die geistigen Leiden jedesmal in einem höhern Grade, als die sinnlichen, und die sinnlichen Leiden überhaupt blos nach ihrem Verhältnisse zur geistigen und namentlich zur sittlichen Natur des Leidenden. Denn die bloße Darstellung des Leidens ist nicht pathetisch (z. B. die Amputation eines Fußes, die Geiselung u. s. w.), sondern nur der Widerstand gegen dasselbe, und zwar muß dieser Widerstand ästhetisch darstellbar seyn, und in der Form wirklich ästhetisch vollkommen dargestellt werden.

Aesthetisch darstellbar ist aber jedes menschliche Leiden, in welchem die höhere geistige, und besonders die sittliche Kraft des Menschen den Kampf mit dem auf ihn eindringenden Leiden besteht; dieses Leiden kündige sich nun entweder rein sinnlich, oder rein geistig (z. B. bei einem an dem Daseyn Gottes Zweifelnden), oder sinnlich und geistig zugleich

an. Das Leiden, und der Widerſtand gegen daſſelbe, wird in der ſtyliſtiſchen Form äſthetiſch-vollkommen dargeſtellt, ſobald die überſinnliche Macht im Menſchen im Kampfe mit dem Sinnlichen den Sieg gewinnt (ſelbſt wenn der kämpfende Held phyſiſch unterliegen ſollte), und dieſer Kampf und Sieg ſo idealiſirt erſcheint, daß er in der Anſchauung nicht blos ein reines Wohlgefallen an der Form, ſondern zugleich eine mächtige Bewegung und Erſchütterung des Gefühlsvermögens und die Einheit eines Bildes für die Einbildungskraft bewirkt. — Es iſt aber das, durch die verſinnlichte Darſtellung des Kampfes und Sieges vermittelte, Gefühl des Pathetiſchen, wie bei dem Erhabenen, ein gemiſchtes Gefühl der Luſt und Unluſt, indem die Vergegenwärtigung des Leidens, beſonders des unverſchuldeten, ein tiefes Gefühl der Unluſt, dagegen die Vergegenwärtigung des geiſtigen und ſittlichen Widerſtandes gegen dieſes Leiden, ein erhebendes Gefühl der Luſt aufregt, bis endlich in dem Augenblicke, wo die überſinnliche Kraft im Leidenden entweder den Sieg über das widrige Schickſal feiert, oder glorreich und ehrenvoll in dem ungleichen Kampfe mit einem zermalmenden äußern Verhängniſſe unterliegt, das Gefühl der Luſt über das Gefühl der Unluſt triumphirt wegen des idealiſch verſinnlichten Uebergewichts des Unendlichen über das Endliche, des Sittlichen über das Unſittliche, der Freiheit über die Nothwendigkeit. — In dieſer Beziehung iſt das Pathetiſche eine äſthetiſche Eigenſchaft, die hauptſächlich im Epos, ſo wie im Trauerſpiele vorherrſcht, und um ſo mächtiger wirkt, je reiner und vollkommener der leidende Held erſcheint, je unverſchuldeter und um ſeiner Tugend

willen er leidet, und je kräftiger er, durch die Macht der höchsten Vernunftideen und durch die Stärke eines reinen sittlichen Willens, im Kampfe mit dem widrigen Schicksale und mit den auf ihn eindringenden und während des Kampfes ununterbrochen gesteigerten Leiden sich ankündigt.

Beispiel von Ramler, aus dem Oratorium: der Tod Jesu.

Jerusalem, voll Mordlust ruft mit wildem Ton:
„Sein Blut komm' über uns und unsre Söhn' und Töchter!"
Du siegst, Jerusalem, und Jesus blutet schon;
Im Purpur ist er schon des Volkes Hohngelächter,
Damit er ohne Trost in seiner Marter sey,
Damit die Schmach sein Herz ihm breche.
Voll Liebe steht er da, von Gram und Unmuth frei,
Und trägt sein Dornendiadem. —
Und eine Mörderhand faßt einen Stab
Und schlägt sein Haupt: ein Strom quillt Stirn und Wang' herab. —
Seht, welch ein Mensch! — Des Mitleids Stimme
Vom Richtstuhl des Tyrannen spricht:
Seht, welch ein Mensch! — und Juda hört sie nicht,
Und legt dem Blutenden mit unerhörtem Grimme
Den Balken auf, woran er langsam sterben soll;
Er trägt ihn willig, und sinkt ohnmachtsvoll.
Nun kann kein edles Herz die Wehmuth mehr verschließen,
Die lang verhaltnen Thränen fließen.
Er aber sieht sich tröstend um, und spricht:
„Ihr Töchter Zions, weinet nicht!"
So stehet ein Berg Gottes,
Den Fuß in Ungewittern,

an. Das Leiden, und der Widerſtand gegen daſſelbe, wird in der ſtyliſtiſchen Form äſthetiſch-vollkommen dargeſtellt, ſobald die überſinnliche Macht im Menſchen im Kampfe mit dem Sinnlichen den Sieg gewinnt (ſelbſt wenn der kämpfende Held phyſiſch unterliegen ſollte), und dieſer Kampf und Sieg ſo idealiſirt erſcheint, daß er in der Anſchauung nicht blos ein reines Wohlgefallen an der Form, ſondern zugleich eine mächtige Bewegung und Erſchütterung des Gefühlsvermögens und die Einheit eines Bildes für die Einbildungskraft bewirkt. — Es iſt aber das, durch die verſinnlichte Darſtellung des Kampfes und Sieges vermittelte, Gefühl des Pathetiſchen, wie bei dem Erhabenen, ein gemiſchtes Gefühl der Luſt und Unluſt, indem die Vergegenwärtigung des Leidens, beſonders des unverſchuldeten, ein tiefes Gefühl der Unluſt, dagegen die Vergegenwärtigung des geiſtigen und ſittlichen Widerſtandes gegen dieſes Leiden, ein erhebendes Gefühl der Luſt aufregt, bis endlich in dem Augenblicke, wo die überſinnliche Kraft im Leidenden entweder den Sieg über das widrige Schickſal feiert, oder glorreich und ehrenvoll in dem ungleichen Kampfe mit einem zermalmenden äußern Verhängniſſe unterliegt, das Gefühl der Luſt über das Gefühl der Unluſt triumphirt wegen des idealiſch verſinnlichten Uebergewichts des Unendlichen über das Endliche, des Sittlichen über das Unſittliche, der Freiheit über die Nothwendigkeit. — In dieſer Beziehung iſt das Pathetiſche eine äſthetiſche Eigenſchaft, die hauptſächlich im Epos, ſo wie im Trauerſpiele vorherrſcht, und um ſo mächtiger wirkt, je reiner und vollkommener der leidende Held erſcheint, je unverſchuldeter und um ſeiner Tugend

willen er leidet, und je kräftiger er, durch die Macht der höchsten Vernunftideen und durch die Stärke eines reinen sittlichen Willens, im Kampfe mit dem widrigen Schicksale und mit den auf ihn eindringenden und während des Kampfes ununterbrochen gesteigerten Leiden sich ankündigt.

Beispiel von Ramler, aus dem Oratorium: der Tod Jesu.

Jerusalem, voll Mordlust ruft mit wildem Ton:
„Sein Blut komm' über uns und unsre Söhn' und Töchter!"
Du siegst, Jerusalem, und Jesus blutet schon;
Im Purpur ist er schon des Volkes Hohngelächter,
Damit er ohne Trost in seiner Marter sey,
Damit die Schmach sein Herz ihm breche.
Voll Liebe steht er da, von Gram und Unmuth frei,
Und trägt sein Dornendiadem. —
Und eine Mörderhand faßt einen Stab
Und schlägt sein Haupt: ein Strom quillt Stirn und Wang' herab. —
Seht, welch ein Mensch! — Des Mitleids Stimme
Vom Richtstuhl des Tyrannen spricht:
Seht, welch ein Mensch! — und Juda hört sie nicht,
Und legt dem Blutenden mit unerhörtem Grimme
Den Balken auf, woran er langsam sterben soll;
Er trägt ihn willig, und sinkt ohnmachtsvoll.
Nun kann kein edles Herz die Wehmuth mehr verschließen,
Die lang verhaltnen Thränen fließen.
Er aber sieht sich tröstend um, und spricht:
„Ihr Töchter Zions, weinet nicht!"
So stehet ein Berg Gottes,
Den Fuß in Ungewittern,

Das Haupt in Sonnenſtralen:
So ſteht der Held aus Canaan.
Der Tod mag auf den Blitzen eilen,
Er mag aus hohlen Fluthen heulen,
Er mag der Erde Rand zerſplittern:
Der Weiſe ſieht ihn heiter an!

59.

20) Das Rührende.

Das Rührende iſt dem Pathetiſchen in mehrfacher Beziehung verwandt; denn Rührung bezeichnet im Allgemeinen das gemiſchte Gefühl der Wehmuth und der Luſt an der Wehmuth. Wie bei dem Pathetiſchen; ſo kündigt ſich auch bei dem Rührenden ein gemiſchtes Gefühl im Bewußtſeyn an, das Gefühl der Wehmuth, und das Gefühl der Luſt, doch ſo, daß das letztere Gefühl durch das erſte hervorgebracht wird. — Das Gefühl der Wehmuth wird angeregt durch die Vergegenwärtigung und Verſinnlichung eines Zuſtandes des Schmerzes, der Entſagung, der Entbehrung, des bereits erlittenen oder des bevorſtehenden Verluſtes, innerhalb der ſtyliſtiſchen Darſtellung; doch darf dieſes Gefühl der Wehmuth nicht ſo heftig ſeyn, daß nicht neben ihm ein Gefühl der Luſt beſtehen, und dieſes Gefühl der Luſt ſogar durch das im Bewußtſeyn vorhandene Gefühl der Wehmuth veranlaßt werden könnte. Dieſes Gefühl der Luſt entſpringt aber aus der Vergegenwärtigung der Größe des Gutes, deſſen Verluſt uns entweder bevorſteht, oder den wir bereits beklagen. (So erfüllt uns der Tod eines Freundes, oder die Trennung von demſelben mit tiefer Wehmuth; allein die

Vergegenwärtigung der in seiner Verbindung genossenen Freuden weckt gleichzeitig das Gefühl der Lust. Auf ähnliche Weise mischen sich die Gefühle der Wehmuth und der Lust bei der Erneuerung des Andenkens an die unaufhaltbar verflossenen Jahre der Kindheit, und an die unwiederbringlich verschwundenen Ideale der Jugend, weshalb Matthissons Kinderjahre und Schillers Ideale, als meisterhafter Ausdruck des Rührenden, besonders hierher gehören.) — Nach der Mischung des Gefühls der Wehmuth und der Lust ist das Rührende nicht blos dem Pathetischen, sondern selbst dem Erhabenen verwandt; es unterscheidet sich aber von dem Erhabenen dadurch, daß in dem Rührenden nicht der Gegensatz des Unendlichen und Endlichen versinnlicht, sondern gewöhnlich nur ein bedrohtes oder verlornes Gut des irdischen Lebens dargestellt wird, weshalb auch der Ton der Darstellung im Rührenden nicht die Stärke und Gewalt des Erhabenen erreicht. Doch müssen das im Rührenden dargestellte Gefühl der Wehmuth und der Lust mit sich selbst im Gleichgewichte stehen, wenn die stylistische Form einen wohlthuenden Eindruck auf das Gefühlsvermögen hervorbringen, und für die Einbildungskraft ein vollendetes Bild vermitteln soll. — Wenn gleich die Darstellung des Rührenden von der Sprache der Prosa (z. B. im geschichtlichen Style) nicht ausgeschlossen, und die Darstellung desselben in der Sprache der Beredsamkeit oft nothwendig wird; so ist doch der eigentliche Kreis des Rührenden innerhalb der Sprache der Dichtkunst, in der Elegie, in der Idylle, in dem religiösen Liede, so wie in dem Trauerspiele und Schauspiele.

Beiſpiele.

a) Die frühen Gräber, von Klopſtock.

Willkommen, o ſilberner Mond,
Schöner, ſtiller Gefährt der Nacht!
Du entfliehſt? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt; das Gewölk wallte nur hin.

Des Maies Erwachen iſt nur
Schöner noch, wie die Sommernacht,
Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf röthlich er kommt.

Ihr Edleren, ach es bewächſt
Eure Maale ſchon ernſtes Moos!
O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe ſich röthen den Tag, ſchimmern die Nacht!

b) Sehnſucht, von Mahlmann.

Ich denk' an euch, ihr himmliſch ſchönen Tage
Der ſeligen Vergangenheit,
Komm' Götterkind, o Phantaſie, und trage
Mein ſehnend Herz zu ſeiner Blüthenzeit.

Umwehe mich, du ſchöner goldner Morgen,
Der mich herauf ins Leben trug,
Wo, unbekannt mit allen Erdenſorgen,
Mein frohes Herz der Welt entgegen ſchlug.

Umglänze mich, du Unſchuld früher Jahre,
Du mein verlornes Paradies,
Du, ſüße Hoffnung, die mir bis zur Bahre
Nur Sonnenſchein und Blumenwege wies.

Umſonſt! umſonſt! mein Sehnen ruft vergebens
Geſtorbne Freuden wieder nach!

Sie welken schnell, die Blumen unsers Lebens,
Und wir — wir welken ihnen langsam nach!

O schönes Land, wo Blumen wieder blühen,
Die Zeit und Grab hier abgepflückt;
O schönes Land, in das die Herzen ziehen,
Die hier der Erde Leiden wund gedrückt.

Uns allen ist ein schwerer Traum beschieden;
Wir alle wachen fröhlich auf!
Wie sehn' ich mich nach deinem Götterfrieden,
Du Ruheland, nach deinem Sabbath auf!

c) Bruchstück aus der Gedächtnißpredigt, welche der Consistorialrath D. Schuderoff am Sonntage Cantate 1816 dem Andenken seiner, im Kindbette verstorbenen, einzigen Tochter widmete (in s. Gelegenheitspredigten und Reden, Altenb. 1821. 8. S. 211).

— Den Jüngern Jesu konnte es nicht anders, als schmerzhaft seyn, daß ihr verehrter Freund und Lehrer so bestimmt von seinem Scheiden sprach. Ihr Herz ward voll Trauerns, also, daß sie, in das Gefühl der Trennung versunken und verloren, nicht einmal fragten, wo Jesus hingehen würde? Ganz nach Art und Weise des echten, tiefempfundenen Schmerzes, der, einzig auf den geliebten Gegenstand geheftet, von dem, was ihn aufrichten und trösten könnte, keine Kenntniß nimmt, sondern erst, nachdem der Wehmuth ihr Opfer dargebracht worden, der kältern Betrachtung ihr Recht einräumt. Denn welcher unter uns hat den Verlust eines edlen Freundes, eines theuern Gatten, eines hoffnungsvollen Kindes erfahren, und ist nicht durch denselben betrübt, gebeugt, erschüttert worden; welchem, dem das Leben sich in seiner schönsten Bedeutung, als eine Ver-

bindung in Liebe zu Liebe aufgeschlossen, hat nicht unwillkührlich der Schmerz die Worte Davids in den Mund gelegt: ach, wollte Gott, ich könnte für dich sterben? Wie lange aber auch die tiefe Trauer, wie lange auch der Schmerz, der von nichts anderm weiß und wissen will, als von sich selbst, währen möge; reibt er nicht in Kurzem das Leben auf, so findet sich nach verklungenen Wehklagen und Seufzen und nach veronnenen Thränen ruhiges Nachdenken und gesetzte Ueberlegung ein. Die Religion tritt als tröstende Freundin zwischen die Geschiedenen und unsern Schmerz; er löset sich allgemach in stille Wehmuth auf, und über den Gräbern unsrer Lieben feiert der fromme Glaube den Sieg, und überwindet die Welt. Am Sternenhimmel, in den vielen Wohnungen des großen Vaterhauses Gottes, suchen wir das Verlorne; die Geister der Verklärten umschweben uns, das Band, das uns zuvor verknüpfte, schlingt sich mit neuer zauberischer Gewalt um unsre Seele, und zieht das mit dem Himmel befreundete Gemüth in höhere Kreise. Und so wirkt der Hintritt theurer und edler Menschen belebend und stärkend auf ein gottseliges Leben, auf Vertrauen und Beruhigung, und auf treues, dem Herzen wohlthuendes, Hoffen. Wie unsere theuern Geschiedenen; so sehen wir uns auch in Gottes, in Vaters Händen. Ueber unser ganzes Daseyn breitet sich eine zuvor nie gekannte Ruhe aus; das Erdenleben erscheint uns in der engsten Verbindung mit dem Himmlischen; unser Gesichtskreis erweitert sich in unabsehbare Räume. Was uns auch treffe, und wie es auch komme; unser Vertrauen bleibt unerschüttert, unser Glaube an die Weisheit und Güte des Ewigen wankt nimmer, und unsre Zufriedenheit mit den Wegen der Vorsehung steigt mit jeder neuen Vergegenwärtigung unsrer geliebten Todten. „Weinet nicht, sprechen sie in

beredtem Schweigen, weinet nicht über uns; denn wir sind in Frieden. Gott hat es wohl mit uns gemacht, und Alles, was uns im irdischen Leben befremdete und dunkel war, erkennen wir jetzt als heilsam und wohlthätig, und preisen den gütigen und weisen Vater für Schmerz und Lust, für Freude und Trauer."

60.

21) Das Romantische.

Noch fehlt es an einer befriedigenden Theorie des Romantischen, weil dieser Begriff für Gegenstände der Natur und der Kunst oft sehr willkührlich gebraucht wird. Im strengern Sinne scheint der Begriff des Romantischen ein Mischling zu seyn; denn, nach dem Sprachgebrauche, wird das Romantische bisweilen dem Neuen, dem Lieblichen, dem Großen, dem Edlen u. s. w., doch, freilich immer mit einer Nebenbedeutung beigelegt, die aus jenen ästhetischen Eigenschaften der stylistischen Form nicht erklärt werden kann. Mit Rücksicht auf diese in den Begriff aufgenommene Nebenbezeichnung, scheint das Romantische in der Natur, wie in der Kunst, und also auch in der stylistischen Darstellung, in dem mit Lieblichkeit gemischten Großen und Edlen zu bestehen. Es kann daher der Stoff des Romantischen das Neue, das Unerwartete, das Wunderbare, selbst das Abenteuerliche innerhalb der stylistischen Form vergegenwärtigen; nur muß dasselbe mit dem Lieblichen und Milden gemischt erscheinen. In Hinsicht der Form wird das Romantische gewöhnlich das Gefühl nur sanft ansprechen und bewegen, und selten tief erschüttern, obgleich vermittelst der stylistischen Darstellung des

Romantiſchen eben ſo, wie durch das Erhabene, Pathetiſche und Rührende, das gemiſchte Gefühl der Luſt und Wehmuth angeregt werden kann. — Je ſeltener das Romantiſche in der Sprache der Proſa und Beredſamkeit angetroffen wird; deſto einheimiſcher iſt es in der Sprache der Dichtkunſt, namentlich in der epiſchen und dramatiſchen, ſo wie in den dichteriſchen Landſchaftsgemälden von v. Matthiſſon, v. Salis u. a. Beſonders bezeichnet das Romantiſche die Ballade und Romanze (z. B. Bürgers Lenore ꝛc.), das Trauerſpiel (z. B. in Schillers Jungfrau von Orleans), die Elegie (z. B. v. Matthiſſons Elegie in den Ruinen eines Bergſchloſſes geſchrieben), und alles, was zu den mythlichen Sagenkreiſen des Alterthums und des Mittelalters, und zu dem Gebiete der chriſtlichen Legenden gehört.

Beiſpiele.

a) Das Todtenopfer, von v. Matthiſſon. (Gedichte, Ausgabe letzter Hand, S. 121.)

Die Berge ſtehn ſo düſter,
Von Nebeldunſt umflort;
Durch banges Rohrgeflüſter
Rinnt ſchwach das Bächlein fort;
Ein fernes Hirtenfeuer,
Am grauen Fichtenhain,
Hellt matt der Dämmrung Schleier,
Wie Leichenfackelſchein.

Aus Warten und aus Klüften
Fleugt ſcheu die Eul' empor;
Es gehn aus ihren Grüften
Die Geiſter leiſ' hervor;

Still tanzen in Ruinen
Die Gnomen und die Feyn,
Vom Glühwurm bleich beſchienen,
Den abendlichen Reihn.

Am Seegeſtad' erlöſchen
Des Dorfes Lämpchen ſchon;
Des Kloſters dunkeln Eſchen
Entliſpelt Klageton;
Die Sterne blinken traurig
Vom Herbſtgewölk' umgraut;
Die Winde ſeufzen ſchaurig
Im hohen Farrenkraut.

Der Trauernden Gedanken
Entſchweifen bang dem Schoos
Der Alpenwelt, und wanken
Um ferner Gräber Moos.
Tief iſt die Ruh der Grüfte!
Der Morgenſonne Licht,
Das Wehn der Abendlüfte
Weckt ihre Schlummrer nicht.

O Freunde! deren holde
Geſtalten, mild umſtralt
Von blaſſem Abendgolde,
Mir die Erinnrung malt:
Fünf Kränze von Platanen
Bringt hier, am Felsaltar,
Die Sehnſucht euern Manen
Zum Todtenopfer dar.

b) Adam und der Cherub des Paradieſes, von Fr. Adolph Krummacher (in ſ. Parabeln, 2 B. S. 27).

Als Abel in ſeinem Blute lag und Adam bei dem Erſchlagenen ſtand und weinte; da trat der Cherub des Paradieſes zu dem Vater des Menſchengeſchlechts, und ſtellte ſchweigend ſich neben ihn, und ſeine Stirne war ernſt. Adam aber erhob ſein Angeſicht und ſprach: Iſt das ein Bild des Geſchlechts, das aus mir entſprießen wird? Und wird je wieder Bruderblut, von des Bruders Hand vergoſſen, die Erde beflecken? —

Der Cherub antwortete: Du ſagſt's! —

Ach! mit welchem Namen wird man denn die ſchreckliche That benennen? fragte Adam.

Mit einer Thräne im Auge antwortete der Himmliſche: Krieg! Da ſchauderte der Vater des Menſchengeſchlechts, ſeufzte und ſprach: Ach warum mußte denn der Edle und Gerechte von der Hand des Ungerechten fallen? —

Der Cherub verſtummte.

Adam aber fuhr fort in ſeinen Klagen und ſprach: Was bleibt mir nun in meinem Jammer auf der blutbefleckten Erde? —

Der Cherub antwortete und ſprach: Der Blick gen Himmel! — Darauf verſchwand er.

Adam aber ſtand bis nach Sonnenuntergang. Und als die Sterne aufgegangen waren; da breitete er ſeine Arme empor gegen Orion und den Wagen, und rief: O ihr glänzenden Wächter an den Thoren des Himmels, warum wandelt ihr ſo ſchweigend? Darf ein Sterblicher den Laut eurer Stimme vernehmen; o, ſo redet von dem Lande, das jenſeits iſt, und von Abel dem Geliebten! —

Da ward es noch ſtiller rings umher, und Adam warf ſich auf ſein Antlitz, und betete an. Und er vernahm in ſeinem Herzen ein leiſes Wort: Siehe, Abel dein Sohn lebet!

Da ging er getröstet von dannen, und seine Seele war still und voll Wehmuth.

61.

22) Das Humoristische.

Das Humoristische, das weder durch das Launichte, noch durch das Sonderbare erschöpfend verteutscht werden kann, und nie mit dem Launischen und Launenhaften verwechselt werden darf, ist ganz individuell, und kündigt sich in stylistischer Hinsicht unter dem ästhetisch vollendeten Ausdrucke gewisser eigenthümlicher, von Andern weit abweichender Ansichten, Meinungen, Urtheile und Grundsätze an, die aber, sowohl nach dem Stoffe, als nach der Form, unter welcher sie erscheinen, in der Anschauung unmittelbar wohlgefallen. In Hinsicht des Stoffes, den der Humorist behandelt, erklärt er sich z. B. für etwas, was die übrige Welt tadelt; dagegen spricht er seinen Tadel über etwas aus, was die öffentliche Meinung lobt und billigt. Dies geschieht aber nicht deshalb von ihm, um der übrigen Welt, deren abweichendes Urtheil ihm völlig gleichgültig ist, zu widersprechen; seine aufgestellte Ansicht fließt nicht aus Eigensinn oder Rechthaberei, und nicht aus dem Bestreben, absichtlich etwas Sonderbares zu sagen, sondern aus der ihm ganz eigenthümlichen geistigen Richtung und Stimmung, die, je weiter sie von der gewöhnlichen Ansicht der Dinge abweicht, einen desto gebildetern und vielseitig geübten Geist ankündigt, der aber, indem er sich ausspricht, es selbst nicht zu ahnen scheint, wie sehr er von den herkömmlichen Meinungen und Formen abweicht. Wenn das Humoristische in dieser letztern Bezie-

Als Abel in ſeinem Blute lag und Adam bei dem Erſchlagenen ſtand und weinte; da trat der Cherub des Paradieſes zu dem Vater des Menſchengeſchlechts, und ſtellte ſchweigend ſich neben ihn, und ſeine Stirne war ernſt. Adam aber erhob ſein Angeſicht und ſprach: Iſt das ein Bild des Geſchlechts, das aus mir entſprießen wird? Und wird je wieder Bruderblut, von des Bruders Hand vergoſſen, die Erde beflecken? —

Der Cherub antwortete: Du ſagſt's! —

Ach! mit welchem Namen wird man denn die ſchreckliche That benennen? fragte Adam.

Mit einer Thräne im Auge antwortete der Himmliſche: Krieg! Da ſchauderte der Vater des Menſchengeſchlechts, ſeufzte und ſprach: Ach warum mußte denn der Edle und Gerechte von der Hand des Ungerechten fallen? —

Der Cherub verſtummte.

Adam aber fuhr fort in ſeinen Klagen und ſprach: Was bleibt mir nun in meinem Jammer auf der blutbefleckten Erde? —

Der Cherub antwortete und ſprach: Der Blick gen Himmel! — Darauf verſchwand er.

Adam aber ſtand bis nach Sonnenuntergang. Und als die Sterne aufgegangen waren; da breitete er ſeine Arme empor gegen Orion und den Wagen, und rief: O ihr glänzenden Wächter an den Thoren des Himmels, warum wandelt ihr ſo ſchweigend? Darf ein Sterblicher den Laut eurer Stimme vernehmen; o, ſo redet von dem Lande, das jenſeits iſt, und von Abel dem Geliebten! —

Da ward es noch ſtiller rings umher, und Adam warf ſich auf ſein Antlitz, und betete an. Und er vernahm in ſeinem Herzen ein leiſes Wort: Siehe, Abel dein Sohn lebet!

Da ging er getröstet von dannen, und seine Seele war still und voll Wehmuth.

61.

22) Das Humoristische.

Das Humoristische, das weder durch das Launichte, noch durch das Sonderbare erschöpfend verteutscht werden kann, und nie mit dem Launischen und Launenhaften verwechselt werden darf, ist ganz individuell, und kündigt sich in stylistischer Hinsicht unter dem ästhetisch vollendeten Ausdrucke gewisser eigenthümlicher, von Andern weit abweichender Ansichten, Meinungen, Urtheile und Grundsätze an, die aber, sowohl nach dem Stoffe, als nach der Form, unter welcher sie erscheinen, in der Anschauung unmittelbar wohlgefallen. In Hinsicht des Stoffes, den der Humorist behandelt, erklärt er sich z. B. für etwas, was die übrige Welt tadelt; dagegen spricht er seinen Tadel über etwas aus, was die öffentliche Meinung lobt und billigt. Dies geschieht aber nicht deshalb von ihm, um der übrigen Welt, deren abweichendes Urtheil ihm völlig gleichgültig ist, zu widersprechen; seine aufgestellte Ansicht fließt nicht aus Eigensinn oder Rechthaberei, und nicht aus dem Bestreben, absichtlich etwas Sonderbares zu sagen, sondern aus der ihm ganz eigenthümlichen geistigen Richtung und Stimmung, die, je weiter sie von der gewöhnlichen Ansicht der Dinge abweicht, einen desto gebildetern und vielseitig geübten Geist ankündigt, der aber, indem er sich ausspricht, es selbst nicht zu ahnen scheint, wie sehr er von den herkömmlichen Meinungen und Formen abweicht. Wenn das Humoristische in dieser letztern Bezie-

Als Abel in ſeinem Blute lag und Adam bei dem Erſchlagenen ſtand und weinte; da trat der Cherub des Paradieſes zu dem Vater des Menſchengeſchlechts, und ſtellte ſchweigend ſich neben ihn, und ſeine Stirne war ernſt. Adam aber erhob ſein Angeſicht und ſprach: Iſt das ein Bild des Geſchlechts, das aus mir entſprießen wird? Und wird je wieder Bruderblut, von des Bruders Hand vergoſſen, die Erde beflecken? —

Der Cherub antwortete: Du ſagſt's! —

Ach! mit welchem Namen wird man denn die ſchreckliche That benennen? fragte Adam.

Mit einer Thräne im Auge antwortete der Himmliſche: Krieg! Da ſchauderte der Vater des Menſchengeſchlechts, ſeufzte und ſprach: Ach warum mußte denn der Edle und Gerechte von der Hand des Ungerechten fallen? —

Der Cherub verſtummte.

Adam aber fuhr fort in ſeinen Klagen und ſprach: Was bleibt mir nun in meinem Jammer auf der blutbefleckten Erde? —

Der Cherub antwortete und ſprach: Der Blick gen Himmel! — Darauf verſchwand er.

Adam aber ſtand bis nach Sonnenuntergang. Und als die Sterne aufgegangen waren; da breitete er ſeine Arme empor gegen Orion und den Wagen, und rief: O ihr glänzenden Wächter an den Thoren des Himmels, warum wandelt ihr ſo ſchweigend? Darf ein Sterblicher den Laut eurer Stimme vernehmen; o, ſo redet von dem Lande, das jenſeits iſt, und von Abel dem Geliebten! —

Da ward es noch ſtiller rings umher, und Adam warf ſich auf ſein Antlitz, und betete an. Und er vernahm in ſeinem Herzen ein leiſes Wort: Siehe, Abel dein Sohn lebet!

Da ging er getröstet von dannen, und seine Seele war still und voll Wehmuth.

61.

22) Das Humoristische.

Das Humoristische, das weder durch das Launichte, noch durch das Sonderbare erschöpfend verteutscht werden kann, und nie mit dem Launischen und Launenhaften verwechselt werden darf, ist ganz individuell, und kündigt sich in stylistischer Hinsicht unter dem ästhetisch vollendeten Ausdrucke gewisser eigenthümlicher, von Andern weit abweichender Ansichten, Meinungen, Urtheile und Grundsätze an, die aber, sowohl nach dem Stoffe, als nach der Form, unter welcher sie erscheinen, in der Anschauung unmittelbar wohlgefallen. In Hinsicht des Stoffes, den der Humorist behandelt, erklärt er sich z. B. für etwas, was die übrige Welt tadelt; dagegen spricht er seinen Tadel über etwas aus, was die öffentliche Meinung lobt und billigt. Dies geschieht aber nicht deshalb von ihm, um der übrigen Welt, deren abweichendes Urtheil ihm völlig gleichgültig ist, zu widersprechen; seine aufgestellte Ansicht fließt nicht aus Eigensinn oder Rechthaberei, und nicht aus dem Bestreben, absichtlich etwas Sonderbares zu sagen, sondern aus der ihm ganz eigenthümlichen geistigen Richtung und Stimmung, die, je weiter sie von der gewöhnlichen Ansicht der Dinge abweicht, einen desto gebildetern und vielseitig geübten Geist ankündigt, der aber, indem er sich ausspricht, es selbst nicht zu ahnen scheint, wie sehr er von den herkömmlichen Meinungen und Formen abweicht. Wenn das Humoristische in dieser letztern Bezie-

hung theilweise an das Naive (§. 50.) anzustreifen scheint, das gleichfalls, sich selbst unbewußt, als solches sich ankündigt; so ist doch der Ausdruck des Humoristischen weit mannigfaltiger, als der des Naiven, weil das Humoristische keinen einzigen Kreis der menschlichen Erkenntniß und Bildung von sich ausschließt, und selbst in der Sprache der Kanzelberedsamkeit (z. B. bei Abraham a Sancta Clara, bei Sterne, Swift u. a.) angetroffen wird. Der Humorist gibt und äußert sich mit aller Unbefangenheit des Natürlichen, und mit Hinwegsetzung über die Formen der Convenienz, ob er gleich nicht selten dem Ernsthaften und Feierlichen einen Anstrich des Komischen, und dem Komischen und Lächerlichen einen Anstrich des Ernsthaften, Wichtigen und Feierlichen ertheilt. Man lacht deshalb auch nicht eigentlich über den Humoristen, weil er nicht Lachen erregen will, und seine Darstellung durchgehends den Charakter des Ernsthaften trägt; allein man findet Wohlgefallen an seiner völlig eigenthümlichen geistvollen, und in der Form zur Einheit verbundenen, Behandlung des Gegenstandes. — An sich liegt die Uebertreibung in der Schilderung des Gegenstandes nicht im Wesen des Humoristischen; doch wird allerdings eine schärfere Zeichnung desselben, und eine stärkere Farbengebung, als an sich nothwendig ist, nicht davon ausgeschlossen; nur daß beide auf der Grenzlinie des Schönen bleiben, und nicht in Grobheit, gesuchten Witz und Spielereien ausarten dürfen.

Beispiele.

a) von Abraham a S. Clara (sein Predigtabschnitt auf den Sonntag Estomihi, in s. Schrift:

Reimb dich, oder ich liß dich, Cölln, 1702. 4. S. 9).

Anno 1546 haben drei Musicanten zu Wien 42 Viertel Wein in einer Zeche ausgesoffen; das seynd Magen! Anno 1517, schreibt Theodoretus, hat ein besessener Mann in einem Tage 32 Kapaunen gessen, und sich noch beklagt, wie daß sein Magen so blöd sey, und der Appetit noch nicht ersättigt. Anno 1511 als Kaiser Maximilianus zu Augsburg einen Reichstag gehalten, ist ihm einer vorgestellt worden, welcher in Gegenwart des Kaisers ein ganzes rohes Kalb samt der Haut aufgezehrt, und trauete ihm noch wohl ein ganzes Lämmel anstatt des Confects zu essen. Das seynd Magen! Sabellicus schreibt, daß Kaiser Maximinus sey ein solcher Wampenvoigt gewest, daß er öfters in einem Täge so viel Pfund Fleisch gessen, und den Wein so unmäßig genossen, und darzu gesoffen, daß er dergestalt geschwitzet, daß man den Schweis mit einer goldnen Schale mußte auffangen, und er auf einmal über 6 Seidel geschwitzet. Das seynd Magen! Flavius Vopiscus schreibt, daß Aurelianus habe einen Hofschmarozer gehabt, dessen Namen war Phago, der hat bei der Tafel des Kaisers auf einmal ein ganzes wildes Schwein, und hundert Semmeln gessen, und seynd ihm durch einen Trichter drei Eimer Wein eingegossen worden. Das ist gar ein General-Saumagen. Wir haben einen Heiligen in unserem Orden, der da genennet wird der h. Guilielmus. Dieser, als er noch ein Herzog in Aquitania war, hat er auf einmal 5 Kapaunen, 5 Bändel Vögel, 5 Pfund Rindfleisch, samt anderm Zugemüß verzehret, und darzu 9, bisweilen auch gar 10 Viertel Wein getrunken. Das seynd Magen! Behüt mich Gott vor solchen Gästen! Viel gute Magen, viel gesunde Magen, viel starke Ma-

hung theilweise an das Naive (§. 50.) anzustreifen scheint, das gleichfalls, sich selbst unbewußt, als solches sich ankündigt; so ist doch der Ausdruck des Humoristischen weit mannigfaltiger, als der des Naiven, weil das Humoristische keinen einzigen Kreis der menschlichen Erkenntniß und Bildung von sich ausschließt, und selbst in der Sprache der Kanzelberedsamkeit (z. B. bei Abraham a Sancta Clara, bei Sterne, Swift u. a.) angetroffen wird. Der Humorist gibt und äußert sich mit aller Unbefangenheit des Natürlichen, und mit Hinwegsetzung über die Formen der Convenienz, ob er gleich nicht selten dem Ernsthaften und Feierlichen einen Anstrich des Komischen, und dem Komischen und Lächerlichen einen Anstrich des Ernsthaften, Wichtigen und Feierlichen ertheilt. Man lacht deshalb auch nicht eigentlich über den Humoristen, weil er nicht Lachen erregen will, und seine Darstellung durchgehends den Charakter des Ernsthaften trägt; allein man findet Wohlgefallen an seiner völlig eigenthümlichen geistvollen, und in der Form zur Einheit verbundenen, Behandlung des Gegenstandes. — An sich liegt die Uebertreibung in der Schilderung des Gegenstandes nicht im Wesen des Humoristischen; doch wird allerdings eine schärfere Zeichnung desselben, und eine stärkere Farbengebung, als an sich nothwendig ist, nicht davon ausgeschlossen; nur daß beide auf der Grenzlinie des Schönen bleiben, und nicht in Grobheit, gesuchten Witz und Spielereien ausarten dürfen.

Beispiele.

a) von Abraham a S. Clara (sein Predigtabschnitt auf den Sonntag Estomihi, in s. Schrift:

Reimb dich, oder ich liß dich, Cölln, 1702. 4. S. 9).'

Anno 1546 haben drei Musicanten zu Wien 42 Viertel Wein in einer Zeche ausgesoffen; das seynd Magen! Anno 1517, schreibt Theodoretus, hat ein besessener Mann in einem Tage 32 Kapaunen gessen, und sich noch beklagt, wie daß sein Magen so blöd sey, und der Appetit noch nicht ersättigt. Anno 1511 als Kaiser Maximilianus zu Augsburg einen Reichstag gehalten, ist ihm einer vorgestellt worden, welcher in Gegenwart des Kaisers ein ganzes rohes Kalb samt der Haut aufgezehrt, und trauete ihm noch wohl ein ganzes Lämmel anstatt des Confects zu essen. Das seynd Magen! Sabellicus schreibt, daß Kaiser Maximinus sey ein solcher Wampenvoigt gewest, daß er öfters in einem Täge so viel Pfund Fleisch gessen, und den Wein so unmäßig genossen, und darzu gesoffen, daß er dergestalt geschwitzet, daß man den Schweis mit einer goldnen Schale mußte auffangen, und er auf einmal über 6 Seidel geschwitzet. Das seynd Magen! Flavius Vopiscus schreibt, daß Aurelianus habe einen Hofschmarozer gehabt, dessen Namen war Phago, der hat bei der Tafel des Kaisers auf einmal ein ganzes wildes Schwein, und hundert Semmeln gessen, und seynd ihm durch einen Trichter drei Eimer Wein eingegossen worden. Das ist gar ein General-Saumagen. Wir haben einen Heiligen in unserem Orden, der da genennet wird der h. Guilielmus. Dieser, als er noch ein Herzog in Aquitania war, hat er auf einmal 5 Kapaunen, 5 Bändel Vögel, 5 Pfund Rindfleisch, samt anderm Zugemüß verzehret, und darzu 9, bisweilen auch gar 10 Viertel Wein getrunken. Das seynd Magen! Behüt mich Gott vor solchen Gästen! Viel gute Magen, viel gesunde Magen, viel starke Ma-

gen, viel kräftige Magen hat man allzeit gefunden, und findet man noch. Dagegen findet man wenig Magen, welche die geringſte Umbill, das winzigſte ungeſchliffene Wörtlein, die allerkleinſte Injurie können verkochen; ſondern es heißt gleich: Feuer im Dach, Burſche ins Gewehr. Aber ſeyd ihr Chriſten? Das habe ich noch nie geglaubt, und glaube es auch noch nie.

b) von Lorenz Sterne (oder Yorik); Bruchſtück aus ſ. aus dem Engliſchen überſetzten Predigten (Zürich, 1766. 8. Th. 1. S. 127). Das Thema des Verfaſſers iſt: Eine Beſchreibung des Trauerhauſes und des Trinkhauſes, über den Text: Prediger Sal. 7, 3.

„Es iſt beſſer, in das Klaghaus gehen, als in das Trinkhaus.“ Dies läugne ich; allein laſſet uns hören, was der weiſe Mann für Gründe anführt. Es iſt trauern beſſer, als lachen; ja für einen unſinnigen Orden von Karthäuſermönchen; allein nicht für Leute, die in der Welt leben müſſen. Zu welchem Ende glaubet ihr, daß Gott uns geſchaffen habe? Für die geſellſchaftlichen Vergnügungen der waſſerreichen Thäler, worein er uns geſetzt hat, oder für die dürren und ſchrecklichen Wüſten von Sierra Morena? Sind der traurigen Zufälle des Lebens und der verdrüßlichen Stunden, welche uns beſtändig überfallen, nicht ſchon genug; müſſen wir denſelben noch überdies nachgehen, gegen die Stimme unſers eigenen Herzens reden, und nach der Belehrung unſers Textes ſagen, daß ſie den freudigen Auftritten des Lebens vorzuziehen ſind? Hat uns das beſte Weſen in die Welt geſchickt, damit wir dieſelbe durchweinen, und uns das kurze und bereits genug

trübselige Leben noch unerträglicher und kürzer machen? Denken sie wohl, mein guter Prediger, daß der, welcher unendlich glücklich ist, uns unsere Vergnügungen mißgönne? Bemerkt doch, was für Anstalten der Urheber unsers Daseyns vorher gemacht hat, damit wir nicht traurig fortreisen; wie viele Ruheplätze, welche Kräfte und Fähigkeiten er uns gegeben hat, sie zu genießen; was für Dinge er in den Weg gelegt hat, uns Vergnügen zu machen!

c) von Jean Paul.

Die Schmerzen der unerhörten Liebe, und die Schmerzen der Ehescheidung, erinnern an die Zähne, welche weh thun, wenn sie kommen, und weh, wenn sie ausgezogen werden.

Die Luft ist nirgends so verdorben, als da, wo ihre Reinigkeit untersucht wird — von Strafpredigern und Chemikern.

So wie man auf Universitäten sich in alle Würden und in alle Erlaubniß zu lesen hinein disputiren muß; eben so haben die Staaten von jeher sich in alle Würden und Selbsterlaubnisse hinein geschossen und gehauen.

Was überkommt denn das gute arme Volk für Staatsehre, indeß hundert Bandmühlen für Ordensbänder im Gange sind? — So viel vor der Hand freilich noch nicht — muß man antworten — als ein Preisschaf und Preisrind in England; denn ein solches Thier wird mit dem Messer, und sogleich in Kupfer abgestochen, und kommt heftweise in Royalfolio heraus, mit Anzeige von dessen Gewicht und Fett; so daß das Vieh wieder als ein Wappenthier den Pachter, der es gemästet, vor dem ganzen Volke zu einem Preismenschen adelt und zu sich hinauf zieht. Indessen eine,

gen, viel kräftige Magen hat man allzeit gefunden, und findet man noch. Dagegen findet man wenig Magen, welche die geringſte Umbill, das winzigſte ungeſchliffene Wörtlein, die allerkleinſte Injurie können verkochen; ſondern es heißt gleich: Feuer im Dach, Burſche ins Gewehr. Aber ſeyd ihr Chriſten? Das habe ich noch nie geglaubt, und glaube es auch noch nie.

b) von Lorenz Sterne (oder Yorik); Bruchſtück aus ſ. aus dem Engliſchen überſetzten Predigten (Zürich, 1766. 8. Th. 1. S. 127). Das Thema des Verfaſſers iſt: Eine Beſchreibung des Trauerhauſes und des Trinkhauſes, über den Text: Prediger Sal. 7, 3.

„Es iſt beſſer, in das Klaghaus gehen, als in das Trinkhaus.“ Dies läugne ich; allein laſſet uns hören, was der weiſe Mann für Gründe anführt. Es iſt trauern beſſer, als lachen; ja für einen unſinnigen Orden von Karthäuſermönchen; allein nicht für Leute, die in der Welt leben müſſen. Zu welchem Ende glaubet ihr, daß Gott uns geſchaffen habe? Für die geſellſchaftlichen Vergnügungen der waſſerreichen Thäler, worein er uns geſetzt hat, oder für die dürren und ſchrecklichen Wüſten von Sierra Morena? Sind der traurigen Zufälle des Lebens und der verdrüßlichen Stunden, welche uns beſtändig überfallen, nicht ſchon genug; müſſen wir denſelben noch überdies nachgehen, gegen die Stimme unſers eigenen Herzens reden, und nach der Belehrung unſers Textes ſagen, daß ſie den freudigen Auftritten des Lebens vorzuziehen ſind? Hat uns das beſte Weſen in die Welt geſchickt, damit wir dieſelbe durchweinen, und uns das kurze und bereits genug

trübſelige Leben noch unerträglicher und kürzer machen? Denken ſie wohl, mein guter Prediger, daß der, welcher unendlich glücklich iſt, uns unſere Vergnügungen mißgönne? Bemerkt doch, was für Anſtalten der Urheber unſers Daſeyns vorher gemacht hat, damit wir nicht traurig fortreiſen; wie viele Ruheplätze, welche Kräfte und Fähigkeiten er uns gegeben hat, ſie zu genießen; was für Dinge er in den Weg gelegt hat, uns Vergnügen zu machen!

c) von Jean Paul.

Die Schmerzen der unerhörten Liebe, und die Schmerzen der Eheſcheidung, erinnern an die Zähne, welche weh thun, wenn ſie kommen, und weh, wenn ſie ausgezogen werden.

Die Luft iſt nirgends ſo verdorben, als da, wo ihre Reinigkeit unterſucht wird — von Strafpredigern und Chemikern.

So wie man auf Univerſitäten ſich in alle Würden und in alle Erlaubniß zu leſen hinein diſputiren muß; eben ſo haben die Staaten von jeher ſich in alle Würden und Selbſterlaubniſſe hinein geſchoſſen und gehauen.

Was überkommt denn das gute arme Volk für Staatsehre, indeß hundert Bandmühlen für Ordensbänder im Gange ſind? — So viel vor der Hand freilich noch nicht — muß man antworten — als ein Preisſchaf und Preisrind in England; denn ein ſolches Thier wird mit dem Meſſer, und ſogleich in Kupfer abgeſtochen, und kommt heftweiſe in Royalfolio heraus, mit Anzeige von deſſen Gewicht und Fett; ſo daß das Vieh wieder als ein Wappenthier den Pachter, der es gemäſtet, vor dem ganzen Volke zu einem Preismenſchen adelt und zu ſich hinauf zieht. Indeſſen eine,

gen, viel kräftige Magen hat man allzeit gefunden, und findet man noch. Dagegen findet man wenig Magen, welche die geringſte Umbill, das winzigſte ungeſchliffene Wörtlein, die allerkleinſte Injurie können verkochen; ſondern es heißt gleich: Feuer im Dach, Burſche ins Gewehr. Aber ſeyd ihr Chriſten? Das habe ich noch nie geglaubt, und glaube es auch noch nie.

b) von Lorenz Sterne (oder Yorik); Bruchſtück aus ſ. aus dem Engliſchen überſetzten Predigten (Zürich, 1766. 8. Th. 1. S. 127). Das Thema des Verfaſſers iſt: Eine Beſchreibung des Trauerhauſes und des Trinkhauſes, über den Text: Prediger Sal. 7, 3.

„Es iſt beſſer, in das Klaghaus gehen, als in das Trinkhaus.“ Dies läugne ich; allein laſſet uns hören, was der weiſe Mann für Gründe anführt. Es iſt trauern beſſer, als lachen; ja für einen unſinnigen Orden von Karthäuſermönchen; allein nicht für Leute, die in der Welt leben müſſen. Zu welchem Ende glaubet ihr, daß Gott uns geſchaffen habe? Für die geſellſchaftlichen Vergnügungen der waſſerreichen Thäler, worein er uns geſetzt hat, oder für die dürren und ſchrecklichen Wüſten von Sierra Morena? Sind der traurigen Zufälle des Lebens und der verdrüßlichen Stunden, welche uns beſtändig überfallen, nicht ſchon genug; müſſen wir denſelben noch überdies nachgehen, gegen die Stimme unſers eigenen Herzens reden, und nach der Belehrung unſers Textes ſagen, daß ſie den freudigen Auftritten des Lebens vorzuziehen ſind? Hat uns das beſte Weſen in die Welt geſchickt, damit wir dieſelbe durchweinen, und uns das kurze und bereits genug

trübselige Leben noch unerträglicher und kürzer machen? Denken sie wohl, mein guter Prediger, daß der, welcher unendlich glücklich ist, uns unsere Vergnügungen mißgönne? Bemerkt doch, was für Anstalten der Urheber unsers Daseyns vorher gemacht hat, damit wir nicht traurig fortreisen; wie viele Ruheplätze, welche Kräfte und Fähigkeiten er uns gegeben hat, sie zu genießen; was für Dinge er in den Weg gelegt hat, uns Vergnügen zu machen!

c) von Jean Paul.

Die Schmerzen der unerhörten Liebe, und die Schmerzen der Ehescheidung, erinnern an die Zähne, welche weh thun, wenn sie kommen, und weh, wenn sie ausgezogen werden.

Die Luft ist nirgends so verdorben, als da, wo ihre Reinigkeit untersucht wird — von Strafpredigern und Chemikern.

So wie man auf Universitäten sich in alle Würden und in alle Erlaubniß zu lesen hinein disputiren muß; eben so haben die Staaten von jeher sich in alle Würden und Selbsterlaubnisse hinein geschossen und gehauen.

Was überkommt denn das gute arme Volk für Staatsehre, indeß hundert Bandmühlen für Ordensbänder im Gange sind? — So viel vor der Hand freilich noch nicht — muß man antworten — als ein Preisschaf und Preisrind in England; denn ein solches Thier wird mit dem Messer, und sogleich in Kupfer abgestochen, und kommt heftweise in Royalfolio heraus, mit Anzeige von dessen Gewicht und Fett; so daß das Vieh wieder als ein Wappenthier den Pachter, der es gemästet, vor dem ganzen Volke zu einem Preismenschen adelt und zu sich hinauf zieht. Indessen eine,

aber kurze und ſpäte, Staatsehre erlebt das Volk, aber nur, wenn es ſtirbt, und in ſeinem Dorfe begraben wird. Wie Trajan kurz nach ſeinem Tode triumphirte (ſeine Statue ward als die Hauptperſon im Zuge getragen); oder wie Taſſo einen Tag vor ſeiner Krönung ſtarb; ſo ſtirbt der Bürger gewöhnlich einige Tage vor ſeiner Leichenpredigt, welche ihm von der Kanzel herab olympiſche Kränze und Ehrenſlinten und alle öffentliche Ehre zuwirft. Nur fällt der Erfolg und Vortheil der Ermunterung durch ein ſo ſpätes Beloben leider mehr in eine andere Welt, als in unſere.

62.

23) Das Scherzhafte.

Der Scherz beruht an ſich auf einer abſichtlichen Verſtellung, die dem, welcher ſcherzt, und dem, welchem der Scherz gilt, ein Gefühl der Luſt gewähren ſoll. Soll aber der Scherz als äſthetiſche Eigenſchaft wirken; ſo muß dieſes Gefühl der Luſt durch das Wohlgefallen an einer Form vermittelt werden, welche von der Einbildungskraft unter dem Bilde der Einheit aufgefaßt wird. Der Scherzende tritt, indem er einem in ihm aufgeregten Gefühle der Luſt folgt, aus ſeinem natürlichen und dem, mit welchem er ſcherzt, bekannten Charakter heraus, und durch einen angenommenen Ton den Andern, der dieſen Ton ſogleich nach dem, was er ſeyn ſoll, erkennt und verſteht, auf eine angenehme Weiſe für den Augenblick zu täuſchen. Nothwendig ſetzt dies zwiſchen den Scherzenden eine lange Bekanntſchaft und das Verhältniß der Vertraulichkeit voraus; deſſ- b beſeitigt auch der Ausdruck des Scherzes alle wöhnliche Formen der Convenienz. Der Scherz

kann theils in leichten — ästhetisch darstellbaren — Neckereien des Andern bestehen; theils kann der Scherzende sich selbst zum Gegenstande des Scherzes machen, um in dem Andern ein Gefühl der Lust zu bewirken. Die Hauptbedingung beim Scherze ist, daß der Andere die Absicht, ihn zu unterhalten, und ihm ein Vergnügen zu gewähren, sogleich erkenne; auch darf der Scherz an der Grenze des Schicklichen hinstreifen, doch ohne sie zu überschreiten; er darf schalkhaft und voller persönlicher Anspielungen, aber nicht unsittlich, — er soll übrigens wohlwollend, aber nicht egoistisch, nicht gemein und alltäglich seyn. Deshalb wird der Scherz des falschen Menschen, und wenn er noch so viel Witz enthielte, keine Lust bewirken, weil man die Ursache des Scherzes nicht auf eine natürliche Gutmüthigkeit zurück führen kann. Vielmehr muß zwischen den Scherzenden die stillschweigende Ueberzeugung statt finden, daß sie sich für unfähig halten, einander durch wahre Verstellung zu täuschen. Der Scherz verliert aber auch seine ästhetische Wirkung, sobald der Witz in demselben erkünstelt, gesucht, oder zu weit ausgedehnt wird; so wie man nie vergessen darf, daß es Zeitpuncte und Verhältnisse im Leben giebt, wo der Scherz durchaus am unrechten Orte seyn würde (in Augenblicken gefährlicher Krankheiten, erschütternder Unglücksfälle u. s. w.). — Der Scherz findet in der Sprache der Prosa zunächst seine Stelle in dem vertraulichen Briefe, und in der Sprache der Dichtkunst hauptsächlich im Lustspiele, und in den kleinen lyrischen Formen (z. B. im Madrigal, Triolet u. s. w.).

aber kurze und ſpäte, Staatsehre erlebt das Volk, aber nur, wenn es ſtirbt, und in ſeinem Dorfe begraben wird. Wie Trajan kurz nach ſeinem Tode triumphirte (ſeine Statue ward als die Hauptperſon im Zuge getragen); oder wie Taſſo einen Tag vor ſeiner Krönung ſtarb; ſo ſtirbt der Bürger gewöhnlich einige Tage vor ſeiner Leichenpredigt, welche ihm von der Kanzel herab olympiſche Kränze und Ehrenflinten und alle öffentliche Ehre zuwirft. Nur fällt der Erfolg und Vortheil der Ermunterung durch ein ſo ſpätes Beloben leider mehr in eine andere Welt, als in unſere.

62.

23) Das Scherzhafte.

Der Scherz beruht an ſich auf einer abſichtlichen Verſtellung, die dem, welcher ſcherzt, und dem, welchem der Scherz gilt, ein Gefühl der Luſt gewähren ſoll. Soll aber der Scherz als äſthetiſche Eigenſchaft wirken; ſo muß dieſes Gefühl der Luſt durch das Wohlgefallen an einer Form vermittelt werden, welche von der Einbildungskraft unter dem Bilde der Einheit aufgefaßt wird. Der Scherzende tritt, indem er einem in ihm aufgeregten Gefühle der Luſt folgt, aus ſeinem natürlichen und dem, mit welchem er ſcherzt, bekannten Charakter heraus, und durch einen angenommenen Ton den Andern, der dieſen Ton ſogleich nach dem, was er ſeyn ſoll, erkennt und verſteht, auf eine angenehme Weiſe für den Augenblick zu täuſchen. Nothwendig ſetzt dies zwiſchen den Scherzenden eine lange Bekanntſchaft und das Verhältniß der Vertraulichkeit voraus; deshalb beſeitigt auch der Ausdruck des Scherzes alle gewöhnliche Formen der Convenienz. Der Scherz

kann theils in leichten — ästhetisch darstellbaren — Neckereien des Andern bestehen; theils kann der Scherzende sich selbst zum Gegenstande des Scherzes machen, um in dem Andern ein Gefühl der Lust zu bewirken. Die Hauptbedingung beim Scherze ist, daß der Andere die Absicht, ihn zu unterhalten, und ihm ein Vergnügen zu gewähren, sogleich erkenne; auch darf der Scherz an der Grenze des Schicklichen hinstreifen, doch ohne sie zu überschreiten; er darf schalkhaft und voller persönlicher Anspielungen, aber nicht unsittlich, — er soll übrigens wohlwollend, aber nicht egoistisch, nicht gemein und alltäglich seyn. Deshalb wird der Scherz des falschen Menschen, und wenn er noch so viel Witz enthielte, keine Lust bewirken, weil man die Ursache des Scherzes nicht auf eine natürliche Gutmüthigkeit zurück führen kann. Vielmehr muß zwischen den Scherzenden die stillschweigende Ueberzeugung statt finden, daß sie sich für unfähig halten, einander durch wahre Verstellung zu täuschen. Der Scherz verliert aber auch seine ästhetische Wirkung, sobald der Witz in demselben erkünstelt, gesucht, oder zu weit ausgedehnt wird; so wie man nie vergessen darf, daß es Zeitpuncte und Verhältnisse im Leben giebt, wo der Scherz durchaus am unrechten Orte seyn würde (in Augenblicken gefährlicher Krankheiten, erschütternder Unglücksfälle u. s. w.). — Der Scherz findet in der Sprache der Prosa zunächst seine Stelle in dem vertraulichen Briefe, und in der Sprache der Dichtkunst hauptsächlich im Lustspiele, und in den kleinen lyrischen Formen (z. B. im Madrigal, Triolet u. s. w.).

Beiſpiele.

a) Brief von Rabener an Gellert; Dresden vom 19. Jan. 1756 (abgekürzt).

Liebſter Gellert. Ich habe mit gutem Vorbedachte auf Ihren Brief vom 5. Nov. nicht eher antworten wollen, um den größten Theil Ihrer traurigen Monate vorbei gehen zu laſſen. Ich befürchtete, zu viel zu verlieren, wenn Sie mein Brief in einer trüben Stunde finden ſollte. Ich bin immer aufgeräumt, aber nicht immer geſchickt, an meine Freunde aufgeräumt zu ſchreiben. Ueberhaupt werde ich es gar bald verlernen, an meine Freunde zu ſchreiben, da keiner an mich ſchreibt. — So viel kann ich Ihnen zugleich ſagen, daß ich erſt vorgeſtern mit den Arbeiten zu Stande gekommen bin, die ſeit der Michaelismeſſe auf mir gelegen haben. Da ſehen ſie Ihren alten geſchäftigen Freund, welcher demungeachtet mitten unter ſo vielen Frohnen geſund, vergnügt, und mit der ganzen Welt zufrieden, und verwegen genug geweſen iſt, jetzt erſt engliſch zu lernen. Wie gefällt Ihnen meine Pedanterei? Wahrhaftig engliſch lerne ich, und lerne ſeit Michael ohne Anführer, und kann davon ſchon ſo viel, als keiner von unſern Kaſtraten, und ſpreche es wirklich bereits faſt ſo gut, wie ein Wallfiſch. Denken Sie aber ja nicht, daß mich mein Steuerjoch und meine Bücher ganz von meinem Vergnügen abhalten. Ich gehe fleißig in die Oper, auch wohl manchmal auf Bälle, und ich ſtehe Ihnen nicht dafür, daß ich nicht heute auf die Redoute komme. Ich beſuche meine Freunde, und hübſche Mädchen in Familien, von denen man Ehre hat; und im Sommer ſind wenigſtens zwei Stunden vom Tage mein, an denen ich in unſern himmliſchen Gegenden ſpazieren gehe. Bin ich nicht recht glücklich, lieber Gellert? Würde ich es wohl mehr

ſeyn, wenn ich ein Weib hätte? — Der Beifall meiner Landsleute und der Fremden trägt vielleicht zu meiner Heiterkeit etwas bei; aber ich verlaſſe mich darauf mehr nicht, als ſich ein vernünftiges Frauenzimmer auf ihre Schönheit verläßt, die vielen gleichgültig, vielen zweideutig, und überhaupt ſehr flüchtig und vergänglich iſt. Es werden Tage kommen, wo wir beide vergeſſen ſind, und in denen wir höchſtens darum noch genannt werden, weil wir gelebt haben. Der fließende Herr Gellert und der ſpitzige Herr Rabener, wird es heißen, haben hie und da ganz artige Gedanken gehabt, und die wenigen Bogen, die von ihren vermuthlich gar weitläufigen Werken noch übrig ſind, verrathen einigen Geſchmack, ſo gut man ihn von den unaufgeklärten Zeiten, in denen ſie gelebt haben, erwarten kann. — Wie gefällt Ihnen dieſes Stückchen aus der Nachwelt, mein lieber Gellert? Ich bin gelaſſen dabei, wenn die Nachwelt nur erfährt, daß Sie mein Freund geweſen ſind. Will die undankbare Nachwelt meine Schriften nicht leſen; ſo ſoll ſie doch meine allergnädigſten Befehle leſen, durch die ich mich als Steuerſecretair verewige, wie ich mich dadurch, und nicht durch den Witz, ernähre. — Leben Sie wohl. Ich liebe Sie ewig. Sind Sie mit dieſem Briefe zufrieden? Mich dünkt, er iſt ein ſehr langes freundſchaftliches Gewäſche. Noch einmal, leben Sie wohl.

b) Die Haſelſträuche, von Chſtn. Felix Weiße.

Heil euch, verwachsnen Haſelſträuchen!
Wie ſehr liebt euch die Jugend nicht!
In eure Schatten ſeh' ich manchen Schäfer ſchleichen
Mit ſeiner Schäferin, ſobald die Sonne ſticht.

Warum denn schleichen sie hinein? —
Es wird des Schattens wegen seyn.

Heil euch, fruchtbaren Haselsträuchen!
Auch wann die Sonne nicht mehr sticht,
Im Herbst seh' ich sehr oft den Schäfer zu euch schleichen
Mit seiner Schäferin: des Schattens wegen nicht;
Warum denn schleichen sie hinein?
Es wird der Nüsse wegen seyn.

63.

24) Das Lächerliche und Komische.

Nur das, was Lachen erregt oder zu erregen vermag, kann lächerlich seyn. Deshalb kann auch nur der Mensch belacht werden, weil nur er zu lachen vermag. Denn finden wir eine Erscheinung in der Thierwelt lächerlich; so geschieht es blos nach einer vergegenwärtigten Aehnlichkeit aus dem Kreise der Menschheit. (Dies ist der Fall mit dem Spiele des Affen, wenn er die Menschen nachahmt; mit dem Lachen der Lachtauben, mit dem Sprechen des Papagai's, des Staars u. s. w.) An dem Menschen können aber blos die Verirrungen seines Verstandes und seines Geschmackes als lächerlich dargestellt werden, inwiefern diese in seinen Handlungen vorliegen. Lächerlich sind die Unreife, die Einseitigkeit, die Beschränktheit seiner Ansichten, Meinungen und Urtheile; lächerlich die Schiefheiten in seiner Kleidung, in seinem Betragen, und die Schwächen in seiner gesellschaftlichen Ankündigung (z. B. das Verliebtseyn im Alter, das Eingebildetseyn auf gewisse äußere Abzeichen, der Hochmuth auf Schönheit, Rang, Geld u. s. w.). Allein körperliche unverschuldete Gebrechen können so wenig,

wie sittliche Fehler lächerlich seyn; wenigstens müßten die letztern mit intellectuellen Thorheiten in Verbindung stehen. Nie ist der Dieb, der Verläumder, der Mörder u. s. w. lächerlich; auch kann er nie, als solcher, ästhetisch lächerlich dargestellt werden. Denn sind sittliche Verirrungen, als individuelle Ankündigungen oder erfahrungsmäßige Thatsachen, ästhetisch darstellbar; so fallen sie nicht dem Gebiete des Lächerlichen, sondern der Satyre zu. Selbst diejenigen intellectuellen Verirrungen, welche mit ihren nachtheiligen Folgen in die sittliche Ordnung der Dinge eingreifen, und nicht blos als Beschränktheit geistiger Kräfte sich ankündigen, gehören mehr zur Satyre, als zum Lächerlichen; denn es giebt keinen lächerlichen Bösewicht.

Die Darstellung des Lächerlichen beruht daher auf einer lebhaften, und ein reines Wohlgefallen in der Anschauung erregenden, Darstellung irgend eines Widersinnigen, Zweck- und Verhältnißwidrigen in der äußern Ankündigung des Menschen, so weit dasselbe nicht aus körperlichen Unvollkommenheiten, und nicht aus sittlicher Verirrung stammt. Der Grund des Wohlgefallens am Lächerlichen liegt aber zunächst in der zur ästhetischen Einheit verbundenen Darstellung des lächerlichen Gegenstandes, wodurch in unserm Gefühlsvermögen das Bewußtseyn eines Uebergewichts über denselben, und mit diesem Bewußtseyn ein reines Gefühl der Lust angeregt wird.

Im Gegensatze des Lächerlichen beruht das Komische darauf, daß es zwar auch, wie das Lächerliche, ein unmittelbares Wohlgefallen an der ästhetischen Einheit der Form und ein Gefühl der Lust darüber vermittelt, daß aber diesem Gefühle der Lust

kein gefühltes Uebergewicht über den dargeſtellten Gegenſtand ſich vergeſellſchaftet. Mag daher der Stoff des Komiſchen derſelbe ſeyn, wie im Lächerlichen; ſo wird doch durch die Behandlung der äſthetiſchen Form eine andere Stimmung in unſerm Gefühlsvermögen beim Komiſchen, als beim Lächerlichen, hervorgebracht. So erſcheint im Komiſchen das Unvollkommene, Geſchmackloſe, Einſeitige und Thörichte in Angewöhnungen, Meinungen und Schwächen als Gegenſtand des unmittelbaren Wohlgefallens an demſelben, ohne daß dadurch ein Uebergewicht über den belachten Gegenſtand in uns angeregt, ſondern nur der Abſtand von einer Idee der Vernunft (dem Schicklichen, dem Vorurtheilsfreien u. ſ. w.) vergegenwärtiget wird. (Lächerlich erſcheint uns der getäuſchte bejahrte Verliebte, der Eiferſüchtige; komiſch hingegen der Neugierige, Phlegmatiſche u. ſ. w.) — Ob nun gleich das Lächerliche und Komiſche eben ſo in der Proſa, wie in den verſchiedenſten Formen der Dichtkunſt (am ſeltenſten in der Sprache der Beredſamkeit) verſinnlicht werden kann; ſo iſt doch unter allen Formen der Dichtkunſt das Luſtſpiel der eigentliche und unmittelbare Kreis für die Darſtellung des Lächerlichen und Komiſchen vom Ariſtophanes an bis herab auf Kotzebue. — Nicht ohne Grund wird das Komiſche in das höhere und niedere eingetheilt. Das höhere Komiſche erſcheint in der Darſtellung mit einem Anſtriche von Feinheit, und mit einer ſorgfältig berechneten Haltung des Gegenſtandes für den gebildeten Geſchmack; in dem niedern Komiſchen hingegen fehlt es nicht an ſchärfern und gröbern Aeußerungen, welche zwar auch Lachen erregen, aber nicht ſelten auf der äußerſten Grenze

des ästhetischen Schönen erscheinen, und bisweilen sogar gegen das wahrhaft Schöne verstoßen. — Wird das Lächerliche so ins Uebertriebene (Groteske) gezeichnet, daß durch die Darstellung desselben die Gedenkbarkeit einer solchen Erscheinung von der wirklichen Welt ausgeschlossen und die Ungereimtheit gleichsam idealisirt wird; so nennt man die ästhetische Form Karikatur.

Beispiel.

Bruchstück aus dem Renommisten, einem komischen Heldengedichte, von Fr. Wilh. Zachariä.

Den Helden singt mein Lied, den Degen, Muth und Schlacht
In Jena fürchterlich, in Leipzig frech gemacht,
Der oft im Zorn allein ein ganzes Heer bekriegte,
Als Held aus Jena ging, doch nicht in Leipzig siegte.
Des Phöbus Wagen lief den Sonnenweg herab.
Mit Keichen stolperte der Pferde müder Trab,
Als auf dem müden Gaul ein Jenischer Student
Im stolpernden Galopp durch bunte Wiesen rennt,
Und oft voll innrer Angst, die nie Philistern traute,
Zurück nach Gläubigern, die folgen könnten, schaute.
Es war ein Renommist und Raufbold hieß der Held;
Er floh als Märtyrer aus seiner Jenschen Welt.
Dort war sein hohes Amt, ein großes Schwert zu tragen,
Oft für die Freiheit sich auf offnem Markt zu schlagen,
Zu singen öffentlich, zu saufen Tag und Nacht,
Und Ausfäll' oft zu thun auf armer Schnurren Wacht!
Als Hospes war er oft des Bacchus erster Priester,
Und ein gebohrner Feind vom Fuchs und vom Philister.
Er prügelte die Magd, betrog der Gläubger List.

Bezahlen mußte nie ein wahrer Renommiſt.
Vergebens lockten ihn die angenehmen Muſen,
Ein krieg'riſch Feuer brannt' in ſeinem wilden Buſen;
Zum Korporal gemacht, und nicht zum Muſenſohn,
Sprach er den Grazien und Wiſſenſchaften Hohn.
Nachdem ſein ſtarker Arm den kühnſten Streich vollführet,
Traf ihn des Bannes Stral, und er ward relegiret.
O Jena (ruft er aus), bald werd' ich nicht mehr ſeyn;
Bald wird der feige Fuchs ſich meines Falles freun!
Bald wird man auf dem Markt nicht mehr mich brüllen hören!
Kein Wetzen mehr von mir wird eure Ruhe ſtören,
Philiſter! — Welch ein Schlag! die Freiheit iſt dahin,
Dein Anſehn, Jena, fällt, da ich nun nicht mehr bin!
Er ſagts, ſpringt auf ſein Pferd; und zwanzig Creditoren
Sahn ihn zu ſpät entflohn, und ihren Raub verloren.
Es war ein Jeniſch Pferd, es flog mehr, als es lief.
Ihm war kein Berg zu hoch, kein Graben war zu tief,
Es ſprengt ihn muthig durch; im Laufen und im Setzen
Erfüllt es Wink und Ruf, dem Reiter zum Ergötzen.
Es hieß Kalmuck, und ward in Jena ſehr verehrt.
Es nährte ſich auch nicht, wie ein gemeines Pferd,
Mit Hafer und mit Heu; nach ſeinem ſchnellen Laufen
Verlangt' es Bier und Brod, und konnte Brantwein ſaufen.
Den Raufbold trug zum Hecht Kalmucks geſchwinder Lauf,
Ein eignes Zimmer nahm den wilden Fremdling auf.
Er ſetzte ſich, und warf mit grimmiger Gebärde
Den Degen auf den Tiſch, die Handſchuh auf die Erde.
Armſel'ger, rief er aus, in Leipzig biſt du nun?
Ja hier, wo alles ruht, wird auch dein Degen ruhn!
Wer wird dich Renommiſt allhier zu nennen wagen,
Hier, wo man faſt nicht weiß, daß Burſche Degen tragen?

O, wie beſeufz' ich nicht mein widriges Geſchick,
Denk' ich, mein Jena, noch an deine Luſt zurück!
O Schickſal! wär' es doch dein mir geneigter Wille!
Doch Schnurren, doch Pedell — hier ſchwieg er plötzlich ſtille,
Und warf ſein ſchweres Haupt in ſeine tapfre Hand.
Die ſtarren Augen ſahn verwirret nach der Wand;
Der Hut, den er ergrimmt tief in die Augen rückte,
Verrieth des Kummers Laſt, der ihn im Herzen drückte.
Drauf greift er mit der Hand an den geſchärften Stahl,
Der auf dem Tiſche lag, zieht ihn, und wetzt dreimal.
Aus dem zerritzten Gips ſchlug funkenreicher Schimmer,
Und wütend ſchleudert er ihn in das öde Zimmer.
Indem tritt voller Furcht die Jungemagd herein;
Ihr Angeſicht erblaßt bei ſeines Degens Schein.
Befehlen Sie etwas? — Er ſprach mit wilden Mienen:
Kennſt du die Krone wohl? — Sie ſagt, mein Herr, zu dienen.
So geh dahin, fuhr er mit rauhem Baſſe fort,
Und bringe dies Billet an den beſtimmten Ort.
Allein du ſollſt durchaus nicht meinen Namen ſagen;
Ich bin incognito! Sey ſtumm bei ihren Fragen.
An drei Jenenſer war die Einladung gerichtet,
Sie waren alle drei als Brüder ihm verpflichtet.
Dies Kleeblatt, welches er auf Schulen ſchon gekannt,
Verknüpft' in Jena noch ein feſters Freundſchaftsband.
Sie waren ſeines Ruhms und ſeines Glücks Achaten,
Berühmt, wie er, durch Bier und Renommiſtenthaten,
Auch relegirt wie er, noch immer roh und wild,
Und auch in Leipzig noch der Jenſchen Freiheit Bild.
Wer ſich nur unterſtand ſie kühnlich anzublicken,
Den drohte ſchon voll Wuth ihr Auge zu zerſtücken.
In Jenſcher Lebensart traf ſie das Mädchen an.
Sie opferten mit Schrein dem Bacchus und Vulcan,

Und ſaßen hoch und ſtolz, gleich unterird'ſchen Göttern,
Bei einer Fluth von Bier, in Wolken und in Wettern.
Ein jeder las erſtaunt, und jeder fragt' und rieth,
Was für ein Fremder ſie noch nach dem Hecht beſchied;
Allein des Schickſals Buch blieb unerklärt verſchloſſen.
Sie warfen alle ſich, halbtaumelnd und verdroſſen,
In ihren Oberrock, und eilten in den Hecht.
Die Stubenthür ging auf. Wie? Bruder, ſeh' ich recht?
Es drückt ſich Mund auf Mund, es raſſelt Bart an Bart,
Und jeder ſteht erſtaunt ob ſeiner Gegenwart.
Kerl, ſprach zuletzt von Torf, wie kommſt du angezogen?
Die Manichäer ſind gewiß von dir betrogen?
Doch ſage mir, warum liegt alles um dich her?
Warum der Degen bloß? was ſoll dies Mordgewehr?
Er ſchwieg, und Raufbold ſprach: Laßt euch zuſammen nieder.
Sie thatens, er fuhr fort: Ihr wißt es, werthen Brüder,
Wie oft mein muth'ger Arm für Jena ſich gewagt,
Wie oft die Schnurren euch, wie oft ich ſie gejagt;
Ihr wißt, wie ſorgſam ich für unſre Freiheit wachte,
Wenn ſie ein neu Edict uns zu entreißen dachte;
Dafür hab' ich den Lohn. Ja — ich bin relegirt!
Warum? weil ich mein Amt mit Ehr' und Ruhm geführt.
Dreimal hatt' ich mich ſchon auf offnem Markt geſchlagen,
Und dreimal hatt' ich auch den Sieg davon getragen.
Kein andrer war, wie ich, im Stoß und Hieb ſo ſchnell.
Da kommt Beelzebub im ſchielichten Pedell;
Man forderte mich vor, ich mußte hölliſch ſchwitzen;
Ich bot zwölf Thaler an; nichts konnte mich beſchützen;
Ich ſollt' und mußte fort. Gleich ward mein Pferd beſtellt,
Und die Philiſter ſind von mir verflucht geprellt.
Nun bin ich, wie ihr ſeht, in dieſes Neſt gekommen,
Und habe mit Verdruß den dummen Weg genommen.

Allein was war zu thun; ihr waret alle hier!
Bleib ich nun, oder nicht? Sagt, Kerls, was rathet ihr?
Da ward ein mächt'ger Streit; es folgte Wort auf Wort.
Der eine ſprach: Bleib hier; der andere ſprach: Zieh fort.
Doch Raufbold ſelber war ſchon insgeheim entſchloſſen,
Aus Leipzig nicht zu gehn, bis er es recht genoſſen. —

64.

25) Das Satyriſche.

Das Satyriſche, als äſthetiſche Eigenſchaft, verſinnlicht unter der Einheit einer vollendeten ſtyliſtiſchen Form den Kontraſt zwiſchen der wirklichen und idealiſchen Welt in intellectueller, beſonders aber in ſittlicher Hinſicht, und vermittelt dadurch das gemiſchte Gefühl der Luſt und der Unluſt, das ſich zuletzt in ein reines Gefühl der Luſt auflöſet. Denn ſo wie die äſthetiſche Vergegenwärtigung des Ideals ein unmittelbares Gefühl der Luſt bewirkt; ſo wird gleichzeitig, durch die Darſtellung des Gegenſatzes der Unvollkommenheiten und Gebrechen der Wirklichkeit gegen das Ideal, ein Gefühl der Unluſt hervorgebracht, ſo daß beide Gefühle gegen einander anwogen, bis zuletzt der Sieg des Ideals über die Wirklichkeit in der äſthetiſch vollendeten Form auch das Uebergewicht des Gefühls der Luſt über das Gefühl der Unluſt erzeugt. — Das Ideal ſittlicher Vollkommenheit iſt das höchſte, nach welchem endliche Weſen ſtreben können. Gegen dieſes Ideal bilden die unzähligen Verirrungen in der Welt der Freiheit den ſchreiendſten Gegenſatz. Dieſer Gegenſatz kann aber nur dadurch äſthetiſch darſtellbar werden, daß er, innerhalb der Darſtellung, zugleich mit dem Ideale verſinnlicht und

an dieſes, nach ſeinem Abſtande von demſelben, gehalten wird, weil die Unvollkommenheiten und Gebrechen der wirklichen Welt, an ſich betrachtet, des äſthetiſchen Charakters ermangeln. Deshalb wird auch in dem angeregten gemiſchten Gefühle der Luſt und Unluſt das Gefühl der Luſt um ſo ſtärker ſich ankündigen, als das Ideal ſelbſt über der Wirklichkeit ſtehet, und das Satyriſche nur inſofern äſthetiſch wirket, als der verſinnlichte Gegenſatz der Wirklichkeit gegen das Ideal, als Stoff, äſthetiſch darſtellbar, und, nach der Form, zur äſthetiſchen Einheit durchgebildet worden iſt. Aus dieſem erhellt, theils daß das Pasquill, als perſönliche Schmähſchrift, nie in den Kreis des Satyriſchen gehören, und nie als äſthetiſche Darſtellung erſcheinen kann; theils daß das Satyriſche, nach ſeinem Stoffe, vom Humoriſtiſchen, Scherzhaften und Lächerlichen weſentlich verſchieden iſt, weil dieſen nicht die Verſinnlichung des Gegenſatzes der Wirklichkeit gegen das Ideal zukommt. — Der wahre Satyriker enthält ſich daher aller Perſönlichkeit, wenn er gleich auf wirkliche oder erdichtete Thatſachen anſpielt; er will das verletzte Ideal an den entarteten Individuen ſeiner Gattung rächen, und erſcheint daher als Repräſentant der Menſchheit, als Repräſentant des bedrohten oder verletzten Wahren, Schönen und Guten. Er ſtellt die Wirklichkeit, als Mangel, dem Ideale als dem höchſten Strebepuncte der Vollendung gegen über, und verſinnlicht den Kontraſt zwiſchen beiden. Deshalb darf auch in der verſpottenden Satyre nie das gemein werden, was, als Ideal, weit über der Wirklichkeit ſteht, obgleich auch der Satyre keinesweges der Stachel fehlen darf, weil die blos wollende,

und nicht könnende Satyre der äſthetiſchen Vollendung ermangelt und ihres Zweckes verfehlt.

Beiſpiele.

a) Von unnützem Studieren (etwas abgekürzt), aus Sebaſt. Brants Narrenſchiff (Ausgabe von 1553. 12. S. 36).

Der Studenten ich auch nicht feir,
Sie habn die Kappen vor zu steur;
Wenn ſie allein die ſtreifen an,
Den Zipfel mag wohl naher gan.
Denn ſo ſie ſollten faſt ſtudieren,
So gehn ſie lieber bubelieren.
Die Jugend acht all Kunſt ſo klein,
Sie lernen lieber jetzt allein
Das unnütz und nicht fruchtbar iſt,
Das ſelbſt den Meiſtern auch gebriſt (gebricht),
Daß ſie der rechten Kunſt nicht achten,
Unnütz Geſchwätz allein betrachten.
Damit ſo geht die Jugend hin,
So ſeynd wir zu Leipzig, Erfurt, Wien,
Zu Heidelberg, Mainz, Baſel geſtanden;
Kamen zuletzt doch heim mit Schanden.
Das Geld iſt verzehret do,
Der Truckerey ſeynd wir denn froh,
Und daß man lernt auftragen Wein,
Daraus wird denn ein Hänſelein.
So iſt das Geld gelegt wol an.
Studentenkapp will Schellen han.

b) Bruchſtück aus der „Naturgeſchichte des Eſels" (achte Vorleſung aus T. H. Frie-

drich's ſatyriſchem Feldzuge, 1. Band, S. 265 f. Berl. 1814. 12.).

Hochzuehrende Herren! Es giebt vielleicht keine größere Thorheit als die, gegen die Thorheit, die Dummheit und das Laſter mit den Waffen des Spottes zu Felde zu ziehen. Denn man fordert entweder die halbe Welt in die Schranken, weil die halbe Welt zur Fahne dieſer hohen Allirten geſchworen hat, oder man iſt ein wahrer Prediger in der Wüſte. Dieſe Betrachtung hat den Entſchluß in mir zur Reife gebracht, die ſatyriſche Laufbahn zu verlaſſen, mit den Narren, Dummköpfen und Schurken einen Waffenſtillſtand zu ſchließen, mich einzig und allein mit der Betrachtung der unverfälſchten Werke Gottes zu beſchäftigen, und Ihnen meine Betrachtungen und Entdeckungen im Reiche der Natur, beſonders im Thierreiche, mitzutheilen.

Ich fange mit der Naturgeſchichte des Eſels an; denn billiger Weiſe gebührt dem Eſel auch in der Naturgeſchichte derſelbe Vorrang, der ihm nicht ſelten in der bürgerlichen Geſellſchaft zugeſtanden wird, und es braucht in der That nur wenig Eſelskenntniß, um die Erfahrung zu machen, daß Er es iſt, welcher in mancher Verſammlung den Vorſitz, in manchem Collegium den Vortrag, in mancher Audienz den Vortritt, und bei mancher Wahl den Vorzug hat.

Laſſen Sie uns mit einigen allgemeinen Betrachtungen über den Eſel den Anfang machen. Das Geſchlecht derer von Eſel iſt eins der älteſten und ausgebreitetſten in der Welt. Denn überall ſtößt man auf Mitglieder deſſelben. Sie gedeihen in jedem Himmelsſtriche, und es iſt offenbar ein Vorurtheil, wenn man behauptet, daß ſie in den nördlichen Ländern kleiner und unanſehnlicher ſeyen, als in den ſüdlichen. Schon Ariſtoteles

war der seltsamen Meinung, daß das kalte Klima entweder die Fortpflanzung des Esels hindere, oder seine Ausartung befördere. Er bezieht sich deshalb auf die kleinen Esel in Illyrien, Thracien und Epirus. Hätte er um ein paar Jahrtausende später gelebt; so würde er, sogar in unserm Vaterlande, stattliche, ansehnliche und ausgewachsene Esel in Menge gefunden haben, die fünf, ja zuweilen sechs Fuß und drüber messen. Andere Naturforscher, besonders Linné, stellen die Behauptung auf, daß die Esel in den mitternächtlichen Ländern Europa's Emigranten des Südens, und ursprünglich aus Arabien über Aegypten, Griechenland und Italien eingewandert seyen. Ob dies mit den schwedischen Eseln der Fall sey, auf welche Linné namentlich sich bezieht, lasse ich dahin gestellt seyn. Daß es aber in unserm Vaterlande Esel von uralter teutscher Race giebt, wird Niemand, ohne sich an seiner Familie zu versündigen, in Zweifel ziehen.

Nach diesen genealogischen Betrachtungen lassen Sie uns nun zuerst die körperliche Beschaffenheit und die äußern charakteristischen Kennzeichen desselben behandeln, und dann zu seinen innern Naturanlagen, Gemüthseigenschaften, Tugenden und Lastern übergehen.

Fast alle Naturhistoriker beschreiben uns den Esel als ein vierfüßiges, mit langen Ohren begabtes, und gewöhnlich in Grau gekleidetes Thier. Man braucht sich jedoch wenig unter den Eseln umgesehen zu haben, um überzeugt zu seyn, daß weder die vier Füße, noch die graue Farbe, und die langen Ohren Merkmale sind, welche jeden Esel zu erkennen geben.

Andere wollen den Esel an seinem Geschrei erkennen, welches ungefähr wie Ya lautet. Es ist nun zwar richtig, daß es Esel in Menge giebt, die keine andere Stimme haben, als Ya oder Ja, und deshalb scherzhafterweise Jaherren genannt werden; aber es giebt

auch Eſel, die immer auf der Oppoſitionsbank ſitzen, und deren Stimme jederzeit wie Nein, nein! lautet. Dieſe möchte man doch nicht gern von der Familie ausſchließen. Mit Einem Worte: alle Beobachtungen, die man über dieſes intereſſante Thier angeſtellt hat, gewähren die Ueberzeugung, daß ſich über ſeine äußern Kennzeichen nichts beſtimmtes feſtſetzen läßt, weil es in den verſchiedenſten Geſtalten umherwandelt, in allen Zungen ſpricht und in alle Farben ſpielt. Selbſt die körperliche Haltung und der äußere Anſtand geben ihn nicht immer zu erkennen. Denn wenn es gleich richtig iſt, daß die meiſten Eſel mit geſenktem Haupte und demüthigem Antlitze ihren phlegmatiſchen Eſelstritt meſſen; ſo giebt es doch auch Eſel genug, die die Schnauze ſehr hoch tragen, und gar hochtrabend und gravitätiſch einherſtolzieren.

Gehen wir daher zu den Gemüthsanlagen, Tugenden und Geiſtesfähigkeiten des Eſels über.

Der Eſel wird uns gewöhnlich als ein demüthiges, geduldiges und genügſames Thier geſchildert. Was die beiden erſten Eigenſchaften betrifft; ſo ſind ſie offenbar an ihm zu bewundern. Eſelsdemuth und Eſelsgeduld ſind zum Sprüchworte geworden. Die erſtere giebt er durch eine ehrfurchtsvolle Unterwürfigkeit und Devotion gegen ſeinen Treiber, die letztere aber durch ſtandhafte Erduldung der Prügel, Schläge und Fußtritte zu erkennen, die der Treiber ihm reichlich zutheilt, und durch ſtoiſches Tragen des Joches und der Laſten, die er ihm auflegt. Wenn er über die Gebühr beladen wird; ſo verräth er ſeinen Mißmuth nur durch Kopf- und Ohrhängen, und wenn er zu arg gequält wird, nur durch Naſenrümpfen, wodurch er, wie Buffon behauptet, ein ſehr ſpöttiſches Anſehen bekommt. — Was die Genügſamkeit des Eſels betrifft; ſo iſt ſie allerdings zu loben. Denn es iſt bekannt, daß er ſich oft mit Diſteln und

einer Hand voll Heu, ja mit dem schlechtesten Futter begnügt, welches ihm von seinem Herrn zugeworfen wird. Es giebt aber auch ungenügsame Esel, welche einen so zärtlichen und verwöhnten Gaumen haben, daß sie nur durch Leckerbissen aller Art, durch Austern, Fasanen und Pfauenzungen befriedigt werden können, und noch dazu dergestalt gefräßig sind, daß sie denen, die mit ihnen an Einer Krippe stehen, das Futter vor der Nase wegfressen.

Gehen wir nun zu den Geistesanlagen des Esels über. Es ist eine allgemeine Klage, daß der Esel eines der dümmsten Thiere sey. Ohne dem Respecte gegen ihn zu nahe treten zu wollen, gebe ich zu, daß etwas an dieser Beschuldigung wahr seyn mag. Offenbar geht man jedoch zu weit darin. Ich berufe mich auf das, was wir täglich sehen und hören. Wir finden nicht allein, daß er es in schönen Künsten, als im Tanzen, Reiten, Singen, Declamiren und Versemachen zu einer bedeutenden Fertigkeit bringen kann; wir finden auch Esel von ungemeiner Sprachkenntniß, die besonders das Französische mit vieler Zierlichkeit und Leichtigkeit sprechen, daß wir kaum begreifen können, wie ein Eselsgehirn solcher Ausbildung, und ein Eselsorgan solcher Biegsamkeit fähig sey. Wir finden arithmetische Esel, welche die schwierigsten Rechenexempel ex tempore zu Stande bringen, und dergestalt in Zahlen und Brüche vertieft sind, daß sie zuletzt alle ihre Nebengeschöpfe als Nullen, sich selbst aber als Einer betrachten. Wir finden ferner staatswirthschaftliche Esel, welche uns sehr tiefsinnig beweisen, daß der größte Reichthum eines Landes aus Lumpen besteht, weil aus Lumpen Papier und aus Papier Papiergeld, also Geld fabricirt werde, und welche uns Aderlaß und Wassertrinken als ein Specificum gegen die Vollblütigkeit des Staatskörpers und ge-

gen den sonst unfehlbar zu erwartenden Schlagfluß anpreisen. Wenn wir nun noch außerdem eine bedeutende Anzahl Esel bemerken, welche abgerichtet sind zu practiciren, zu docriren, zu referiren, zu instruiren, zu inquiriren, zu expediren, zu registriren, zu calculiren, zu controlliren, zu consultiren, ja selbst zu präsidiren, zu dirigiren und zu commandiren; so werden wir hoffentlich von unserm Vorurtheile zurück kommen, und von Hochachtung für die Geistesfähigkeiten dieses Thieres durchdrungen werden.

Nachdem wir den Esel im Allgemeinen betrachtet haben, wollen wir noch einige besondere Gattungen desselben bemerken. Unter diesen zeichnen sich besonders die groben Esel aus. Man findet zwar unter jedem Himmelsstriche grobe Esel; das eigentliche Vaterland derselben scheint aber doch Teutschland zu seyn. Wenigstens stößt man hier zu Lande fast bei jedem Schritte auf einen dieser Gattung. Die gröbsten Esel sind eine Gattung von Dienst- und Packeseln, die man nicht selten in den Bureau's, in den Vorzimmern der Großen, in den Wachstuben, Poststuben, Accise- und Zollstuben und Kaufläden antrifft. Doch giebt es auch grobe Esel von höherer Distinction, und die feinste Erziehung ist oft nicht fähig, die Eselsnatur aus ihnen herauszutreiben. Eine zweite Gattung sind die stolzen oder hochtrabenden Esel. Diese zerfallen in mehrere Spielarten. Einige brüsten sich mit der Hoheit und dem Alter ihres Geschlechts, und tragen den Kopf hoch, um ihr Familienwappen zur Schau zu stellen. Dies sind die adelstolzen Esel. Andere reißen das Maul auf, um ihre Weisheitszähne zu zeigen. Dies sind die klugstolzen oder gelehrtstolzen Esel. Andere blähen sich auf, um die Geldsacke zu zeigen, womit sie beladen sind. Dies sind die geldstolzen Esel. Noch andere brüsten sich mit ihrer

Figur. Dies ſind die ſchönthuenden und koketten Eſel. Noch andere blaſen die Schnauze auf, um zu zeigen, daß ſie Haare auf den Zähnen haben. Dies ſind die bramarbaſirenden oder heldenſtolzen Eſel, welche ich κατ' ἐξοχην Maul eſel nennen möchte. Eine dritte Untergattung der Eſel ſind die ernſthaften. Der Eſel iſt überhaupt eine ernſthafte Beſtie, und inſofern findet die Schlegelſche Definition von dem Menſchen auch auf ihn Anwendung. Manche Eſel tragen jedoch ihre Säcke mit einer ſo ernſthaften Amtsmiene nach der Mühle, daß man leicht verführt werden könnte, ſie für etwas mehr als gemeine Zug- und Packeſel zu halten, beſonders wenn ſie ſtatt des Sackes ein Pack Acten tragen, oder mit einer Perücke auf dem Haupte, mit einer Feder hinter dem Ohre, und mit einer Brille auf der Schnauze geziert ſind. Eine vierte Gattung ſind die empfindſamen Eſel. Dieſe ſind, was man bei dieſen Thieren kaum erwarten ſollte, mit einem ſo reizbaren Nervenſyſteme begabt, daß ein weiblicher Triller ihnen wollüſtige Verzuckungen, ein Trompetenſtoß oder ein Trommelſchlag hingegen Ohnmachten zuwege bringt. Man hat täglich Gelegenheit, dergleichen empfindſame Eſel in Concerten und Theatern zu beobachten. Die bei weitem zahlreichſte Gattung der Eſel aber ſind die phlegmatiſchen, unempfindlichen und dickhäutigen Eſel. In der That, wenn man die behagliche Exiſtenz dieſer Eſel betrachtet, und ſie mit dem geplagten und kümmerlichen Daſeyn unzähliger andrer Geſchöpfe vergleicht, die neben ihnen darben; ſo möchte man faſt verſucht werden, zu glauben, daß der Schöpfer die Welt nur für ſie allein, alle andere Geſchöpfe aber zu ihren Laſtthieren geſchaffen habe. Mit Einem Worte: Sie allein ſind die wahren Schooskinder des Glückes zu nennen.

Dies, meine hochzuehrenden Herren, ſind ſo unge-

fähr die Hauptgattungen der Esel. Es giebt zwar noch eine Menge Spielarten; aber alle Esel die Musterung passiren zu lassen, dazu möchte kaum ein Menschenalter zureichen. Ich schließe daher mit dem aufrichtigen Wunsche, daß die Menschen bald wieder die Oberhand über die Esel erhalten mögen.

65.

26) Das Bildliche, oder über die Figuren und Tropen.

Das Bildliche in der stylistischen Form beruht auf der Thätigkeit der Einbildungskraft, den dargestellten Gegenstand entweder unter einzelnen stärker versinnlichenden Eigenschaften und Merkmalen erscheinen zu lassen, oder denselben, innerhalb der Darstellung, mit dessen Bilde selbst zu vertauschen. Mit dieser doppelten Bestimmung des Bildlichen wird aber theils der ganze Kreis der bildlichen Darstellung in der Sprache erschöpft, theils der wissenschaftliche Unterschied zwischen den sogenannten Figuren und Tropen ausgemittelt und festgesetzt. Denn so wichtig an sich, für die ästhetische Gestaltung der Sprachdarstellung und für die Unterordnung des bildlichen Ausdruckes unter das Gesetz der Form, die Lehre von den Figuren und Tropen ist; so verwickelt erscheint doch bei den meisten Theoretikern diese Lehre, besonders wenn man blos von rhetorischen Figuren spricht, und nicht unter der Gesammtheit aller Figuren und Tropen das Gesammtgebiet des bildlichen Ausdruckes in der Sprache selbst versteht. Denn in jeder ausgebildeten todten oder lebenden Sprache wird neben der bestimmten eigentlichen Bezeichnung der darzu-

ſtellenden Gegenſtände, eine uneigentliche Bezeichnung derſelben vermittelſt gewiſſer bildlicher Ausdrücke angetroffen. Dieſe Bilderſprache entſteht nicht durch die Thätigkeit des Verſtandes, der Urtheilskraft und der Vernunft, ſondern durch die Thätigkeit der, von der äußern und innern Anſchauung zunächſt abhängigen, Einbildungskraft, welche, vermittelſt des bildlichen Ausdruckes, nicht unmittelbar auf Verſtand, Urtheilskraft und Vernunft, ſondern auf Anſchauung, Gefühlsvermögen und Beſtrebung wirkt. Der Zweck der bildlichen Darſtellung beruht daher auf der höhern Verſinnlichung und lebendigern Darſtellung des Gegenſtandes, ſo wie auf dem tiefen Eindrucke, den derſelbe auf das Gefühlsvermögen hervorbringen ſoll. Das wirkſamſte Mittel aber, dieſen Zweck zu erreichen, oder die Hauptbedingung des äſthetiſchen Charakters der bildlichen Darſtellung iſt die Aehnlichkeit des eigentlichen Gegenſtandes mit ſeinem Bilde.

Ob nun gleich die Einbildungskraft dasjenige geiſtige Vermögen iſt, durch deſſen Thätigkeit der bildliche Ausdruck in den Kreis der Sprachdarſtellung eingeht, und die Thätigkeit der Einbildungskraft zunächſt und mit dem höchſten Leben in der Sprache der Dichtkunſt, — mit etwas weniger Fülle in der Sprache der Beredſamkeit, — und unter verhältnißmäßig verminderter Lebendigkeit in der Sprache der Proſa angetroffen wird; ſo iſt es doch ein Hauptfehler bei der Lehre von den Figuren und Tropen, wenn dieſe — als rhetoriſche Figuren — ausſchließend der Sprache der Beredſamkeit zugetheilt, und namentlich von der Sprache der Proſa ganz ausgeſchloſſen werden ſollen. Denn überall in

der Sprache, wo ein bildlicher Ausdruck angetroffen wird, es ſey in der Proſa, in der Dichtkunſt, oder in der Beredſamkeit, gehört er entweder zu den Figuren, oder zu den Tropen; und jedesmal iſt er eine Wirkung der ſelbſtthätigen Einbildungskraft, die eben ſo, wenn gleich im geringern Grade, Antheil an den einzelnen Formen der Sprache der Proſa, wie, in höherm Grade, an den Erzeugniſſen der Sprache der Beredſamkeit und, in der höchſten Beziehung, an den Gebilden der Sprache der Dichtkunſt nimmt. Deshalb muß ſogleich am Eingange zu der Lehre von den Figuren und Tropen der Grundſatz ausgeſprochen werden: daß Figuren und Tropen, als das Geſammtgebiet des bildlichen Ausdruckes in der Sprache überhaupt, gleichmäßig der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit angehören.

Geht man auf die Entſtehung des bildlichen Ausdruckes in den Sprachen zurück; ſo findet man dieſelbe in den Zeiträumen ihrer Armuth und ihrer erſten Entwickelung, weil die Bezeichnung ſinnlicher Wahrnehmungen und Zuſtände, ſchon nach den allgemeinen Geſetzen der Ausbildung eines ſinnlich-vernünftigen Weſens, dem Ausdrucke und der Bezeichnung abgezogener Begriffe des Verſtandes und der Ideen der Vernunft vorausgeht. Die letztern kündigen ſich innerhalb der Sprache erſt dann an, wann Verſtand und Vernunft allmählig über die Sinnlichkeit ſich erheben, und ihren ſelbſtſtändigen Kreis von Erkenntniſſen ausprägen. Bis dahin aber, wo, durch die höhere Thätigkeit des Verſtandes und der Vernunft, der Kreis ihrer Begriffe und Ideen als ein in ſich gegründetes und abgeſchloſſenes Ganzes, und, zugleich mit demſelben, in

der Sprachdarstellung ein ähnlich abgeschlossener Kreis der nicht-sinnlichen Bezeichnung der Begriffe und Ideen selbstständig ausgebildet wird, gebraucht man das zur Bezeichnung des Sinnlichen bereits aus früherer Zeit vorhandene Wort zugleich auch für die Darstellung des Nicht-Sinnlichen, mithin figürlich. (So leuchtet das Auge Gottes über die Menschen; so flammt das Schwert des Cherubs; so strahlt die Sonne der Gerechtigkeit, u. s. w.) Während dieses Zeitabschnitts der Sprachbildung, welchem bei allen gesitteten Völkern das erste Aufblühen der Dichtkunst zugehört, wird daher das im Begriffe und in der Idee enthaltene Nichtsinnliche unter einer sinnlichen Hülle dargestellt, und alle Sprachen derjenigen Völker, welche, nach dem Zeitalter der Blüthe der Dichtkunst, nicht ein selbstständiges Zeitalter der eigentlichen Philosophie und der kritisch beglaubigten Geschichte erhielten, sind (wie z. B. die morgenländischen Sprachen) auch nicht zu einem abgeschlossenen, von dem bildlichen Ausdrucke verschiedenen, Sprachkreise der abgezogenen Begriffe gelangt. Dagegen bildete sich in den Sprachen der Griechen, der Römer, der Teutschen, der Italiener, der Franzosen, der Britten u. s. w., mit den mächtigen Fortschritten in der eigentlichen intellectuellen, sittlichen und staatsbürgerlichen Cultur, neben der in sich abgeschlossenen bildlichen Sprache, der selbstständige Kreis der Sprachdarstellung für Begriffe des Verstandes und Ideen der Vernunft.

66.

Fortsetzung.

Es ist daher ein Ergebniß der Geschichte, daß

in allen zur höhern Reife und zur claſſiſchen Gediegenheit gelangten Sprachen zwei gleichmäßig durchgeführte und in ſelbſtſtändigen Kreiſen neben einander beſtehende Arten des mündlichen und ſchriftlichen Ausdruckes, — des bildlichen und des nichtbildlichen, — angetroffen werden, die aber, in den einzelnen Formen der Sprachdarſtellung, ununterbrochen mit einander verſchmelzen, und eben ſo in der Proſa, wie in der Dichtkunſt und Beredſamkeit, in gleichmäßiger Anwendung erſcheinen, je nachdem theils der dargeſtellte Stoff die Anwendung beider mehr oder weniger verſtattet, theils die geiſtige Eigenthümlichkeit des darſtellenden Schriftſtellers den letzten zureichenden Grund dieſer Anwendung enthält. — Wenn alſo in frühern Zeiträumen der Sprachbildung es die Armuth der Sprache beurkundete, daß, in Ermangelung einer ſelbſtſtändigen nichtbildlichen Bezeichnung der abgezogenen Begriffe des Verſtandes und der Ideen der Vernunft, der bereits vorhandene bildliche Ausdruck zur Darſtellung geiſtiger Zuſtände angewandt ward; ſo verkündigte, in der ſpätern Zeit der Sprachbildung, das Nebeneinanderbeſtehen einer bildlichen und einer eigentlichen und nichtbildlichen Bezeichnungsform aller menſchlichen Zuſtände, die zum Bewußtſeyn gelangen, den höhern Reichthum der Sprachen geſitteter Völker. — Mehr oder weniger herrſcht aber bei dem Gebrauche der äſthetiſchen Eigenſchaften, die aus dem Geſetze der Form mit Nothwendigkeit hervorgehen (§. 40 — 64), der bildliche Ausdruck vor, weil alle dieſe Eigenſchaften auf dem Grundcharakter der höhern Verſinnlichung des dargeſtellten Stoffes beruhen, und jede Verſinnlichung, mehr oder weniger,

von der Anwendung des bildlichen Ausdruckes abhängt. Daraus folgt zugleich, daß, wenn gleich in der Theorie die Figuren und Tropen einzeln aufgeführt und nach ihrem eigenthümlichen Charakter bezeichnet werden müssen, dennoch ihr Verhältniß zur Sprachdarstellung und zu der Eigenschaft der Schönheit in dem Gesetze der Form nicht auf ihrer armseligen Vereinzelung, sondern auf der ihnen einwohnenden Kraft des bildlichen Ausdruckes, und auf der mit sicherm Tacte gewählten Stelle beruht, die sie im Umfange jeder einzelnen Sprachform erhalten.

Nach dieser Ansicht wird daher der dargestellte Gegenstand in der stylistischen Form durch Figuren und Tropen unter einem veränderten, und zwar unter einem stärker versinnlichten Verhältnisse, das blos mechanische Leben des abgezogenen Begriffs als ein organisches, so wie die grammatische und logische Nothwendigkeit in der Verbindung der Begriffe und Ideen als ein freies Spiel der Einbildungskraft erscheinen. Zugleich folgt daraus, daß in einer reichen und ausgebildeten Sprache, wo beide Kreise der Darstellung, die eigentliche und die uneigentliche, neben einander zur Selbstständigkeit ausgebildet worden sind, jede einzelne Figur, und jedes Ganzes von Figuren in deutliche Begriffe aufgelöset und umgewandelt werden kann; doch mit Verlust des darin enthaltenen Bildes und der durch dasselbe bewirkten höhern Versinnlichung. (So lösen wir z. B. den bildlichen Ausdruck: „Was der Firstern für ein ganzes Sonnensystem ist; das ist die Verfassung für den einzelnen Staat", in folgenden nichtbildlichen Satz auf: „Die

Verfaſſung iſt in jedem Staate der Mittelpunct ſeiner Kraft, Haltung und Bewegung.“) Der eigentliche Gedanke ſelbſt bleibt im bildlichen Ausdrucke derſelbe, allein das Medium wechſelt, das ihn darſtellt, und mit ihm, namentlich in den reichern Figuren und Tropen, die ganze ſtyliſtiſche Umgebung, unter welcher der Begriff erſcheint.

Weil aber die Aehnlichkeit des Bildes mit dem dadurch bezeichneten Gegenſtande, ſo wie die Uebereinſtimmung der im bildlichen Ausdrucke dem Gegenſtande beigelegten Merkmale (der Theilvorſtellungen) mit deſſen weſentlichen Eigenſchaften, die Hauptwirkung der bildlichen Bezeichnung begründen müſſen; ſo folgt von ſelbſt, daß jedes aufgenommene Bild nicht nur dem dargeſtellten Gegenſtande völlig entſprechen, ſondern auch in die ganze ſtyliſtiſche Umgebung deſſelben paſſen muß. Ohne dieſe Bedingungen ermangelt der bildliche Ausdruck der äſthetiſchen Wirkung, weil er nur, nach dieſen beiden Beziehungen, der Grundeigenſchaft der Schönheit im Geſetze der Form untergeordnet werden kann, und dadurch in den Kreis der untergeordneten Eigenſchaften der Schönheit der Form aufgenommen wird.

Wenn alſo der bildliche Ausdruck innerhalb der Sprachdarſtellung nur unter den beiden Hauptgeſtaltungen (Modificationen) ſich ankündigen kann, daß der aufgeſtellte Begriff entweder blos nach einzelnen ſtärker verſinnlichenden Eigenſchaften und Merkmalen (Prädicaten) erſcheint, oder daß der eigentliche Subjectsbegriff mit einem ihm ähnlichen Bilde vertauſcht und dieſes an ſeiner Stelle aufgeführt wird; ſo folgt daraus, daß es nur

zwei Hauptklassen des bildlichen Ausdruckes giebt *).

1) Nach der ersten Klasse bleibt der eigentliche Subjectsbegriff innerhalb des stylistischen Zusammenhanges unverändert stehen, und blos die Prädicatsbegriffe desselben werden unter bildlichen Ausdrücken versinnlicht. Diese Klasse des bildlichen Ausdruckes umschließt die Figuren.

2) Nach der zweiten Klasse des bildlichen Ausdrucks erscheint der Subjectsbegriff selbst unter einer uneigentlichen, bildlichen Bezeichnung, wodurch gewöhnlich auch

*) Erst in der neuesten Zeit haben einige ästhetische Sprachforscher die so oft gemißhandelte Lehre von den Figuren und Tropen zweckmäßiger zu behandeln versucht. Besonders gehört Reinbeck dahin in s. angewandten allgemeinen Sprachlehre, 2te Aufl. Essen, 1819. 8. S. 24. Doch hat sein sehr achtungswerther Versuch mich nicht bestimmen können, die schon früher von mir durchgeführte, und auch in meiner „Sprache der Teutschen, philosophisch und geschichtlich dargestellt" beibehaltene Theorie aufzugeben. Gern aber habe ich mehrere Ausstellungen gegen diese Theorie von meinem Freunde, dem Rector Müller in Torgau (scriptio de variis rebus grammaticis, Vileb. 1822. 8. p. 22 sqq.), berücksichtigt; nur daß ich die Metonymie noch immer zu den Tropen, und nicht, wie er, zu den Figuren rechne, weil sie wirklich an die Stelle des eigentlichen Subjectsbegriffs ein Bild setzt, und daß ich die von ihm vorgeschlagnen Uebersetzungen der beiden Begriffe: Figuren durch Gestaltungen oder Redegestaltungen, und Tropen durch Verwendungen, bis jetzt noch zu wenig die Begriffe erschöpfend bezeichnend finde, besonders weil in dem Worte verwenden (z. B. sich für jemand verwenden) ein eigenthümlicher Nebenbegriff enthalten ist.

der ganze Kreis der Prädicate deſſelben, oder ſeiner ſtyliſtiſchen Umgebung, verändert wird und den bildlichen Charakter erhält. Dieſe Klaſſe der bildlichen Darſtellung nennen wir Tropen.

Beiſpiele von Jean Paul.

Unſere Welt iſt im Schatten; aber der Menſch iſt höher, als ſein Ort. Er ſieht empor, und ſchlägt die Flügel ſeiner Seele auf, und wenn die ſechzig Minuten, die wir ſechzig Jahre nennen, ausgeſchlagen haben; ſo erhebt er ſich und entzündet ſich ſteigend, und die Aſche ſeines Gefieders fällt zurück, und die enthüllte Seele kommt allein, ohne Erde und rein wie ein Ton, in der Höhe an. — Hier aber ſieht er mitten im verdunkelten Leben die Gebirge der künftigen Welt im Morgengolde einer Sonne ſtehen, die hienieden nicht aufgehet. So erblickt der Einwohner am Nordpole in der langen Nacht, wo keine Sonne mehr aufſteigt, doch um zwölf Uhr ein vergüldendes Morgenroth an den höchſten Bergen, und er denkt an ſeinen langen Sommer, wo ſie niemals untergeht.

Oft iſt den Kindern, nach den Urſätzen der Wolfiſchen Philoſophie, der Vater der Satz des zureichenden Grundes, die Mutter der Satz des Widerſpruchs, und der Lehrer der Satz des Nichtzuunterſcheidenden.

Die Liebe iſt die Sonnennähe der Mädchen; ja es iſt der Durchgang dieſer Venuſſe durch die Sonne der idealiſchen Welt. In dieſer Zeit ihres hohen Styls der Seele lieben ſie alles, was wir lieben, ſogar Wiſſenſchaften, und die ganze beſte Welt innerhalb der Bruſt; und ſie verſchmähen, was wir verſchmähen, ſogar Kleider und Neuigkeiten. In dieſem Frühlinge ſchlagen dieſe Nachtigallen bis an die Sommerſonnenwende; der Copu-

lationstag ist ihr längster Tag. Das Bastband der Ehe bindet die poetischen Flügel, und das Ehebette ist für die Phantasie ein Carcer bei Wasser und Brod.

67.

α) Die Figuren.

Im Gegensatze der Tropen, beruht der eigenthümliche Charakter der Figuren darauf, daß in denselben der Subjectsbegriff in seiner eigentlichen Bedeutung stehen bleibt, und nur der Prädicatsbegriff durch die bildliche Bezeichnung verändert wird. Dies kann aber auf doppelte Weise geschehen: wenn entweder dem Subjectsbegriffe in der Darstellung blos ein versinnlichendes Prädicat beigelegt, oder, zugleich mit der bildlichen Bezeichnung des Prädicats, die ganze stylistische Umgebung um den, in eigentlicher Bedeutung stehen bleibenden, Subjectsbegriff verändert und stärker versinnlicht wird. Nach dieser Ansicht zerfallen die Figuren in zwei Klassen.

A) Zur ersten Klasse, in welcher dem Subjectsbegriffe blos versinnlichende Prädicate beigelegt werden, ohne dadurch die ganze stylistische Umgebung desselben zu verändern, gehören:

1) das Epitheton (Beiwort), wo, durch die bildliche Bezeichnung des Prädicats, der Prädicatsbegriff in der Versinnlichung erhöht und gesteigert wird.

Unser Leben rinnt melodisch, wie die flötende Quelle zum Schöpfer. v. Schiller.

2) die Emphasis (Bedeutsamkeit), wodurch der Prädicatsbegriff verstärkt wird.

Der Frühlingslandschaft zitternd Bildniß schwebt
Hell in des Stromes Blau.

v. Matthisson.

3) die Exergasie (Ausführung), durch welche der Subjectsbegriff, vermittelst der Vergleichung desselben mit synonymen Begriffen, erweitert und von mehrern Seiten dargestellt wird.

Wer bist du, Geist der Liebe,
Der durch das Weltall webt?
Den Schoos der Erde schwängert
Und den Atom belebt?
Der Elemente einigt,
Sonn' und Planeten ballt,
Aus Engelharfen jubelt,
Und aus dem Säugling lallt?

Kosegarten.

4) die Congruenz oder Harmonie (Uebereinstimmung), wodurch der Subjectsbegriff mit Naturgegenständen in der Darstellung zusammengehalten, und in der Versinnlichung eine äußere Aehnlichkeit zwischen beiden ausgemittelt wird.

Schmückt mit Kirschenblüthenzweigen
Euch dem grünen Sommerhut,
Schürzt das Röckchen, tanzet Reigen,
Wie die Schäferjugend thut!
Bienen sumsen um die Blüthe,
Und der Westwind schwärmt sich matt,
Schwärmt, und haucht auf eure Hüte
Manches weiße Blüthenblatt.

Hölty (Mailied).

B) Die zweite Klasse der Figuren umschließt diejenigen, durch welche nicht nur der Prädicats-

begriff versinnlicht, sondern zugleich auch die stylistische Umgebung des Subjectsbegriffs verändert wird. Dahin gehören:

1) die Frage;

Siehst du den Regenbogen in der Luft?
Der Himmel öffnet seine goldnen Thore!
v. Schiller.

2) die Anrede;

Beginnen Sie, verehrte Stände, getrost und muthig Ihr wichtiges und edles Geschäft; schweigen Sie nicht, wenn Sie gefunden haben, daß auch nur der Geringste unsers Vaterlandes beeinträchtigt, in seinen Leistungen überbürdet, und in seinen Rechten gekränkt wird; verdoppeln Sie da ihre Aufmerksamkeit, wo die Trägheit, die Zweckwidrigkeit, die Willkühr, dieser Belial der bürgerlichen Welt, sich unter dem Scheine des Herkommens in einen Engel des Lichts kleidet.
v. Ammon (in s. Landtagspredigt, 1824.)

3) der Ausruf;

Wie gesät sind, tausendmaltausend ins Unermeßliche,
Sonnen und Erden! Gott! Gott! Wie herrlich!
Stieg' ich hinauf bis zu der Welten letzten,
Dennoch erreicht' ich dich nicht! der Staub den Unendlichen!
Niemeyer.

4) die Anspielung, wo die Eigenthümlichkeit eines Gegenstandes, durch seine Vergleichung mit einem andern, bestimmter und versinnlichter hervorgehoben wird;

Mancher wird ein freier Diogenes, nicht wenn er in dem Fasse, sondern wenn dieses in ihm wohnt.
Jean Paul.

5) das Beiſpiel, wo man den dargeſtellten Gegenſtand durch einen ähnlichen erläutert und anſchaulich macht;

Zwietracht hat Griechenland verdorben; die Gracchen waren Vorläufer der Triumvirate; durch den Neid unter den edlern Geſchlechtern hat Florenz die Ariſtokratie verloren; durch Partheiungen die Demokratie, endlich die Freiheit durch ein Uebermaas von Freiheit; aus gleicher Urſache war Genua bisweilen unterthan; Polen, vereinigt, wäre nicht getheilt worden.

Johannes v. Müller.

6) das Gleichniß, wo dem Subjectsbegriffe ein anderer ähnlicher Gegenſtand in der Darſtellung gegen über geſtellt, und mit demſelben kurz, und gewöhnlich nur in Einem Puncte verglichen wird;

In der Liebe giebts Sommerferien; aber in der Ehe giebts auch Winterferien. Jean Paul.

7) die Vergleichung (Parallele), wo der Subjectsbegriff mit einem andern ähnlichen Gegenſtande nach einzelnen Eigenſchaften und Verhältniſſen zuſammengeſtellt wird, um die Aehnlichkeit oder Verſchiedenheit zwiſchen beiden auszumitteln;

Der Ausdruck von Leibnitz, daß die Seele ein Spiegel des Weltalls ſey, enthält vielleicht eine tiefere Wahrheit, als die man aus ihm zu entwickeln pflegt; denn auch die Kräfte des Weltalls ſcheinen in ihr verborgen, und ſie bedarf nur einer Organiſation, oder einer Reihe von Organiſationen, dieſe in Thätigkeit und Uebung ſetzen zu dürfen. Schon in ihren gegenwärtigen Feſſeln ſind ihr Raum und Zeit leere Worte; ſie meſſen und bezeichnen Verhältniſſe des Körpers, nicht aber ihres innern Vermögens, das über Raum und Zeit

hinaus ist, wenn es in seiner vollen innigen Freude wirkt. v. Herder.

8) das Antitheton (Gegensatz), wo man zwei Gegenstände vergleicht, die nur in einigen Merkmalen einander ähnlich, in den andern aber verschieden sind;

(Aus Rosenmüllers Predigt zum Andenken an die im Kampfe für teutsche Freiheit Gefallenen, am 18. Oct. 1814.)

Ihr frohlocket über die Befreiung von einer drückenden Sklaverei. Ich freue mich mit euch. Aber mit dem innigsten Bedauern werde ich euch für die elendesten Sklaven halten müssen, so lange ihr nicht von den schimpflichen Fesseln eurer bösen Begierden und Leidenschaften befreit seyd. Ihr wünschet einen wie für ganz Europa, so auch für unser Vaterland vortheilhaften und dauerhaften Frieden. Ich wünsche ihn mit euch; nur ein Menschenfeind könnte das Gegentheil wünschen. Aber dieser äußere Friede wird euch wenig helfen, wenn euch der innere Friede des Gewissens fehlt, und dieser kann euch nur durch wahre standhafte Tugend und Frömmigkeit zu Theil werden. Ihr wünscht, daß Handel und Gewerbe wieder aufblühen und immer mehr emporkommen möchten. Ich wünsche es mit euch. Wenn ihr aber dieses Glück zur Ueppigkeit, zur Verschwendung, zur Wollust, zur Schwelgerei, zum Stolze und Uebermuthe mißbraucht; so wird es keine Wohlthat für euch, es wird die Quelle euers Verderbens seyn. Ihr wünschet reich zu werden. Ich gönne euch euern Reichthum; ich werde euch aber beklagen, arm und elend werde ich euch nennen, wenn ihr ihn mit Ungerechtigkeit und Wucher erwerbet, wenn ihr eure dürftigen Brüder und Schwestern darben lasset, wenn euch der beste

und allein bleibende Reichthum, ein fröhliches Gewissen, der Beifall des Höchsten, die Hoffnung der Seligkeit fehlt.

9) die Antithese (Entgegensetzung), wo die mit einander verglichenen Gegenstände nach ihren Prädicaten wirklich sich entgegengesetzt sind, oder wo einem und demselben Gegenstande zwei einander widersprechende Prädicate beigelegt werden.

(Bruchstück aus Blumauers Glaubensbekenntniß eines nach Wahrheit Ringenden.)

Zwei Kräfte sind es, die den Menschen lenken,
Sie leiten ihn bald süd- bald nordenwärts;
Natur gab ihm Verstand, um recht zu denken,
Um recht zu handeln, gab sie ihm das Herz.

Und zwei so schwachen Kräften unterthänig,
Wie schwer wird oft dem Sterblichen das Ziel!
O der Verstand hienieden weiß so wenig,
Und, ach, das Herz wünscht, ahnet, glaubt so viel!

O du, der mir den Geist voll Durst nach Wahrheit
Und ein so weiches Herz zum Glauben gab;
Dir leg' ich hier am Throne deiner Klarheit
Ein frei Bekenntniß meines Glaubens ab.

So höre denn, und zünde, wenn ich fehle,
Nur einen Stral von deinem Licht mir an;
Ein Stral aus deiner Hand ist meiner Seele
Ein Stral des Heils, kein Stral vom Vatican.

Ich glaube, daß der Glaub' in allen Zeiten
Den schwachen Geist des Menschen aufrecht hielt,
Daß er ihn stärkt in Widerwärtigkeiten,
Und ihn mit süßen Hoffnungen erfüllt;

Allein ich weiß — die Welt hat es erfahren —
Daß ſelbſt der Glaub' in deiner Prieſter Hand
Mehr Böſes that in ſiebzehnhundert Jahren,
Als in ſechstauſend Jahren der Verſtand.

Ich glaube, daß der Menſch in einer Zone
Dem Licht ſich mehr, als in der andern naht;
Allein ich weiß, er hat kein Recht zum Lohne,
Weil Rom, nicht Japan ihn erzeuget hat.

Ich glaube, daß dir eine Art zu dienen,
Mehr, als die andere gefallen kann;
Allein ich weiß, du höreſt den Braminen
So gut, als wie den frommen Chriſten an.

Ich glaube, daß du uns ein Buch gegeben,
Das manche Spur von deiner Hand verräth,
Daß du darin für unſer Erdenleben
Manch Samenkorn des Guten ausgeſät;

Allein ich kenn' ein Buch, von dir geſchrieben,
Und leſerlich für jede Kreatur,
Ein Buch, das einzig unverfälſcht geblieben,
Das große Buch der heiligen Natur.

Ich glaube, daß Geheimniſſe dich ehren,
Die nur ein Geiſt von deiner Größe faßt;
Allein ich weiß, daß du für dieſe Lehren
Uns keine Geiſteskraft gegeben haſt.

Ich glaube, daß du uns zu allen Zeiten
Durch Wunder kund gethan, wie ſtark du biſt;
Allein ich ſeh's, daß dieſer Bau der weiten
Und ſchönen Welt dein größtes Wunder iſt.

Ich glaube, daß uns Menſchen zu erlöſen
Ein Werk von drei und dreißig Jahren war;
Doch weiß ich, daß es nur ein Wort geweſen,
Das Millionen Welten uns gebahr.

O du, der mir den regen Trieb nach Wahrheit
Und dieſes Herz voll Treu' und Glauben gab;
O ſende von dem Sitze deiner Klarheit
Nur einen Strai auf meinen Geiſt herab.

Allein haſt du von dieſer meiner Bitte
Dein gütig Ohr auf immer weggewandt;
So nimm — ich fleh's, o Herr, zu deiner Güte —
Nimm mir den Glauben, oder den Verſtand!

10) die Wiederhohlung. Sie heißt:

a) Epizeuris (Wortwiederhohlung), wenn man, der Verſtärkung wegen, daſſelbe Wort wiederhohlt.

Auferſtehn, ja auferſtehn wirſt du,
Mein Staub nach kurzer Ruh.

Klopſtock.

b) Anaphora (Wiederhohlung des Anfangs), wenn mehrere auf einander folgende Zeilen oder Sätze mit einem und demſelben Worte anfangen.

Denn was wegwelkt aus den Erdenthalen,
Schwindet darum nicht aus Gottes Welt,
Nicht des Morgenroths verſtralte Stralen,
Nicht die Blume, die zu Staub zerfällt,
Nicht die Aſche ausgebrannter Sonnen,
Nicht die Düfte, die der Roſ' entwehn,
Nicht das Fädchen, das, vom Wurm geſponnen,
In der Luft verflattert, mag vergehn.

Koſegarten.

c) Epiphora (Wiederhohlung des Schluſſes), wenn mehrere Sätze mit denſelben Gedanken und Worten ſich endigen.

Es ſteigen Seraphim von allen Sternen nieder,
Und klagen laut: Er iſt nicht mehr!
Der Erden Tiefen ſchallen wieder:
Er iſt nicht mehr!
Er iſt nicht mehr! So ſage
Ein Tag dem andern Tage:
Er iſt nicht mehr!
Der Ewigkeiten Nachhall klage:
Er iſt nicht mehr.

Ramlers Tod Jeſu.

11) Die Deſcription (Beſchreibung), welche, als Figur, von ihrer logiſchen Geltung (§. 21.) verſchieden iſt, indem ſie in äſthetiſcher Beziehung die weiter durchgeführte Darſtellung der einzelnen verſinnlichenden Merkmale eines Gegenſtandes enthält.

Es giebt in jedem beſſern Menſchen eine hohe Stunde, wo ſich ſein Herz, unter gewaltſamen Bewegungen und ſchmerzlichen Losreißungen, endlich durch eine Erhebung plötzlich umwendet gegen die Tugend, in jenem unbegreiflichen Uebergange, wie der iſt, wenn ſich der Menſch vom höchſten Puncte des Grolls ſchnell zu einer zerſchmelzenden Vergebung aller Fehler hinüberhebt. Jene hohe Stunde, die Geburtsſtunde des tugendhaften Lebens, iſt auch die ſüßeſte deſſelben, weil jetzt dem Menſchen iſt, als wäre ihm der drückende Körper abgenommen; weil er die Wonne genießt, keine Widerſprüche in ſich zu fühlen; weil alle ſeine Ketten fallen; weil er nichts mehr fürchtet im Univerſum. — Der Anblick iſt groß, wenn der Engel im Menſchen gebohren wird; wenn alsdann am Horizonte der Erde die zweite Welt aufſteigt, und wenn die ganze Sonnenwärme der Tugend durch keine Wolken mehr auf das Herz fällt.

Jean Paul.

O du, der mir den regen Trieb nach Wahrheit
Und dieſes Herz voll Treu' und Glauben gab;
O ſende von dem Sitze deiner Klarheit
Nur einen Stral auf meinen Geiſt herab.

Allein haſt du von dieſer meiner Bitte
Dein gütig Ohr auf immer weggewandt;
So nimm — ich fleh's, o Herr, zu deiner Güte —
Nimm mir den Glauben, oder den Verſtand!

10) die Wiederhohlung. Sie heißt:

a) Epizeuxis (Wortwiederhohlung), wenn man, der Verſtärkung wegen, daſſelbe Wort wiederhohlt.

Auferſtehn, ja auferſtehn wirſt du,
Mein Staub nach kurzer Ruh.

Klopſtock.

b) Anaphora (Wiederhohlung des Anfangs), wenn mehrere auf einander folgende Zeilen oder Sätze mit einem und demſelben Worte anfangen.

Denn was wegwelkt aus den Erdenthalen,
Schwindet darum nicht aus Gottes Welt,
Nicht des Morgenroths verſtralte Stralen,
Nicht die Blume, die zu Staub zerfällt,
Nicht die Aſche ausgebrannter Sonnen,
Nicht die Düfte, die der Roſ' entwehn,
Nicht das Fädchen, das, vom Wurm geſponnen,
In der Luft verflattert, mag vergehn.

Roſegarten.

c) Epiphora (Wiederhohlung des Schluſſes), wenn mehrere Sätze mit denſelben Gedanken und Worten ſich endigen.

Es ſteigen Seraphim von allen Sternen nieder,
Und klagen laut: Er iſt nicht mehr!
Der Erden Tiefen ſchallen wieder:
Er iſt nicht mehr!
Er iſt nicht mehr! So ſage
Ein Tag dem andern Tage:
Er iſt nicht mehr!
Der Ewigkeiten Nachhall klage:
Er iſt nicht mehr.

Ramlers Tod Jeſu.

11) Die Deſcription (Beſchreibung), welche, als Figur, von ihrer logiſchen Geltung (§. 21.) verſchieden iſt, indem ſie in äſthetiſcher Beziehung die weiter durchgeführte Darſtellung der einzelnen verſinnlichenden Merkmale eines Gegenſtandes enthält.

Es giebt in jedem beſſern Menſchen eine hohe Stunde, wo ſich ſein Herz, unter gewaltſamen Bewegungen und ſchmerzlichen Losreißungen, endlich durch eine Erhebung plötzlich umwendet gegen die Tugend, in jenem unbegreiflichen Uebergange, wie der iſt, wenn ſich der Menſch vom höchſten Puncte des Grolls ſchnell zu einer zerſchmelzenden Vergebung aller Fehler hinüberhebt. Jene hohe Stunde, die Geburtsſtunde des tugendhaften Lebens, iſt auch die ſüßeſte deſſelben, weil jetzt dem Menſchen iſt, als wäre ihm der drückende Körper abgenommen; weil er die Wonne genießt, keine Widerſprüche in ſich zu fühlen; weil alle ſeine Ketten fallen; weil er nichts mehr fürchtet im Univerſum. — Der Anblick iſt groß, wenn der Engel im Menſchen gebohren wird; wenn alsdann am Horizonte der Erde die zweite Welt aufſteigt, und wenn die ganze Sonnenwärme der Tugend durch keine Wolken mehr auf das Herz fällt.

Jean Paul.

12) Die Inverſion (Umſtellung der Worte), wo die gewöhnliche Folge (Conſtruction) der Wörter verändert wird, um die Aufmerkſamkeit auf einen beſonders hervorgehobenen Begriff zu leiten. Ob ſie gleich eben ſo in der Proſa, wie in der Dichtkunſt und in der Sprache der Beredſamkeit vorkommen kann; ſo darf ſie doch nie Dunkelheit veranlaſſen, nie in Spielerei übergehen, oder zu häufig gebraucht werden.

Unſterblichkeit gab die Natur keinem zuſammengeſetzten zerbrechlichen Körper. Der Stoff, aus welchem ſie beſtehen, iſt in beſtändiger Bewegung. Unaufhörlich vererben die organiſchen Kräfte ihre Wirkſamkeit auf neue Keime, welche das ältere Geſchlecht überall erſetzen und den ganzen Schmuck der Erde' erneuern. Schönheit und Vollkommenheit des Ganzen ſind dabei der allgemeine Zweck der Natur. Wen ergötzt nicht dieſer Sieg der Natur in der blumenreichen Jahreszeit? Sie ſpottet alsdann des Todes, indem ſie ihm von ihren Schätzen freigebig einen großen Antheil überläßt. Millionen — und aber Millionen neuer Blüthen und Keime mag er immerhin verſchlingen; es bleiben noch mehr als genug, um jeden Verluſt zu erſetzen, und überall neues Leben zu verbreiten. Leben und Empfindung — ſie ſind es die großen Zwecke der Natur, womit ſie, überall beſchäftigt, des Schöpfers Willen verrichtet und ſeine Güte verherrlicht.

Georg Forſter.

13) Die Ellipſe (Auslaſſung), wo, bei der Stärke eines bewegten Gefühls, oder einer aufgeregten Leidenſchaft, aus dem Zuſammenhange der Rede ein Wort, oder mehrere weggelaſſen werden. Sie heißt Interruptio, wenn man, wegen der

Macht des Gefühls oder der Leidenschaft, nicht fortsprechen kann, und Aposiopesis, wenn man den Faden der begonnenen Wortfolge ganz fallen läßt, ohne den Sinn der Rede zu vollenden, und einen andern Gedanken auffaßt.

Seyn oder Nichtseyn, das ist hier die Frage:
Ob's edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern
Des wüthenden Geschicks erdulden, oder
Sich waffnend gegen eine See von Plagen,
Durch Widerstand sie enden. Sterben — schlafen —
Nichts weiter! — und zu wissen, daß ein Schlaf
Das Herzweh und die tausend Stöße endet,
Die unsers Fleisches Erbtheil — 's ist ein Ziel
Aufs innigste zu wünschen. Sterben — schlafen —
Schlafen — vielleicht auch träumen! — Ja, da liegts:
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Jrd'schen abgeschüttelt;
Das zwingt uns still zu stehn. —
Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod —
Das unentdeckte Land, von deß Bezirk
Kein Wandrer wiederkehrt — den Willen irrt,
Daß wir die Uebel, die wir haben, lieber
Ertragen, als zu unbekannten fliehn.

Aus Shakspeare's Hamlet von Schlegel.

14) Das Asyndeton (Abwesenheit des Bindewortes), wenn man, in der Stärke des Gefühls oder der Leidenschaft, blos die in kurzen Sätzen bestehenden Hauptbegriffe, mit Hinweglassung der zwischen sie gehörenden Bindewörter, aufführt.

— Er ruft mit lechzender Zunge: mich dürstet!
Ruft's, trank, dürstete, bebte, ward bleicher, blutete, rufte:
Vater, in deine Hände befehl ich meine Seele.

Klopstocks Messias.

12) Die Inversion (Umstellung der Worte), wo die gewöhnliche Folge (Construction) der Wörter verändert wird, um die Aufmerksamkeit auf einen besonders hervorgehobenen Begriff zu leiten. Ob sie gleich eben so in der Prosa, wie in der Dichtkunst und in der Sprache der Beredsamkeit vorkommen kann; so darf sie doch nie Dunkelheit veranlassen, nie in Spielerei übergehen, oder zu häufig gebraucht werden.

Unsterblichkeit gab die Natur keinem zusammengesetzten zerbrechlichen Körper. Der Stoff, aus welchem sie bestehen, ist in beständiger Bewegung. Unaufhörlich vererben die organischen Kräfte ihre Wirksamkeit auf neue Keime, welche das ältere Geschlecht überall ersetzen und den ganzen Schmuck der Erde' erneuern. Schönheit und Vollkommenheit des Ganzen sind dabei der allgemeine Zweck der Natur. Wen ergötzt nicht dieser Sieg der Natur in der blumenreichen Jahreszeit? Sie spottet alsdann des Todes, indem sie ihm von ihren Schätzen freigebig einen großen Antheil überläßt. Millionen — und aber Millionen neuer Blüthen und Keime mag er immerhin verschlingen; es bleiben noch mehr als genug, um jeden Verlust zu ersetzen, und überall neues Leben zu verbreiten. Leben und Empfindung — sie sind es die großen Zwecke der Natur, womit sie, überall beschäftigt, des Schöpfers Willen verrichtet und seine Güte verherrlicht.

Georg Forster.

13) Die Ellipse (Auslassung), wo, bei der Stärke eines bewegten Gefühls, oder einer aufgeregten Leidenschaft, aus dem Zusammenhange der Rede ein Wort, oder mehrere weggelassen werden. Sie heißt Interruptio, wenn man, wegen der

Macht des Gefühls oder der Leidenſchaft, nicht fortſprechen kann, und Aposiopesis, wenn man den Faden der begonnenen Wortfolge ganz fallen läßt, ohne den Sinn der Rede zu vollenden, und einen andern Gedanken auffaßt.

Seyn oder Nichtſeyn, das iſt hier die Frage:
Ob's edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern
Des wüthenden Geſchicks erdulden, oder
Sich waffnend gegen eine See von Plagen,
Durch Widerſtand ſie enden. Sterben — ſchlafen —
Nichts weiter! — und zu wiſſen, daß ein Schlaf
Das Herzweh und die tauſend Stöße endet,
Die unſers Fleiſches Erbtheil — 's iſt ein Ziel
Aufs innigſte zu wünſchen. Sterben — ſchlafen —
Schlafen — vielleicht auch träumen! — Ja, da liegts:
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'ſchen abgeſchüttelt;
Das zwingt uns ſtill zu ſtehn. —
Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod —
Das unentdeckte Land, von deß Bezirk
Kein Wandrer wiederkehrt — den Willen irrt,
Daß wir die Uebel, die wir haben, lieber
Ertragen, als zu unbekannten fliehn.

Aus Shakſpeare's Hamlet von Schlegel.

14) Das Aſyndeton (Abweſenheit des Bindewortes), wenn man, in der Stärke des Gefühls oder der Leidenſchaft, blos die in kurzen Sätzen beſtehenden Hauptbegriffe, mit Hinweglaſſung der zwiſchen ſie gehörenden Bindewörter, aufführt.

— Er ruft mit lechzender Zunge: mich dürſtet!
Ruft's, trank, dürſtete, bebte, ward bleicher, blutete, rufte:
Vater, in deine Hände befehl ich meine Seele.

Klopſtocks Meſſias.

15) Das Polyſyndeton (Häufung des Bindewortes), wo die Bindewörter im Zuſammenhange der Rede gehäuft werden, um den raſchen Gang der Vorſtellungen und die ſchnelle Folge der Gefühle gleichſam zu hemmen.

— — Der kommende Sieger
Und das bäumende Roß, und der rauſchenden Panzer Getöſe,
Und das Geſchrei, und der Tödtenden Wuth, und der donnernde Himmel
Stürmten auf ihn.

Klopſtocks Meſſias.

16) Die Epanorthoſis (Selbſtverbeſſerung), wenn man das, was man ſagte, ſelbſt näher beſtimmt, und durch die Verſtärkung des aufgeſtellten Begriffes gleichſam verbeſſert.

Vollkommen zu ſeyn, wie Gott; geſinnet zu ſeyn und zu handeln, wie der Unendliche und Heiligſte; dies iſt das Geſetz, das unſre Vernunft uns ankündigt, und das unſer Gewiſſen uns einſchärft. Aber welch ein Geſetz iſt das! Fordert es nicht eine Liebe zur Wahrheit, die keinen Irrthum duldet; eine Achtung gegen Alles, was Recht iſt, die rein iſt von allem Eigennutze; ein Wohlwollen, das alle Geſchöpfe Gottes umfaßt; eine Thätigkeit, die unabläſſig Gutes wirkt; einen Fortſchritt ohne Aufhören, ein Trachten nach einem Ziele, das wir ewig nicht erreichen, dem wir uns nur ewig nähern können? Reinhard.

17) Die Präoccupatio (Vorbegegnung), wenn man gegen ſeine eigenen aufgeſtellten Behauptungen Zweifel aufſtellt, und dieſe beantwortet, ſo daß durch dieſe Zweifel und ihre Auflöſung die Darſtellung ſtärker verſinnlicht wird.

Mußte denn das so seyn, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elends würde? — Das volle warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geiste, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute, und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel, mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Röhren dahin gleitete, und die Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten rothen Strale der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das einem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele.

Ach damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick, in der eingeschränk-

15) Das Polyſyndeton (Häufung des Bindewortes), wo die Bindewörter im Zuſammenhange der Rede gehäuft werden, um den raſchen Gang der Vorſtellungen und die ſchnelle Folge der Gefühle gleichſam zu hemmen.

— — Der kommende Sieger
Und das bäumende Roß, und der rauſchenden Panzer Getöſe,
Und das Geſchrei, und der Tödtenden Wuth, und der donnernde Himmel
Stürmten auf ihn.

Klopſtocks Meſſias.

16) Die Epanorthoſis (Selbſtverbeſſerung), wenn man das, was man ſagte, ſelbſt näher beſtimmt, und durch die Verſtärkung des aufgeſtellten Begriffes gleichſam verbeſſert.

Vollkommen zu ſeyn, wie Gott; geſinnet zu ſeyn und zu handeln, wie der Unendliche und Heiligſte; dies iſt das Geſetz, das unſre Vernunft uns ankündigt, und das unſer Gewiſſen uns einſchärft. Aber welch ein Geſetz iſt das! Fordert es nicht eine Liebe zur Wahrheit, die keinen Irrthum duldet; eine Achtung gegen Alles, was Recht iſt, die rein iſt von allem Eigennutze; ein Wohlwollen, das alle Geſchöpfe Gottes umfaßt; eine Thätigkeit, die unabläſſig Gutes wirkt; einen Fortſchritt ohne Aufhören, ein Trachten nach einem Ziele, das wir ewig nicht erreichen, dem wir uns nur ewig nähern können? Reinhard.

17) Die Präoccupatio (Vorbegegnung), wenn man gegen ſeine eigenen aufgeſtellten Behauptungen Zweifel aufſtellt, und dieſe beantwortet, ſo daß durch dieſe Zweifel und ihre Auflöſung die Darſtellung ſtärker verſinnlicht wird.

Mußte denn das so seyn, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elends würde? — Das volle warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geiste, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute, und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel, mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Röhren dahin gleitete, und die Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten rothen Strale der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das einem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele.

Ach damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick, in der eingeschränk-

15) Das Polyſyndeton (Häufung des Bindewortes), wo die Bindewörter im Zuſammenhange der Rede gehäuft werden, um den raſchen Gang der Vorſtellungen und die ſchnelle Folge der Gefühle gleichſam zu hemmen.

— — Der kommende Sieger
Und das bäumende Roß, und der rauſchenden Panzer Getöſe,
Und das Geſchrei, und der Tödtenden Wuth, und der donnernde Himmel
Stürmten auf ihn.

Klopſtocks Meſſias.

16) Die Epanorthoſis (Selbſtverbeſſerung), wenn man das, was man ſagte, ſelbſt näher beſtimmt, und durch die Verſtärkung des aufgeſtellten Begriffes gleichſam verbeſſert.

Vollkommen zu ſeyn, wie Gott; geſinnet zu ſeyn und zu handeln, wie der Unendliche und Heiligſte; dies iſt das Geſetz, das unſre Vernunft uns ankündigt, und das unſer Gewiſſen uns einſchärft. Aber welch ein Geſetz iſt das! Fordert es nicht eine Liebe zur Wahrheit, die keinen Irrthum duldet; eine Achtung gegen Alles, was Recht iſt, die rein iſt von allem Eigennutze; ein Wohlwollen, das alle Geſchöpfe Gottes umfaßt; eine Thätigkeit, die unabläſſig Gutes wirkt; einen Fortſchritt ohne Aufhören, ein Trachten nach einem Ziele, das wir ewig nicht erreichen, dem wir uns nur ewig nähern können? Reinhard.

17) Die Präoccupatio (Vorbegegnung), wenn man gegen ſeine eigenen aufgeſtellten Behauptungen Zweifel aufſtellt, und dieſe beantwortet, ſo daß durch dieſe Zweifel und ihre Auflöſung die Darſtellung ſtärker verſinnlicht wird.

Mußte denn das so seyn, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elends würde? — Das volle warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geiste, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute, und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel, mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Röhren dahin gleitete, und die Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten rothen Strale der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das einem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele.

Ach damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick, in der eingeschränk-

ten Kraft meines Buſens, einen Tropfen der Seligkeit des Weſens zu fühlen, das alles in ſich und durch ſich hervorbringt.

Es hat ſich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt ſich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannſt du ſagen: das iſt! da alles vorübergeht? da alles mit Wetterſchnelle vorüberrollt, ſo ſelten die ganze Kraft ſeines Daſeyns ausdauert, ach! in den Strom fortgeriſſen, untergetaucht und an Felſen zerſchmettert wird? Nicht die große ſeltene Noth der Welt, die Fluthen, die Erdbeben, die eure Städte verſchlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht ſeinen Nachbar, nicht ſich ſelbſt zerſtörte. Und ſo taumle ich beängſtigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her; ich ſehe nichts, als ein ewig verſchlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

v. Göthe's Werthers Leiden.

18) Die Conceſſio (das Zugeſtändniß), wenn man etwas zugeſteht, davon aber unvermerkt zu einem andern Begriffe übergeht; beſonders wenn man einen möglichen Einwurf einräumt, durch das Folgende aber zeigt, daß er den aufgeſtellten Begriff nicht aufhebt.

Die Welt, wie ich ſie hier mahle, iſt zwar vielleicht nirgends, als in meinem Verſtande wirklich; aber gewiß, wenn die Wirklichkeit auch meinem Traume nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um ſo entzückender, um ſo majeſtätiſcher überraſchen.

v. Schiller.

19) Die Präteritio (die Uebergehung),

wenn man einen aufgestellten Begriff nicht weiter fortführt, sondern durch einen unvorbereiteten Uebergang sogleich eine andere Gedankenreihe an die vorhergehende anknüpft.

Keiner, der nur das Gepräge der Vernunft, sey es auch noch so roh ausgedrückt, auf seinem Gesichte trägt, ist vergebens für mich da. Aber ich kenne dich nicht; noch kennst du mich nicht. O so gewiß wir den gemeinschaftlichen Ruf haben, gut zu seyn, und immer besser zu werden; so gewiß wird eine Zeit kommen ꝛc. Fichte.

20) Die Cumulatio oder Amplificatio (Häufung, Erweiterung), welche sich der Descriptio annähert, besteht in der stärkern Versinnlichung eines Begriffes durch die Erweiterung und Vermehrung seiner Merkmale. Sie heißt Distributio (Theilschilderung) oder Individualisirung, sobald man durch die Aufstellung der einzelnen Merkmale eines Begriffes das Ganze gleichsam in seine Theile auflöset.

Tugend, Tugend, der Menschheit Glorie, Lächeln des Geistes,
Nie versiegender lauterer Quell der lautersten Freuden,
Einziges, was hienieden nicht Tand, noch Täuschung, noch Traum ist,
Einzige, deren Genuß nicht Reue gebiert, noch Ekel,
Einzig unabhängige Seligkeit, immer dir selbst gleich,
Nimmer ändernd und nimmer alternd, und nimmer ermüdend,
Unaussingbare Würde des Geistes, Leben des Lebens,
Thätig wie Frühling, gewaltig wie Jugend, süß wie die Liebe,
Wolleſt dich, Heldin, erbarmen des rastlos schwärmenden Jünglings.

Kosegarten.

21) Die Gradation (Steigerung), wo man entweder aufwärts (Klimax — Aufsteigerung), oder abwärts (Antiklimax — Absteigerung) die Begriffe, oder Theilvorstellungen des Hauptgegenstandes steigert.

Schön ists, von Aetna's Höhn des Meeres Plan
Voll grüner Eiland, und die Fabelauen
Siciliens und Stromboli's Vulcan
Beglänzt von Phöbus erstem Stral zu schauen;

Doch schöner, wenn der Sommertag sich neigt,
Den Zauberſee, hoch von der Dole Rücken,
Wie Luna's Silberhörner sanft gebeugt,
Umragt von Riesengipfeln, zu erblicken.

v. Matthissons Genfersee.

22) Die Hyperbel (Uebertreibung), wo man, in der Stärke des Gefühls und der Leidenschaft, einen Gegenstand entweder größer, oder kleiner darstellt, als er wirklich ist.

Die Schönheit, welche dir aus allen Gliedern blickt,
Der Hals, dem Elfenbein und Alabaster weichen,
Der Mund, vor welchem selbst der Purpur will erbleichen,
Die Augen, deren Blitz fast alle Welt entzückt,
Und, deren keusche Glut die Herzen fest verstrickt,
Die Stirne, die den Glanz der Perlen kann erreichen,
Die Wangen, welchen nie kein Silber zu vergleichen,
In denen Lieb' und Huld ihr Bildniß eingedrückt;
Die wohlgestalte Läng, das anmuthsvolle Wesen,
Die atlasweiche Hand, die Schnee zu Schanden macht,
Der Haare Kostbarkeit und überirdsche Pracht,
Und was du sonsten mehr zu deinem Schmuck erlesen,
Macht, daß man dich verehrt vor andern weit und breit:
Ein Fehler bleibt dir nur, der ist die Grausamkeit.

v. Hoffmannswaldau.

Wird der Gegenstand aus Bescheidenheit kleiner dargestellt, als er wirklich ist; so heißt die Figur: Litotes (Verkleinerung).

Dies Blümchen Jugend — wäre es ein Veilchen, und er träte darauf, und es dürfte bescheiden unter ihm sterben! Damit gnügte mir Vater. Wenn die Mücke in ihren Strahlen sich sonnt; kann sie das strafen die stolze, majestätische Sonne?

Luise in Schillers Kabale und Liebe.

23) Die Betheuerung, wo man, ergriffen von der Macht eines Gefühls oder einer Leidenschaft, das Daseyn derselben, oder einen dadurch gefaßten Entschluß mit den stärksten Versicherungen ankündigt.

Höre mich Mond und Gestirne! Höre mich mitternächtlicher Himmel! der du auf die Schandthat herunterblickst! Höre mich dreimal schrecklicher Gott, der da oben über dem Monde waltet, und rächt und verdammt über den Sternen, und feuerflammt über der Nacht! Hier knie ich — hier streck' ich empor die drei Finger in die Schauer der Nacht; — hier schwöre ich, und so speie die Natur mich aus ihren Grenzen wie eine bösartige Bestie aus, wenn ich diesen Schwur verletze, schwöre ich das Licht des Tages nicht mehr zu grüßen, bis des Vatermörders Blut, vor diesem Steine verschüttelt, gegen die Sonne dampft!

Karl Moor in Schillers Räubern.

24) Die Ironie (der Verstellungston), wenn man, um die Thorheiten und Fehler der Menschen zu versinnlichen, das entgegengesetzte Verhältniß von dem aufstellt, was man wirklich meint, mit der Absicht, den bezeichneten Gegenstand lächer-

21) Die Gradation (Steigerung), wo man entweder aufwärts (Klimax — Aufſteigerung), oder abwärts (Antiklimax — Abſteigerung) die Begriffe, oder Theilvorſtellungen des Hauptgegenſtandes ſteigert.

Schön iſts, von Aetna's Höhn des Meeres Plan
Voll grüner Eiland, und die Fabelauen
Siciliens und Stromboli's Vulcan
Beglänzt von Phöbus erſtem Stral zu ſchauen;

Doch ſchöner, wenn der Sommertag ſich neigt,
Den Zauberſee, hoch von der Dole Rücken,
Wie Luna's Silberhörner ſanft gebeugt,
Umragt von Rieſengipfeln, zu erblicken.

v. Matthiſſons Genferſee.

22) Die Hyperbel (Uebertreibung), wo man, in der Stärke des Gefühls und der Leidenſchaft, einen Gegenſtand entweder größer, oder kleiner darſtellt, als er wirklich iſt.

Die Schönheit, welche dir aus allen Gliedern blickt,
Der Hals, dem Elfenbein und Alabaſter weichen,
Der Mund, vor welchem ſelbſt der Purpur will erbleichen,
Die Augen, deren Blitz faſt alle Welt entzückt,
Und, deren keuſche Glut die Herzen feſt verſtrickt,
Die Stirne, die den Glanz der Perlen kann erreichen,
Die Wangen, welchen nie kein Silber zu vergleichen,
In denen Lieb' und Huld ihr Bildniß eingedrückt;
Die wohlgeſtalte Läng, das anmuthsvolle Weſen,
Die atlasweiche Hand, die Schnee zu Schanden macht,
Der Haare Koſtbarkeit und überirdſche Pracht,
Und was du ſonſten mehr zu deinem Schmuck erleſen,
Macht, daß man dich verehrt vor andern weit und breit:
Ein Fehler bleibt dir nur, der iſt die Grauſamkeit.

v. Hoffmannswaldau.

Wird der Gegenstand aus Bescheidenheit kleiner dargestellt, als er wirklich ist; so heißt die Figur: Litotes (Verkleinerung).

Dies Blümchen Jugend — wäre es ein Veilchen, und er träte darauf, und es dürfte bescheiden unter ihm sterben! Damit gnügte mir Vater. Wenn die Mücke in ihren Stralen sich sonnt; kann sie das strafen die stolze, majestätische Sonne?

Luise in Schillers Kabale und Liebe.

23) Die Betheuerung, wo man, ergriffen von der Macht eines Gefühls oder einer Leidenschaft, das Daseyn derselben, oder einen dadurch gefaßten Entschluß mit den stärksten Versicherungen ankündigt.

Höre mich Mond und Gestirne! Höre mich mitternächtlicher Himmel! der du auf die Schandthat herunterblickst! Höre mich dreimal schrecklicher Gott, der da oben über dem Monde waltet, und rächt und verdammt über den Sternen, und feuerflammt über der Nacht! Hier knie ich — hier streck' ich empor die drei Finger in die Schauer der Nacht; — hier schwöre ich, und so speie die Natur mich aus ihren Grenzen wie eine bösartige Bestie aus, wenn ich diesen Schwur verletze, schwöre ich das Licht des Tages nicht mehr zu grüßen, bis des Vatermörders Blut, vor diesem Steine verschüttelt, gegen die Sonne dampft!

Karl Moor in Schillers Räubern.

24) Die Ironie (der Verstellungston), wenn man, um die Thorheiten und Fehler der Menschen zu versinnlichen, das entgegengesetzte Verhältniß von dem aufstellt, was man wirklich meint, mit der Absicht, den bezeichneten Gegenstand lächer-

21) Die Gradation (Steigerung), wo man entweder aufwärts (Klimax — Aufsteigerung), oder abwärts (Antiklimax — Absteigerung) die Begriffe, oder Theilvorstellungen des Hauptgegenstandes steigert.

Schön ists, von Aetna's Höhn des Meeres Plan
Voll grüner Eiland, und die Fabelauen
Siciliens und Stromboli's Vulcan
Beglänzt von Phöbus erstem Stral zu schauen;

Doch schöner, wenn der Sommertag sich neigt,
Den Zauberſee, hoch von der Dole Rücken,
Wie Luna's Silberhörner sanft gebeugt,
Umragt von Riesengipfeln, zu erblicken.

v. Matthissons Genferſee.

22) Die Hyperbel (Uebertreibung), wo man, in der Stärke des Gefühls und der Leidenschaft, einen Gegenstand entweder größer, oder kleiner darstellt, als er wirklich ist.

Die Schönheit, welche dir aus allen Gliedern blickt,
Der Hals, dem Elfenbein und Alabaster weichen,
Der Mund, vor welchem selbst der Purpur will erbleichen,
Die Augen, deren Blitz fast alle Welt entzückt,
Und, deren keusche Glut die Herzen fest verstrickt,
Die Stirne, die den Glanz der Perlen kann erreichen,
Die Wangen, welchen nie kein Silber zu vergleichen,
In denen Lieb' und Huld ihr Bildniß eingedrückt;
Die wohlgestalte Läng, das anmuthsvolle Wesen,
Die atlasweiche Hand, die Schnee zu Schanden macht,
Der Haare Kostbarkeit und überirdsche Pracht,
Und was du sonsten mehr zu deinem Schmuck erlesen,
Macht, daß man dich verehrt vor andern weit und breit:
Ein Fehler bleibt dir nur, der ist die Grausamkeit.

v. Hoffmannswaldau.

Wird der Gegenstand aus Bescheidenheit kleiner dargestellt, als er wirklich ist; so heißt die Figur: Litotes (Verkleinerung).

Dies Blümchen Jugend — wäre es ein Veilchen, und er träte darauf, und es dürfte bescheiden unter ihm sterben! Damit gnügte mir Vater. Wenn die Mücke in ihren Stralen sich sonnt; kann sie das strafen die stolze, majestätische Sonne?

Luise in Schillers Kabale und Liebe.

23) Die Betheuerung, wo man, ergriffen von der Macht eines Gefühls oder einer Leidenschaft, das Daseyn derselben, oder einen dadurch gefaßten Entschluß mit den stärksten Versicherungen ankündigt.

Höre mich Mond und Gestirne! Höre mich mitternächtlicher Himmel! der du auf die Schandthat herunterblickst! Höre mich dreimal schrecklicher Gott, der da oben über dem Monde waltet, und rächt und verdammt über den Sternen, und feuerflammt über der Nacht! Hier knie ich — hier streck' ich empor die drei Finger in die Schauer der Nacht; — hier schwöre ich, und so speie die Natur mich aus ihren Grenzen wie eine bösartige Bestie aus, wenn ich diesen Schwur verletze, schwöre ich das Licht des Tages nicht mehr zu grüßen, bis des Vatermörders Blut, vor diesem Steine verschüttelt, gegen die Sonne dampft!

Karl Moor in Schillers Räubern.

24) Die Ironie (der Verstellungston), wenn man, um die Thorheiten und Fehler der Menschen zu versinnlichen, das entgegengesetzte Verhältniß von dem aufstellt, was man wirklich meint, mit der Absicht, den bezeichneten Gegenstand lächer-

lich zu machen. Doch muß der Ton der Ironie ernſt, dieſer Ernſt aber nur Schein ſeyn.

Anſchlagzettel im Namen von Philadelphia am 7. Jan. 1777 (als dieſer in Göttingen angekommen war), von Lichtenberg. (abgekürzt.)

Allen Liebhabern der übernatürlichen Phyſik wird hiermit bekannt gemacht, daß vor ein paar Tagen der weltberühmte Zauberer Philadelphus Philadelphia, deſſen ſchon Cardanus in ſeinem Buche de natura supernaturali Erwähnung thut, indem er ihn den von Himmel und Hölle Benedeiten nennt, allhier auf der ordinairen Poſt angelangt iſt, ob es ihm gleich ein Leichtes geweſen wäre, durch die Luft zu kommen. Es iſt nämlich derſelbe, der im Jahre 1482 zu Venedig auf öffentlichem Markte einen Knaul Bindfaden in die Wolken ſchmiß, und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr ſah. Er wird mit dem neunten Jenner dieſes Jahres anfangen, ſeine Ein-Thalerkünſte auf dem hieſigen Kaufhauſe öffentlich-heimlich den Augen des Publici vorzulegen, und wöchentlich zu beſſern fortſchreiten, bis er endlich zu ſeinen 500 Louisd'orſtücken kommt, darunter ſich einige befinden, die, ohne Prälerei zu reden, das Wunderbare ſelbſt übertreffen, ja, ſo zu ſagen, ſchlechterdings unmöglich ſind.

Es hat derſelbe die Gnade gehabt, vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller vier Erdtheile, und noch vorige Woche auch ſogar im fünften vor Ihro Majeſtät, der Königin Oberea auf Otaheiti, mit dem größten Beifall ſeine Künſte zu machen.

Er wird ſich hier alle Tage und alle Stunden des Tages ſehen laſſen, ausgenommen Montags und Donnerſtags nicht, wo er dem Congreſſe ſeiner Landsleute

zu Philadelphia die Grillen verjagt, und nicht von 11 — 12 Uhr Vormittags, wo er zu Konstantinopel engagirt ist, und nicht von 12 — 1 Uhr, wo er speiset.

Von den Alltagsstücken zu Einem Thaler wollen wir einige angeben; nicht sowohl die besten, als vielmehr die, die sich mit den wenigsten Worten fassen lassen.

1) Nimmt er, ohne aus der Stube zu gehen, den Wetterhahn von der Jacobikirche ab, und setzt ihn auf die Johanniskirche, und wiederum die Fahne des Johannis Kirchthurms auf die Jacobikirche. Wenn sie ein paar Minuten gestecket, bringt er sie wieder an Ort und Stelle. NB. Alles ohne Magnet, durch die bloße Geschwindigkeit.

2) Nimmt er zwei von den anwesenden Damen, stellt sie mit den Köpfen auf den Tisch, und läßt sie die Beine in die Höhe kehren; stößt sie alsdann an, daß sie sich mit unglaublicher Geschwindigkeit wie Kräusel drehen, ohne Nachtheil ihres Kopfzeuges oder der Anständigkeit in der Richtung ihrer Röcke; zur größten Satisfaction aller Anwesenden.

3) Läßt er sich eine Holzart bringen, und schlägt damit einen Chapeau vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fällt. Auf der Erde versetzt er ihm den zweiten Streich, da denn der Chapeau sogleich aufsteht, und gemeiniglich fragt: was das für eine Musik sey? Uebrigens so gesund, wie vorher.

4) Zieht er drei bis vier Damen die Zähne sanft aus, läßt sie von der Gesellschaft sorgfältig in einem Beutel durch einander schütteln, ladet sie dann in ein kleines Feldstück, und feuert sie besagten Damen auf die Köpfe, wo denn jede ihre Zähne rein und weiß wieder hat.

5) Nimmt er alle Uhren, Ringe und Juwelen der Anwesenden, auch baares Geld, wenn es verlangt wird, und stellt jedem einen Schein aus, wirft alles hierauf

in einen Koffer, und reiſet damit nach Kaſſel. Nach acht Tagen zerreißt jede Perſon ihren Schein, und ſo wie der Riß durch iſt; ſo ſind Uhren, Ringe und Juwelen wieder da. Mit dieſem Stücke hat er ſich viel Geld verdient.

Zur Ironie gehören: a) Mimeſis (das Nachſpotten), wenn man die Worte eines andern ſpöttiſch wiederhohlt;

Hinz und Kunz, von Leſſing.

Hinz.

Was doch die Großen alles eſſen!
Gar Vogelneſter, eins, zehn Thaler werth.

Kunz.

Was? Neſter? Hab' ich doch gehört,
Daß manche Land und Leute freſſen.

Hinz.

Kann ſeyn, kann ſeyn, Gevattersmann!
Bei Neſtern fingen ſie denn an.

b) Diaſyrmus (Verſpottung), wenn man überhaupt Lebende verſpottet;

Das Pantheon der Teutſchen, erſter Band.

Teutſchlands größte Männer und kleinſte ſind hier verſammelt,
Jene gaben den Stoff, dieſe die Worte des Buchs.

Xenien.

c) Sarkasmus (herzzerreißender Spott), wenn das, was andern Menſchen heilig iſt, oder ein Sterbender, ein Todter verſpottet wird.

Todt! — erlogen ſag' ich — gebt Acht, wie hurtig er auf die Beine ſpringt. Heh du! es giebt einen Vater zu ermorden.

Schweizer zu Franz Moor in Schillers Räubern.

25) Die Hypallage (Umänderung), wo die gewöhnliche Bezeichnung der Begriffe verändert, und ein Begriff besonders hervorgehoben wird (z. B. die Umschattung des Waldes, statt: der schattige Wald; der Geist der Empörung, statt: das empörte Volk).

68.

β) Die Tropen.

Es ist das Eigenthümliche der Tropen (Vorstellungen und Bilder, die sich gegenseitig darstellen können, — von τροπος, Umkehrung —), wodurch sie von den Figuren sich unterscheiden, daß durch dieselben nicht blos der Prädicatsbegriff nebst seiner Umgebung, sondern zunächst der Subjectsbegriff selbst unter einer bildlichen Darstellung erscheint, wodurch gewöhnlich auch die ganze stylistische Umgebung, nach allen dem Subjecte beigelegten Prädicaten, das Gepräge des Bildlichen erhält. Man kann, nach diesem Gesichtspuncte, die Tropen in zwei Klassen eintheilen:

a) in solche, wo entweder blos die eigentliche Bezeichnung des Subjectsbegriffes mit einer uneigentlichen bildlichen vertauscht wird; und

b) in solche, wo durch die bildliche Bezeichnung des Subjectsbegriffes zugleich die ganze stylistische Umgebung desselben das Gepräge des Bildlichen erhält.

Sollen die Tropen ästhetisch wirken und nach ihrem Verhältnisse zu der im Gesetze der Form enthaltenen Grundeigenschaft des Schönen sich ankündigen; so muß die Veränderung des Subjectsbegriffes vermittelst eines Bildes von der Art seyn,

daß Witz und Scharfſinn unter der Hülle der uneigentlichen Bezeichnung die eigentliche Bedeutung des Begriffes ſogleich zu erkennen vermögen. Unter dieſer Bedingung wirken, in den meiſten Fällen, die Tropen noch ſtärker, als die Figuren, weil ſie, durch die Verwandlung des eigentlichen Subjectsbegriffes in ein Bild, den Gegenſtand ſtärker verſinnlichen, als jene.

Es gehören zu den Tropen der erſten Klaſſe:

1) die Metonymie (Namenswechſel), wenn man, ſtatt des eigentlichen Subjectsbegriffes, einen ihm ähnlichen bildlichen ſetzt. Dies geſchieht:

a) wenn man die Wirkung ſtatt der Urſache ſetzt;

Da ſtieß ich auf verbrannte menſchliche Gebeine.
Poſa in Dom Karlos.

b) wenn man die Urſache ſtatt der Wirkung ſetzt;

Das Mitleid rann ihm die Wange herab.

c) wenn man das Vorhergehende ſtatt des Nachfolgenden ſetzt;

Die letzte Umarmung (ſtatt der Trennung).

d) wenn man das Nachfolgende ſtatt des Vorhergehenden ſetzt;

Er iſt eine Beute der Würmer.

(In dieſen beiden Fällen wird die Metonymie Metalepſis genannt.)

e) wenn man die Eigenſchaften des Subjects ſtatt des Subjects ſelbſt ſetzt;

Die weinende Unſchuld ſtand vor ihm.

f) wenn man die Zeit ſtatt der Begebenheiten ſetzt;

Man nannte das achtzehnte Jahrhundert das Zeitalter der Aufklärung.

g) wenn man den Ort an die Stelle der darin befindlichen Gegenſtände ſetzt;

Ganz Paris zitterte vor dem Wohlfahrtsausſchuſſe.

h) wenn man die Gegenſtände ſtatt des Ortes ſetzt;

Ich ſchritt über aufgethürmte Leichen (ſt. Schlachtfeld).

2) Die Synekdoche (Mitbezeichnung), wenn man Begriffe an die Stelle anderer ſetzt, welche entweder als Theilvorſtellungen in einem andern Begriffe enthalten ſind, oder welche gegenſeitig als Gattung und Art ſich verhalten. In der Synekdoche werden daher die Theile, das Ganze, das Geſchlecht, die Gattung und das Individuum gegen einander vertauſcht. Dieſe Verwechſelung tritt ein:

a) wenn man das Ganze ſtatt der Theile ſetzt;

Ganz Teutſchland erwartete die Entſcheidungen des Wiener Congreſſes.

b) wenn man den Theil ſtatt des Ganzen ſetzt;

Der Preuße ging willig für Friedrich 2 in den Tod.

c) wenn man das Geſchlecht ſtatt der Gattung ſetzt;

Die Menſchheit bebte vor der ſpaniſchen Inquiſition.

d) wenn man die Gattung ſtatt des Geſchlechts ſetzt;

Alle Verliebte ſind blind.

e) wenn man die Gattung ſtatt der Art ſetzt;

Die repräſentativen Staatsformen (ſt. Frankreich, Niederland, Norwegen).

f) wenn man die Art ſtatt der Gattung ſetzt;

Dieſe Sängerin iſt keine Catalani.

g) wenn man die einzelne Zahl ſtatt der Mehrheit ſetzt;

Der Nordamerikaner iſt ein Republikaner.

h) wenn man eine beſtimmte Zahl ſtatt der unbeſtimmten ſetzt;

Der Jubel von Tauſenden erfüllte die Luft.

i) wenn man die Eigenſchaften ſtatt des Weſens ſetzt;

Reiz und Schönheit blühen in dieſem Kreiſe.

k) wenn man das Weſen ſtatt der Eigenſchaften ſetzt;

Die Tiefe ſeines Erkenntnißvermögens.

3) Die Metapher (Uebertragung), wo der eigentliche Subjectsbegriff mit einem ihm entſprechenden bildlichen Begriffe in der Darſtellung verbunden, mithin Bild und Gegenbild zuſammen geſtellt wird, ſo daß die Prädicate des Gegenbildes auf den Subjectsbegriff, ſo wie die Prädicate des Subjectsbegriffes auf deſſen Gegenbild übergetragen werden.

Der Freund, von Blankenburg.

Kennſt du die Eiche, die kein Wetter bricht?
Kennſt du die Palme in der Wüſte nicht?
Kennſt du der Mythe zarte Immergrün?
Kennſt du auch wohl den treuen Rosmarin?
Sieh, Eiche, Palme, Myrth' und Todtenkrone —
Das iſt der treue Freund dem Erdenſohne.

Jupiters Schöpfung, von einem Ungenannten. (in Müchlers Freimüthigen, 1819, St. 43.)

Zeus war einmal bei übler Laune,
Und zog die Stirn gewaltig kraus.
„Es werd' ein Monſtrum!" rief er aus,
Und kocht' in ſeinem Grimm vom Luchs, vom Fuchs und Faune,

Vom Tiger und vom Krokodill
Ingredienzien in Einem Topf zuſammen;
Und, da der Spuk ſich nicht gleich modeln will,
Nimmt er noch Bonzenfett. Schnell lodern helle Flammen,
Und ſieh! ein Ungethüm ſteigt aus dem Topf hervor
Und reckt den hagern Hals empor.
Ein häßliches Geſchöpf: der Lauerblick vom Luchs,
Die ſchlaue Hinterliſt vom Fuchs,
Das Grinſen von dem Faun, vom Tigerthier die Tücke,
Vom Krokodill die Heuchelei,
Die weinen kann und würgt. Zeus ſchaudert bleich zurücke,
Als ob vom Tartarus es ausgeſpieen ſey.
„Fort, rief er bebend, fort aus des Olymps Gebieten!"
Da krochs in Mönchsgewand und ward — zum Jeſuiten.

4) Die Periphraſe (Umſchreibung), wenn man einen Gegenſtand, ohne ihn nach ſeinem eigentlichen Namen aufzuführen, nach ſeinen Eigenſchaften, Verhältniſſen, Umgebungen und Wirkungen darſtellt. — So ſchildert v. Matthiſſon das Elyſium, ohne es im Gedichte zu nennen; ſo v. Göthe Italien in dem bekannten Gedichte: Kennſt du das Land ꝛc. So Fr. Leop. Graf zu Stolberg den Felſenſtrom nach ſeinen Eigenſchaften, ohne ihn in der Darſtellung auszuſprechen (abgekürzt):

Unſterblicher Jüngling!
Du ſtrömeſt hervor
Aus der Felſenkluft.
Kein Sterblicher ſah
Die Wiege des Starken;
Es hörte kein Ohr
Das Lallen des Edlen im ſprudelnden Quell!

Wie biſt du ſo ſchön
In ſilbernen Locken!
Wie biſt du ſo furchtbar
Im Donner der hallenden Felſen umher!
Dir zittert die Tanne,
Du ſtürzeſt die Tanne
Mit Wurzel und Haupt!
Dich fliehen die Felſen,
Du haſcheſt die Felſen,
Und wälzeſt ſie ſpottend, wie Kiefel dahin!
Dich kleidet die Sonne
In Stralen des Ruhms!
Sie mahlet mit Farben des himmliſchen Bogens
Die ſchwebenden Wolken der ſtäubenden Fluth!

(Die Periphraſe muß genau von der Paraphraſe unterſchieden werden, welche, für den Zweck der Deutlichkeit — mithin blos für einen logiſchen, und nicht für einen äſthetiſchen Zweck — in der Umſchreibung eines Begriffes und deſſen Merkmale ſich ankündigt.)

5) Die Perſonication oder Proſopopöie (Verlebendigung?), wenn man lebloſen Gegenſtänden die Eigenſchaften von lebendigen und vernünftigen Weſen beilegt, oder ſie ſelbſt als wirkend darſtellt und behandelt. (So iſt ſchon der Ausdruck: der wüthende Sturm, Perſonification; eben ſo die Anrede:

Leite mich auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!

In größerm Umfange erſcheint die Perſonification in y. Herders Aurora (abgekürzt):

Aurora beklagte ſich unter den Göttern, daß ſie, die von den Menſchen ſo viel gelobt, von ihnen ſo wenig

geliebt und besucht werde; am wenigsten aber von denen, die sie am meisten besängen und priesen. „Grämе dich nicht über dein Schicksal, sprach die Göttin der Weisheit, gehet es mir anders? Und hast du nicht Freunde, nicht Anbeter genug? Die ganze Natur feiert dir; alle Blumen erwachen, und kleiden sich mit deinem Pupurglanze in neue bräutliche Schönheit. Das Chor der Vögel bewillkommet dich. Der fleißige Landmann, der arbeitsame Weise versäumen dich nie. Sie trinken aus dem Kelche, den du ihnen darbieteſt, Gesundheit und Stärke, Ruhe und Leben. Hältst du es für kein Glück, unentweiht genossen und geliebt zu werden? Es ist das höchste Glück der Liebe bei Göttern und Menschen.“

6) Die Sermocination (Gesprächsführung?), wenn entweder leblose Gegenstände, oder abwesende Personen, Verstorbene, Geister und Wesen einer übersinnlichen Ordnung der Dinge redend eingeführt werden.

a) Redende Einführung lebloser Wesen:

So Voß in s. Gedichte: die Sterne.

„O Vater, preist ihr hohes Klanges;
Du hülltest uns in Glanz;
Du lehrtest, froh des Preisgesanges,
Uns Harmonie und Tanz.
Den Felsenleib, durchbraust von Meeren,
Erschuf voll Keim' uns deine Hand:
Daß Pflanz' und Leben wir gebähren,
Und wimmle Wasser, Luft und Land.“

„Lobsingt durch aller Himmel Ferne!
Ein Retter ist der Tod.
Im Reigentanz, ihr Morgensterne,
Lobsinget unserm Gott!

Und Vorgefühl des beſſern Lebens
Durchſchaur' ihn ſanft herabgethaut,
Wer durch die Nacht, voll heißes Strebens,
Empor zu unſerm Reigen ſchaut."

b) Redende Einführung überſinnlicher Weſen: So v. Sonnenberg in ſ. Gedicht: das Weltende.

Michael ſtand in einem Gewitter des Thrones verborgen,
Seine göttliche Seele durchflohn, wie Lenze von Eden,
Bilder der neuen Erde, die unter verklärteren Sternen
Einſt aufblüht, aus der Todtenaſche der alten heraufblüht,
Wann des Lebens Getümmel hienieden zu Ende geſpielt iſt. —
Jetzo ſah er empor, die fernen Weltgerichtsblicke
Leuchten im Antlitz des Alten der Tage; er kannte der Blicke
Ernſten Gebotwink, betete dreimal ihn an, und begann ſo:
„Deinen Ruf, o du Ewiger, hab' ich verſtanden; doch zürne
Ueber einen Endlichen nicht, o Vater der Engel!
Meine Macht iſt gering, wenn Satan mit ſeinen Verworfnen
Gegen mich kommt; vielleicht, daß meine Kräfte zu ſchwach ſind;
Sende deine Gewaltigen, Richter! den Engel des Donners,
Ihn, dem die Höll' und Satan mit ſeinen Gerichteten zittern;
Groß iſt des Furchtbaren Stärke, ſein Hinſchaun Schrecken des Todes."
„Geh, mein Unſterblicher, iſt dein Vater nicht überall bei dir?
Meine Schreckniſſe werden mit tödtender Macht dich umwaffnen,

Und ſie ſollen den Richter und Schöpfer an ſeinem Geſchöpf ſehn!"

Alſo ſprach liebevoll ein Blick in des Ewigen Antlitz.
Und in des Urlichts flammende Morgenröthe gekleidet,
Strahlte der Schönſte von allen Erſchaffnen die Himmel herunter
In der Größe, womit er die Abendſterne verhüllet,
Wann er im ſilberſtürmenden Flug an ihnen vorbeieilt.
Säuſelnde Harmonieen, wie Wellengüſſe des Lichtes
An den Aethergeſtaden der Orionen ſie jubeln,
Tönten die ſilbernen Flügel, aus Edens Blitzen geſchaffen.
Zu dem goldenen Haar, das niedergeringelt in Wellen
Ueber die blühenden Lilienſchultern zum Buſen hinabfloß,
Weheten Lebensblumen mit Sternenſchimmern, im Lenze
Eines Paradieſes geſammelt, in Kränze gereihet,
Die um die Blüthenſchläf' in feſtlicher Schöne ſich flochten,
Stillerhabener Ernſt und Seelenhoheit, wie niemals
Sie der Gefallenen Fürſt in junger Herrlichkeit hatte,
Strömeten ihm aus jeglichem Blick, der Strahlen umherwarf.
In den himmliſchen Zügen des ſchönen Ernſtes ergoß ſich
Heiter und ſanft ſtillfriedliches Lächeln unſterblicher Jugend.
Welten erſchienen und rollten vorüber dem Fluge des Seraphs,
Roſenflammen entfloſſen den Falten von ſeinem Gewande,
Und verblühten erſt ſpät an Mond- und Sternengeſtaden,
So wie die Melodieen der Flügel an ihnen vertönten.
Jetzt ſtand über der Finſterniß da der Unſterblichen Schönſter,
Seine Wangen, zwei Lenzfrührothen aus Eden, die vormals
Mit lichtglühendem Gold des Euphrats Sterne beflammten;

Blitzen Gottes, wie einſt ſie im neuen Jeruſalem leuchten,
Aehnlich an Glanz, lichtſtrahlte ſein Aug' voll ewiger Jugend.
„Richter, rief er hier laut, und neigte ſich über die Tief' hin,
Rüſte mit tödtendem Schrecken mich nun zum Rachegebot.
Höll', ich komm' im Namen des Allzufurchtbaren zu dir,
Satan von ewigen Ketten zu löſen, woran ihn, mit Allmacht
Seiner Gottheit, der Bluter Judäa's, dein Sieger, o Tod! band.
Wüthe Verwüſter dann nur auf der Menſchenerde; die Hölle
Wüthe mit dir, all' deine vom Richter Gerichteten mit dir.
Deine Zerſtörungen haben ſchon Todesengel gemeſſen,
Ihrer Dauer Zeiten gezählt, dein Wüthen begrenzet.
Kehr' dann wiederum heim in die Urnacht deiner Verdammniß,
Wo das Elend von Flammen ſich nährt und endloſem Jammer,
Und der Ewigkeit ewige Wehen entgegen gebähret.
Menſchenverderber, wann einſt auf der fluchgeſchlagenen Erde,
Wann der Vollendungen Abend auf ihr iſt untergegangen,
Ihre Thränenöden, von Jubelgeſtirnen beleuchtet,
Wieder wie Freudenthale voll Himmelsfrühlinge lächeln,
Wann des liebenden Allunendlichen Geiſt in ihr wehet,
Und, vom heiligen Weg zur Morgenröthe, des Himmels
Jugend in die Umarmungen beſſerer Menſchen hinabwallt,
Und in ihrer unſterblichen Unſchuld Freuden ſich miſchet!
Deinen Verwüſtungen hat die Rache das Maas der Erfüllung
Dann ausgemeſſen, und dich in ewige Nächte gekettet."

Zu den Tropen der zweiten Klasse, wo durch die bildliche Bezeichnung des Subjectsbegriffes zugleich die ganze stylistische Umgebung desselben das Gepräge des Bildlichen erhält, gehören:

1) die Allegorie (Bildgleichung). Der eigenthümliche Charakter der Allegorie beruht darauf, daß in derselben, wie in allen Tropen, der eigentliche Gegenstand, der versinnlicht werden soll, nicht selbst, sondern unter einem ihm völlig entsprechenden Bilde erscheint, dessen ganze stylistische Umgebung dadurch gleichfalls das Gepräge des Bildlichen erhalten muß. Die ästhetische Wirkung der Allegorie wird daher theils durch die Aehnlichkeit des Bildes mit dem eigentlichen Gegenstande, so wie durch die, in der Darstellung vermittelte, leichte Erkennbarkeit des eigentlichen Gegenstandes unter der Hülle des Bildes, theils durch die ästhetische Vollendung der Einheit des Bildes bedingt, weil die Einbildungskraft durch diese Einheit des Bildes in ein freies Spiel versetzt, und gleichfalls auch das Gefühlsvermögen bewegt, und oft sogar erschüttert wird. — Obgleich die Allegorie, als Trope, bisweilen in einzelnen Ausdrücken bestehen kann; so bildet sie doch in den meisten Fällen ein größeres, durchgeführtes Ganzes.

(Eine der glänzendsten Allegorieen ist das Mährchen vom Schiffe, von Pfeffel, in welchem er, unter der Hülle des Bildes, den Gang der französischen Revolution von ihrem Anfange bis zur Uebernahme des Consulats von Bonaparte, versinnlicht.)

Ein Schiff, das lang im Ocean
Vor andern stolz hervorgeraget,

Zu den Tropen der zweiten Klaſſe, wo durch die bildliche Bezeichnung des Subjectsbegriffes zugleich die ganze ſtyliſtiſche Umgebung deſſelben das Gepräge des Bildlichen erhält, gehören:

1) die Allegorie (Bildgleichung). Der eigenthümliche Charakter der Allegorie beruht darauf, daß in derſelben, wie in allen Tropen, der eigentliche Gegenſtand, der verſinnlicht werden ſoll, nicht ſelbſt, ſondern unter einem ihm völlig entſprechenden Bilde erſcheint, deſſen ganze ſtyliſtiſche Umgebung dadurch gleichfalls das Gepräge des Bildlichen erhalten muß. Die äſthetiſche Wirkung der Allegorie wird daher theils durch die Aehnlichkeit des Bildes mit dem eigentlichen Gegenſtande, ſo wie durch die, in der Darſtellung vermittelte, leichte Erkennbarkeit des eigentlichen Gegenſtandes unter der Hülle des Bildes, theils durch die äſthetiſche Vollendung der Einheit des Bildes bedingt, weil die Einbildungskraft durch dieſe Einheit des Bildes in freies Spiel verſetzt, und gleichfalls auch das G vermögen bewegt, und oft ſogar erſchüttert w Obgleich Allegorie, als Trope, bisweilen i nen cken beſtehen kann; ſo bildet n en Fällen ein größeres,

llegorieen iſt das Mähr-
, von Pfeffel, in wel-
Hülle des Bildes, den
hen Revolution von
Uebernahme des Con-
, verſinnlicht.)

im Ocean

Blitzen Gottes, wie einſt ſie im neuen Jeruſalem leuchten,
Aehnlich an Glanz, lichtſtrahlte ſein Aug' voll ewiger Jugend.
„Richter, rief er hier laut, und neigte ſich über die Tief' hin,
Rüſte mit tödtendem Schrecken mich nun zum Rachegebote.
Höll', ich komm' im Namen des Allzufurchtbaren zu dir,
Satan von ewigen Ketten zu löſen, woran ihn, mit Allmacht
Seiner Gottheit, der Bluter Judäa's, dein Sieger, o Tod! band.
Wüthe Verwüſter dann nur auf der Menſchenerde; die Hölle
Wüthe mit dir, all' deine vom Richter Gerichteten mit dir.
Deine Zerſtörungen haben ſchon Todesengel gemeſſen,
Ihrer Dauer Zeiten gezählt, dein Wüthen begrenzet.
Kehr' dann wiederum heim in die Urnacht deiner Verdammniß,
Wo das Elend von Flammen ſich nährt und endloſem Jammer,
Und der Ewigkeit ewige Wehen entgegen gebähret.
Menſchenverderber, wann einſt auf der fluchgeſchlagenen Erde,
Wann der Vollendungen Abend auf ihr iſt untergegangen,
Ihre Thränenöden, von Jubelgeſtirnen beleuchtet,
Wieder wie Freudenthale voll Himmelsfrühlinge lächeln,
Wann des liebenden Allunendlichen Geiſt in ihr wehet,
Und, vom heiligen Weg zur Morgenröthe, des Himmels
Jugend in die Umarmungen beſſerer Menſchen hinabwallt,
Und in ihrer unſterblichen Unſchuld Freuden ſich miſchet!
Deinen Verwüſtungen hat die Rache das Maas der Erfüllung
Dann ausgemeſſen, und dich in ewige Nächte gekettet.“

Zu den Tropen der zweiten Klasse, wo durch die bildliche Bezeichnung des Subjectsbegriffes zugleich die ganze stylistische Umgebung desselben das Gepräge des Bildlichen erhält, gehören:

1) die Allegorie (Bildgleichung). Der eigenthümliche Charakter der Allegorie beruht darauf, daß in derselben, wie in allen Tropen, der eigentliche Gegenstand, der versinnlicht werden soll, nicht selbst, sondern unter einem ihm völlig entsprechenden Bilde erscheint, dessen ganze stylistische Umgebung dadurch gleichfalls das Gepräge des Bildlichen erhalten muß. Die ästhetische Wirkung der Allegorie wird daher theils durch die Aehnlichkeit des Bildes mit dem eigentlichen Gegenstande, so wie durch die, in der Darstellung vermittelte, leichte Erkennbarkeit des eigentlichen Gegenstandes unter der Hülle des Bildes, theils durch die ästhetische Vollendung der Einheit des Bildes bedingt, weil die Einbildungskraft durch diese Einheit des Bildes in ein freies Spiel versetzt, und gleichfalls auch das Gefühlsvermögen bewegt, und oft sogar erschüttert wird. — Obgleich die Allegorie, als Trope, bisweilen in einzelnen Ausdrücken bestehen kann; so bildet sie doch in den meisten Fällen ein größeres, durchgeführtes Ganzes.

(Eine der glänzendsten Allegorieen ist das Mährchen vom Schiffe, von Pfeffel, in welchem er, unter der Hülle des Bildes, den Gang der französischen Revolution von ihrem Anfange bis zur Uebernahme des Consulats von Bonaparte, versinnlicht.)

Ein Schiff, das lang im Ocean
Vor andern stolz hervorgeraget,

Ward endlich vom fatalen Zahn
Des Seewurms und der Zeit durchnaget;
Doch blieb der Kiel noch gut daran.
Der Schiffsherr, wie die Handſchrift ſaget,
Ein braver Mann, gab das Gebot,
Den alten Schaden auszuheilen.
Sogleich griff alles zu den Beilen,
Der kluge Kopf, der Idiot,
Der Gauner, alles wollte zimmern;
Statt auszubeſſern, eilte man
Das ganze Fahrzeug zu zertrümmern,
Und, um nach einem eignen Plan
Ein neues Kunſtwerk aufzubauen,
Ließ man das Holz im Ausland hauen.
Der Schiffsherr ſah den regen Schwarm
Mit Gram und ahnendem Entſetzen;
Allein gelähmet war ſein Arm;
Er mußte ſich noch glücklich ſchätzen,
Daß man ihm Rang und Namen ließ.
Nun war das ſeltne Werk vollendet,
Das man, von ſeinem Glanz geblendet,
Des Erdballs achtes Wunder hieß.
Es läuft ins Meer; die Segel blähen
Sich rauſchend auf; die Wimpel wehen;
Vom wilden Huſſa bebt das Land.
Allein ſchon in der erſten Stunde
Warf es ein Windſtoß an den Strand,
Und der Patron ging mit zu Grunde.
Das Schiffsvolk hatte mit der Fracht
Auf eine Sandbank ſich geborgen,
Und war nun mit vereinten Sorgen
Auf einen neuen Bau bedacht.
Es wußte nicht recht, was es wollte;
Nur kam es dahin überein,

Daß künftig kein Patron mehr ſeyn
Und jeder Bootsknecht ſteuern ſollte.
Doch bald entſtand ein ärgrer Strauß
Als jener, der die Baugenoſſen
Zu Babel ſchied. Das ſchwarze Haus
Der Furien ward aufgeſchloſſen;
Es ſpie ein Heer von Würgern aus,
Die täglich Ströme Bluts vergoſſen.
Der Werft, mit der Verwüſtung Graus,
Mit Leichen ohne Zahl bedecket,
Glich einem großen Opferheerd,
Und dennoch ward der Bau vollſtrecket.
Ein Machwerk, ganz des Berges werth,
Der dieſen Maulwurf ausgehecket.
Die Bauherrn jauchzten hoch, allein
Eh man dem ſtets empörten Meere
Die lecke bleierne Galeere
Vertraute, ſahn die Klügſten ein,
Sie werde niemals ſegeln können,
Und faßten muthig den Entſchluß,
Den ganzen Plunder zu verbrennen.
Der Machtſtreich reizte den Verdruß
Des Pöbels unter den Matroſen.
Doch er beſann ſich bald und ſchnitt
Sich aus dem Reſt der Segel Hoſen.
Im Eſſen kommt der Appetit;
So ging es dieſen Architecten.
Ein Stoß von neuen Bauprojecten
Ward aufgetiſcht. Man ſchrie, man ſtritt
Zwar auch; doch ging mit raſchem Schritt
Der Schiffsrath dieſesmal zu Werke,
Und eh man ſichs verſah, entſtand
Ein Ideal, das größre Stärke
Mit größrer Leichtigkeit verband.

Das Schiffsvolk gab fünf Steuerleuten
Entzückt das Ruder in die Hand
Und träumte lauter goldne Zeiten.
Nun ſchoß das Fahrzeug hoch und hehr
Beim Schall der Zinken und Poſaunen
Vom Stapel in das offne Meer.
Die ganze Welt ſah mit Erſtaunen
Der furchtbar ſchnellen Rieſenlauf,
Und weil es ſich aufs Kapern legte,
So bracht' es manchen Fiſchzug auf,
Der fremder Kaper Haß erregte.
Doch weder durch vereinte Macht,
Noch durch der Liſt verborgne Schlingen
Gelang es ihnen, es zu zwingen.
Oft hat die Zwietracht ſchon vollbracht,
Was nie der äußre Feind vermochte;
Sie ſchlich an der Piloten Heerd,
Wo ſie das Gift der Herrſchſucht kochte.
Der Taumelkelch ward ausgeleert.
Die Herrn begannen ſich zu ſchlagen
Und gar vom Steuer wegzujagen;
Auch mancher Bootsmann, ſelber werth
Pilot zu ſeyn, ward ausgetrieben.
Das Schiff wird überall bedroht;
Schon faſſen es die ſcharfen Zacken
Der ausgeworfnen Enterhacken;
Schon wühlt die Glut in ſeinem Schoos;
Schon hebet des Verderbens Loos
Sich aus der Urne des Geſchickes;
Als aus dem fernen Orient
Ein Sohn des Sieges und des Glückes
Schnell, wie ein Gott, die Wolken trennt,
Die Feinde ſchrecket, den Deſpoten
Die Arme lähmt, und den Heloten

Die Menſchenrechte wieder ſchenkt.
Er ſtellt ſich muthig an das Steuer,
Das er mit weiſer Stärke lenkt;
Noch knirſcht, noch ſchäumt das Ungeheuer
Der Zwietracht um ſein waches Ohr,
Noch recket hinter ſeinem Schleier
Der Haß den ſchwarzen Kamm hervor.
Doch er, bewehrt mit Herkuls Keule,
Steht feſt, wie des Pompejus Säule,
Auf die er ſeinen Namen ſchrieb.
Das wunde Schiff ward in der Eile
Zur Noth, und wie mit einem Hieb,
Auf offner See jetzt ausgebeſſert.
Die Kraft des Ruders ward vergrößert,
Das in der Hand des Retters blieb. —
Wird er mit ſeinem ſchönen Looſe
Vergnügt als oberſter Matroſe
Den ſchlauſten Feind, den Herrſchertrieb,
Im eignen Buſen ſtets beſtreiten,
Und von den Klippen unzerſchellt
Das Fahrzeug in den Hafen leiten;
So iſt er, traun, der erſte Held
Der alten und der neuen Welt.
Hier, Leſer, bin ich ſtehn geblieben;
Zwar fand in meiner Chronika
Sich noch ein Blatt; doch ſiehe da!
In Ziffern war der Reſt geſchrieben.

2) Die Viſion (Geſicht, Erſcheinung). In der Viſion werden entweder abweſende Gegenſtände und Perſonen, oder überirdiſche Weſen, Verſtorbene, Engel, die Gottheit ſelbſt, als gegenwärtig dargeſtellt, ſo daß vermittelſt der ſtyliſtiſchen Form das Bild derſelben innerhalb der Erſcheinung zur

äſthetiſchen Einheit vollendet wird. Es iſt keine weſentliche Bedingung der Viſion, daß die in derſelben erſcheinenden überſinnlichen Weſen redend eingeführt werden; doch geſchieht dies in den meiſten derſelben. (Die Viſion im fünften Acte von v. Göthe's Egmont, während Egmont ſchläft, kann nur theilweiſe hieher gerechnet werden, weil ſie zwar zu einem Erzeugniſſe der Sprachdarſtellung gehört, aber nicht durch Sprache ausgedrückt und geſchildert wird. Das letztere geſchieht in der Erſcheinung Oreſts in v. Göthe's Iphigenia, und, in einer der vollendetſten Viſionen der teutſchen Sprache — in v. Schillers Jungfrau von Orleans, — in der Erſcheinung der Maria unter der Wundereiche.)

Elias in der Höhle, von Krummacher.

Elias ſah; Jehova ging vorüber;
Der Himmel über ihm ward trüb' und trüber,
Der Sturm begann; er riß aus ſeinem Sitze
Den Berg, und ſpaltete des Felſen Spitze.
Der Sturm ging vor Jehova's Angeſicht;
Doch in dem Sturme war Jehova nicht.

Elias ſah; Jehova ging vorüber;
Der Himmel neigte ſich, und immer trüber
Erſcholl Getös, ein dumpf Geheul umſchwebte
Die Tief', es donnerte, die Erd' erbebte.
Erdbeben ging vor Jova's Angeſicht;
Doch im Erdbeben war Jehova nicht.

Elias ſah; Jehova ging vorüber;
Den Himmel barg ein ſchwarz Gewölk, und trüber
Gewitternacht entſtrömten Feuerflammen,
Und ſchlugen über ihm mit Graus zuſammen.

Die Gluth ging vor Jehova's Angesicht,
Doch in den Flammen war Jehova nicht.

Das Feuer schwand, es schwand der Flamme Grausen,
Und lind und still umschwebt ein sanftes Sausen
Elias Ohr; er trat mit banger Seele,
Sein Haupt verhüllt, hinaus ins Thor der Höhle.
Gesäusel schwebt' um ihn, wie leiser Harfe Lieder;
Im sanften Sausen kam Jehova's Wort hernieder.

Obgleich manche Theoretiker auch die Parodie, die Travestie und die Mythologie zu dem Kreise der Figuren und Tropen rechnen; so müssen doch die beiden ersten als selbstständige dichterische Formen in der Reihe der einzelnen Gattungen und Arten der Dichtkunst aufgeführt, und, wegen dieses in einer abgeschlossenen ästhetischen Form durchgeführten Charakters, von den Figuren und Tropen ausgeschlossen werden. Dasselbe gilt von der Mythologie, sobald aus den Kreisen derselben ein in sich abgeschlossenes ästhetisches Ganzes (z. B. in v. Schillers Göttern Griechenlands, in Sakontala ꝛc.) gebildet wird; denn nur die einzelnen mythologischen Begriffe und Bilder, sie mögen übrigens aus der griechischen und römischen, oder aus der nordischen und slavischen Mythologie entlehnt seyn, können, wenn sie zur höhern Versinnlichung eines Gegenstandes aufgenommen werden, bald figürlich, bald tropisch wirken, sobald in dem letzten Falle der mythologische Gegenstand an die Stelle des eigentlichen Begriffs gesetzt wird.

Die sogenannten grammatischen Figuren (z. B. Prosthesis, wo dem Worte ein Buchstabe, oder eine Sylbe vorgesetzt wird; Aphäresis, wenn dem Worte ein Buchstabe, oder eine Sylbe am

Anfange weggenommen wird; Paragoge, wenn man an das Wort am Ende einen Buchſtaben, oder eine Sylbe anſetzt; Apokope, wenn man am Ende des Wortes einen Buchſtaben, oder eine Sylbe wegnimmt; Epentheſis, wenn man in der Mitte eines Wortes einen Buchſtaben, oder eine Sylbe einſchiebt; Synkope, wenn man in der Mitte eines Wortes einen Buchſtaben, oder eine Sylbe hinwegnimmt; Kraſis, wenn man zwei Sylben, oder auch zwei Wörter zuſammenzieht; Metatheſis, wenn man die Buchſtaben eines Wortes verſetzt, um einen andern Sinn auszumitteln (z. B. jus — vis —) können, an ſich, ſelbſt wenn ſie bei claſſiſchen Schriftſtellern angetroffen werden ſollten, nie äſthetiſch wirken; vielmehr ſind ſie in den meiſten Fällen Verſtöße gegen die Reinheit der Sprache, und entſtehen entweder aus Unkunde der empiriſchen Grammatik einer Sprache, oder aus Nachläſſigkeit beim ſchnellen Niederſchreiben einzelner Sätze.

Selbſt gewiſſe äſthetiſche Wortſpiele können, im ſtrengen Sinne, nicht zu den Figuren und Tropen gerechnet werden, weil in der Regel die claſſiſchen Schriftſteller dieſelben entweder gar nicht, oder doch höchſt ſelten gebraucht haben, und ihre häufigere Anwendung theils in Spielerei ausartet, die nie nach der Grundeigenſchaft der Schönheit in dem Geſetze der Form gemeſſen werden kann, theils die Einſeitigkeit und den falſchen Geſchmack des Schriftſtellers beurkundet. — Zu dieſen Wortſpielen gehören:

1) die Onomatopöie, wenn man Naturtöne (z. B. die Töne der Nachtigal, des Papagei's u. ſ. w.) durch Worte nachbildet;

2) die Echo, wo in den Endſylben eines

zusammengesetzten Wortes ein anderes davon verschiedenes Wort enthalten ist, das man, als Wiederhall des vorigen, in der Darstellung unmittelbar auf das erste folgen läßt. (z. B. Gehst du hinein? — Nein.)

3) die Annomination, wo man durch den Gleichklang von Wörtern, die von einerlei Abstammung sind, den Hauptbegriff verstärken will. (z. B. Die Stille ward stiller. — Das Dunkle ward dunkler.)

4) die Alliteration, wo die unmittelbar auf einander folgenden Wörter gleiche Anfangsbuchstaben oder Anfangssylben haben.

Wonne weht von Thal und Hügel,
Weht von Flur und Wiesenplan,
Weht vom glatten Wasserspiegel,
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wange an.

Bürger.

(Die Räthsel (Aenigmata), und das Anagramm sind zwar auch bisweilen zu den Figuren und Tropen gerechnet worden; sie gehören aber, — sobald ihr ästhetischer Charakter wirklich festgehalten worden ist — als in sich abgeschlossene Ganze, zu den kleinern Formen der Dichtkunst, so gut, wie das Madrigal, Rondeau und Triolet.)

69.

h) Der Styl, nach seinen Gattungen, Arten und Formen.

Die Philosophie der Sprache, die von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes

in Beziehung auf die Sprache, (§. 6.) und von den drei im menſchlichen Bewußtſeyn ſich ankündigenden ſelbſtſtändigen geiſtigen Vermögen, dem Vorſtellungs-, Gefühls- und Beſtrebungsvermögen (§. 8 — 10.), ausgeht, und aus dieſen drei geiſtigen Vermögen die drei urſprünglich verſchiedenen und ſelbſtſtändigen Formen aller Sprachdarſtellung — die Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit — (§. 11 — 14.) ableitet, worauf ſie den für Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit gleichmäßig geltenden formellen Charakter aller Sprachdarſtellung (§. 16.), die Verſchiedenheit des Stoffes und der Form in der Darſtellung (§. 17.), die logiſchen und äſthetiſchen Bedingungen für die Beurtheilung einer vollendeten Form der Darſtellung (§. 20—25.), und aus dieſen das Geſetz der Form (§. 26.), mit der Angabe der einzelnen, in den beiden Grundeigenſchaften der vollendeten Form — in der Richtigkeit und Schönheit — enthaltenen, untergeordneten Eigenſchaften (§. 29—68.) feſtſetzt, ſchließt mit der Lehre von dem Style, nach ſeinen Gattungen, Arten und Formen.

Wenn im Allgemeinen der Begriff Styl den Ausdruck und die Darſtellung eines menſchlichen Zuſtandes durch Sprache überhaupt, und im Beſondern das Verhältniß bezeichnet, in welchem jede einzelne Darſtellung durch Sprache, als Ausdruck innerer Zuſtände, zu dem Geſetze der Form ſtehet; ſo folgt von ſelbſt, daß der Begriff des Styls der höchſte Gattungsbegriff für alle mündliche und ſchriftliche Darſtellung durch Sprache iſt, und daß dieſer höchſte Gattungsbegriff die einzelnen Gattungen, Arten und Formen der

mündlichen und ſchriftlichen Darſtellung durch Sprache in ſich einſchließt. In der Philoſophie der Sprache kann aber nur von dem claſſiſchen Style, d. h. von der völligen Angemeſſenheit jedes einzelnen Erzeugniſſes der Sprachdarſtellung zu dem Geſetze der Form, die Rede ſeyn, weil nur nach dem Geſetze der Form die eigenthümliche Haltung, Gediegenheit und Vollendung der einzelnen ſtyliſtiſchen Erzeugniſſe eben ſo, wie der ſittliche Werth der einzelnen freien Handlungen nach dem Maasſtabe des Sittengeſetzes, beurtheilt werden kann und muß. Daß übrigens der Begriff des Styls der höchſte Gattungsbegriff für alle mündliche und ſchriftliche Sprachdarſtellung iſt, erhellt ſchon daraus, daß eben ſo vom Style in der Geſchichte, wie im Briefe, eben ſo in der Reiſebeſchreibung, wie in dem Edicte einer Regierung, eben ſo in der Idylle und Elegie, wie in dem Kriegsmanifeſte, und wie in der geiſtlichen oder weltlichen Beredſamkeit die Rede iſt, und daß alle dieſe ſtyliſtiſchen Erzeugniſſe, bei der Beſtimmung ihres Gehalts, unter das Geſetz der Form gebracht werden müſſen.

Als Gattungen des Styls können nur die drei verſchiedenen Sprachdarſtellungen der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit aufgeſtellt werden, weil es nur drei geiſtige Vermögen giebt, deren einzelne Zuſtände durch Sprache verſinnlicht werden ſollen. Ob nun gleich dieſe drei Vermögen Einem und demſelben geiſtigen Subjecte angehören, und kein einziger menſchlicher Zuſtand ganz rein und ausſchließend aus der Wirkſamkeit des einen Vermögens, bei völliger Unthätigkeit der beiden andern Vermögen, abgeleitet, ſo wie überhaupt blos in der Theorie die urſprüngliche Ver-

ſchiedenheit der drei geiſtigen Vermögen aufgeſtellt, und deren gegenſeitige Abgrenzung mit philoſophiſcher Schärfe feſtgeſetzt werden kann; ſo tritt daſſelbe Verhältniß nothwendig auch bei der urſprünglichen Verſchiedenheit der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit ein, daß nämlich, — bei derſelben Verwandtſchaft zwiſchen der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit, wie zwiſchen dem Vorſtellungs-, Gefühls- und Beſtrebungsvermögens — dennoch in der Art und Weiſe der Darſtellung die urſprüngliche Quelle und Beſchaffenheit des Stoffes nicht zu verkennen iſt, ob er zunächſt aus dem Vorſtellungsvermögen, oder zunächſt aus dem Gefühlsvermögen, oder zunächſt aus dem Beſtrebungsvermögen hervorgehet, weil die überwiegende Wirkſamkeit des einen oder des andern geiſtigen Vermögens bei der Ausmittelung des Stoffes auch über den vorherrſchenden Charakter der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit in jedem einzelnen ſtyliſtiſchen Erzeugniſſe entſcheidet. Es muß daher jedes einzelne ſtyliſtiſche Erzeugniß, ſo wie die ganze Klaſſe ſtyliſtiſcher Formen, welcher das einzelne Erzeugniß (der einzelne Brief, die einzelne Idylle und Ode, die einzelne gerichtliche oder Parlaments-Rede) untergeordnet wird, entweder zur Sprache der Proſa, oder zur Sprache der Dichtkunſt, oder zur Sprache der Beredſamkeit gehören.

Die einzelnen ſtyliſtiſchen Formen in der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit ſind aber nach dem eigenthümlichen Gepräge der Darſtellung, und nach den Schattirungen im Tone und Ausdruck derſelben, ſehr von einander verſchieden, ſo daß es, in Beziehung auf jenes Gepräge der

Darſtellung und auf dieſe mannigfaltigen Schattirungen des Ausdruckes, drei verſchiedene Arten der ſtyliſtiſchen Darſtellung giebt: die niedere, mittlere und höhere Schreibart.

Endlich giebt es in der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit einzelne Klaſſen ſtyliſtiſcher Formen, unter welche die einzelnen Erzeugniſſe gebracht werden. So gelten in der Sprache der Proſa die vier Hauptklaſſen ſtyliſtiſcher Formen: die didactiſche Proſa, die geſchichtliche Proſa, die Proſa des Briefſtyls, und des Geſchäftsſtyls. Auf ähnliche Weiſe beſtehen in der Sprache der Dichtkunſt vier Hauptklaſſen ſtyliſtiſcher Formen: die lyriſche, didactiſche, epiſche und dramatiſche Dichtkunſt, — und in der Sprache der Beredſamkeit die beiden Hauptklaſſen ſtyliſtiſcher Formen: die geiſtliche und die weltliche Beredſamkeit.

Aus dieſen in ſich zuſammen hängenden Grundſätzen geht als nothwendiges Ergebniß hervor: daß jedes einzelnes ſtyliſtiſches Erzeugniß a) in Hinſicht der ſtyliſtiſchen Gattung entweder zur Sprache der Proſa, oder der Dichtkunſt, oder der Beredſamkeit, — b) in Hinſicht der Art entweder zur niedern, oder zur mittlern, oder zur höhern Schreibart, — und c) in Hinſicht der Klaſſe der einzelnen Formen, in der Proſa entweder zur Form des Lehrſtyls, oder des Geſchichtsſtyls, oder des Brief-, oder des Geſchäftsſtyls, — in der Dichtkunſt entweder zur Form der lyriſchen, oder der didactiſchen, oder der epiſchen, oder der dramatiſchen Dichtkunſt, — und in der Beredſamkeit entweder zur Form der geiſtlichen oder der weltlichen Beredſamkeit gehören muß.

Weil der eigenthümliche und ſelbſtſtändige Charakter der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit in dieſer Philoſophie der Sprache unmittelbar aus der urſprünglichen Verſchiedenheit, ſo wie aus der Eigenthümlichkeit und Selbſtſtändigkeit der drei geiſtigen Vermögen abgeleitet worden iſt, und die Durchführung der Eigenthümlichkeit der einzelnen Klaſſen und Formen der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit in den drei folgenden Theilen dieſes Werkes geſchieht; ſo darf nur noch, am Schluſſe der Philoſophie der Sprache, die Verſchiedenheit der niedern, mittlern und höhern Schreibart von einander, ſo wie die Eigenthümlichkeit des ſtyliſtiſchen Charakters einer jeden dieſer Schreibarten aufgeſtellt werden.

70.

i) Die Lehre von den drei Schreibarten, der niedern, mittlern und höhern.

Jedes einzelne ſtyliſtiſche Erzeugniß, das die Bezeichnung des Claſſiſchen verdient, es gehöre übrigens zur Sprache der Proſa, oder der Dichtkunſt, oder der Beredſamkeit, muß ſich durch das eigenthümliche Gepräge der Darſtellung und durch die Schattirung des darin vorherrſchenden Ausdruckes von allen andern ſtyliſtiſchen Erzeugniſſen unterſcheiden, und wird, nach dieſen beiden Merkmalen, entweder zur niedern, oder zur mittlern, oder zur höhern Schreibart gerechnet, welche ſchon die Theoretiker des Alterthums, Cicero und Quinctilian, (als genus tenue, medium et sublime) kannten, wenn ſie gleich, in Ermangelung eines feſten Grundſatzes für die Unterſcheidung dieſer Arten

des Styls, auch in der Aufſtellung der einzelnen Merkmale der drei Schreibarten nicht mit der Beſtimmtheit verfuhren, die in einer wiſſenſchaftlich durchgebildeten Philoſophie der Sprache möglich iſt.

Bevor aber das Eigenthümliche einer jeden dieſer drei Schreibarten aufgeſtellt wird, muß der innern oder äußern Urſachen bei der Wahl derſelben im Einzelnen gedacht werden. Die innere Urſache bei dieſer Wahl liegt einzig in der Individualität des Schriftſtellers; als äußere Urſachen hingegen wirken, bei der Wahl der Schreibart, bald der Charakter des darzuſtellenden Stoffes, bald der Zweck, für welchen die ſtyliſtiſche Darſtellung berechnet iſt.

Was die Individualität des Schriftſtellers betrifft, welche in den meiſten Fällen bei der Wahl der niedern, mittlern oder höhern Schreibart den Ausſchlag giebt; ſo wird unter derſelben theils die Summe der natürlichen Anlagen des Geiſtes, theils die Art und Weiſe der Ausbildung derſelben, theils die ganz eigenthümliche geiſtige Richtung verſtanden, wodurch jeder claſſiſche Schriftſteller in ſeinen ſtyliſtiſchen Darſtellungen ſich ankündigt, zugleich aber auch von allen andern claſſiſchen Schriftſtellern, ſelbſt von denen, die mit ihm in derſelben Klaſſe ſtyliſtiſcher Formen glänzen, ſich unterſcheidet. Nach dieſer Individualität erhält jedes einzelnes ſtyliſtiſches Erzeugniß das eigenthümliche Gepräge ſeines Urhebers, als Ergebniß der ihm eigenthümlichen Ankündigung der drei geiſtigen Vermögen in ſeinem Bewußtſeyn, ſo wie der ihm eigenthümlichen Entwickelung dieſer Vermögen durch Erziehung, Umgang und Lectüre, durch ſelbſtſtändige Verarbeitung der aufgenommenen Stoffe, und durch die allen ausgezeichneten Männern einwohnende völlig

individuelle geiſtige Kraft. Vermittelſt dieſer zuſammenwirkenden Urſachen kündigt ſich in dem Style jedes claſſiſchen Schriftſtellers das an, was im guten Sinne die Manier deſſelben genannt wird, d. h. die ihm eigenthümliche Art und Weiſe, ſeine Vorſtellungen, Gefühle und Beſtrebungen durch Sprache darzuſtellen. So erkennen wir an dieſer Eigenthümlichkeit Plato, Ariſtoteles, Cicero, Cäſar, Livius, Shakespeare, Gibbon, Calderon, Rouſſeau, Gellert, Rabener, Kant, Hölty, Voß, v. Göthe, v. Schiller, v. Matthiſſon, Koſegarten, Garve, Schlözer, Joh. v. Müller, Zollikofer, Reinhard, v. Ammon, Tzſchirner u. a. (So würde Klopſtock, nach ſeiner Individualität, ſchwerlich eine claſſiſche Schrift im populären Lehrſtyle, Shakespeare ſchwerlich ein claſſiſches geſchichtliches Werk, Schlözer ſchwerlich eine claſſiſche geiſtliche Rede, Kant ſchwerlich ein weitverbreitetes Trinklied u. ſ. w. geliefert haben.) Dieſe Manier claſſiſcher Schriftſteller wird gewöhnlich wahrgenommen: an gewiſſen Grundſätzen und allgemeinen Anſichten, die in ihren Schriften wiederkehren, weil ſie die Grundlage ihres individuellen Erkenntnißſyſtems enthalten; an gewiſſen Formen logiſcher Eintheilung, wornach ſie den Um- und Aufriß ihrer Darſtellungen anordnen; an gewiſſen Eigenthümlichkeiten des Periodenbaues, wodurch ſie über die empiriſchen Beſtandtheile der Sprache, in welcher ſie ſchreiben, (über die empiriſche Sprachrichtigkeit, Sprachreinigkeit und Sprachſchönheit, nach Klang, Wohlklang, Numerus und Rhythmus) gebieten; ſo wie an gewiſſen Wendungen, Uebergängen und Wortſtellungen, die ſie allmählig ſich angeeignet haben, wobei

auch einzelne individuelle Unvollkommenheiten und ſelbſt angenommene und beibehaltene Fehler in Beziehung auf Sprachdarſtellung nicht ausgeſchloſſen werden. Doch wird die Feſthaltung einer Manier im Style zunächſt nur dann fehlerhaft, wenn ſie nicht aus der Individualität des Schriftſtellers hervorgehet, ſondern von demſelben blos angenommen worden, und durch Nachahmung, oder ſelbſt Nachäffung, eines claſſiſchen Schriftſtellers entſtanden iſt. (Wie Viele haben doch Johann v. Müller, Göthe, Matthiſſon, Schiller u. a. — oft ſelbſt in ihren Unvollkommenheiten — nachgeahmt und nachgeäfft, und ſich dadurch ſelbſt das testimonium paupertatis ausgeſtellt! Denn noch nie hat ein ſolches Nachahmen fremder Manier, ohne Eigenthümlichkeit und Selbſtſtändigkeit des Geiſtes, zur Einordnung in die Reihe der echt claſſiſchen Schriftſteller verholfen, wenn gleich bisweilen Schriftſteller dieſer Art eine vorübergehende Aufmerkſamkeit erregen können.)

Nächſt dieſem innern, in der Individualität des Schriftſtellers ſelbſt enthaltenen, Grunde, kann aber auch die Wahl der einen von den drei Schreibarten in einzelnen Fällen bald von dem darzuſtellenden Stoffe, bald von dem Zwecke abhängen, für deſſen Erreichung der Schriftſteller ſeine ſtyliſtiſche Darſtellung berechnet. So werden in der Sprache der Proſa die Stoffe, welche dem Geſchäftsſtyle angehören (z. B. Verträge, zwiſchen Staaten abgeſchloſſen, Manifeſte, Befehle der Regierungen, Bittſchriften der Unterthanen u. ſ. w.), nie in der höhern, und nur in ſeltenen Fällen in der mittlern Schreibart gehalten werden; geographiſche, naturgeſchichtliche, mathematiſche Stoffe eignen ſich

zunächst nur zur Darstellung in der niedern Schreibart; für Schriften, berechnet auf das Volk, oder bestimmt zum Unterrichte und zur Belehrung der Jugend, wird man gleichfalls nur die niedere Schreibart wählen; allein es wird der akademische Lehrer bei seinen Vorträgen, der Parlamentsredner bei seinen Reden, der geistliche Redner bei seinen Kanzelvorträgen vor einem gebildeten Kreise in grössern Städten, der Geschichtsschreiber bei seinen Darstellungen für die gebildeten Stände, der Philosoph bei seinen wissenschaftlich durchgeführten Werken die mittlere Schreibart wählen; die höhere Schreibart aber im Allgemeinen nur dem Dichter, — dem Redner und dem Prosaiker hingegen blos in den seltenen Fällen verstattet seyn, wo er aus der mittlern Schreibart in die höhere übergeht.

Als Beleg, daß derselbe Stoff, je nachdem er in Angemessenheit zur Individualität des Schriftstellers stylistisch behandelt wird, gleichmäßig gediegen in der niedern, mittlern und höhern Schreibart dargestellt werden kann, diene das Gebet des Herrn.

a) in der niedern Schreibart, von dem Prediger Gittermann zu Emden.

O du, der in der Sterne Strahlenkranze
Der Huldigung der Menschen leicht entbehrt;
O du, den tönend in der Sphären Tanze
Des ganzen Weltalls Lobgesang verehrt;
Der dennoch in des Lichtes höchstem Glanze
Auf das Gebet der Menschen huldvoll hört,
Das aufsteigt aus dem irdischen Getümmel, —
O Vater unser, der du bist im Himmel!

Du hast voll Liebe dich uns kund gegeben!
Wir sehen dich im Spiegel der Natur;
Aus deiner Liebe Quell floß unser Leben,
Und jeder Tag trägt deiner Waltung Spur.
Zu dir soll unsre Seele sich erheben;
Dein Nam', o Gott, ist unsre Freude nur!
Er sey uns heilig auf des Lebens Reise;
Geheiligt sey dein Nam' im ewgen Preise!

Du hast ein Reich, ein ewiges, gegründet,
Worin der Stern der Wahrheit flammend glüht,
Wo ewger Friede alle Menschen bindet,
Worin der Unschuld reine Lilie blüht.
Dein eigner Sohn hat uns dies Reich verkündet,
Das herrliche, das uns zum Himmel zieht. —
O hilf, daß diese Kund' uns allen fromme;
Hilf Vater, daß dein Reich auch zu uns komme.

Wodurch wir dir, o Heil'ger! wohlgefallen,
Im Licht der Menschheit ist es uns bewußt;
Du schriebst dein göttliches Gesetz uns allen,
Die du zu Menschen schufst, tief in die Brust;
Und deine Engel in des Himmels Hallen
Befolgen, stets dich lobend, es mit Lust.
O möchte, wie in jenen sel'gen Höhen,
Dein Wille, Gott, auch stets von uns geschehen!

Du senktest, um uns Menschen zu ernähren,
Des Lebens Stoff und Kraft in die Natur;
Durch deine Macht erwächst die Frucht der Aehren,
Dein Segen glänzet auf der Ernteflur;
O Gott, was wir bedürfen und begehren,
Erlangen wir durch deine Liebe nur. —
Du tränkst mit Lust und speisest Land und Leute;
Ach, unser täglich Brod gieb, Gott, uns heute!

Wir aber, dürfen wir uns unterwinden,
Zu dir zu fleh'n? — Steh'n wir nicht nackt und bloß,
Wir alle, Gott! vor dir in unſern Sünden?
O unſre Schuld vor dir iſt furchtbar groß! —
Doch deine Huld läßt uns Verzeihung finden,
Und dein Erbarmen wägt des Menſchen Loos.
Vergieb uns, Gott! in dieſem armen Leben,
Die Schuld, wie wir den Schuldigern vergeben.

Verſuchung drohet uns von allen Seiten;
Der Sünde Wurzel liegt in unſrer Bruſt;
Sie lockt uns ſüß und lächelnd, — und wir gleiten,
Wir fallen, — ach, zu groß iſt ihre Luſt.
Du aber willſt an deiner Hand uns leiten,
Sind wir uns deines Willens nur bewußt.
Wir bitten, Vater! uns in den Gefahren
Der Sünde vor Verſuchung zu bewahren.

Wir wandern hier in dieſem Erdenthale
Den Weg des Lebens kämpfend auf und ab.
An unſerm Wege ſtehen Todtenmale,
Und auf uns Alle wartet einſt das Grab.
Du aber, Gott! reichſt uns des Troſtes Schale,
Reichſt uns der ewgen Hoffnung feſten Stab.
Auf dich vertrauen wir, allgütig Weſen!
Und fleh'n, uns von dem Uebel zu erlöſen.

O du, der ſeiner Kinder Bitten höret,
Die ihm ihr Herz in tiefer Demuth weiht;
O Gott in Ewigkeit von uns verehrt,
Dein iſt das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit!
Du biſt es, deſſen Güte ewig währet,
Ob Alles hinfließt in dem Strom der Zeit. —
O Vater, was wir glaubend von dir flehen,
Wir hoffen's; — Amen! ja es wird geſchehen.

b) in der mittlern Schreibart, von Mahlmann.

Du hast deine Säulen dir aufgebaut,
Und deine Tempel gegründet!
Wohin mein gläubiges Auge schaut,
Dich Herr und Vater es findet!
Deine ewige herrliche Gottesmacht
Verkündigt der Morgenröthe Pracht,
Erzählen die tausend Gestirne der Nacht!
Und alles Leben liegt vor dir,
Und alles Leben ruft zu dir:
Vater unser, der du bist im Himmel!

Und liebevoll dein Auge schaut,
Was deiner Allmacht Wink begonnen,
Und milder Segen niederthaut,
Und fröhlich wandeln alle Sonnen!
Herr, Herr! das Herz das dich erkennt,
Erwacht vom Kummer und vom Grame;
Es jauchzt die Lippe, die Vater dich nennt —
Geheiliget werde dein Name!

Der du die ew'ge Liebe bist,
Und dessen Gnade kein Mensch ermißt,
Wie selig ist dein Thron!
Der Friede schwingt die Palmen,
Es singt die Freude Psalmen,
Die Freiheit tönt im Jubelton!
Herr, Herr! in deinem ew'gen Reich
Ist alles recht, ist alles gleich —
Zu uns komme dein Reich!

Kommt Engel aus den heiligen Höhen,
Steigt nieder zu der armen Erde.
Kommt, Himmelsblumen auszusäen,

Daß dieſe Welt ein Garten Gottes werde!
O ewiger Weisheit unendliche Kraft,
Du biſts, die alles wirkt und ſchafft;
Dein Weg iſt Nacht! — geheimnißvoll
Der Pfad, den jeder wandeln ſoll. —
Doch in deine Nähe
Führeſt du alle, daß ſie heilig werden! —
Dein Wille geſchehe,
Wie im Himmel, alſo auch auf Erden!

Laß Aehren reifen im Sonnenſtrahl,
Die Frucht erglänz' im grünen Laube;
Es weide die Heerd' im ſtillen Thal,
Und auf den Bergen röthe ſich die Traube,
Und Alles genieße mit Dank und Freude —
Unſer tägliches Brod gieb uns heute!

Der du, von reinen Geiſtern umgeben,
Niederblickſt auf das ſündige Leben —
Erbarme dich Unſer!
Schwachheit iſt des Menſchen Loos,
Deine Gnad' iſt grenzenlos!
Dein Erbarmen unermeßlich!
Zeig' uns, Vater, deine Huld
In dem armen Leben,
Und vergib uns unſre Schuld,
So wie wir vergeben!

Herr! Herr! unſre Zuverſicht,
Starker Herr, verlaß' uns nicht!
Hebe die Blicke, die freien Gedanken
Ueber der Endlichkeit enge Schranken,
Hoch empor über Grab und Tod!
Wir hoffen, wir warten auf Morgenroth,
Wir ſehnen uns alle nach deinem Licht,
Nach deinem hochheiligen Angeſicht! —

Führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlös' uns von dem Uebel!

Denn du bist Herr,
Und du bist Gott,
Unser Vater!
Und dein ist das Reich
Und die Kraft und die Herrlichkeit
In Ewigkeit!
Amen.

c) in der höhern Schreibart, von Klopstock.

Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen,
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne:
„Vater unser, der du bist im Himmel!"

Auf allen diesen Welten, leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geister, an Kräften ungleich, und an Leibern,
Aber alle denken Gott, und freuen sich Gottes.
„Geheiligt werde dein Name!"

Er, der Hocherhabene,
Der allein ganz sich denken,
Seiner ganz sich freuen kann,
Machte den tiefen Entwurf
Zur Seligkeit aller seiner Weltbewohner.
„Zu uns komme dein Reich."

Wohl ihnen, daß nicht sie, daß er
Ihr Jetziges und ihr Zukünftiges ordnete,
Wohl ihnen, wohl!
Und wohl auch uns!
„Dein Wille geschehe,
Wie im Himmel, also auch auf Erden."

Er hebt mit dem Halme die Aehr' empor;
Reifet den goldnen Apfel, die Purpurtraube;
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde;
Aber ſein Donner rollet auch her,
Und die Schloße zerſchmettert es
Am Halme, am Zweig', an dem Hügel und im Walde!
„Unſer tägliches Brod gieb uns heute!

Ob wohl hoch über des Donners Bahn
Sünder auch, und Sterbliche ſind?
Dort auch der Freund zum Feinde wird?
Der Freund im Tode ſich trennen muß?
„Vergieb uns unſere Schuld,
Wie wir vergeben unſern Schuldigern!"

Geſonderte Pfade gehen zum hohen Ziel,
Zu der Glückſeligkeit;
Einige krümmen ſich durch Einöden,
Doch ſelbſt an dieſen ſproßt es von Freuden auf,
Und labet den Durſtenden.
„Führ' uns nicht in Verſuchung,
Sondern erlöſ' uns vom Uebel."

Anbetung dir, der die große Sonne
Mit Sonnen und Erden und Monden umgab;
Der Geiſter erſchuf;
Ihre Seligkeit ordnete;
Die Aehre hebt;
Der dem Tode ruft;
Zum Ziele durch Einöden führt und den Wandrer labt;
Anbetung dir:
„Denn dein iſt das Reich und die Macht,
Und die Herrlichkeit. Amen."

71.

1) Die niedere Schreibart.

Das Eigenthümliche der niedern Schreibart beruht auf der möglichst größten Anschaulichkeit des dargestellten Stoffes vermittelst der Form. Ob nun gleich die niedere Schreibart die ästhetischen Eigenschaften, wie sie aus dem Gesetze der Form hervorgehen, nicht von sich ausschließt; so muß doch, bei dem Festhalten der niedern Schreibart, zunächst den logisch-grammatischen Eigenschaften im Gesetze der Form Genüge geschehen. Denn obgleich die möglichst größte Anschaulichkeit des darzustellenden Stoffes eine freie Versinnlichung desselben, und namentlich die Anwendung des bildlichen Ausdruckes in Hinsicht auf Figuren und Tropen, verstattet; so werden doch zuerst die Eigenschaften der Deutlichkeit, Klarheit, Bestimmtheit und Faßlichkeit erfordert, wenn der Gegenstand nach allen seinen Merkmalen Anschaulichkeit erhalten soll. Es ist daher die niedere Schreibart hauptsächlich eine Wirkung des ausgebildeten Verstandes und der sorgfältig geübten Urtheilskraft, obgleich eine gewisse Wärme des Gefühls und ein Antheil der Einbildungskraft an der Hervorbringung und Vollendung der stylistischen Form, der niedern Schreibart keineswegs fremd sind. Da sie gleichmäßig den gebildeten, wie den zu bildenden Individuen unserer Gattung verständlich und ansprechend seyn soll; so darf sie, um nach ihrem Inhalte völlig aufgefaßt zu werden, von Seiten des Stoffes keine tiefen Vorkenntnisse bei denen voraussetzen, welchen sie zunächst bestimmt ist, so wie sie von Seiten der Form einen einfachen, nicht künstlich verschlungenen, Periodenbau,

und ſo viel Leben und Verſinnlichung vermittelſt der Darſtellung verlangt, als nöthig iſt, um nicht die Leſer von dem ſtyliſtiſchen Erzeugniſſe zu entfernen, ſondern ſie durch daſſelbe anzuziehen und bis zum Schluſſe der ganzen Darſtellung feſtzuhalten. — Die niedere Schreibart ſteht aber eben ſo unter dem Geſetze der Form, wie die mittlere und höhere, wenn ſie gleich in Beziehung auf ihre Angemeſſenheit zu dem Geſetze der Form nach einem andern Maasſtabe, als jene, geprüft und gewürdigt wird. Es iſt daher in der niedern Schreibart eben ſo, wie in der mittlern und höhern, eine claſſiſche Darſtellung nicht blos möglich, ſondern von ausgezeichneten Claſſikern der teutſchen Sprache wirklich aufgeſtellt worden. So haben Claſſiker, wie Luther, Leſſing, Garve, Schröckh u. a. in der Sprache der Proſa, — Claſſiker, wie Luther, Gellert, Weiße, Wieland u. a., namentlich alle Volks- und geiſtliche Liederdichter in der Sprache der Dichtkunſt, — und Claſſiker, wie Mosheim, Spalding, Roſenmüller, Henke, Wedag u. a. in der Sprache der Beredſamkeit die niedere Schreibart feſtgehalten und durchgeführt.

Beiſpiele der niedern Schreibart:

a) in der Sprache der Proſa, aus dem Lehr- und geſchichtlichen Style.

— Von deinen Grundſätzen gehe nie ab, ſo lange du ſie als richtig anerkenneſt. Ausnahmen machen iſt ſehr gefährlich, und führt immer weiter vom Kleinen zum Großen. Sey feſt; aber hüte dich, ſo leicht etwas zum Grundſatze zu machen, bevor du alle mögliche Fällen überlegt haſt, oder eigenſinnig auf Kleinigkeiten zu beſte-

hen. Vor allen Dingen mache dir einen Lebensplan, und weiche nicht von demselben. Die Menschen werden eine Zeitlang die Köpfe darüber zusammen stecken, und am Ende schweigen, dich in Ruhe lassen, und dir ihre Achtung nicht versagen. Man gewinnt immer durch Ausdauern und planmäßige, weise Festigkeit. Es ist mit Grundsätzen, wie mit jeden andern Stoffen, woraus etwas gemacht wird, daß der beste Beweis für ihre Güte der ist, wenn sie lange halten. Was aber noch heiliger, als jene Vorschrift ist — habe immer ein gutes Gewissen! Bei keinem deiner Schritte müsse dir dein Herz über Absicht und Mittel Vorwürfe machen dürfen! Gehe nie schiefe Wege; und baue dann sicher auf gute Folgen, auf Gottes Beistand und auf Menschenhülfe in der Noth! Und verfolgt dich auch eine Zeitlang ein widriges Geschick; so wird doch die selige Ueberzeugung von der Unschuld deines Herzens und von der Redlichkeit deiner Absichten dir ungewöhnliche Kraft und Heiterkeit geben.

v. Knigge, über den Umgang mit Menschen.

— Mit dem vierhundertsten Jahre von Christi Geburt traten die Teutschen in die Stelle und in das Ansehen der Römer. Sie stürzten das abendländische römische Reich, stifteten in den ehemaligen Ländern desselben in Europa und Afrika teutsche Königreiche, die sich zum Theile bis auf unsere Zeiten erhalten haben, unter andern das fränkische, westgothische, angelsächsische und langobardische; nahmen größtentheils die christliche Religion an, blieben aber noch an Künsten und Wissenschaften arm. Die andere Hälfte des römischen Reiches, die gegen Morgen zu lag, wurde zwar auch sehr entkräftet, aber doch nicht völlig umgestürzt. Da war es, wo die Gelehrsamkeit noch einigermaßen blühte, obgleich

ſie ſowohl als die reine chriſtliche Religion ſchon ſehr viel verloren hatte. Die Perſer in Aſien, die Hunnen und Slaven in Europa, zeigten ſich blos als kriegeriſche Völker. So war der Zuſtand der Welt bis zum ſechshundertſten Jahre nach Chriſti Geburt beſchaffen. Bald nach dem eben genannten Jahre hob ſich ein bisher wenig bekanntes Volk, die Araber, empor. Nicht allein wurde unter ihnen eine neue Hauptreligion, die muhamedaniſche, geſtiftet; ſie errichteten auch durch große Eroberungen in Aſien, Afrika und Europa ein ſehr mächtiges Reich, das Chalifat. Durch ſie wurde das griechiſch römiſche Kaiſerthum vieler Länder beraubt, das perſiſche Reich aber und das weſtgothiſche zerſtört. Aus einigen Ueberbleibſeln des letztern entſtanden kleine Fürſtenthümer, aus welchen nach und nach das heutige ſpaniſche Reich hervorging.

Schröckh in der Weltgeſch. für Kinder.

b) in der Sprache der Dichtkunſt:

An den Schlaf.

Komm, ſüßer Schlaf, erquicke mich!
Mein müdes Auge ſehnet ſich
Der Ruhe zu genießen,
Komm, ſanft es zuzuſchließen.

Wie aber, Freund, o ſchlöſſeſt du
Von nun an es auf ewig zu,
Und dieſe Augenlieder
Sähn nie den Morgen wieder?

So weiß ich, daß ein ſchöner Licht
Einſt meinen Schlummer unterbricht,
Das ewig, ewig glänzet
Und keine Nacht begrenzet.

Chſtn. Felix Weiße.

c) in der Sprache der Beredsamkeit:

(aus Fr. Wilh. Wedag's Predigt: „woher das Unglück des Aufruhrs und der Empörung entspringe?" in s. Predigten, Th. 1. Leipz. 1793. 8. S. 294 ff. — abgekürzt.)

— Das Unglück des Aufruhrs und der Empörung, nebst allen damit gemeiniglich verpaart gehenden Ausschweifungen, entstehet nie in einem Lande, wo bürgerlicher Wohlstand, Freiheit und Gerechtigkeit wohnen, und wo Aufklärung und Tugend zur Veredlung der Menschheit schwesterlich die Hand sich bieten. Gemeiniglich wird es durch eine lange Reihe von den entgegenstehenden Uebeln vorbereitet, und kann nur da zum Ausbruche kommen und überhand nehmen, wo ein ganzes Volk zum Mißvergnügen und Unwillen gestimmt, und durch Druck und Sklaverei, oder durch falsche Vorstellungen und Grundsätze zur Empörung gereizt und in blinde Wuth gesetzt wird. Demnach wird nicht, wie man oft sagt, durch die Aufklärung des Volkes, sondern dadurch der Grund zum Aufruhre und zur Empörung gelegt, wenn solche Fehler in der Staatsverwaltung geduldet werden, woraus für das Volk langwierige Bedrückungen erfolgen müssen. Wo also die Vornehmen die Geringern aussaugen; wo der Mächtige den Schwächern ungeahndet beeinträchtigen und drücken darf; wo es mehr auf hohe Gönner und Fürsprecher, als auf Unschuld und Recht ankommt; oder wo diejenigen, welche am Ruder des Staates sitzen, und die für den Wohlstand des Ganzen väterlich Sorge tragen sollen, nur auf ihre Bereicherung bedacht sind, oder sich dem Müßiggange, der Ueppigkeit und Wollust ergeben, und unnützer Weise verschwenden, was sich der Unterthan mit sauerm Schweiße verdienen muß; oder wenn sie ihrem Ehrgeize,

ihrer Eroberungsſucht Menſchen und Schätze aufopfern, und, durch langwierige und blutige Kriege genöthigt, das Volk mit unerſchwinglichen Laſten belegen; dann iſt das Mißvergnügen, der Unwille des großen Haufens auf die Dauer unvermeidlich, und ſeine gerechten Beſchwerden reifen mit der Zeit zur unglücklichſten Empörung heran.

72.

2) Die höhere Schreibart.

Das Eigenthümliche der höhern Schreibart kündigt ſich in der lebhaften und ſtarken Verſinnlichung des darzuſtellenden Stoffes vermittelſt einer reichen Bilderſprache an. Sie iſt der Ausdruck einer kräftigen, ſelbſtſtändig ſchaffenden Einbildungskraft, und eines innigen tiefen Gefühls. In der höhern Schreibart erſcheint aber der Gegenſtand entweder unter einer ſehr verſtärkten Verſinnlichung, oder ſie ſtellt das Bild ſelbſt (die uneigentliche Bezeichnung vermittelſt des Gebrauches der Tropen) an die Stelle des eigentlichen Gegenſtandes, um dieſen unter der bildlichen Verhüllung erkennen zu laſſen. Sie eignet ſich daher auch nur zunächſt für die Sprache der Dichtkunſt, weil dieſe aus einer gleichmäßigen ſelbſtthätigen Wirkſamkeit der Einbildungskraft und einer mächtigen Bewegung des Gefühlsvermögens hervorgehet. Deshalb kann auch nur in der Sprache der Dichtkunſt ein ganzes ſtyliſtiſches Erzeugniß (z. B. eine Ode, Hymne ꝛc.) in der höhern Schreibart gehalten und durchgeführt werden.

In der Regel findet die höhere Schreibart in der Sprache der Proſa gar keine Anwendung, weil unter allen Stoffen, welche die Claſſiker in der Sprache der Proſa behandeln, nur einzelne, und

zwar nur wenige Gegenstände im geschichtlichen und im Lehrstyle (nie aber im Brief- und Geschäftsstyle) zu einem kurzen Uebergange aus der mittlern Schreibart in die höhere sich eignen. — Dasselbe gilt im Ganzen auch von der Anwendung der höhern Schreibart in der Sprache der Beredsamkeit, wo, dem Stoffe nach, zwar häufiger als in der Sprache der Prosa, aber immer nur selten, ein Uebergang aus der mittlern Schreibart in die höhere dem Schriftsteller verstattet ist. Dabei gilt als Gesetz, daß dieser Uebergang in die höhere Schreibart bei dem Redner auf einen mäßigen Umfang in der Darstellung beschränkt bleiben und ihm, ungesucht, von selbst kommen muß, wenn er, mitten im Flusse der Darstellung, allmählig von dem ihm vorschwebenden Stoffe so ergriffen wird, daß er, durch dessen Darstellung in der höhern Schreibart, einen — dem Dichter ähnlichen — tiefen Eindruck auf das Gemüth, nicht aber wie der Dichter auf das Gefühlsvermögen, sondern auf den Willen und das Bestrebungsvermögen seiner Zuhörer oder Leser hervorbringen will.

Aus allem diesem ergiebt sich, daß die höhere Schreibart weder für das gemeine Leben, noch für den gewöhnlichen Gebrauch in der Büchersprache sich eignet; daß wohl einzelne dichterische Ergüsse, nie aber ganze prosaische Erzeugnisse, oder ganze geistliche und weltliche Reden, geschweige ganze Bücher in derselben gehalten werden dürfen; daß sie nur selten, und dann blos für die Zwecke einer höhern Weihe, gebraucht werde, so wie auch aus derselben kein unmittelbarer Uebergang in die niedere, sondern nur in die mittlere Schreibart, und, auf gleiche Weise, zu derselben kein unmittelbarer Uebergang

aus der niedern, ſondern blos aus der mittlern Schreibart ſtatt findet. — Unter den teutſchen Claſſikern haben als Dichter Klopſtock, Fr. Leop. Graf zu Stolberg, Koſegarten, Jean Paul u. a. in der höhern Schreibart ſich verſucht; unter den Rednern finden ſich bei Münter, Lavater, Herder u. a. einzelne Stellen in der höhern Schreibart; unter den Proſaikern ſind bisweilen Herder, Fichte u. a. aus der mittlern Schreibart in die höhere übergegangen.

Beiſpiele der höhern Schreibart.

a) in der Sprache der Proſa, von Jean Paul.

Vom geſtaltloſen Erdwurme bis zum ſtrahlenden Menſchenangeſichte, vom chaotiſchen Volke des erſten Tages bis zum jetzigen Weltalter, von der erſten Krümmung des unſichtbaren Herzens bis zu ſeinem willkührlichen Schlage im Jünglinge geht eine pflegende Gotteshand, die den innern Menſchen führt und nährt, ihn gehen und ſprechen lehrt, und ihn erzieht und verſchönert. Und warum? damit, wenn er, als ein ſchöner Halbgott, ſogar mitten in den Ruinen ſeines veralteten Körpertempels aufrecht und erhaben ſteht, die Keule des Todes den Halbgott auf ewig zerſchlage? — Und auf dem unendlichen Meere, worin der kleinſte Tropfenfall unermeßliche Kreiſe wirft, auf dieſem hat ein lebenslanges Steigen des Geiſtes und ein lebenslanges Fallen deſſelben einerlei Folge, nämlich das Ende der Folgen, die Vernichtung? — Und da mit unſerm Geiſte, nach demſelben Grunde, auch die Geiſter aller andern Welten fallen und ſterben müſſen, und nichts auf der von dem Leichenſchleier überhüllten Unendlichkeit übrig bleibt, als

der ewig säende und niemals erntende einsame Weltgeist, der eine Ewigkeit die andere betrauern siehet; so ist im ganzen geistigen All kein Ziel und Zweck. Und alle diese Widersprüche und Räthsel, wodurch nicht blos alle Wohllaute, sondern alle Saiten der Schöpfung zerrissen werden, müssen wir annehmen, wenn wir uns an eine ewige Vernichtung im Tode dahingeben; Schwierigkeiten, die unsere Vergänglichkeit eben so wenig auflöset. — O Freund, in diese Harmonie der Sphären willst du den ewig schreienden Mißton bringen? Sieh, wie sanft und gerührt der Tag gehet, wie erhaben die Nacht kommt; o dachtest du nicht daran, daß unser Geist glänzend einmal eben so aus der Grube voll Asche steigen werde? —

b) in der Sprache der Dichtkunst, von Fr. Leop. Graf zu Stolberg:

Hymne an die Sonne.

Sonne, dir jauchzet, bei deinem Erwachen, der Erdkreis entgegen,
Dir das Wogengeräusch des Erdumgürtenden Meeres!
Fliehend rollet der Wagen der Nacht, in nichtige Wolken
Eingehüllt, und schwindet hinab in die schauernde Tiefe.
Segnend strahlst du herauf, und bräutlich kränzet die Erde
Dir die flammenden Schläfe mit thauendem Purpurgewölke.
Alles freuet sich dein! in schimmernde Feiergewande
Kleidest du den Himmel, die Erd' und die Fluthen des Meeres!
Siehe, du leitest am rosigen Gängelbande den jungen
Freundlichen Tag; er hüllt sich in deine Saffrangewande.
Aber wie wachsen so schnell die Kräfte des himmlischen Jünglings!

Feuriger blickt er, er greift nach deinem ſtrahlenden Köcher,
Und ſchon ſchnellt er vom goldenen Bogen flammende Pfeile!
Zürne, Himmliſcher, nicht! und ſoll dein Bogen ertönen,
O ſo richte dein furchtbares Geſchoß auf des Oceans Fluthen,
Auf der ſchneeichten Alpen herunter ſchmelzende Gipfel,
Und auf ſandige Wüſten, die Löwen und Tiger durchirren!
Zürne, Himmliſcher, nicht! Dir flehn der Vögel Geſänge;
Dir der ſäuſelnde Wald, und dir die düftende Blume.
Wolleſt nicht des wehenden Zephyrs Flügel verſengen!
Wolleſt nicht austrinken das Labſal kühlender Quellen!
Wolleſt vom zarten Gräschen den krümmenden Tropfen nicht nehmen!
Sonne, lächle der Erd', und geuß aus ſtrahlender Urne
Leben auf die Natur! Du haſt die Fülle des Lebens!
Schöpfeſt, näher dem Himmel, aus himmliſchen Quellen, und dürſteſt
Selber nimmer! — Als Gott mit ſeiner Allmacht umgürtet,
Wie mit gürtendem Schlauch ein Sämann, Sonnen dahinwarf,
Millionen auf einmal, jede mit Erden bekränzet,
Rief er, Sonnen, euch zu: verbreitet Leben und Wärme
Auf die dürftigen Erden! Erbarmt euch der Dürſtenden, daß ich
Mich am großen Abend des Himmels euer erbarme!
Alſo rief er. Gedenk deß, o Strahlende! Früher
Oder ſpäter kommt der große Abend des Himmels,
Da ihr alle, zahlloſes Heer von mächtigen Sonnen,
Werdet, wie Mücken am Sommerabend in Teiche ſich ſtürzen,
Mit erbleichenden Strahlen herunterfallen vom Himmel!
Euer harren Gottes Gerichte! Gottes Erbarmung!
Wähne nicht zu vergehn! Der große Geber des Lebens

Wird gefallne Mücken, gefallne Sonnen, in neues Leben rufen. Wie du auf schwärmende Mücken herabschaust,
Schaut er ewig herab auf alle kreisende Himmel!

c) in der Sprache der Beredsamkeit, von Fichte:

(aus s. Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten, Jena, 1794. 8. S. 67.)

(Das Bruchstück beginnt in der mittlern Schreibart, geht aber, im letzten Abschnitte, in die höhere über.)

— Wir erblicken außer uns eine Verbindung, in der keiner für sich selbst arbeiten kann, ohne für alle andere zu arbeiten, oder für den andern arbeiten, ohne zugleich für sich selbst zu arbeiten, indem der glückliche Fortgang Eines Mitgliedes glücklicher Fortgang für Alle, und der Verlust des Einen Verlust für Alle ist: ein Anblick, der schon durch die Harmonie, die wir in dem allermannigfaltigsten erblicken, uns innig wohlthut und unsern Geist mächtig emporhebt. — Das Interesse steigt, wenn man einen Blick auf sich selbst thut, und sich als Mitglied dieser großen innigen Verbindung betrachtet. Das Gefühl unsrer Würde und unsrer Kraft steigt, wenn wir uns sagen, was jeder unter uns sich sagen kann: mein Daseyn ist nicht vergebens und zwecklos; ich bin ein nothwendiges Glied der großen Kette, die von der Entwickelung des ersten Menschen zum vollen Bewußtseyn seines Daseyns bis in die Ewigkeit hinausgehet. Alles, was jemals groß und weise und edel unter den Menschen war, — diejenigen Wohlthäter des Menschengeschlechts, deren Namen ich in der Weltgeschichte aufgezeichnet lese, und die mehreren, deren Verdienste ohne ihren Namen vorhanden sind, — sie

Feuriger blickt er, er greift nach deinem ſtrahlenden Köcher,
Und ſchon ſchnellt er vom goldenen Bogen flammende Pfeile!
Zürne, Himmliſcher, nicht! und ſoll dein Bogen ertönen,
O ſo richte dein furchtbares Geſchoß auf des Oceans Fluthen,
Auf der ſchneeichten Alpen herunter ſchmelzende Gipfel,
Und auf ſandige Wüſten, die Löwen und Tiger durchirren!
Zürne, Himmliſcher, nicht! Dir flehn der Vögel Geſänge;
Dir der ſäuſelnde Wald, und dir die düftende Blume.
Wolleſt nicht des wehenden Zephyrs Flügel verſengen!
Wolleſt nicht austrinken das Labſal kühlender Quellen!
Wolleſt vom zarten Gräschen den krümmenden Tropfen nicht nehmen!
Sonne, lächle der Erd', und geuß aus ſtrahlender Urne
Leben auf die Natur! Du haſt die Fülle des Lebens!
Schöpfeſt, näher dem Himmel, aus himmliſchen Quellen, und dürſteſt
Selber nimmer! — Als Gott mit ſeiner Allmacht umgürtet,
Wie mit gürtendem Schlauch ein Sämann, Sonnen dahinwarf,
Millionen auf einmal, jede mit Erden bekränzet,
Rief er, Sonnen, euch zu: verbreitet Leben und Wärme
Auf die dürftigen Erden! Erbarmt euch der Dürſtenden, daß ich
Mich am großen Abend des Himmels euer erbarme!
Alſo rief er. Gedenk deß, o Strahlende! Früher
Oder ſpäter kommt der große Abend des Himmels,
Da ihr alle, zahlloſes Heer von mächtigen Sonnen,
Werdet, wie Mücken am Sommerabend in Teiche ſich ſtürzen,
Mit erbleichenden Strahlen herunterfallen vom Himmel!
Euer harren Gottes Gerichte! Gottes Erbarmung!
Wähne nicht zu vergehn! Der große Geber des Lebens

Wird gefallne Mücken, gefallne Sonnen, in neues Leben rufen. Wie du auf schwärmende Mücken herabschaust,
Schaut er ewig herab auf alle kreisende Himmel!

c) in der Sprache der Beredsamkeit, von Fichte:

(aus s. Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten, Jena, 1794. 8. S. 67.)

(Das Bruchstück beginnt in der mittlern Schreibart, geht aber, im letzten Abschnitte, in die höhere über.)

— Wir erblicken außer uns eine Verbindung, in der keiner für sich selbst arbeiten kann, ohne für alle andere zu arbeiten, oder für den andern arbeiten, ohne zugleich für sich selbst zu arbeiten, indem der glückliche Fortgang Eines Mitgliedes glücklicher Fortgang für Alle, und der Verlust des Einen Verlust für Alle ist: ein Anblick, der schon durch die Harmonie, die wir in dem allermannigfaltigsten erblicken, uns innig wohlthut und unsern Geist mächtig emporhebt. — Das Interesse steigt, wenn man einen Blick auf sich selbst thut, und sich als Mitglied dieser großen innigen Verbindung betrachtet. Das Gefühl unsrer Würde und unsrer Kraft steigt, wenn wir uns sagen, was jeder unter uns sich sagen kann: mein Daseyn ist nicht vergebens und zwecklos; ich bin ein nothwendiges Glied der großen Kette, die von der Entwickelung des ersten Menschen zum vollen Bewußtseyn seines Daseyns bis in die Ewigkeit hinausgehet. Alles, was jemals groß und weise und edel unter den Menschen war, — diejenigen Wohlthäter des Menschengeschlechts, deren Namen ich in der Weltgeschichte aufgezeichnet lese, und die mehreren, deren Verdienste ohne ihren Namen vorhanden sind, — sie

alle haben für mich gearbeitet; — ich bin in ihre Ernte gekommen; ich betrete auf der Erde, die ſie bewohnten, ihre Segen verbreitenden Fußtapfen. Ich kann, ſobald ich will, die erhabene Aufgabe, die ſie ſich aufgegeben hatten, ergreifen, unſer gemeinſames Brudergeſchlecht immer weiſer und glücklicher zu machen; ich kann da fortbauen, wo ſie aufhören mußten; ich kann den herrlichen Tempel, den ſie unvollendet laſſen mußten, ſeiner Vollendung näher bringen.

„Aber ich werde aufhören müſſen, wie ſie"; dürfte ſich Jemand ſagen. O, es iſt der erhabenſte Gedanke unter allen: ich werde, wenn ich jene erhabene Aufgabe übernehme, nie vollendet haben; ich kann alſo, ſo gewiß die Uebernehmung derſelben meine Beſtimmung iſt, ich kann nie aufhören zu wirken, und mithin nie aufhören zu ſeyn. Das, was man Tod nennt, kann mein Werk nicht abbrechen; denn mein Werk ſoll vollendet werden, und es kann in keiner Zeit vollendet werden, mithin iſt meinem Daſeyn keine Zeit beſtimmt, — und ich bin ewig. Ich habe zugleich mit der Uebernehmung jener großen Aufgabe die Ewigkeit an mich geriſſen. Ich hebe mein Haupt kühn empor zu dem drohenden Felſengebirge, und zu dem tobenden Waſſerſturze, und zu den krachenden in einem Feuermeere ſchwimmenden Wolken, und ſage: ich bin ewig, und ich trotze eurer Macht! Brecht alle herab auf mich, und du Erde und du Himmel, vermiſcht euch im wilden Tumulte, und ihr Elemente alle, — ſchäumet und tobet, und zerreibet im wilden Kampfe das letzte Sonnenſtäubchen des Körpers, den ich mein nenne; — mein Wille allein mit ſeinem feſten Plane ſoll kühn und kalt über den Trümmern des Weltalls ſchweben; denn ich habe meine Beſtimmung ergriffen, und die iſt dauernder als ihr; ſie iſt ewig, und ich bin ewig, wie ſie.

73.

3) Die mittlere Schreibart.

Die mittlere Schreibart wird unter den drei Schreibarten zuletzt genannt, weil sie, nach ihrem Charakter und nach ihrem Tone, die Mitte zwischen der niedern und höhern hält, und weil, zu ihrer classischen Durchführung, weder blos die überwiegende Thätigkeit des Verstandes und der Urtheilskraft, wie bei der niedern Schreibart, noch zunächst die überwiegende Wirksamkeit der Einbildungskraft und des Gefühlsvermögens, wie bei der höhern Schreibart, sondern das Gleichgewicht aller drei geistigen Vermögen in ihrer Thätigkeit, mithin die gleichmäßige Entwickelung und Ausbildung des Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögens, als die Bedingung der gleichmäßigen Ankündigung dieser Vermögen in ihrer Wirksamkeit durch die Sprachdarstellung, erfordert wird. Die mittlere Schreibart setzt nämlich eben so einen hellen Verstand, eine scharf unterscheidende Urtheilskraft, eine selbstthätige Vernunft und Einbildungskraft, wie ein tiefes geläutertes Gefühlsvermögen, und ein unter der Herrschaft der Vernunft stehendes Bestrebungsvermögen voraus. Nach dieser gleichmäßigen Bildung und Thätigkeit aller drei geistigen Vermögen steht daher in der mittlern Schreibart alles im Ebenmaaße; es ist in ihr nichts zu wenig, und nichts zu viel; die Darstellung in derselben ist weder zunächst auf Verständlichkeit und Anschaulichkeit, noch zunächst auf Ergreifung der Einbildungskraft und des Gefühls, sie ist vielmehr gleichmäßig auf Belehrung und Ueberzeugung, wie auf Bewegung des Gefühlsvermögens

alle haben für mich gearbeitet; — ich bin in ihre Ernte gekommen; ich betrete auf der Erde, die ſie bewohnten, ihre Segen verbreitenden Fußtapfen. Ich kann, ſobald ich will, die erhabene Aufgabe, die ſie ſich aufgegeben hatten, ergreifen, unſer gemeinſames Brudergeſchlecht immer weiſer und glücklicher zu machen; ich kann da fortbauen, wo ſie aufhören mußten; ich kann den herrlichen Tempel, den ſie unvollendet laſſen mußten, ſeiner Vollendung näher bringen.

„Aber ich werde aufhören müſſen, wie ſie"; dürfte ſich Jemand ſagen. O, es iſt der erhabenſte Gedanke unter allen: ich werde, wenn ich jene erhabene Aufgabe übernehme, nie vollendet haben; ich kann alſo, ſo gewiß die Uebernehmung derſelben meine Beſtimmung iſt, ich kann nie aufhören zu wirken, und mithin nie aufhören zu ſeyn. Das, was man Tod nennt, kann mein Werk nicht abbrechen; denn mein Werk ſoll vollendet werden, und es kann in keiner Zeit vollendet werden, mithin iſt meinem Daſeyn keine Zeit beſtimmt, — und ich bin ewig. Ich habe zugleich mit der Uebernehmung jener großen Aufgabe die Ewigkeit an mich geriſſen. Ich hebe mein Haupt kühn empor zu dem drohenden Felſengebirge, und zu dem tobenden Waſſerſturze, und zu den krachenden in einem Feuermeere ſchwimmenden Wolken, und ſage: ich bin ewig, und ich trotze eurer Macht! Brecht alle herab auf mich, und du Erde und du Himmel, vermiſcht euch im wilden Tumulte, und ihr Elemente alle, — ſchäumet und tobet, und zerreibet im wilden Kampfe das letzte Sonnenſtäubchen des Körpers, den ich mein nenne; — mein Wille allein mit ſeinem feſten Plane ſoll kühn und kalt über den Trümmern des Weltalls ſchweben; denn ich habe meine Beſtimmung ergriffen, und die iſt dauernder als ihr; ſie iſt ewig, und ich bin ewig, wie ſie.

73.

3) Die mittlere Schreibart.

Die mittlere Schreibart wird unter den drei Schreibarten zuletzt genannt, weil sie, nach ihrem Charakter und nach ihrem Tone, die Mitte zwischen der niedern und höhern hält, und weil, zu ihrer classischen Durchführung, weder blos die überwiegende Thätigkeit des Verstandes und der Urtheilskraft, wie bei der niedern Schreibart, noch zunächst die überwiegende Wirksamkeit der Einbildungskraft und des Gefühlsvermögens, wie bei der höhern Schreibart, sondern das Gleichgewicht aller drei geistigen Vermögen in ihrer Thätigkeit, mithin die gleichmäßige Entwickelung und Ausbildung des Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögens, als die Bedingung der gleichmäßigen Ankündigung dieser Vermögen in ihrer Wirksamkeit durch die Sprachdarstellung, erfordert wird. Die mittlere Schreibart setzt nämlich eben so einen hellen Verstand, eine scharf unterscheidende Urtheilskraft, eine selbstthätige Vernunft und Einbildungskraft, wie ein tiefes geläutertes Gefühlsvermögen, und ein unter der Herrschaft der Vernunft stehendes Bestrebungsvermögen voraus. Nach dieser gleichmäßigen Bildung und Thätigkeit aller drei geistigen Vermögen steht daher in der mittlern Schreibart alles im Ebenmaaße; es ist in ihr nichts zu wenig, und nichts zu viel; die Darstellung in derselben ist weder zunächst auf Verständlichkeit und Anschaulichkeit, noch zunächst auf Ergreifung der Einbildungskraft und des Gefühls, sie ist vielmehr gleichmäßig auf Belehrung und Ueberzeugung, wie auf Bewegung des Gefühlsvermögens

alle haben für mich gearbeitet; — ich bin in ihre Ernte gekommen; ich betrete auf der Erde, die ſie bewohnten, ihre Segen verbreitenden Fußtapfen. Ich kann, ſobald ich will, die erhabene Aufgabe, die ſie ſich aufgegeben hatten, ergreifen, unſer gemeinſames Brudergeſchlecht immer weiſer und glücklicher zu machen; ich kann da fortbauen, wo ſie aufhören mußten; ich kann den herrlichen Tempel, den ſie unvollendet laſſen mußten, ſeiner Vollendung näher bringen.

„Aber ich werde aufhören müſſen, wie ſie"; dürfte ſich Jemand ſagen. O, es iſt der erhabenſte Gedanke unter allen: ich werde, wenn ich jene erhabene Aufgabe übernehme, nie vollendet haben; ich kann alſo, ſo gewiß die Uebernehmung derſelben meine Beſtimmung iſt, ich kann nie aufhören zu wirken, und mithin nie aufhören zu ſeyn. Das, was man Tod nennt, kann mein Werk nicht abbrechen; denn mein Werk ſoll vollendet werden, und es kann in keiner Zeit vollendet werden, mithin iſt meinem Daſeyn keine Zeit beſtimmt, — und ich bin ewig. Ich habe zugleich mit der Uebernehmung jener großen Aufgabe die Ewigkeit an mich geriſſen. Ich hebe mein Haupt kühn empor zu dem drohenden Felſengebirge, und zu dem tobenden Waſſerſturze, und zu den krachenden in einem Feuermeere ſchwimmenden Wolken, und ſage: ich bin ewig, und ich trotze eurer Macht! Brecht alle herab auf mich, und du Erde und du Himmel, vermiſcht euch im wilden Tumulte, und ihr Elemente alle, — ſchäumet und tobet, und zerreibet im wilden Kampfe das letzte Sonnenſtäubchen des Körpers, den ich mein nenne; — mein Wille allein mit ſeinem feſten Plane ſoll kühn und kalt über den Trümmern des Weltalls ſchweben; denn ich habe meine Beſtimmung ergriffen, und die iſt dauernder als ihr; ſie iſt ewig, und ich bin ewig, wie ſie.

73.

3) Die mittlere Schreibart.

Die mittlere Schreibart wird unter den drei Schreibarten zuletzt genannt, weil sie, nach ihrem Charakter und nach ihrem Tone, die Mitte zwischen der niedern und höhern hält, und weil, zu ihrer classischen Durchführung, weder blos die überwiegende Thätigkeit des Verstandes und der Urtheilskraft, wie bei der niedern Schreibart, noch zunächst die überwiegende Wirksamkeit der Einbildungskraft und des Gefühlsvermögens, wie bei der höhern Schreibart, sondern das Gleichgewicht aller drei geistigen Vermögen in ihrer Thätigkeit, mithin die gleichmäßige Entwickelung und Ausbildung des Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögens, als die Bedingung der gleichmäßigen Ankündigung dieser Vermögen in ihrer Wirksamkeit durch die Sprachdarstellung, erfordert wird. Die mittlere Schreibart setzt nämlich eben so einen hellen Verstand, eine scharf unterscheidende Urtheilskraft, eine selbstthätige Vernunft und Einbildungskraft, wie ein tiefes geläutertes Gefühlsvermögen, und ein unter der Herrschaft der Vernunft stehendes Bestrebungsvermögen voraus. Nach dieser gleichmäßigen Bildung und Thätigkeit aller drei geistigen Vermögen steht daher in der mittlern Schreibart alles im Ebenmaaße; es ist in ihr nichts zu wenig, und nichts zu viel; die Darstellung in derselben ist weder zunächst auf Verständlichkeit und Anschaulichkeit, noch zunächst auf Ergreifung der Einbildungskraft und des Gefühls, sie ist vielmehr gleichmäßig auf Belehrung und Ueberzeugung, wie auf Bewegung des Gefühlsvermögens

und Aufregung des Willens zu feſten Entſchlüſſen gerichtet. Der Ausdruck iſt reicher und kräftiger, der Periodenbau voller und gegründeter, als in der niedern Schreibart; der dargeſtellte Gegenſtand trägt in der mittlern Schreibart das Gepräge der Würde, welche im Style nur aus der höhern Kraft der Vernunft hervorgehen kann. Dieſe Würde wird aber in der Sprachdarſtellung durch das friſche Leben gemildert und gehoben, welches von der gleichmäßig gebildeten Einbildungskraft und von dem geläuterten Gefühle ausgehet. Zwar verſinnlicht die mittlere Schreibart den Stoff durch einzelne bildliche Ausdrücke; nie aber verwandelt ſie den Gegenſtand ſelbſt in ein Bild, wie die höhere Schreibart. Sie bleibt vielmehr zu der letzten in dem Verhältniſſe, wie der Schmuck zum Glanze, und wie die Wärme zur Glut. Sie hält daher, im vollen Sinne des Wortes, die Mitte zwiſchen der niedern und höhern Schreibart, obgleich aus ihr der Uebergang abwärts in die niedere — für die größere Anſchaulichkeit und Verſtändlichkeit des Stoffes — und aufwärts in die höhere — zur freien und bilderreichen Verſinnlichung deſſelben — ſtatt findet. Sie iſt, in ihrer durch größere ſtyliſtiſche Ganze gleichmäßig gehaltenen Durchführung, die Krone der ſtyliſtiſchen Darſtellung, weil ſie theils auf der gleichmäßigen und ununterbrochen fortſchreitenden Ausbildung aller drei geiſtigen Vermögen beruht, theils einen gleichmäßigen Eindruck auf dieſe drei Vermögen bewirkt. Sie iſt gleich anwendbar in der Sprache der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit. — Von teutſchen Claſſikern haben die mittlere Schreibart in der Proſa Jeruſalem, Engel, Heydenreich, Heeren, Eich-

horn, Fr. Heinr. Jacobi, Ancillon, Schlözer, Geo. Forster, Spittler, Posselt, Woltmann, Mansa, Wachler, v. Raumer u. a. — in der Dichtkunst: J. Andr. Cramer, v. Gerstenberg, J. Geo. Jacobi, v. Thümmel, v. Herder, v. Schiller, v. Göthe u. a. — und in der Sprache der Beredsamkeit: J. Andr. Cramer, Zollikofer, Reinhard, Löffler, v. Ammon, Marezoll, Schleiermacher, Tzschirner, Bretschneider, Schott, Röhr, Schuderoff u. a. mit glücklichem Erfolge angebaut.

Beispiele der mittlern Schreibart.

a) in der Sprache der Prosa, von Fr. Ancillon:

(„über Glauben und Wissen in der Philosophie". Berl. 1824. 8. S. 7.)

Die Philosophie geht von der Menschheit aus, so wie sie sich an die ganze Menschheit wendet und richtet. Dieses thut sie, indem sie ihr Gebäude auf die menschliche Natur errichtet und begründet. Allein es wäre ein Irrthum, zu glauben, die menschliche Natur, zumal in ihren feinsten Verzweigungen, oder in den Tiefen ihres Wesens und in ihrer reichhaltigen Fülle erfaßt zu haben, indem man sich an das hält, was die Masse des Menschengeschlechts, oder die gewöhnlichen gemeinen Menschen darbieten und offenbahren. Die Menschheit erscheint uns in ihrem ganzen Umfange und in ihrer Vollendung in den auserwählten Naturen, die sich durch eine seltene Harmonie des Geistes, des Gemüths und des Charakters über die Menge erheben, und in jeder

Hinſicht die Zierde und der Stolz ihres Geſchlechts ſind. Die menſchliche Natur, in den Meiſten gebunden, verſtümmelt, oder mindeſtens in ſchwachen Ausdrücken erſcheinend, entfaltet ſich nur vielſeitig und in voller Pracht in den Heroen des Denkens, Empfindens und Handelns. Was in allen Menſchen ſich vorfindet und Allen gemein iſt, findet ſich auch in dieſen; aber was dieſe auszeichnet, iſt den Andern fremd, obgleich es zur menſchlichen Natur gehört. Die erſtern offenbahren uns die menſchliche Natur weit beſſer, als es Tauſende und abermals Tauſende gewöhnlicher Menſchen thun würden. In dem Verfahren, dem Gange, dem Charakter des Genies, in der Betrachtung ſeines Wirkens, gehet uns die Größe des Menſchen auf, und ſonderbar wäre es, wenn er in ſeiner höchſten Entwickelung und Vollendung uns weniger über uns ſelbſt belehren ſollte, als in ſeiner Unvollkommenheit. Sind denn die glänzenden Zeichen, und die Strahlen des geiſtigen Feuers und Lichtes, durch welches das Genie ſich beglaubigt, nicht in der menſchlichen Natur? Giebt es nicht ein Genie für Wahrheit, ein Genie für die Tugend, wie eins für das Schöne? Gott iſt ein großer Künſtler, der ſeine Geheimniſſe nur in auserkohrnen und auserwählten Männern offenbahrt. In ihnen muß das Höchſte der menſchlichen Natur ſich kund thun; dort muß man es ſuchen, ſo wie man das Höchſte der Bildhauerkunſt in den Werken des Phidias, und nicht in den Werken der gewöhnlichen Bildhauer, finden kann.

b) in der Sprache der Dichtkunſt, von Raupach:

(Gedanken auf einem Spaziergange am 4. Dec. 1823.)

Die Wolke ſchlägt ums Berghaupt ihre Schwingen;
Es heult der Sturm den düſtern Zauberſpruch,

Um die Natur zum Todesſchlaf zu zwingen,
Und webt aus welkem Laub ihr Leichentuch.
Verſchwunden iſt der Sterbenden Geſchmeide,
Der Felder Gold, des Hains ſmaragd'nes Grün;
Bald wird der Winter mit dem Sterbekleide
Das falbe Todtenantlitz überziehn.

Ich ſehe, Menſchheit, dich in dieſem Bilde!
Auch deine Blüthen hat der Sturm geraubt,
Und was erzog vergangner Zeiten Milde,
Das ſtehet jetzt entfärbt, verwelkt, entlaubt;
Und einen ſtrengen Winter ſehn wir kommen,
Deß Schauder ſchaudernd nur die Ahnung mißt,
Wo jeder Lebenshauch von dir genommen,
Du ſelbſt zu ſtarr zu einer Thräne biſt.

Doch zwiſchen todten Fluren, nah und ferne,
Sich jugendliches Grün dem Auge beut:
Da hat, vertrauend auf den Lauf der Sterne,
Der Sämann kräft'gen Samen ausgeſtreut;
Der wird nun ruhn, bis Froſt und Stürme weichen,
So wie ein Schiff im ſtillen Schoos der Bucht,
Und kehrt die Sonne zu den ſchönern Zeichen,
Aufſchießen, blühen, füllen ſich zur Frucht.

Auch hier die Menſchheit. Auch auf ihrem Leben
Liegt ewig nicht des Winters laſtend Joch!
Und können wir auch keine Kunde geben
Von ihrer Sterne Lauf — ſie wandeln doch!
Drum laßt uns Mühe nicht, nicht Feinde ſcheuen,
Ihr, die ihr ahnt des großen Geiſtes Rath,
Laßt unverdroſſen nur uns Samen ſtreuen;
Und ſicher ſprießt und reift dann auch die Saat.

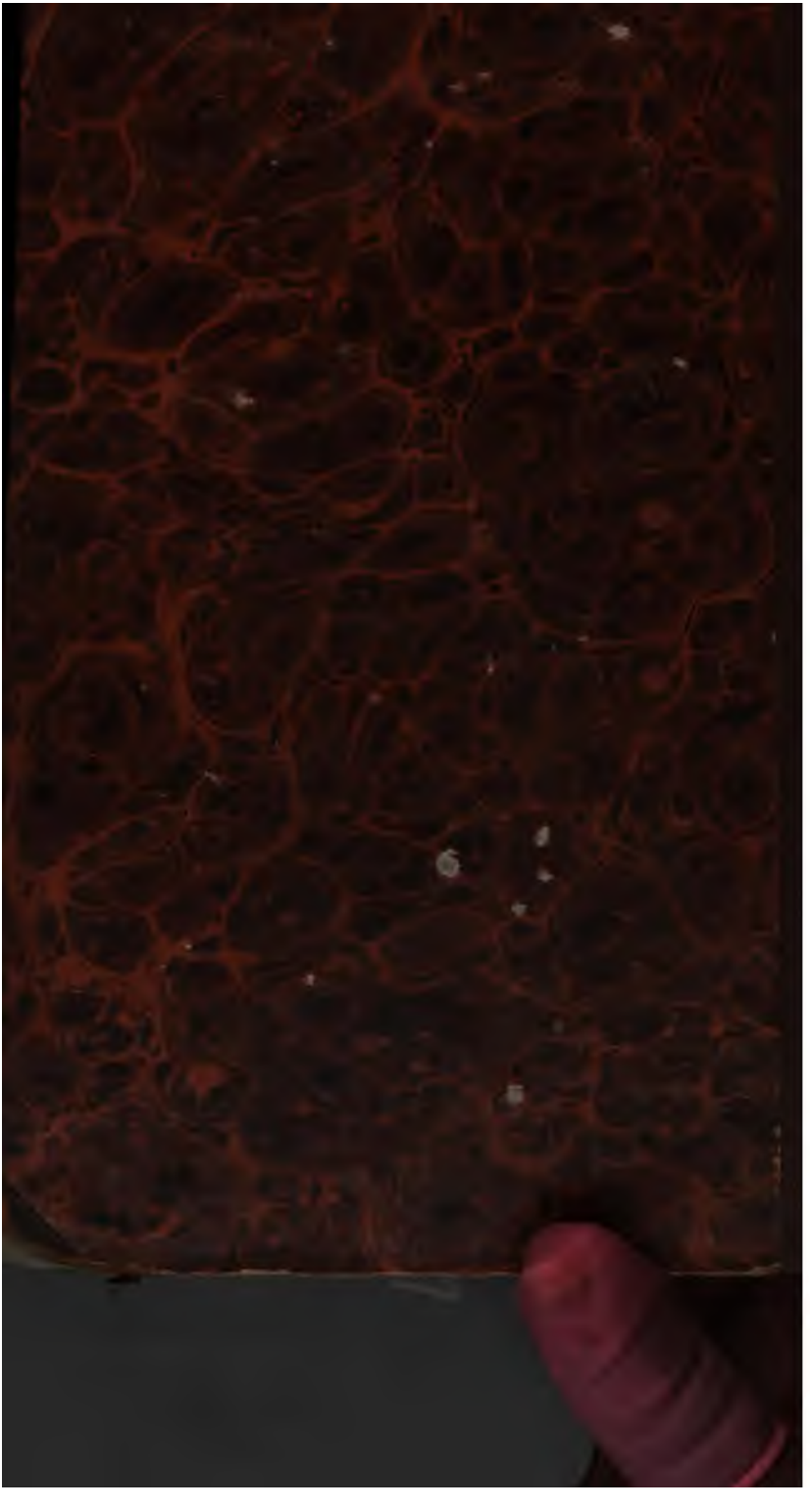
c) in der Sprache der Beredſamkeit, von Reinhard:

Auf das Unendliche, das fühlt jeder, der ſich ſelbſt verſtehet, auf das Unendliche iſt alles bei uns gerichtet. Jede Einſchränkung iſt uns verhaßt, jede Grenze widrig; und mit Abſcheu, mit Zittern denken wir daran, daß es ein letztes Ziel für uns, daß es ein Ende unſrer Wirkſamkeit, daß es eine Vernichtung unſers Weſens

geben könnte. Dagegen werden wir nie müde, zu lernen, zu genießen und fortzuſchreiten; jeder Zuwachs ermuntert uns zu neuen Verſuchen, jeder Gewinn erweckt die Begierde nach einem größern; wir erweitern uns immer mehr, je freier unſer Wirkungskreis wird. Und, was mehr iſt, als dies alles: in unſerm Innern erhebt ſich eine Stimme, die ſich nie ganz betäuben läßt; eine Stimme, die uns auffordert, unabläſſig nach höherer Tugend zu ſtreben; die uns die Pflicht auflegt, uns eine vollendete Heiligkeit zum Ziele zu wählen. Nein, ein Weſen mit dieſem Berufe, mit dieſer klaren unläugbaren Beſtimmung, kann nicht vergänglich ſeyn; es bedarf einer Ewigkeit, wenn es werden ſoll, was es werden muß; es verachtet das Geräuſch der Zerſtörung, das in der Körperwelt herrſcht; es ſchwingt ſich ſiegreich zu einer höhern Laufbahn empor, ſobald es den irdiſchen Gefährten verliert, der es an dieſe niedrige Gegend heftet. Dabei wollen wir uns an dem Beiſpiele aller derer erwärmen, die in der Kraft und mit dem Feuer dieſes Gefühls ihrer Unvergänglichkeit gelebt und gehandelt haben. Denn ohne dieſes Gefühl iſt nichts Edles und Großes auf Erden geſchehen; es war die heilige Flamme, welche in den beſten Menſchen aller Zeiten deren Eifer zu den erhabenſten Thaten entzündet hat. Mit dem Gefühle ihrer Unvergänglichkeit haben ſo viele Weiſe, ſo viele Lehrer des menſchlichen Geſchlechts der Unterſuchung und Verbreitung der Wahrheit ihre Zeit, ihre Kraft, ihr Vergnügen, ihr Leben aufgeopfert. Mit dem Gefühle ihrer Unvergänglichkeit haben ſo viele Helden der Tugend, im Dienſte der Pflicht und aus reiner Achtung gegen das heilige Gebot derſelben, mit allen Schwierigkeiten gerungen, mit allen Mühſeligkeiten gekämpft, und allen Gefahren getrotzt. Mit dem Gefühle ihrer Unvergänglichkeit haben ſo viele Vertheidiger und Retter unſers Geſchlechts zur Wohlfahrt ihrer Brüder alles gewagt, alles gethan, alles geduldet, und ihr Blut vergoſſen. Betrachtet edle Menſchen genauer; faſſet ſie ſchärfer ins Auge; etwas Hohes und Ueberirdiſches werdet ihr an Allen merken; ihr werdet ſie alle mit dem Vertrauen handeln ſehen, daß ſie mehr ſind, als niedriger Staub; die Hinſicht auf eine höhere Welt, und das

Gefühl, für ſie beſtimmt zu ſeyn, werdet ihr mehr oder weniger deutlich bei Allen antreffen. Ein ſolches Gefühl kann nicht täuſchen; es iſt zu edel, zu allgemein, zu fruchtbar, zu reich an Segnungen aller Art, als daß es Schwärmerei und Täuſchung ſeyn könnte. Ueberlegt es fleißig, wie es bei allen Edlen und Guten wirkt, und es wird ſich auch bei euch entzünden, es wird auch in euch zu einer Flamme werden, die Leben und Wärme in euch verbreitet.

74.

Schluß der Philoſophie der Sprache.

Die Philoſophie der Sprache hat ihre große Aufgabe gelöſet, wenn es ihr gelungen iſt, das Geſammtgebiet der Sprachdarſtellung auf die urſprüngliche Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes ſelbſt zurückzuführen, und aus der, im Bewußtſeyn ſich ankündigenden, Thätigkeit der drei ſelbſtſtändigen Vermögen des menſchlichen Geiſtes die das Gebiet der Sprachdarſtellung vollſtändig erſchöpfenden drei ſelbſtſtändigen Formen der Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit abzuleiten. Damit aber das wiſſenſchaftliche Geſammtgebiet der Sprachdarſtellung zweckmäßig geordnet und eine lichtvolle Ueberſicht über daſſelbe vermittelt würde, mußten die in der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes enthaltenen Bedingungen einer claſſiſchen Sprachdarſtellung — die logiſch-grammatiſchen, wie die äſthetiſchen — erſchöpfend aufgeſtellt und auf ein höchſtes und allgemeines Geſetz, auf das Geſetz der Form, als den Mittelpunct der ganzen Philoſophie der Sprache, zurückgeführt werden, aus deſſen vollſtändiger Entwickelung und Durchführung, nach allen einzelnen in demſelben enthaltenen Eigenſchaften einer claſſiſchen Sprachdarſtellung, der